This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

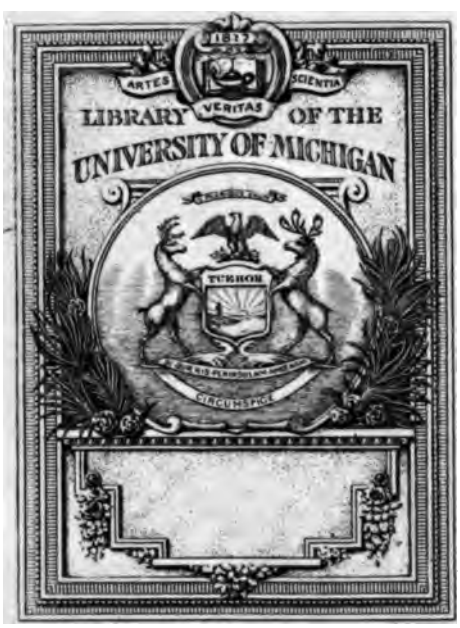
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B . 1,099,391

ROBERT SIEGER


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURRIS

AP
30
.03

Österreichische Rundschau

herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy

Band VIII

August—Oktober 1906

1906

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Cont.
Stacks
1-21-48
61400

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

	Seite
Antropp, Theodor	120, 194, 272, 350, 428
Arthaber, Dr. Gustav von	319
Bartsch, Rudolf	291
Beck, Friedrich	465
Berger, Dr. Alfred Freiherr von	1
Berger, Gisela Freiin von	66
Bettelheim, Dr. Anton	474
Bettelheim-Gabillon, Helene	347
Birk, Professor, Alfred	186, 396
Blei, Dr. Franz	133, 344, 499
Braun, Felix	256
Castle, Professor Dr. Eduard	398
Daum, Dr. Adolf	488
Decsey, Dr. Ernst	250
Deutsch, Otto Erich	15
Dreger, Kustos, Dozent Dr. M.	175
Du Rieux, Editha	433
Eglauer, Ministerialrat Theodor	70, 273
Fleischner, Ludwig	492
Fournier, Universitätsprofessor Dr. August	236, 309, 384, 465
Friedberger, Kurt	299
Funkenstein, Klemens	266, 374
Gregori, Ferdinand	64
Gunther F. St.	345
Heger, Regierungsrat F.	71, 133
Helfert, Dr. Josef Alexander Freiherr von	450
Heller, Direktor der Erziehungsanstalt Wien-Grinzing Dr. Theodor	281
Herschmann, Dr. Otto	343
Hoermann, Dr. Ludwig von	59
Hoffenstal, Hans von	157
Hoffmann, Nina	72
Hofmann, Universitätsprofessor Dr. K. B.	37
Horner, Dr. Emil	75, 188
Houben, Dr. Heinrich Hubert	202
Hufnagl, Dr. Karl	499
John, Alois	77
Junker, Carl	505
Kaindl, Universitätsprofessor Dr. R. F.	192
Kleinpeter, Dr. Hans	150
Koernig, Dr. A. R.	500
Kretschmayr, Dr. Heinrich	264
Krsnjavi, Sektionschef Dr. J.	3, 141, 351
Kürnberger, Ferdinand †	15
Kukula, Regierungsrat Dr. Richard	419
Loesche, Regierungsrat Prof. Dr. Georg	344
Masaryk, Universitätsprofessor Dr. Th. G.	498
Mayr, Dr. Max Freiherr von	423
Mell, Dr. Max	331
Merwin, Berthold	484
Meyer, Dr. Stephan	479
Minor, Hofrat Professor Dr. J.	172, 333, 427, 506
Morold, Max	401
Moßhammer, Dr. Franz	266
Mündl, Dr. Richard	69
Neumann, Dr. Alfred	405, 497
Nimführ, Dr. Raimund	441
Nowak, Generalkonsul E.	269
Oesteren, Friedrich Werner van	93
Plener, Dr. Ernst von	196
Redlich, Universitätsprofessor Dr. Oswald	155
Reissenberger, Regierungsrat, Dr. Karl	116
Saar, Ferdinand von †	52
Schaukal, Dr. Richard	227
Scheu-Riesz, Helene	170
Schroeder, Universitätsprofessor Doktor Leopold von	343
Schwarzkopf, Gustav	115
Schweidler, Universitätsprofessor Doktor Egon von	106
Schwiedland, Regierungsrat Prof. Dr. Eugen	429
Seefeld, Karl	345
Sieger, Universitätsprofessor Dr. Robert	265
Spitzer, Universitätsprofessor Dr. Hugo	354
Stefan, Paul	491
Strobl, Dr. Karl Hans	73
Susan, Kamillo D. Dr.	187
Swoboda, Privatdozent Dr. Hermann	179
Thun-Salm, Gräfin E.	54
Trebitsch, Siegfried	339
Ubell, Dr. Hermann	183
Veltzé, Alois	349
Vietinghoff, Boronesse Aline von	137

	Seite
Weber, Universitätsprofessor Dr. Ottokar	264
Weber-Lutkow, Hans	87
Weilen, Universitätsprofessor Dr. Alexander von	254
Windholz, J. L.	135
Ziegler, Johannes †	13, 212
Zweig, Dr. Stephan	126, 420
F. B.	420
G. Sch.	134, 497
—r.	78
h. r.	70
—l	139, 425, 503
—nk—	75, 78, 138, 192, 265, 271, 419
***	80
—v—	78

Artikel.

Die politischen Verhältnisse Kroatiens. Von Sektionschef Dr. J. Krsnjavi 3, 141
Tegetthoffs erste Seefahrt. Von Johannes Ziegler 13
Ein unveröffentlichtes Manfred-Gedicht zu Robert Schumanns Musik. Von Ferdinand Kürnberger (mitgeteilt und eingeleitet von Otto Erich Deutsch) 15
Die chemischen Reaktionstypen in unserem Lebensprozesse. Von Universitätsprofessor Dr. K. B. Hofmann 37
Über tirolische Sagenforschung. Von Ludwig v. Hörmann 59
Aus der Zeit des Humanismus. Von Ferdinand Gregori 64
Über unsere künftige Orientpolitik. Von *** 79
Johann Philipp Palm. Von Hans Weber-Lutkow 87
Über die Theorien der Radioaktivität. Von Universitätsprofessor Dr. Egon von Schweidler 106
Seelenliebe. Von Gustav Schwarzkopf . . . 115
Der Touristenverkehr in den Beskiden. Von Regierungsrat Dr. Karl Reissenberger . . 116
Ein Sonntag in der Reichenberger Ausstellung. Von Theodor Antropp 120
Die Reform unserer Mittelschule. Von Doktor Hans Kleinpeter 150
Venezianische Geschichte. Von Universitätsprofessor Dr. Oswald Redlich 155
Brieffragmente aus China 162
Sudermanns „Blumenboot". Von Hofrat Professor Dr. J. Minor 172
Die Stoffe aus dem Reliquienschreine Karls des Großen. Von Kustos und Dozent Dr. M. Dreger 175
Selbstmord oder Unfall? Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda 179
Die diesjährige interparlamentarische Konferenz für internationale Schiedsgerichte. Von Dr. Ernst v. Plener 195
Aus Heinrich Laubes literarischen Lehrjahren. Von Dr. Heinrich Hubert Houben 202
Lissa. Aus dem Nachlasse Johannes Zieglers 212
Zu Gentzens politischen Wandlungen. Ungedruckte Briefe. Mitgeteilt von Universitätsprofessor Dr. August Fournier 236, 309, 384, 465
Stimmungen vom Salzburger Musikfest. Von Dr. Ernst Decsey 250
Ein Gutachten Heinrich Laubes über französisches Theater in Wien. Mitgeteilt von Universitätsprofessor Dr. Alexander v. Weilen 254
Gleichmäßiges Wahlrecht. Von Ministerialrat Theodor Eglauer 273
Die Ursachen der Verwahrlosung Jugendlicher. Von Dr. Theodor Heller, Direktor der Erziehungsanstalt Wien-Grinzing . . 281
Laube als Historiker. Von Rudolf Bartsch . 291
Rudolf v. Arthaber. Von Dr. Gustav von Arthaber 319
Die holländische Landschaftsmalerei. Von Dr. Max Mell 331
Die Laube-Feier. Von Hofrat Professor Dr. J. Minor 333
Dalmatiens und Bosniens staatsrechtliche Zukunft. Von Dr. J. Krsnjavi 351
Die „Moderne" in der Wissenschaft. Von Hugo Spitzer 354
Die deutsche technische Hochschule in Prag. (1806–1906) Von Professor Alfred Birk 396
Ungedrucktes aus Lenaus poetischem Nachlaß. Mitgeteilt von Professor Dr. Eduard Castle 398
Zum 10. Todestag Anton Bruckners. Von Max Morold 401
Handelsmaritime und statistische Streifzüge. Von Dr. Alfred Neumann 405
Ein geheimer Bericht über die Schlacht bei Jena 411
Die Weber. Von E. Schwiedland 429
In einem Reiche, in einem Land . . . Von Editha Du Rieux 433
Fortschritte der Flugtechnik im letzten Jahrzehnt. Von Dr. Raimund Nimführ . . . 441
Eindrücke und Ahnungen aus der Werdezeit. Von Josef Alexander Freiherrn v. Helfert 450

Seite

Familienstücke von Isolde Kurz. Von Anton Bettelheim 474
Zur Erinnerung an Ludwig Boltzmann. Von Dr. Stephan Meyer 479
Polnische Mystik. Von Berthold Merwin . 484
Wahlreform und Wahltechnik. Von Dr. Adolf Daum 488

Belletristik.

Am Grabe Ferdinand v. Saars. Von Doktor Alfred Freiherrn v. Berger 1
Das erwachende Schloß. Von Ferdinand v. Saar 52
Der heilige Johannes von Nepomuk. Novelle von Gräfin C. Thun-Salm 54
Nachtstille. Von Gisela Freiin v. Berger . 66
Der Herr im Hause. Von Friedrich Werner van Oestéren 93
Fahrten. Von Stephan Zweig 126
Gottes Liebling. Von Hans v. Hoffensthal 157
Trümmer. Von Helene Scheu-Riess 170
Die Kleiderprinzessin. Von Hermann Ubell 183
Das Stelldichein. Von Richard Schaukal . . 227
Der Gruß. Von Felix Braun 256
Store Kannikesgade. Novelle von Kurt Frieberger 299
Guido. Von Siegfried Trebitsch 339
Am Ziele. Von Klemens Junkenstein 374
Morgengang. — Abendrast. Von Friedrich Beck 465
Der entschwundene Garten. Von Paul Stefan 491

Chronik.

Verkehr. Von Dr. Richard Mündl 67
Völkerkunde. Von Regierungsrat F. Heger 127
Technik. Von Professor Alfred Birk 184
Geschichte. Von Dr. Heinrich Kretschmayr . 257
Sport. Von Dr. Otto Herschmann 341
Hochschulwesen. Von Dr. Richard Kukula . 416
Fachschulwesen. Von Ludwig Fleischner . . 492

Besprechungen.

Dr. Franz Freih. v. Myrbach-Rheinfeld: „Grundriß des Finanzrechts." III. Bd., 7. Abt. von Prof. Finger und Frankls „Grundriß des österreichischen Rechts". Besprochen von Theodor Eglauer 69
Th. Lindner: „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung." In neun Bänden. 4. Band: „Der Stillstand des Orients und das Aufsteigen Europas", „Die deutsche Reformation". Besprochen von h. r. 70
O. Nachod: „Geschichte von Japan." Erster Band. Erstes Buch: „Die Urzeit." Besprochen von F. Heger 70
„Das Duell." Russischer Militärroman von A. Kuprin. Autorisierte Übersetzung von Dr. Adolf Heß. Besprochen von Nina Hoffmann 71
„Kämpfende Kräfte." Novellen von Knut Hamsun. Besprochen von Karl Hans Strobl 72
Marie Schmidl: „Der ungerechte Richter." Drama in fünf Aufzügen. Besprochen von Dr. Emil Horner 73
„Vorarlberg und Liechtenstein. Land und Leute." Von J. C. Heer. Besprochen von —nk— 75
Meier-Gräfe: „Der junge Menzel" — Meier-Gräfe: „Corot und Courbet." Besprochen von F. Blei 133
„Feuerwerk." Erzählungen von Frank Wedekind. Besprochen von G. Sch. 133
Florentiner Novellen von Isolde Kurz. Besprochen von J. L. Windholz 134
Leopold v. Schroeder: „Baltische Heimat-, Trutz- und Trostlieder." Besprochen von Kamillo V. Susan 186
Henrica Baronin Glaser: „Wege ohne Umkehr." Besprochen von Dr. Emil Horner 187
Strobl v. Ravelsberg: „Metternich und seine Zeit". Besprochen von Prof. Dr. Ottokar Weber 264
„Die Auswanderungsfrage." Von Dr. Ernst Franz Weißl. Besprochen von —nk— . 264
Samassa Paul: „Das neue Südafrika." Besprochen von Sieger 265

Seite

„Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek." Besprochen von Dr. Franz Moßhammer 265
„Die in Finsternis wandeln." Ruthenische Novellen von Zéméne Zemlak. Übersetzung von Johann Hermann. Besprochen von Klemens Funkenstein 266
„Die Kirchenpolitik der Hohenzollern" von einem Deutschen. Besprochen von Georg Loesche 343
„Deutsche Schwänke." 79 kurzweilig Schwenk und Fatzbossen, gesammelt von Leonhardt Frischlin. Besprochen von Franz Blei . . 344
Pierre Loti: „Gen Ispahan." Besprochen von Leopold v. Schroeder 344
„G'spaßige Menschen." Neue Wiener Geschichten von Gust. Andr. Ressel. Besprochen von F. St. Gunther 344
C. Wagner: „Schlichtes Leben." Aus dem Französischen übersetzt. Besprochen von Karl Seefeld 345
„Die österreichischen Verfassungsgesetze", herausgegeben von Dr. Edmund Bernatzik, Professor an der k. k. Universität in Wien. (Studienausgabe österreichischer Gesetze, Band 3.) Leipzig. C. L. Hirschfeld. 1906. Besprochen von —nk— . . . 419

Seite

Prevost: „Manon Lescaut." Deutsch von Dr. J. Zeitler. Mit fünf Zeichnungen von F. v. Bayros. Leipzig. Insel-Verlag. Besprochen von F. B. 419
„Das Tagebuch", von Leo Greiner. Gedichte. München und Leipzig bei Georg Müller. 1906. Besprochen von Stephan Zweig 420
„Die Weltwirtschaft." Ein Jahr- und Lesebuch, herausgegeben von E. v. Halle. I. Jahrgang. 1906, 1. Teil: „Internationale Übersichten". B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1906. Besprochen von Dr. Alfred Neumann 497
Fritz Mauthner. „Totengespräche." Karl Schnabel. Berlin. 1906. Besprochen von G. Sch. 497
„Rußlands Dichter und Schriftsteller." Von O. S. Petrov, Halle a. S., Waisenhaus, 1905. Besprochen von Th. G. Masaryk 498
„Amiels Tagebücher." Deutsch von Dr. Rosa Schapire. München. R. Piper, 1905. Besprochen von Franz Blei 499
„Im Herrgottswinkel." Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. Leipzig, 1906. L. Staackmann. Besprochen von Karl Huffnagl 499

Feuilleton.

Ein Goethe-Denkmal in Franzensbad. Von Alois John 75
Nach der Schlacht bei Mukden. Von Baronesse Aline v. Vietinghoff 135
Aus der Bukowina. Von Universitäts-Professor Dr. R. F. Kaindl 188
Über das Studium lebender Sprachen. Von Generalkonsul E. Nowak 267
„Der gestiefelte Kater" als Erzieher. Von Helene Bettelheim-Gabillon 345
Nadelhölzer im Garten. Von Max Freih. v. Mayr 420
Von Saloniki nach Monastir. Von Dr. R. A. Koernig . . . , ... 500

Rundschau.

15.—28. Juli. 77
Parlamentsschluß (—nk—) 78
Die neuen österreichischen Alpenbahnen (—r.) 78
30. Juli—8. August 137
Dr. Marchet (—nk—) 137
Gedanken zur Zeitgeschichte (—l.) 138
Zeitschriftenschau 139
11.—24. August 192
Zur Reform des Dualismus (—nk—) . . . 192
Wiener Theater (Theodor Antropp) . . . 192
26. August—8. September 269
Österreichs künftige Regierungspartei (—nk—) 270
Wiener Theater (Theodor Antropp) 271
9.—21. September 347
Das Deutschmeisterdenkmal in Wien. (Alois Veltzé) 348
Wiener Theater (Theodor Antropp) 349
22. September—5. Oktober 424
Gedanken zur Zeitgeschichte (—l.) 424
Burgtheater (Minor) 425
Wiener Theater (Theodor Antropp) 427
7.—18. Oktober 503
Gedanken zur Zeitgeschichte (—l.) 503
Das Volksstimmenhaus. (Carl Junker) . . . 505
Burgtheater (Minor) 506

Am Grabe Ferdinand von Saar's.

Von Alfred Freiherrn von Berger.

Träumerisch blasse Malven,
Die du mehr als Rosen geliebt,
Sollen auf deinem Grabe blüh'n,
Wie stumme Antwort auf stumme Fragen,
Welche jeden leise ergreifen,
Der an der Schlummerstätte des Dichters
Einsam verweilet.

Von den nahen Buchen vielleicht
Schwebt ein Trauermantel, der Falter,
Dem du deine eigene Seele
Sinnvoll verglichen,
Lautlosen Fluges zuweilen nieder,
Ruht auf den Blüten mit nippenden Schwingen
Und entsaugt den blaßroten Kelchen,
Die dir zarteste, ahnungsvollste
Rhythmen und Reime eingegeben,
Wie in Wonne vergehend, ihre
Heimliche Süße.

Dichter der Heimat,
Die du treu im Herzen getragen,
Schläfst nun mitten im Herzen der Heimat!
Deinen Schlummer hütet das sanftgeschwung'ne
Kahlengebirge,
Deinen Liedern verwandt in seiner Linie
Edler Melodik!

Wo du ruhst, da kannst du die Lerchen hören,
Wenn sie im Frühling aus dem grünen Saatfeld
In die Bläue des Himmels steigen,
Kannst in schattigen Kronen belauschen

Amsel und Buchfink;
Und wenn Gesang und Harmonikaklänge
Dringen in deine Stille aus naher
Heurigenschenke —
Dich wird es nicht verdrießen!
Hast ja dein Volk geliebt und seine
Freuden geteilt; den Armen vor allen,
Den Gedrückten warst du hold,
Die, wie du selbst, der bescheidene Dichter,
Oft in unscheinbarer Hülle mehr
Sind als sie scheinen.

Drum, wenn auch Einsamkeit und Stille
Deiner Seele Bedürfnis war,
Wirst du nicht zürnen, wenn das Volk
Neugierig zu deinem Grabe pilgert.
Einmal kommt auch vielleicht ein junges,
Liebendes Pärchen,
Sonntags, wenn der glühende Mittag
An der sonnigen Stätte des Todes
Ungestörtes Alleinsein verheißt,
Wie es die Liebe ersehnt. Ergriffen
Träumt das Mädchen am Grabe des Dichters
Rührender Liebe; der Jüngling aber
Nutzt die Gelegenheit und preßt
Seinen Mund auf die schwellenden, roten
Lippen des Mädchens ...

Wird Unwille ob der Entweihung
Deinen Frieden stören ...? Heimweh
Wird dein gestorbenes Herz durchzucken
Wie ein Wetterleuchten ... Heimweh
Nach dem Leben, das du verlassen,
Als seine Freuden dir welkten.

Die politischen Verhältnisse Kroatiens.

Von Dr. J. Kršnjavi.

I. Die Entwicklung der Parteiverhältnisse.

In den Zeiten, da der ungarische Adel um die Aufrechterhaltung der alten Verfassung und um die in ihr begründeten Adelsprivilegien kämpfte, fand Ungarn eine starke Stütze in dem kroatischen Adel. Das änderte sich nach dem Jahre 1791, als Ungarn stramm zentralistisch vorzugehen begann und der demokratische Geist sowie das nationale Bewußtsein sowohl in Ungarn als auch in Kroatien erwachten. Es gab in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts vielfache Konflikte, Proteste und Remonstrationen an den König, als die Ungarn Kroatien gewaltsam zu magyarisieren begannen. Durch diese Reibungen kamen die kaum erwachten nationalen Gefühle in Kroatien zu allgemeinem Bewußtsein und nahmen bestimmte Formen an, die anfangs unter dem Einfluß des während der Napoleonischen Herrschaft entstandenen Königreiches Illyrien recht abenteuerlich waren. Man vermeinte damals durch Schaffung einer illyrischen Nation alle Südslawen vereinigen zu können.

Diese illyrische Bewegung war in erster Linie literarisch, sie hatte einen liebenswürdigen, jugendfrischen, idealistischen Zug und wirkte auf das Geistesleben in Kroatien sehr befruchtend. Die wissenschaftliche, besonders die historische Tätigkeit regte sich. Das beste kroatische Epos entstand; von talentierten Komponisten in Musik gesetzte, sehr populäre Lieder entflammten die nationale Begeisterung; die erste nationale Oper wurde aufgeführt und auch das Drama nahm einen raschen Aufschwung.

Die parlamentarische ständische Institution war zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden und die politische Depression lenkte die nationale kulturelle Bewegung nach diesem Gebiet. Schon im Jahre 1845 gruppierten sich die Illyrier gelegentlich der Agramer Komitatskongregation als politische, demokratische Partei gegen die ungarisch gesinnte Adelspartei, welche mit dem Spottnamen „Magyarone" bezeichnet wurde. Es kam zu blutigen Auftritten. Die Magyarone schossen auf das Volk und auch das Militär gab eine Salve von schrecklicher Wirkung ab. Die zahlreichen Opfer des unseligen Ereignisses wurden in ein Massengrab bestattet, das man mit einem nationalen Denkmal schmückte. Das Illyriertum hatte an jenem Tag als politische Partei seine Bluttaufe erhalten und sein Losungswort hieß: Los von Ungarn. Als der Völkerfrühling in ganz Europa anbrach und auch in Ungarn seine Blüten trieb, machten die Abgesandten der Illyrier noch einen Versuch, die Anerkennung des nationalen Lebens Kroatiens bei den Ungarn zu erwirken, wurden aber von Ludwig Kossuth schroff zurückgewiesen. Kroatien solle in dem ungarischen Einheitsstaat aufgehen. Von jetzt ab wurde die illyrische Bewegung aktiv. Die Ungarnfreunde nannten sich, im Gegensatz zu den

Illyriern, „Unionisten", weil sie die Zugehörigkeit Kroatiens zu Ungarn aufrechterhalten wollten.

Als die Ungarn mit den Achtundvierziger Gesetzen den unabhängigen, einheitlichen magyarischen Nationalstaat, der auch Kroatien und Slawonien umfassen sollte, inartikulierten, machte sich in Kroatien und Slawonien auch die illyrische Unabhängigkeitsbewegung fühlbar. Diese strebte zunächst nur die Trennung von Ungarn an und war nicht gegen dessen Unabhängigkeit gerichtet; sie wurde aber von den Wiener Kreisen und den konservativen ungarischen Magnaten, welche die Achtundvierziger Gesetze rückgängig machen wollten, ausgenützt. Das große Spiel hinter den Kulissen, welches den Banus Jelačić bewog, gegen den Willen des Kaisers die Militärgrenze zu mobilisieren und in Kroatien den Aufstand zu proklamieren, wird wohl erst in späteren Jahren durch Memoiren und Publikationen von Briefen aufgeklärt werden. Die Illyrier schlossen sich dieser offiziösen Revolution im guten Glauben an, dadurch der Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu dienen. Sie sahen in den Unionisten Landesverräter, wurden aber von diesen und den Ungarn als Knechte der Kamarilla und der Reaktion bezeichnet.

Daß dieselben Männer, die sich im Jahre 1848 bekämpft hatten, zwischen den Jahren 1861 und 1868 mit der Ordnung der ungarisch-kroatischen Beziehungen beschäftigt waren, daraus sind alle Schwierigkeiten, Widersprüche und sprunghaften Wendungen zu erklären, welche die Parteiverhältnisse und Verfassungskämpfe dieser Jahre charakterisieren.

Die kroatische Unterstützung im Jahre 1848 wurde von Österreich in eben der Weise belohnt, wie Ungarn im Jahre 1791 die Waffengenossenschaft der Kroaten gegen Kaiser Josef II. gewürdigt hatte. Das Bachsche absolutistische System brachte das Parteileben in Kroatien zum Stillstand. Die literarische Produktion wurde gehemmt, das neue moderne Steuersystem bedrückte die Bevölkerung und die zwangsweisen Germanisationsversuche erzielten gerade das Gegenteil.

Mit dem Ende des Absolutismus nahm auch in Kroatien die nationale Bewegung wieder einen Aufschwung. An die Spitze der neuen, verstärkten Bewegung trat J. J. Stroßmayer, der auf Vorschlag des Banus Jelačić zum Bischof von Djakovar ernannt worden war. Schon im verstärkten Reichsrat erregte seine glänzende Rednergabe und der hohe Schwung seiner politischen Gedanken berechtigtes Aufsehen. Er trat für die föderative Ausgestaltung der Monarchie auf historischer Grundlage ein und näherte sich damit den ungarischen Anschauungen. Stroßmayer war es, der die illyrische Idee erweiterte und präzisierte; er wollte die Südslawen, Kroaten, Serben und Bulgaren unter der Herrschaft der Habsburger vereint wissen und begründete eine südslawische Akademie der Wissenschaften, um die politische Einigung der Südslawen literarisch vorzubereiten. Stroßmayers Idee fand bei den Realpolitikern keinen Anklang und der Bischof stellte sich namentlich zu Ivan Mažuranić in einen stillen aber deutlichen Gegensatz. Um ihn scharte sich die aus dem Illyriertum herausgebildete Nationalpartei. Der zu sehr geographische

Name „Südslawien“ fand aber keinen Anklang, weshalb man es vermied, den Namen der Nationalpartei durch ein Beiwort zu bestimmen. Man wollte damit hauptsächlich das im Entstehen begriffene Serbentum schonen. Mažuranić und seine Anhänger nannten sich die „Nationale Selbständigkeitspartei“, und diese hat auch alle Versuche, ein parlamentarisches einheitliches Groß-Österreich zu begründen, unterstützt. Auch die alten Unionisten ralliierten sich unter der Führung begüterter Aristokraten. Sie wollten die alten guten Zeiten vor 1848 wieder herstellen und hofften dies durch die ungarische Verfassung zu erreichen. Diesen drei Parteien trat, bald nach dem Wiedererwachen des konstitutionellen Lebens, ein talentvoller, origineller und energischer Politiker entgegen: Dr. Ante Starčević. Er wies darauf hin, daß die Kroaten der geschichtlichen Entwicklung nach, die Träger aller Rechte der Länder seien, in welchen Kroaten wohnen, und wollte darum von „Illyriern“, „Südslawen“ oder „Serben“ nichts wissen, er perhorreszierte alle panslawistischen Bestrebungen, die sich damals auch in Kroatien zu regen begannen und verlangte die Vereinigung sämtlicher kroatischer Länder, sowie deren Unabhängigkeit. Obwohl Starčević den österreichischen Zentralismus ingrimmig haßte, betonte er doch in einer Landtagsrede im Jahre 1866 die Solidarität aller habsburgischen Länder. Er behauptete zwar, sie seien nicht staatsrechtlich, wohl aber durch die Liebe zum gemeinsamen Monarchen und durch ihre gemeinsamen Interessen verbunden.

Diese vier Parteien beherrschten also das öffentliche Leben Kroatiens in den letzten fünfundvierzig Jahren. Die drei ersten wechselten unter den alten Namen den Inhalt ihres Programmes zu verschiedenen Malen, so wie einst im Mittelalter die Flagge der Guelfen und Ghibellinen verschiedenartige politische Ware deckte.

Stroßmayer hatte sich anfangs mit den Unionisten verbunden, um das von Mažuranić protegierte Schmerlingsche Verfassungsexperiment zu vereiteln, trennte sich dann aber von ihnen, als es mit Ungarn zum Klappen kommen sollte. Seine Nationalpartei nahm die einstige Mažuranićsche Partei in sich auf, nachdem diese, durch das Scheitern der Schmerlingschen Pläne in Ungarn, auch in Kroatien den Boden verloren hatte. Man wünschte damals in Ungarn einen billigen Ausgleich mit Kroatien, um Österreich gegenüber mit größerem Nachdruck auftreten zu können. Stroßmayer lehnte aber jetzt jedwede Verhandlung mit Ungarn ab und plaidierte für eine Adresse an den Kaiser mit der Bitte, mit dem kroatischen Landtag direkt zu verhandeln. Der Antragsteller wurde zum Führer der Deputation gewählt, welche diese Adresse an Allerhöchster Stelle überreichen sollte.

In Wien hatten aber inzwischen die direkten Verhandlungen mit Ungarn begonnen, die dahin zielten, die Monarchie in dualistischer Form umzugestalten. Stroßmayers Adresse kam daher zur Unzeit und der impulsive Politiker und Kirchenfürst wurde daher keineswegs gnädig aufgenommen. Geradezu schroff empfing ihn damals der Hofkanzler Baron Kusševich, der den Bischof mit den Worten anfuhr:

„Sie haben mich nicht gegrüßt, als sie hereintraten. Ich verbiete mir ein solches Benehmen.“

Illyriern, „Unionisten", weil sie die Zugehörigkeit Kroatiens zu Ungarn aufrechterhalten wollten.

Als die Ungarn mit den Achtundvierziger Gesetzen den unabhängigen, einheitlichen magyarischen Nationalstaat, der auch Kroatien und Slawonien umfassen sollte, inartikulierten, machte sich in Kroatien und Slawonien auch die illyrische Unabhängigkeitsbewegung fühlbar. Diese strebte zunächst nur die Trennung von Ungarn an und war nicht gegen dessen Unabhängigkeit gerichtet; sie wurde aber von den Wiener Kreisen und den konservativen ungarischen Magnaten, welche die Achtundvierziger Gesetze rückgängig machen wollten, ausgenützt. Das große Spiel hinter den Kulissen, welches den Banus Jelačić bewog, gegen den Willen des Kaisers die Militärgrenze zu mobilisieren und in Kroatien den Aufstand zu proklamieren, wird wohl erst in späteren Jahren durch Memoiren und Publikationen von Briefen aufgeklärt werden. Die Illyrier schlossen sich dieser offiziösen Revolution im guten Glauben an, dadurch der Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu dienen. Sie sahen in den Unionisten Landesverräter, wurden aber von diesen und den Ungarn als Knechte der Kamarilla und der Reaktion bezeichnet.

Daß dieselben Männer, die sich im Jahre 1848 bekämpft hatten, zwischen den Jahren 1861 und 1868 mit der Ordnung der ungarisch-kroatischen Beziehungen beschäftigt waren, daraus sind alle Schwierigkeiten, Widersprüche und sprunghaften Wendungen zu erklären, welche die Parteiverhältnisse und Verfassungskämpfe dieser Jahre charakterisieren.

Die kroatische Unterstützung im Jahre 1848 wurde von Österreich in eben der Weise belohnt, wie Ungarn im Jahre 1791 die Waffengenossenschaft der Kroaten gegen Kaiser Josef II. gewürdigt hatte. Das Bachsche absolutistische System brachte das Parteileben in Kroatien zum Stillstand. Die literarische Produktion wurde gehemmt, das neue moderne Steuersystem bedrückte die Bevölkerung und die zwangsweisen Germanisationsversuche erzielten gerade das Gegenteil.

Mit dem Ende des Absolutismus nahm auch in Kroatien die nationale Bewegung wieder einen Aufschwung. An die Spitze der neuen, verstärkten Bewegung trat J. J. Strossmayer, der auf Vorschlag des Banus Jelačić zum Bischof von Djakovar ernannt worden war. Schon im verstärkten Reichsrat erregte seine glänzende Rednergabe und der hohe Schwung seiner politischen Gedanken berechtigtes Aufsehen. Er trat für die föderative Ausgestaltung der Monarchie auf historischer Grundlage ein und näherte sich damit den ungarischen Anschauungen. Strossmayer war es, der die illyrische Idee erweiterte und präzisierte; er wollte die Südslawen, Kroaten, Serben und Bulgaren unter der Herrschaft der Habsburger vereint wissen und begründete eine südslawische Akademie der Wissenschaften, um die politische Einigung der Südslawen literarisch vorzubereiten. Strossmayers Idee fand bei den Realpolitikern keinen Anklang und der Bischof stellte sich namentlich zu Ivan Mažuranić in einen stillen aber deutlichen Gegensatz. Um ihn scharte sich die aus dem Illyriertum herausgebildete Nationalpartei. Der zu sehr geographische

Name „Südslawien" fand aber keinen Anklang, weshalb man es vermied, den Namen der Nationalpartei durch ein Beiwort zu bestimmen. Man wollte damit hauptsächlich das im Entstehen begriffene Serbentum schonen. Mažuranić und seine Anhänger nannten sich die „Nationale Selbständigkeitspartei", und diese hat auch alle Versuche, ein parlamentarisches einheitliches Groß-Österreich zu begründen, unterstützt. Auch die alten Unionisten ralliierten sich unter der Führung begüterter Aristokraten. Sie wollten die alten guten Zeiten vor 1848 wieder herstellen und hofften dies durch die ungarische Verfassung zu erreichen. Diesen drei Parteien trat, bald nach dem Wiedererwachen des konstitutionellen Lebens, ein talentvoller, origineller und energischer Politiker entgegen: Dr. Ante Starčević. Er wies darauf hin, daß die Kroaten der geschichtlichen Entwicklung nach, die Träger aller Rechte der Länder seien, in welchen Kroaten wohnen, und wollte darum von „Illyriern", „Südslawen" oder „Serben" nichts wissen, er perhorreszierte alle panslawistischen Bestrebungen, die sich damals auch in Kroatien zu regen begannen und verlangte die Vereinigung sämtlicher kroatischer Länder, sowie deren Unabhängigkeit. Obwohl Starčević den österreichischen Zentralismus ingrimmig haßte, betonte er doch in einer Landtagsrede im Jahre 1866 die Solidarität aller habsburgischen Länder. Er behauptete zwar, sie seien nicht staatsrechtlich, wohl aber durch die Liebe zum gemeinsamen Monarchen und durch ihre gemeinsamen Interessen verbunden.

Diese vier Parteien beherrschten also das öffentliche Leben Kroatiens in den letzten fünfundvierzig Jahren. Die drei ersten wechselten unter den alten Namen den Inhalt ihres Programmes zu verschiedenen Malen, so wie einst im Mittelalter die Flagge der Guelfen und Ghibellinen verschiedenartige politische Ware deckte.

Strossmayer hatte sich anfangs mit den Unionisten verbunden, um das von Mažuranić protegierte Schmerlingsche Verfassungsexperiment zu vereiteln, trennte sich dann aber von ihnen, als es mit Ungarn zum Klappen kommen sollte. Seine Nationalpartei nahm die einstige Mažuranićsche Partei in sich auf, nachdem diese, durch das Scheitern der Schmerlingschen Pläne in Ungarn, auch in Kroatien den Boden verloren hatte. Man wünschte damals in Ungarn einen billigen Ausgleich mit Kroatien, um Österreich gegenüber mit größerem Nachdruck auftreten zu können. Strossmayer lehnte aber jetzt jedwede Verhandlung mit Ungarn ab und plaidierte für eine Adresse an den Kaiser mit der Bitte, mit dem kroatischen Landtag direkt zu verhandeln. Der Antragsteller wurde zum Führer der Deputation gewählt, welche diese Adresse an Allerhöchster Stelle überreichen sollte.

In Wien hatten aber inzwischen die direkten Verhandlungen mit Ungarn begonnen, die dahin zielten, die Monarchie in dualistischer Form umzugestalten. Strossmayers Adresse kam daher zur Unzeit und der impulsive Politiker und Kirchenfürst wurde daher keineswegs gnädig aufgenommen. Geradezu schroff empfing ihn damals der Hofkanzler Baron Kusševich, der den Bischof mit den Worten anfuhr:

„Sie haben mich nicht gegrüßt, als sie hereintraten. Ich verbiete mir ein solches Benehmen."

Stroßmayer, der allerdings geistig schwache Personen, auch wenn sie hohe Stellen bekleideten, wegwerfend zu behandeln pflegte, entgegnete mit besonderer Schärfe, gegrüßt zu haben, worauf der Hofkanzler zornig erwiderte: „Sie benehmen sich insolent gegen mich, das verbiete ich mir."

Daraufhin ging der Bischof zur Tür, sperrte sie ab und trat dann dicht vor den Hofkanzler mit den Worten:

„Mein Gewand verbietet es mir, von Ihnen Satisfaktion zu verlangen. Sie sind ein frenetischer, unwissender Mann, so viel aber werden Sie wohl noch ermessen können, welche Folgen es für Sie hätte, wenn ich mit Ihnen handgemein würde. Sie werden jetzt die Beleidigung widerrufen, die Sie mir soeben angetan haben."

Der Hofkanzler begriff den Ernst der Situation und lenkte ein.

Dieser Vorfall zeigt, in welch scharfe Gegensätze sich die damalige politische Lage zuspitzte und charakterisiert zugleich den Bischof von Djakovar.

Stroßmayer, der die Dynamik der politischen Faktoren, welche staatsrechtliche Formen bilden, nicht verstanden, meinte das Schicksal der Monarchie hänge von der Haltung Kroatiens ab. Als man in Wien beschlossen hatte, den Ausgleich mit Ungarn abzuschließen, wurde Kroatien beiseite geschoben und die Verhandlungen nahmen unter Beust einen raschen, richtiger gesagt, einen überstürzten Fortgang. In Budapest war man über die Nachgiebigkeit der österreichischen Regierung geradezu erstaunt. Stroßmayer, in der Hoffnung, noch in der letzten Stunde so manches retten zu können, reiste nach Wien zu Beust, der den Bischof in einer langen Audienz empfing. Dieser letzte Versuch scheiterte vollkommen. Der Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn wurde abgeschlossen, Baron Levin Rauch zum Banus ernannt und mit der Aufgabe betraut, den Ausgleich zwischen Kroatien und Ungarn unter allen Umständen durchzudrücken. Baron Rauch sammelte die alten Unionisten um sich, organisierte diese Partei so gut es ging und nahm den Kampf gegen die vereinigten Stroßmayer- und Mažuranić-Anhänger auf. Er schloß ein Bündnis mit Dr. Ante Starčević, dessen Abneigung gegen Stroßmayer, Mažuranić und gegen die Serben er teilte, sowie er auch den Standpunkt des Dr. Starčević billigte, daß die Kroaten die Träger aller politischen Rechte in Kroatien seien. Der Kampf des Banus Rauch gegen die Nationalpartei war ein äußerst erbitterter und wurde von beiden Seiten mit der größten Rücksichtslosigkeit durchgeführt. Die Beamten wurden angewiesen, die Kandidaten bei den Landtagswahlen unter allen Umständen durchzusetzen, wenn nötig, auch die Wahlprotokolle zu fälschen.

Mit einer in solcher Weise gewonnenen Majorität schloß Baron Rauch den Ausgleich mit Ungarn ab. Das „weiße Blatt", welches Deak angeboten hatte, wurde zwar von den Kroaten beschrieben, aber die Ungarn führten die Hand. Der Entwurf des Ausgleichsgesetzes wurde in Budapest verfaßt, in Agram mit Rücksicht auf die Opposition etwas abgeändert und mit einigen wichtigen staatsrechtlichen Zugeständnissen geschmückt, welche die Opposition beruhigen sollten. Die Kroaten wurden als politische Nation anerkannt, ihr politisches Territorium aber

durch die Wegnahme der Murinsel und Fiumes geschmälert, der kroatischen Sprache die Ausschließlichkeit in den autonomen und gemeinsamen Ämtern zugesichert, die Frage der Staatsangehörigkeit unbestimmt gelassen und Dalmatien als zu Kroatien und Slawonien gehöriger, integrierender Bestandteil inartikuliert, obwohl dieses Land faktisch im Jahre 1867, also ein Jahr vor dem ungarisch-kroatischen Ausgleich, durch das österreichische Staatsgrundgesetz vom Jahre 1867 (3. Gesetz vom 21. Dezember 1867, Nr. 141 R. G. B.) in die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder eingereiht worden war.

Die Schattenseite des Ausgleiches, welchen Dr. Starčević infolge der ungesetzlichen Art des Zustandekommens nicht anerkennen wollte, war der finanzielle und wirtschaftliche Teil des Gesetzes. Kroatien wurde finanziell unselbständiger als es die österreichischen Kronländer sind, ja, als es die letzte Dorfgemeinde ist. Der ungerecht bemessene Schlüssel für den Beitrag zu den gemeinsamen Ausgaben ward überdies so gestaltet, daß Kroatien auch für die speziell ungarischen Ausgaben aufzukommen hatte. Die Abrechnungen zwischen Ungarn und Kroatien wurden der kroatischen Kontrolle entzogen und sämtliche Einnahmen Kroatiens als ungarische Einnahmen ins ungarische Gesamtbudget eingestellt, die kroatischen Ausgaben aber als ungarische Ausgaben ausgewiesen. Für die autonomen Bedürfnisse sollten 45 Prozent des kroatischen Einkommens an Kroatien zurückgegeben werden. Da man aber bei den damals geringen Steuern und bei der vollkommenen Unkenntnis der finanziellen Verhältnisse vermeinte, 45 Prozent des kroatischen Einkommens seien nicht hinreichend, die autonomen Ausgaben zu decken, wurde auf zehn Jahre ein Jahrespauschale von 2,200.000 Gulden für die Ausgaben Kroatiens in das ungarische Budget eingesetzt.

In der Unkenntnis der Leistungspflichten und der Leistungsfähigkeit des Landes wurde auch die Bestimmung aufgenommen, daß die Ungarn „aus Brüderlichkeit" für das Defizit Kroatiens aufzukommen hätten, falls aus seinen Verpflichtungen für die gemeinsamen Ausgaben ein solches entstehen sollte. Dadurch wurde die Abhängigkeit Kroatiens noch schärfer, und zwar in demütigender Form betont. Baron Rauch und die Unionisten glaubten ein ungemein gutes Geschäft gemacht zu haben, doch erwiesen sich die Ungarn als weit bessere Rechner.

Rauch suchte nach Abschluß des Ausgleiches die oppositionelle Nationalpartei zu gewinnen und wollte mit ihr gemeinsam innerhalb der Autonomie Kroatiens, dessen materiellen und kulturellen Fortschritt fördern. Er erwirkte die Sanktion des Gesetzes, wodurch die Strossmayersche südslawische Akademie der Wissenschaften und Künste ins Leben gerufen wurde. Die Nationalpartei lehnte aber jede Transaktion ab und erklärte dem Banus den Krieg bis aufs Messer. Der politische Kampf, der nun entbrannte, artete gar bald in persönliche Gehässigkeiten aus. Rauchs gewaltsames Vorgehen brachte es mit sich, daß selbst seine besten Absichten schlecht beurteilt wurden. Ein durchaus korrektes und sehr segensreiches Unternehmen sollte ihn zum Falle bringen. Ein Nebenfluß der Save mußte reguliert werden. Die von

Rauch scharf verfolgte Oppositionszeitung, die sich in die Militärgrenze geflüchtet hatte, beschuldigte den Banus unredlichen Gebarens in dieser Angelegenheit. Baron Rauch strengte beim Militärgericht die Ehrenbeleidigungsklage an, aber die Angeklagten wurden freigesprochen und der Banus sah sich veranlaßt seine Demission zu geben. Es gelang ihm später sich an maßgebendster Stelle zu rechtfertigen, aber politisch hatte er seine Rolle ausgespielt. Mit Rauchs Fall war auch jener der unionistischen Partei besiegelt. Denn unter den schwachen Nachfolgern des Banus erlangte die Nationalpartei trotz der stärksten Wahlmißbräuche in wiederholten Wahlkämpfen eine erdrückende Majorität.

In Ungarn war man von diesem Sieg wenig erbaut und Graf Andrassy beabsichtigte damals den Baron Mollinary als Kommissär in Kroatien zu installieren. Da aber die siegreiche Opposition bereit war, unter der Bedingung der Revision des Ausgleiches mit Ungarn Frieden zu schließen, wurde die Regierung der Nationalpartei anvertraut und Mažuranić zum Banus ernannt. Die Revision des Ausgleiches brachte aber gar keine Vorteile. Die Pauschalierung der 45 Prozent für die autonomen Bedürfnisse Kroatiens wurde fallen gelassen, weil es offenkundig geworden war, daß die Erhöhung der Steuern eine Quote ergab, welche die ausgeworfene Pauschalsumme weitaus überstieg. Es wurde also die ursprüngliche Bestimmung des Ausgleichsgesetzes in Kraft gesetzt. Das war alles. Für diese Scheinkonzession mußte Kroatien staatsrechtlich wichtige Vorteile aufgeben und Ungarn benützte die Wonne der Versöhnung mit der Nationalpartei zu einigen recht kräftigen Übergriffen. Man entfernte von den gemeinsamen Ämtern die kroatischen Fahnen, entließ die kroatischen Ingenieure aus dem Eisenbahndienst und führte die ungarische Sprache, mit offener Verletzung des Ausgleichsgesetzes, als Amtssprache auf den Eisenbahnen ein. Auf alle diese Übergriffe reagierten weder Mažuranić noch die Nationalpartei, da sie die Regierung nicht an die Unionisten abgeben wollten. Stroßmayer aber war über diese Haltung seiner politischen Freunde entrüstet und kam in einen fast feindseligen Gegensatz zu dem Banus und zur Nationalpartei, die er geschaffen hatte. Der Bischof von Djakovar hatte sich inzwischen im Vatikan einen Weltruf erworben, stand aber beim Papst Pius IX. nicht in Gnade und zog sich durch die unbesonnene Aktion in Serbien auch die tiefste Ungnade des Wiener Hofes zu.

Stroßmayer war von jetzt ab politisch kalt gestellt.

Mažuranić regierte im Landtag sieben Jahre lang fast ohne Opposition. Dr. Ante Starčević war ihm nicht gefährlich, da er dessen Programm teilweise zu dem seinigen gemacht hatte und die kroatische Idee namentlich gegenüber dem Serbentum vertrat. Im ganzen war aber die Politik des Mažuranić korrekt unionistisch und er trat den antidualistischen Bestrebungen scharf entgegen. Die Verwaltung des Landes durch den Banusstellvertreter, Živković, war nicht besonders erfolgreich und konnte sich mit jener Mollinarys in der Militärgrenze nicht messen. Trotz der Reserve, welche sich Mollinary auferlegte, kam er doch unwillkürlich in

die Lage, auch auf die politischen Ereignisse in Kroatien einzuwirken. Durch einen Zwischenfall war er als Kommandant der Militärgrenze sogar genötigt, energisch einzugreifen. Ein phantasievoller Politiker und ein Journalist hatten es unternommen mit Hilfe der serbischen Bevölkerung in der oberen Militärgrenze einen kroatischen Aufstand zu inszenieren. Das primitive und vollkommen aussichtslose Unternehmen wird in den Memoiren des Baron Mollinary auf Grund des aufgebauschten Berichtes seiner Untergebenen viel zu seriös behandelt. Nach den Untersuchungsakten und Berichten von Augenzeugen, stoben die „Insurgenten" beim Herannahen des Militärs ohne Kampf auseinander und töteten ihre Führer selbst. Der Versuch, diesen Vorfall Starčević und seiner Partei in die Schuhe zu schieben ist aber vollkommen gescheitert.

Dem Banus Mažuranić wurde es übelgenommen, daß er sich in Angelegenheit der Auflösung der Militärgrenze zu sehr exponierte und die politische Individualität Kroatiens zu stark betonte. Er wurde ohne irgend einen äußeren Anlaß fallen gelassen und auch die Nationalpartei kam bei den Ungarn aus denselben Gründen in Ungnade.

An Stelle Mažuranić wurde Graf Ladislaus Pejacsevich, ein Unionist alter Schule, zum Banus ernannt. Er setzte mit einem großen Erfolg ein, denn dem unionistisch gesinnten Banus gelang es, die Vereinigung der Militärgrenze mit Kroatien-Slawonien durchzusetzen, wobei sich Ungarn das ungeheuere Vermögen der Grenzwälder größtenteils aneignete. Man hielt nun in Ungarn die Zeit für gekommen, in der man wieder einen frisch-fröhlichen Streifzug auch in das Gehege des ungarisch-kroatischen Ausgleichsgesetzes wagen konnte. Es wurde ohne Wissen der Regierung eine ungarische Schule bei der Finanzlandesdirektion eröffnet und an den Steuerämtern neben der kroatischen auch eine ungarische Inschrift angebracht. Ein Teil der Nationalpartei sezessionierte infolge dessen und konstituierte sich als „unabhängige Nationalpartei".

Die Kroaten hatten unter Mažuranić die Bedeutung eines solchen Vorgehens kennen gelernt. Zuerst neben der kroatischen Aufschrift die ungarische, dann die ungarische allein, hierauf die ungarische Amtssprache und schließlich die Entlassung der kroatischen Beamten. Es kam zu Zusammenrottungen. Die zweisprachigen Schilder wurden gewaltsam entfernt. Der Banus sollte sie wieder anbringen lassen, weigerte sich aber und gab seine Demission. Im ganzen Land gab es nun aufrührerische Szenen, stellenweise verlangte die Bevölkerung in der aufgelösten Militärgrenze, die Wiederanbringung von Schildern mit dem kaiserlichen Doppeladler.

Infolge dieser Zwischenfälle wurde die Verfassung suspendiert und Baron Ramberg zum königlichen Kommissär ernannt. Dieses drastische Mittel hatte aber eine ganz andere Wirkung, als man in Ungarn erwartete. Baron Ramberg berief Hofrat Beyer, den Hauptmitarbeiter Mollinarys, zur Leitung der Regierungsabteilung für innere Angelegenheiten, beließ den populären Dončina in der Kultus- und Unterrichtsabteilung und den trefflichen einstigen Auditor in der Militärgrenze,

Alois Klein, den Pejacsevich mit der Leitung der Justizabteilung betraut hatte, an der Spitze dieses Departements und begann nun im Rahmen der autonomen Gesetze in einer Weise zu wirken, die sich von der Verwaltung unter Baron Živković sehr vorteilhaft unterschied. Es kam Mollinaryscher Zug in die Regierungsmaschine. Die Nationalpartei stand unschlüssig beiseite. Die unabhängige Nationalpartei wetterte gegen Ungarn; sie erklärte, durch den Verfassungsbruch sei das Ausgleichsgesetz aufgehoben und es wäre jetzt die beste Gelegenheit den Ausgleich auf neue Grundlagen zu stellen. Die Starčević-Rechtspartei drückte sich deutlicher aus, sie meinte, jetzt sei der Augenblick da, in dem man von Ungarn loskommen könne. Starčević selbst verhielt sich reserviert, aber andere hervorragende Mitglieder seiner Partei schlossen sich an Baron Ramberg an und unterstützten ihn kräftigst. Die Ruhe wurde allerorten sofort freiwillig hergestellt und man schien sich unter dem Kommissariat recht behaglich zu fühlen.

Die alten Unionisten aber bemerkten mit Entsetzen, daß Baron Ramberg eigentlich daran sei, die österreichische Staatsidee in Kroatien populärer zu machen als sie es je war, und sie eilten daher nach Budapest, um dort ihre warnende Stimme zu erheben. Unterstützt von den Berufspolitikern der Nationalpartei, die durch den Verlust der Reichstagsdiäten materiell geschädigt wurden, erreichten sie es wirklich, daß das Kommissariat aufgehoben wurde. Baron Ramberg, der den ihm anvertrauten Posten nur ungern verließ, betonte in seiner Abschiedsrede: in Kroatien sei es ganz leicht zu regieren, wenn man nur die bestehenden Gesetze achte.

Es war beabsichtigt, den gewesenen Korpskommandanten und Kommandierenden der Militärgrenze, Baron Filipović, zum Banus zu ernennen; da dieser aber das Vermögen der Militärgrenze dem Lande erhalten wollte, wurde er fallen gelassen und der Obergespan des Raaber Komitates, Graf Khuen-Héderváry, zum Banus ernannt. Seine Mission bestand darin, die Mažuranićsche Nationalpartei, welche sich zu selbständig gezeigt hatte, Mores zu lehren, wenn nötig auch gegen sie zu regieren, die im Ausgleichsgesetz unklar ausgedrückte ungarische Staatsidee schärfer zu betonen und die Verschmelzung der Militärgrenze mit Kroatien-Slawonien vollständig durchzuführen.

Graf Khuen Héderváry hatte sozusagen zwei Dekrete in der Tasche, eines als Banus und eines als Kommissär, und zwar als — ungarischer. Die Nationalpartei sah die Gefährlichkeit der Situation ein und als sie sich daher bereit erklärt hatte, dem jungen Grafen Heerfolge zu leisten, zog dieser zunächst sein Banaldekret hervor und ließ das andere als Drohung in der Tasche. Trotz des Entgegenkommens der Nationalpartei wollte aber der neue Banus keine parlamentarische Regierung bilden und verzichtete auf eine Wahl in den Landtag. Von allen Stellen wurde nur die der Sektion für Kultus und Unterricht einem Parlamentarier überlassen, weil man diesen Posten nicht für politisch wichtig hielt. Khuen-Héderváry schrieb bald nach seinem Amtsantritt Wahlen aus, zog zwar einige Unionisten alter Schule heran, schonte aber die Interessen und Gefühle der alten Mitglieder

der Nationalpartei, die jetzt in der Tat strammere unionistische Politik machten und mit dem Grafen durch dick und dünn gingen. Der Banus fand auch an den, seit der Einverleibung der Militärgrenze im Landtag zahlreich vertretenen Serben eine zuverlässige Hilfe, die ihn nicht viel kostete, da sich die liberalen Serben mit kleinen Konzessionen und großen Aussichten begnügten. Noch fester wurde die Nationalpartei zusammengeschmiedet und dem Grafen Khuen-Héderváry näher gebracht, als von Seite der Opposition ein wütender Ansturm gegen den Banus und die Partei unternommen wurde. Der Zusammenprall der Parteien im Landtag war ein überaus heftiger; es kam zu Szenen, die damals im parlamentarischen Leben noch unerhört waren. Der Präsident des Landtages unternahm nun einen Staatsstreich, indem er einige Abgeordnete ausschloß, obwohl eine solche Maßregel in der Hausordnung nicht vorgesehen war. Heute, wo der kroatische Landtag in Hinsicht der Exzesse von anderen Parlamenten längst in den Schatten gestellt wurde, erscheint ein solches Vorgehen eines Parlamentspräsidenten ungeheuerlich, damals aber wurde die Tat von dem entrüsteten Hause gebilligt. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses wurde die Landtagshausordnung außerordentlich verschärft; es konnten Ausschließungen auf neunzig Sitzungen stattfinden, die Redefreiheit wurde durch große diskretionäre Gewalt des Präsidenten und durch Cloture eingeschränkt. Je mehr das Sicherheitsventil der Landtagsverhandlungen geschlossen wurde, desto stärker tobte der Kampf der Meinungen in der Presse. Der Banus knebelte nun auch diese.

In dieser so hochgespannten politischen Atmosphäre wurde durch eine an und für sich unbedeutende Affäre eine äußerst heftige Erregung hervorgerufen. Im Jahre 1791 hatte man mit der Landesregierung auch die Archivalien der ärarischen Kameralgüter nach Budapest übertragen, sie aber 1849 zurückgeben müssen. Nach Wiederherstellung der Verfassung betrieben die ungarischen Archivbeamten die Rückgabe der Akten. Die kroatischen Regierungen hatten bisher diese formell berechtigte Forderung unter nichtigen Vorwänden abgelehnt, aber die Angelegenheit selbst nicht klargestellt, da ja auch Kroatien ein Recht auf diese eigentlich ziemlich unwichtigen Akten hatte. Graf Khuen-Héderváry machte aber kurzen Prozeß und schickte die strittigen Archivalien nach Budapest. Der Banus, infolgedessen in den Anklagestand versetzt, verteidigte sich nicht sehr glücklich und provozierte eine äußerst stürmische Szene. Mit knapper Not entging er einer tätlichen Mißhandlung. Die Abgeordneten, welche sich soweit hinreißen ließen, wurden zu empfindlichen Freiheitsstrafen verurteilt. Im Verlauf der Gerichtsverhandlung wurde ein Abgeordneter der Starčevićpartei verhaftet und wegen Meineides zu schwerem Kerker verurteilt, weil er behauptete, in dem Tumult etwas gesehen zu haben, was andere Zeugen nicht sahen.

Dieses terroristische Vorgehen brach die Kraft der Starčević Partei auf längere Zeit, häufte aber im ganzen Lande unauslöschlichen Haß gegen den Grafen Khuen-Héderváry und gegen die Nationalpartei, die ihn unterstützte, weil man der zwanzigjährigen unfruchtbaren politischen Kämpfe müde war und die regelmäßige normale

Entwicklung des Landes wünschte. Die Stellung des Banus war infolge dieser Vorkommnisse erschüttert. Es organisierte sich sofort eine regierungsfähige Zentrumspartei unter der Führung einiger Aristokraten. Diese zeigten sich aber der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen und verschwanden samt der Partei sehr bald von der Bildfläche. Auch die Mrazović'sche Unabhängige Nationalpartei verlor infolge schlechter und zielloser Führung allen Anhang. So gelang es dem Banus, schließlich aus der kritischen Situation gekräftigt hervorzugehen und eine fruchtbare Verwaltungstätigkeit zu entwickeln. Er versuchte versöhnend zu wirken, hatte aber in dieser Richtung keine glückliche Hand.

Solange Graf Khuen-Héderváry in Kroatien scharf ins Zeug ging, war er in Ungarn sehr beliebt, als aber die Früchte seiner guten Verwaltung reiften, begann in Ungarn das Mißtrauen, das sich zu erbittertem Haß erhob, als man seine Absicht merkte, aus dem Sattel des kroatischen Banus in den des ungarischen Ministerpräsidenten zu steigen. Die Schläge, welche nun seine Konkurrenten gegen ihn richteten, trafen aber auch das von ihm verwaltete Land. Zunächst versuchte man es mit einer Fahnendemonstration. Als der König im Jahre 1895 Agram durch seinen hohen Besuch auszeichnete, regte ein mit dem damaligen Ministerpräsidenten Bánffy eng befreundeter, vom Grafen Khuen-Héderváry in seiner Existenz vernichteter, altunionistischer Politiker die feierliche Verbrennung der ungarischen Fahne durch Universitätsstudenten an, um durch diesen Zwischenfall den Banus zu stürzen und ihn in Ungarn für immer unmöglich zu machen. Als dieser Coup nicht die erwünschte Wirkung hatte, und der Einfluß des Banus stetig zunahm, wurde ein anderes, drastisches Mittel angewendet. Nach dem kläglichen Finanzverhältnis Kroatiens zu Ungarn liegt es in der Hand des ungarischen Ministeriums, alle Einnahmen Kroatiens einzustecken und das Land zu Wasser und Brot zu verurteilen. Diese Methode wurde gegen den Grafen Khuen-Héderváry erfolgreich in Anwendung gebracht. Man verzögerte den Abschluß des Finanzausgleiches, entzog dem Lande Einnahmen und ließ ihm keine Mittel zukommen. So brachte man es glücklich dahin, daß die kroatische Landesregierung, nachdem ihre ansehnlichen Kassabestände aufgebraucht werden mußten, in ein Defizit von mehreren Millionen Gulden geriet.

Da der Banus durch Retorsionen, namentlich auf kulturellem Gebiet und durch nervöses, gewalttätiges Vorgehen sich in Ungarn rehabilitieren wollte und die Wirkungen der ungarischen Aushungerungsmethode auf allen Gebieten der Verwaltung fühlbar wurden, geriet die Bevölkerung in eine erbitterte Stimmuug, die sich zunächst gegen die Serben richtete.

Um diese Wendung und deren Zusammenhang mit der Parteipolitik in Kroatien zu erklären, werde ich in einem nächsten Artikel der Serbenfrage eine besondere Betrachtung widmen.

Tegetthoffs erste Seefahrt.

Aus dem Nachlasse Johannes Zieglers.

Im Hochsommer des Jahres 1841 lag vor dem Arsenal zu Venedig ein dreimastiges Kriegsschiff mit straff in die Luft steigender Takelung, welche sich samt der schwarzen Bordwand und den im Sonnenschein funkelnden Metallbeschlägen im Wasser spiegelte, so daß man die ganze schlanke Erscheinung, wie in die Tiefe gehend, unten noch einmal sah. Es war die Korvette „Caesarea". Aus ihren Stückpforten drohten zehn zwölfpfündige Geschütze und ihre Raaen legten sich weit aus. Damals gab es noch keine Schraubenschiffe im Dienste der Flotten; nur wenige Raddampfer hatte man zu bestimmten Zwecken, namentlich zur Überbringung von Nachrichten. Im allgemeinen waren die Kriegsschiffe auf ihre Segel angewiesen; die Manöver mit diesen füllten einen weit größeren Raum im Seedienst als es jetzt der Fall ist. Eine stark entwickelte Maschinenkraft, das Gewicht der Panzerkolosse und ihrer ungeheuren Kanonen, der Angriff und die Abwehr der Torpedos stellen ganz neue Forderungen an die Seeoffiziere, deren Beruf durch die verwickelten Aufgaben schwieriger geworden ist.

„Caesarea" war bestimmt, die Zöglinge des Marinekollegiums zu ihrer ersten Fahrt auf die See an Bord zu nehmen. In der Lehrstunde hatten sie den Umgang mit dem Kompaß, mit Logg und Lot, die Benützung des Chronometers und der Seekarten gelernt, kannten auch das laufende und stehende Tauwerk des aufgetakelten Mastes im Hofe der Anstalt, hatten die Muskeln ihrer Arme beim Klettern gestählt und Stengen, Raaen und Segel den gegebenen Aufgaben gemäß manövriert. Doch auf der See gibt sich alles dies ganz anders. Die Handhabung der nautischen Instrumente zu wirklichen Zwecken prägt sich nachhaltiger dem Gedächtnisse ein, als aus dem Vortrag in der Klasse und das Steuern des Schiffes sowie die Segelstellung sind bei wehendem Winde weit schwieriger als bei bloß gedachtem. Dazu kommen die Bewegungen des Schiffes und die ungeheure Schwingung der Masten in der Höhe. An das Schwanken des Schiffskörpers müssen die Beine sich erst gewöhnen. Es setzt sich aus drei Bewegungen zusammen: erstens wird das Schiff als Ganzes von den Wellen gehoben und niedergelassen, zu gleicher Zeit senkt es sich abwechselnd hinten und vorn und schwingt von einer Seite zur anderen. Diese Bewegungen werden natürlich von den Masten in vergrößertem Maße ausgeführt und da heißt es für den, der hinaufsteigt, sich auf die Klammerkraft seiner Hände verlassen, viel mehr als bei dem getakelten Mast, der im Hofe des Marinekollegiums feststeht wie ein Baum.

Einstweilen lag die Korvette noch ruhig vor Anker. Trotz ihrer Besatzung von 70 Mann hörte man von Bord kaum einen Ruf; es herrschte die würdige Stille, die einem Kriegsschiffe eigen ist, höchstens unterbrochen durch die Pfeife des Bootsmanns, deren Töne, manchmal schrill, dann wieder sanft flötend, zuweilen kurz abbrechend, zuweilen lang ausgezogen, die Sprache im täglichen Borddienst der Mannschaft ersetzen. Kein Wind regte sich; der Canale di San Marco lag glatt und blank, nur hie und da durchfurcht von den Gondeln, die, über das Wasser hinschießend, es bewegten und die Schatten der Kuppel von Santa Maria delle Salute und des rötlichen Turmes von San Giorgio Maggiore in lauter Schlangenlinien auflösten. Wie Silber hingegossen, breitete die Lagune sich aus in lichtem Blau; tausende von Pfählen kennzeichneten weit hinaus das Fahrwasser, auf welchem die roten und goldgelben Segel der Bragozzi schimmerten. Doch war

dieſer ſanfte Glanz, von der Ruhe der Luft hervorgebracht, der Korvette keineswegs günſtig, denn ſie hatte Befehl, am Abend abzuſegeln und nun band Windſtille ſie an den Ankerplatz.

Gegen Abend wurden Boote bemannt und ruderten an die Riva. Dort ſtanden an einer Treppe, die nach dem Waſſer hinabführt, die Zöglinge des Marinekollegiums, flinke Burſche in blauen Jacken mit Goldknöpfen, voller Erwartung. Sie ſprangen flugs in die Boote, und dann ging es an Bord. Unter ihnen war ein blonder Knabe, ſchlank und ebenmäßig von Körperbau. Seine Geſichtszüge waren fein und kraftvoll zugleich, nur zeigten ſie ſich manchmal wie von einem leichten Anflug von Schwermut beſchattet, der aber ſofort dem Lächeln ſtarker Selbſtbeherrſchung wich. Seine blauen Augen blickten aufmerkſam und doch voll Ruhe in die Welt, und war auch ſein Auftreten beſcheiden, ja faſt ſchüchtern, ſo machte er doch den Eindruck, daß er, ſeinem Alter gemäß, ſelbſt ſchwierigen Aufgaben gewachſen ſei, ſogar auf dem Gebiet der Fauſtkämpfe, was ſich im Kollegium zeigte, wenn es dort zwiſchen den Burſchen zu Raufereien kam, und er ſich nach allen Seiten hin Reſpekt zu verſchaffen wußte.

Es war der junge Tegetthoff.

Im Herbſte des Jahres vorher hatte ihn ſein Vater von Marburg nach Venedig in das Marinekollegium gebracht. Er zählte damals noch nicht dreizehn Jahre, denn am 23. Dezember 1827 war er geboren. Der Unterricht fiel ihm nicht leicht; die Vorträge wurden in italieniſcher Sprache gehalten, welcher er anfangs nicht ganz mächtig war. Doch zeigte er eine Willenskraft, die ihn alles überwinden ließ. Sein Ernſt war groß; er fühlte ſich doppelt angeſpornt, bald Erfolge zu gewinnen, denn er wußte, daß ſein Vater, damals Oberſtleutnant i. P., für fünf Söhne zu ſorgen hatte, zu welchem Zweck der Mann mit Selbſtloſigkeit alles zum Opfer brachte, ſein Hausweſen bis auf die bare Notwendigkeit beſchränkend. Er wird als ein Mann von ſcharfem Verſtande, hoher geiſtiger Ausbildung und unerbittlicher Strenge in der Erfüllung ſowohl der Pflichten ſeiner Söhne wie ſeiner eigenen geſchildert, als eine feſte Perſönlichkeit, welche in vollem Maß das Gute wollte, aber die eigene Familie oft nicht zur Lebensfreude kommen ließ. Doch er muß bei ſo kraftvollen Zügen wohl auch ſanfte gehabt haben, denn ſeine Gattin und ſeine Kinder hingen mit Zärtlichkeit an ihm; vor allen ſein Sohn Wilhelm. Dieſer war während des Aufenthaltes in Venedig oft von Sehnſucht nach ſeinen Eltern verzehrt, und das Heimweh drückte ſeinem jugendlichen Geſichte jenen Zug von Schwermut auf, von dem vorhin die Rede war. Das Leben auf dem Schiffe mit ſeinen Anforderungen drängte dieſe trübe Stimmung wohl zeitweiſe zurück, aber ſie hat ihn, trotz ſeiner Mannhaftigkeit in allen Dingen, faſt ſein Leben lang verfolgt. Im Marinekollegium zählte er auf Jahre hinaus die Zeit bis zum Wiederſehen nach Tagen.

An dem Abend regte ſich die Luft nicht; erſt zwei Stunden nach Mitternacht erhob ſich leichter Wind, ſo daß die Korvette ihre Segel losmachen konnte. Mit vielen Mühen kam ſie bei Sonnenaufgang aus dem Hafen. Als ſie aber draußen auf dem Meere war, friſchte der Wind auf. Alle Segel wurden geſetzt, dann flog ſie dahin unter voller Leinwand, frei und feſſellos.

Dies war Tegetthoffs erſte Seefahrt; ſie ging nach Ancona, Zante, Miſſolunghi und Patras. Er war damals dreizehn und ein halbes Jahr alt.

Ein unveröffentlichtes Manfred-Gedicht zu Robert Schumanns Musik.

Von Ferdinand Kürnberger.*

Noch immer bedeutet der Name Ferdinand Kürnberger ein vergilbtes Schuldblatt im Schwarzbuch der österreichischen Literaturgeschichte. Das wird nicht so bald anders werden, da die Beschaffung der edlen Werke des phantasiereichen Dichters, die in vielen Verlagen erschienen und zum Teil vergriffen sind, und der streitbaren Aufsätze des kritischen Schriftstellers, die in zahllosen Zeitungen und Zeitschriften verstreut und nur zum Teil in drei Bänden gesammelt sind, für das große Lesepublikum einstweilen unmöglich ist. Den Freunden und Verehrern Kürnbergers, die sich wenigstens Bruchstücke seines Lebenswerkes mit großen Mühen zu verschaffen wissen, sei an dieser Stelle die vertröstende und verpflichtende Mitteilung gemacht, daß die Ausgrabung der von pietätlosen Epigonen verschütteten Schätze bereits im Zuge ist. Das hier zum erstenmal veröffentlichte Gedicht, das nur wenigen Wiener Musikfreunden aus dem Konzertsaal bekannt sein dürfte, zeigt uns Kürnberger im Feiertagskleid der gebundenen Sprache. Als Meister dieser Form hat sich der Dichter eigentlich selten versucht. Außer den Versdramen „Catilina" und „Firdusi" hat Kürnberger zahlreiche ungedruckte lyrische Gedichte, einen 1864 erschienenen „Aufruf für Schleswig-Holstein", die nach seinem Tode veröffentlichte Elegie „Die Hexe von Riegersburg" und dieses „Manfred"-Gedicht in Versen geschrieben, das mir ein Zufall in die Hände spielte. Denn nicht auf meinem Wege zu Kürnberger, sondern bei musikhistorischen Studien fand ich im Wiener Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde" das schöne Poem. Von den unzuverlässigen Gelegenheitsbiographen Kürnbergers erwähnt nur Schembera in einem Nekrolog („Neue Illustrierte Zeitung", 1880) die „herrlichen verbindenden Worte zu ‚Manfred'". Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1859. Kürnberger war zwei Jahre vorher nach seinen abenteuerlichen Zügen in Deutschland zu der kranken Mutter nach Wien zurückgekehrt, wo er nun einige Zeit verweilte. Durch seinen „Catilina" (Hamburg, 1855), den Roman „Der Amerikamüde" (Frankfurt a. M., 1856) und eine preisgekrönte Novelle im „Illustrierten Familienbuch des Österreichischen Lloyd" war sein Name endlich auch in Wien bekannt geworden. Kürnberger, der in den letzten Fünfzigerjahren in dem literaturfreundlichen Café Gagstätter verkehrte, war damals Mitarbeiter des vornehmen Tagblattes „Die Donau", das der ihm befreundete Redakteur Schwarzer herausgab, und der belletristischen „Mußestunden", die Waldheim redigierte. Wer den Dichter, der der Musik als genießender Laie gegenüberstand, veranlaßte, für die geplante Wiener Erstaufführung des Schumannschen „Manfred" einen fast gänzlich neuen Text zu schreiben, ist unbekannt, wird sich aber vielleicht noch aus dem derzeit unzugänglichen Nachlaß feststellen lassen. Trotz aller Verehrung, die man bei Kürnberger für den ihm so wesensverwandten Byron und dessen „Manfred" voraussetzen darf, mag die Anregung zu Kürnbergers Dichtung doch eine ganz äußerliche gewesen sein. Diese Vermutung wird auch durch eine noch zu erwähnende zeitgenössische Kritik gestützt. Als sicher kann man aber annehmen, daß Kürnberger von einem musikkundigen Manne, der Schumanns „Manfred" sehr genau kannte, bei seiner schwierigen Arbeit beraten war. Dieser Musiker scheint auch die vorliegende Abschrift des Poems überwacht zu haben, deren oft er-

* Mitgeteilt und eingeleitet von Otto Erich Deutsch.

probte Führungszeichen es möglich machen, den ganzen Text in einer für Konzertaufführungen brauchbaren Form zu veröffentlichen.

Über den künstlerischen Wert des Gedichtes kann man natürlich auch ohne Kenntnis seiner Entstehungsgeschichte urteilen, nicht aber über das technische Verdienst, das Kürnberger zuzusprechen ist. Byrons „dramatisches Gedicht", das, wie aus Briefen des Dichters hervorgeht, nicht für die Bühne bestimmt war, erschien 1817 in London und 1820 in Paris. Das Werk wurde bald von H. Döring (Zwickau, 1821), J. V. Adrian (Frankfurt a. M., 1831) und E. Köpke (Berlin, 1835), ins Deutsche übersetzt. Als vierte der mir bekannten Verdeutschungen* schloß sich 1839 die Übersetzung des schlesischen Theologen und Novellisten Karl Adolf Suckow (1802—1847) an, die in dem Werke „Byrons Manfred; Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen; ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie" bei Max & Co. in Breslau erschien. Suckow, der unter dem Pseudonym Posgaru schrieb, suchte in seinem Buche nachzuweisen, daß das deutsche Theater durch den Mißbrauch der Musik gesunken sei und sich wieder durch Musik heben müsse. Eine merkwürdige Fügung, die die Schumann-Forschung meines Wissens bisher übersah, ist es sicherlich, daß Robert Schumann seiner im Winter 1848/49 während des Aufenthaltes in Dresden komponierten „Manfred"-Musik** als ungenügenden Text der Gesänge und Melodramen gerade die Übersetzung Suckows in arger Verstümmelung zu grunde legte. Von den Änderungen, die Schumann an der originalen Fassung des „Manfred" zum Nachteil des Gedichtes vornahm, seien nur einige erwähnt. Aus der Reihe der sieben Elementargeister in der ersten Abteilung wurden drei gestrichen, darunter der für die Exposition so wichtige siebente. Der Gesang der übrigen vier Geister wurde ebenso wie der folgende Zauberspruch gekürzt, den Byron übrigens nur von einem Geiste sprechen läßt. Ähnliche Kontraktionen finden sich im Dialoge. Der Schlußchor „aus dem fernen Kloster" (›Requiem aeternam ...‹) ist von Schumann dagegen neu eingeführt worden. Der Text, den der Komponist nach diesen gefährlichen Operationen für die Aufführungen seiner „Manfred"-Musik bestimmte, ist bei Breitkopf & Härtel (Textbibliothek Nr. 66) in einer mit Regiebemerkungen versehenen Ausgabe erschienen, die als Übersetzer irrtümlich einen F. W. Suckow nennt. Dieser Text ist auch der im selben Verlage erschienenen Partitur des Werkes unterlegt.***

Im Jahre 1852 brachte Liszt den Schumannschen „Manfred" in Weimar zuerst auf die Bühne. Der mit Schumann und Liszt befreundete Musikhistoriker und Dichter Richard Pohl (1826—1896) erzählt in seinen „Erinnerungen an Robert Schumann" („Deutsche Revue", Berlin, 1878, II. Jahrgang, Heft 11 und 12), daß er den Komponisten am 4. September 1851, einen Tag nach seinem Antrittsbesuch in Düsseldorf, mit der Partitur des „Manfred" beschäftigt fand. Schumann erklärte ihm: „Liszt will meinen Manfred in Weimar zur Aufführung bringen. Ich bin eben dabei, das Drama bühnengerecht zu machen. Wenn „Manfred" gedruckt wird, will ich diesen gekürzten Text der

* Bauernfeld las schon im März 1828 eine Manfred-Übersetzung von „Ad. Wagner", die ich nicht kenne. Vgl. „Kritische Bemerkungen Bauernfelds", mitgeteilt von Karl Glossy im Grillparzer-Jahrbuch, XIII, 275 ff.

** Schon im Jahre 1847 hatte Louis Truillon Lacombe (1818—1884) eine dramatische Manfred-Sinfonie komponiert.

*** Robert Schumanns Werke, herausgegeben von Klara Schumann. (Serie IX, Nr. 9.)

Partitur vordrucken lassen. Bei Konzertaufführungen kann man ihn dann auch mit verteilten Rollen lesen." Pohl bemerkte dagegen, daß Schumann nicht auf viele Bühnenaufführungen zu rechnen haben dürfte und deshalb bei der Textbearbeitung sogleich auf den Konzertsaal Rücksicht nehmen möge. Als Muster erwähnte Pohl die verbindenden Dichtungen zur „Egmont"- und „Sommernachtstraum"-Musik. Aber Schumann entgegnete: „Dies würde eine völlige Umarbeitung nötig machen, und das ist nicht meine Aufgabe. Versuchen Sie sich daran; es ist aber nicht leicht. Ich selbst muß mich auf Zusammenziehung des Dramas beschränken. Ich habe die Übersetzung von Posgaru gewählt, weil ich sie der von Böttger * vorziehe. Szenisch bietet die Manfred-Aufführung mancherlei Schwierigkeiten. Geistererscheinungen fallen auf den Bühnen immer zu materiell aus . . ."

Dennoch scheint Schumann das Liszt'sche Experiment gebilligt zu haben. Nach der Weimarer Aufführung folgten Wien, München, Berlin und Hamburg mit Versuchen. Man wähnte damals, daß Byrons „Manfred" durch die Musik nun bühnenfähig geworden sei. Aber schon nach einigen Wiederholungen erkannte man, daß das Gedicht gerade durch die Kürzungen Schumanns und durch die melodramatische Behandlung vieler Textstellen der Bühne nur noch mehr entrückt worden war. In den letzten Jahrzehnten wurde deshalb das Werk zum Vorteil des Dichters und des Komponisten meistens nur im Konzertsaal aufgeführt. Das ergab aber neue Schwierigkeiten, da das mißhandelte Gedicht nun ohne die Krücke der Ausstattung völlig versagen mußte. Deshalb entschloß sich Pohl, der damals mit F. Brendel in Weimar die „Anregungen für Kunst und Wissenschaft" herausgab und später an der Redaktion der „Neuen Zeitschrift für Musik" beteiligt war, noch in den Fünfzigerjahren einen verbindenden Text zu den von Schumann vertonten Bruchstücken der Übersetzung Suckows zu schreiben, der 1858 ** bei Breitkopf & Härtel erschien. Trotz seines Mangels an dichterischer Begabung hat Pohl ein ähnliches Experiment auch an Liszts „Prometheus" gewagt. Die Minderwertigkeit des Pohlschen Gedichtes ist von geschmackvollen Musikern nie geleugnet worden. Und dennoch wurde dieser jämmerliche Text seit 50 Jahren bei den Aufführungen des Schumannschen „Manfred" in allen deutschen Städten (mit Ausnahme Wiens) verwendet. Da Kürnbergers etwa gleich altes Gedicht bisher im Archiv träumen mußte und nur für je ein Stündchen zu einigen Konzerten der „Gesellschaft der Musikfreunde" geweckt wurde, klagen alle Schumann-Biographen über den fühlbaren Mangel eines guten „Manfred"-Textes. August Reißmann schreibt 1871 in seiner Monographie: „. . . . Nur wünschen wir, daß recht bald ein wirklicher Dichter einen die einzelnen Musikstücke verbindenden Text schreiben möge, der nicht in trivial-poesieloser Fassung einen so schreienden Kontrast zu Byron-Schumanns Dichtung bildet, als der verbindende Text von R. Pohl." Auch Paul Graf Waldersee, der in seiner „Sammlung musikalischer Vorträge" (Leipzig, 1880) dem „Manfred" Schumanns ein langes Kapitel widmete, kennt nur das Pohlsche Gedicht. Richard Batka aber hat die Hoffnung auf einen besseren Text schon aufgegeben und verbannt in seiner bei Reclam erschienenen Schumann-Biographie die Manfred-Musik zum „einsamen Genusse am Flügel daheim".

* Die Byron-Übersetzung von Adolf Böttger war 1840 erschienen. — Vor Schumanns Komposition ist auch die Abhandlung Rötschers „Über Byrons Manfred" (Berlin, 1844) herausgegeben worden.

** Nach Pohls eigenen Angaben. Das mir vorliegende Exemplar trägt die Jahreszahl 1864.

Reißmanns Wunsch war längst erfüllt, als er ihn aussprach. Ferdinand Kürnberger, in dem selbst ein Stück Manfred stak, war Byron, dem „Dichter des Individuums", wie ihn Taine gegenüber Goethe, dem „Dichter des Universums", nannte, wahrhaft kongenial. Gerade deshalb ist sein Gedicht so wertvoll, das er für die Erstaufführung des Schumannschen „Manfred" durch den „Singverein der Gesellschaft der Musikfreunde" schuf. In der formalen Anordnung ähnelt es dem Pohlschen Texte, der einem weitern Vergleich nicht standhalten kann. Es besteht aus einem Prolog und einem verbindenden Text zu den Bruchstücken der Suckowschen Übersetzung, die — soweit das die Komposition Schumanns zuließ — von Kürnberger gekürzt und verbessert wurde.* Es scheint aus der ersten der im folgenden zitierten Rezensionen über die Aufführung hervorzugehen, daß wir Kürnbergers Gedicht nur dem verspäteten Eintreffen des bereits erschienenen Prologs von Pohl zu verdanken haben. Gott segne den säumigen Schwager! Am Sonntag, den 11. Dezember 1859, wurde also Schumanns „Manfred" mit dem neuen Text von dem jungen „Singvereine" unter Herbecks Leitung im k. k. Redoutensaale aufgeführt. Das Konzertprogramm kündigt in seiner zweiten Abteilung die „neue" Komposition und das „für diese Aufführung" von Herrn „F. Kirnberger" verfaßte, von Herrn Josef Lewinsky gesprochene Gedicht an. Die Soli wurden von zwei Damen und fünf Herren gesungen, die Orgelbegleitung von Herrn Adolf Lorenz besorgt. In dieser Besetzung wurde das Werk am 11. November 1860 und am 29. November 1863 in Konzerten der „Gesellschaft der Musikfreunde" wiederholt. Über den glänzenden Erfolg der Erstaufführung waren die Stimmen einig. Neben einer völlig anerkennenden Kritik sei in diesem Zusammenhange auch eine für Kürnberger abfällige zitiert, durch die sich, wie ich glaube, der Referent selbst gerichtet hat. Die von Schumann begründete „Neue Zeitschrift für Musik", der Pohl wohl schon damals nahe stand, brachte am 16. März 1860 einen „Wiener Brief", in dem nach einigen Worten über die großartige Wirkung der Manfred-Musik folgendermaßen über das neue Gedicht geurteilt wird: „Nur bedauerte ich für meine Person das zu späte Eintreffen des verbindenden Gedichtes von R. Pohl. Das an dessen Stelle gewählte hat zwar einen gewandten hiesigen Dichter, Herrn Kürnberger, zum Verfasser. Dieser Mann ist aber kein Musiker. Sein Text wurde daher bloß den Worten Byrons, doch nur im allgemeinsten Sinne den Klängen Schumanns gerecht. Wolle im Falle einer zweiten Aufführung ‚Manfreds' doch auf Pohls mittlerweile eingetroffenen verbindenden Text Bedacht genommen werden, dem das Lob innigen Verwachsenseins mit Wort- und Tondichtung unumschränkten Sinnes nachgerühmt werden kann." Wer die beiden Texte kennt, wird wissen, was von dieser trügerischen Schlußfolgerung und dem jämmerlichen Rat des Herrn Pohl gefälligen Referenten zu halten ist, dessen Sinn doch nicht so ganz „unumschränkt" gewesen sein mag, wie er selber meinte. Daß Kürnbergers Gedicht Byrons Manfred mehr entspricht als dem nachempfundenen Manfred Schumanns gereicht dem österreichischen Dichter natürlich zu hoher Ehre. Aber die Sachkundigen, die es kennen, sind darüber einig, daß der wohlberatene Nichtmusiker Kürn-

* Die Gesang- und Melodramtexte hat Kürnberger fast unverändert gelassen; von der übrigen Übersetzung Suckows hat er nur weniges verwendet. Eine genaue Unterscheidung zwischen Suckows und Kürnbergers Worten war hier schon aus typographischen Gründen nicht möglich. Der näher beteiligte Leser wird den Vergleich zwischen Byron, Suckow und Kürnberger gerne selbst anstellen.

berger dem Werke Schumanns, das er unversehrt ließ, bessere Dienste erwiesen hat als der Musiker Pohl. Die „Gesellschaft der Musikfreunde" hat übrigens mit gutem Geschmack den Rat des Rezensenten nicht befolgt und seit jener Erstaufführung des „Manfred" bei allen Wiederholungen das Gedicht Kürnbergers verwendet. Ein anderes (mir bekanntes) Referat erschien am 14. Dezember 1859 in den Wiener „Rezensionen und Mitteilungen über Theater und Musik". Es rühmt wie das erste „die günstige Gesamtwirkung", den „wunderbar ergreifenden Vortrag" des Herrn Lewinsky, aber auch die „passende Gestaltung des verbindenden Textes von J. Kirnberger" (sic!).

Herr Hofschauspieler Josef Lewinsky, der sich noch deutlich an die gewaltige Wirkung dieser ersten Wiener Aufführungen unter Herbecks Leitung erinnert, hatte die Güte, mir u. a. auch die interessante Mitteilung über ein „Manfred"-Konzert in Budapest zu machen, das am 21. Jänner 1887 im großen Redoutensaale stattfand. Lewinsky sprach auch in Budapest den Kürnbergerschen Text. Meines Wissens wurde das Gedicht nur damals außerhalb Wiens verwendet. Ohne Zustimmung der Veranstalter dieses Konzertes wurde der Text 1887 bei József Nyomása in Budapest gedruckt, um dem Publikum das Verständnis zu erleichtern. Auf Veranlassung des Herrn Lewinsky aber mußte die ganze Auflage vor dem Konzerte eingezogen werden, da das literarische Eigentumsrecht der Erben Ferdinand Kürnbergers durch diesen Abdruck gefährdet war. Ein Exemplar der Auflage hat mir Herr Lewinsky zur Verfügung gestellt und ich konnte daraus konstatieren, daß der Abdruck ein sehr flüchtiger war und durch mancherlei Lesefehler das Gedicht nur mangelhaft wiedergab. Nach den Mitteilungen des Herrn Lewinsky dürfte glücklicherweise kein Exemplar davon in den Handel gekommen sein.

Die Veröffentlichung des Kürnbergerschen Gedichtes erfolgt hier mit Erlaubnis der Erben des Dichters nach der Abschrift im Musikarchiv. Der bisher nur in Wien und in Budapest verwendete Text soll damit für alle Konzertaufführungen des Schumannschen „Manfred" nutzbar gemacht werden. Ich habe von den für den Konzertsaal bedeutungslosen Regiebemerkungen des Suckowschen Textbuches nur diejenigen eingeschaltet, die Kürnberger in seinem Gedichte übergangen hat. Die zu sprechenden Partien des Textes wurden in Wien immer von *einem* Herrn vorgetragen. Es bleibt natürlich die Möglichkeit offen, den Prolog und den Melodramtext, wie es in Deutschland bei dem Gedichte Pohls üblich ist, auf einen Herrn und eine Dame zu verteilen, z. B. so, daß die Dame die Sprechpartien der Elementargeister (1. Abteilung), der Alpenfee, der Astarte (2.) und des Dämons (3.), der Herr aber den Prolog und den verbindenden Text, die Partie des Manfred, des Alpenjägers (1.) und des Abtes (3.) übernimmt.

Es war meine Absicht, mit dieser Publikation, die zum 50. Todestag Robert Schumanns (29. Juli) erscheint, zugleich auch den Manen unseres Kürnberger zu huldigen. Wir haben nun zwei österreichische „Manfrede", die andere Verdeutschungen des englischen Meisterwerkes weit übertreffen: die sprachgewandte Übersetzung Josef Emanuel *Hilschers* und die ebenbürtige Übertragung Ferdinand *Kürnbergers*.

* * *

Manfred.

(Nachdruck verboten.)

Dramatisches Gedicht von Lord Byron. Mit teilweiser Benützung der deutschen Übersetzung Karl Adolf Suckows für Robert Schumanns Musik frei übertragen von Ferdinand Kürnberger.

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.
(Hamlet, I. 5.)

Prolog.

Von Zeit zu Zeit fährt eine dunkle Wolke
Vorüber an der schönen Menschenstirn —
Es ist der Faust-Gedanke! — Wer ihn denkt,
Dem sagen Mond und Sonne Lebewohl,
Und alle Sterne geh'n ihm unter: Fluch
Wird die Vernunft ihm, Fluch die Sinnlichkeit,
Und Fluch der Streit und Widerspruch von beiden. —
Wie wenn des Erdballs Urweltsfeuer ringt,
Den Feuersbruder hoch am Himmelsbogen,
Die Sonne, zu begrüßen: beide trennt
Ein grüner Teppich, wein- und rosenvoll,
Der bricht und kracht, auflodert der Vulkan,
Die Sonne schaut er, schwelgt minutenlang,
Doch ewig deckt die Lava Wein und Rosen;
So sprengt der Geist, von ird'scher Form begrenzt,
Die süß beblümte Fläche seines Daseins,
Wenn aus dem Krater einer Menschenbrust
Der endliche vulkanisch sich erhebt,
Das Ewige zu schauen! —
Schmerzenskunde
Der Griechen vom Prometheus, der Germanen
Vom alten Faust, wie bleibst du ewig neu!
So lang die Mutter ihren Sohn gebiert,
Wird ein Prometheus Himmelsfeuer rauben,
Ein Faust die Hölle zwingen, wird den Dolch
Ein Manfred stoßen in die mächt'ge Brust —
Denn alle Menschen sind nur Einer! —
Ihr,
Die ihr versammelt, würd'gen Dingen horcht,
Empfangt es günstig, was wir bieten: Manfred,
Der jüngste Sohn vom alten Faustgeschlecht,
Erhebt an eure Herzen seinen Ruf.
Zwar nicht er selbst: die düstere Gestalt
Des lebensmüden Briten geht einher,
Von Lyraklängen deutscher Meisterhand

Auf fürchterlichen Wegen süß begleitet.
Die höret an! Wie Wolkenbilder sich
Und Wald und Fels im dunklen Bergsee spiegeln,
So freu' es euch, wie Manfreds dunkler Schatten
Im flüss'gen Element des Wohllauts spielt.
Die wilden Schmerzen, den empörten Trotz,
Die Selbstzerstörung Haß geword'ner Liebe,
Des Opfers Zittern und des Henkers Hohn,
So vieler Kräfte schrillen Widerspruch;
Die Allmachts-Wonnen eines Sterblichen,
Die Sterblichkeits-Verzweiflung eines Gottes; —
Was mißgestimmt in dieser Bruch-Gestalt
Von Wurm und Riese formlos sich befeindet:
Das lasset euch im stumm-beredten Spiel
Der Harmonien Ton-symbolisch deuten.
Es ist ja Tönen grenzenlos verlieh'n,
Zu sagen das Unsägliche! Wenn Wort
Und Farb' und Linien den feinen Stoff
Der Seele nicht mehr fassen, greift Musik
Mit Geisterhänden in die geist'gen Tiefen.
Wohlan! sie griff in Manfreds Seele: kühn
Begleitet sie die Bahnen eines Menschen,
Der übers Menschliche hinaus die Schritte lenkt.

Ouverture.

(Klavierauszug, S. 3.)

Erste Abteilung.

Auf, Phantasie! verwandle dieses Haus
Zum luft'gen Abhang eisgekrönter Alpen,
Wirf Nacht auf Erden und den Himmel wälze
Mit Wolken voll! In dieser Wildnis treibt
Der schlummerlos unsel'ge Mann sein Werk.
Ein trotziger, dem ird'schen Wissens-Käfig
Entsprung'ner Leu, fällt Manfred mit der Fackel
Des Zaubers jetzt, mit Wissenschaft der Hölle
Die Schöpfung an. Die Sinnenwelt sagt nichts,
Die Geister müssen reden! Horch, er ruft sie:

Manfred:

„Beim Zeichen dessen, der euch zittern macht,
Beschwör' ich euch, beim Recht des ew'gen Wesens,
Beim Luzifer und dem verdammten Stern,
Von dem er stürzte, bei dem Herrscherlaut
Der Menschenbrust, beim Fluch und bei der Hoheit
Des forschenden Gedankens — auf! erscheint!"

Da bebt's und webt's im Weltenraum, sie kommen
Aus Äthershöh', aus blauem Wassergrund,
Vom Sonnenball und aus der Erde Schacht,
Der Elemente zartgebor'ne Geister.

Musik Nr. 1. „Gesang der Elementargeister."

(Klavierauszug. S. 20.)

Erster Geist: „Dein Gebot zieht mich heraus
Aus dem hohen Wolkenhaus,
Das, erbaut von Dämmerluft,
Goldig glänzt im Abendduft;
Ob auch ruchlos dein Begehr,
Flog auf Sternenstrahl ich her,
Der Beschwörung untertan, —
Sag' mir deinen Wunsch nun an!"

Zweiter Geist: „In des Wassers blauer Tiefe,
Wo die Welle sich nicht bewegt,
Wo der Wind ist ein Fremdling,
Sich die Schlange der See nur regt,
Wo das Meerweib mit Muscheln
Das Haar sich schmückt,
Hat wie Sturm auf dem Wasser
Dein Bann mich durchzückt, —
Wohlan, dem Geist des Meeres
Sag' an, was du gewollt!"

Dritter Geist: „Wo die Wurzeln der Anden
Sich senken im Lauf,
Wie die Gipfel zum Himmel
Sich recken hinauf;
Den Geburtsort verließ ich,
Dein Spruch zog mich fort,
Dein Rufen bezwang mich,
Mein Herr ist dein Wort!"

Vierter Geist: „Der Sonnenball ist Heimat mir!
Warum mit Dunkel quälst mich hier?"

Die vier Geister: „Luft, Wasser, Erd' und Feuer zeugen
Von unsrer Kraft; wir sind dein eigen
Und schauen, gewärtig deines Winkes, auf dich —
Was willst du von uns, Sohn des Staubes? sprich!"

Manfred: „Ich will vergessen."

Geister: „Armer Sohn der Erde!
Wir spenden nicht, was selbst wir nicht besitzen:
Unsterblich sind wir, wir vergessen nicht."

Gesungen.

Manfred: „Weh' mir! so rief ich euch umsonst! Hinweg
Ohnmächtig-Mächtige! — Doch bleibt. Wie süß
Tönt eure unsichtbare Stimme! Zeigt,
O zeigt mir auch in sichtbar schöner Form,
Geistbrüder, euer rätselhaftes Dasein!"

Er spricht's — da steht ein Scheinbild vor ihm da —
Es ist das Urbild höchster Weibesschöne!
Aufzuckt sein Herz — es schmilzt — es neigen sich
In rascher Sehnsucht Manfreds Arme.

Musik Nr. 2. „Erscheinung eines Zauberbildes."

(Klavierauszug, S. 24.)

Manfred (im 7. Takte einsetzend): „O Gott, wie schön!
Wenn du nicht Wahnbild — Verhöhnung du nicht bist,
Dann würd' ich noch der Seligste.
Umarmen will ich dich — und dann —
Weh!"* } Melodram [29 Takte.]

Das Bild zerrinnt! — Im Staube wälzt sich Manfred,
Besinnungsbar! Der Mann, der nichts mehr wünscht,
Er hat gewünscht! Der Mann, der Geister rief,
Ihn lockte Sinnenschein!

Unsel'ger, stirb,
Sie haben siegreich dich betört, die Geister!
Die Lüge luden sie auf dich, du zollst
Unlösbar jetzt dem Fluche! — Horch, der Fluch,
Er weiht dein Haupt, er weiht dich dem Verderben!

Musik Nr. 3. „Geisterbannfluch."

(Klavierauszug, S. 25.)

Vier Geisterstimmen: „Wenn der Mond auf stiller Welle,
Und im Gras der Glühwurm scheint,
Und der Flamm' auf Grabesstelle
Sich des Sumpfes Irrlicht eint;
Schießt der Stern in schnellem Fall,
Eule ruft im Widerhall,
Ruhen schweigend Büsch' und Matten
In des Hügels stillem Schatten:
Dann soll deine Seele mein
Durch Gewalt und Zauber sein."

* Dieses „Weh!" fällt auf die letzte Note (Es) des Melodrams.

Eine Stimme: „Von deinen Tränen kocht' ich Saft,
In ihm wohnt sich're Todeskraft;
Aus deinem Herzen zapft' ich Blut,
Aus schwarzen Quells tiefschwarzer Flut;
Ich fing des Lächelns Schlange weg,
Die lauernd dort lag im Versteck;
Ich nahm der Lippen Reiz dir ab,
Der stärkste Giftkraft allem gab;
Ich prüfte jedes Gift: allein
Ich fand, das giftigste war dein."

Drei Stimmen: „Die Schale gieß' ich auf dich aus,
Sie weiht dein Haupt dem Zaubergraus;
Nicht der Schlummer, noch der Tod
Löse dich aus dieser Not;
Ob der Tod erwünscht dir sei,
Fasse dich doch Todesscheu;
Sieh', das Zauberwort umwand dich,
Kette, tonlos, nun umband dich;
Durchfuhr dir durch Herz und Sinn
Dieser Spruch — nun welke hin!"

Gesungen.

[Nachspiel von 8 Takten.]

Vorbei ist Grau'n und Nacht. Den First der Alpen
Beleuchtet Morgenrot — die Geister flieh'n.
Das Leben quillt durch Manfreds Busen wieder.
Das Leben? — Ach, der an sich selber nagt,
Der Grab ist seiner eig'nen Seele — lebt er?
Mit Gram erkennt sich Manfred, sieht mit Gram
Die Welt um sich so herrlich. —

Manfred: „Mutter Erde,
Und du, o frischer Tag, und ihr, o Berge,
Warum so schön? Nicht lieben kann ich euch.
Du Sonne, süßes Labsal aller Wesen,
Weltschmeichlerin, nicht scheinst du in mein Herz.
Und ihr, o Felsen, die ich oft bestieg,
Wo von des Wassersturzes Rand hinab
Ich sah die hohen Tannen eingeschrumpft
In Schwindeltiefe zwerghaft, kurz wie Gras —
Ein Sprung, ein Stoß ..."

(Man hört eine Hirtenschalmei in der Ferne und später Herdengeläute.)

Muſik Nr. 4. „Alpenkuhreigen."

(Klavierauszug, S. 29.)

Manfred (raſch): „O horch, der Ton!
Des Alpenrohrs natürliche Muſik —
Denn hier ward nicht zu bloßer Hirtendichtung
Die Patriarchenzeit — in freien Lüften
Vermählt dem Klinggeläute muntrer Herden!
Die Töne trinkt mein Herz! — O wär' ich doch
Solch ſanften Klanges ungeſeh'ner Geiſt,
Lebend'ge Stimme, atmende Harmonie,
Leibloſe Wonne, ſterbend wie geboren
Im ſel'gen Tone, der mich zeugte!"

Melodram [32 Takte].

Doch,
Was regt ſich da, von Manfred ungeſeh'n,
In ſeiner Näh? Ein Alpenjäger iſt's; —
Er klimmt empor und klimmend ſchilt er:

Alpenjäger: „Hier
Entſprang die Gemſe: angeführt hat mich
Ihr flinker Fuß; mein heut'ger Gewinn
Lohnt kaum die Halsarbeit."

Melodram [8 Takte].

Fort iſt das Wild,
Er ſpäht umſonſt nach ihm. Im Späh'n erblickt er
Den bleichen Mann, den überwachten Gaſt
Der grauſen Zaubernacht, die zitternde,
Vom Schöpfungsaug' geweinte Träne — Manfred.
Er ſteht und ſtutzt.

Alpenjäger: „Wie iſt der Mann ſo bleich!
Was will er hier, gefährlich überhangend
Vom jähen Felſenrand?"

Manfred (den andern nicht bemerkend): „Ein Sprung, ein Stoß . . ." —

Traumredet es in Manfreds Seele fort.

Manfred: „Was hielt mich ab? Ein flücht'ges Tongebild!
Wie ſüß es klang, in Klang und Farb' und Duft!
So lange kenn' ich dich, Natur, doch ach!
Erkenn' dich nicht! Du ſtehſt, ein ew'ges Rätſel!
Vergebens frag' ich dich, du biſt nur ſchön,
Und ich will Wahrheit! Die verbirgſt du mir
Im Sinnenreiz, im Formenſpiel — du wirfſt
Mein eig'nes Leben zwiſchen mich und dich,

Die Wahrheit deckend. Ha! was zaudr' ich noch?
Ein Sprung — ein Stoß — die Rätsel-Schale bricht —
Der Kern erscheint! — So nimm mich auf, o Tod!"

Er ruft's und holt zum Sprunge mächtig aus.
Da packt ihn eine Faust — der Jäger ist's.

Alpenjäger: „Unsel'ger, was beginnst du hier?"
Manfred: „Ich ende!"
Alpenjäger: „Zurück vom Abgrund!"
Manfred: „Mann, wer bist du, sag'!"
Alpenjäger (rasch): „Bald wirst du's hören. Jetzt mit mir hinweg!
Die Wolken drohen — hier — stütz' dich auf mich.
Hierher den Fuß!" } Melodram [9 Takte].
Manfred (zu sich): „Der biedern Einfalt gönn' ich gern'
Den kurzen Wahn: ein Manfred sei zu retten!"
Alpenjäger: „Frisch zu! den Strauch gefaßt! Setz' an! — Hier gibt's
Wegsamen Pfad, vom Sturzbach ausgespült! —
Ei, wie gelenk! — Du solltest Jäger sein!
Brav! komm'! Jetzt folge mir!" } Melodram [3 Takte].

So geh'n sie hin. —
Der Alpenhütte stilles Obdach öffnet
Sich gastlich jetzt der Einkehr Manfreds. Mild
Empfängt der Schlaf, des Todes, den er suchte,
Liebreicher Bruder, den gequälten Mann.
Auf seine Schläfe gießt er süße Träume,
Gießt Melodien auf sein wundes Herz.

(Attacca subito:)

Nr. 5. „Zwischenmusik."

(Klavierauszug, S. 30.)

Zweite Abteilung.

Erwacht ist Manfred. Eile spornt ihn. Faßt
Der enge Raum solch weites Leben wohl?
Die Hand voll Dank, doch weigerndes Versagen
Im bünd'gen Wort, verläßt er seinen Wirt,
Der, treu und herzlich, ihn vergebens hält.
Nicht ahnt der Weidmann, frommbeschränkten Sinn's,
Welch ungezähmten Gast er da gehegt,
Und welche Bahnen dieser Irrstern wandelt!
Er muß ihn lassen. —

Manfred steigt empor,
Wo stäubend der kristall'ne Gischt vom Fels
Zur Tiefe stürzt, mit Irisfarben spielend
Im sanften Abendstrahl.

Manfred: „Welch schöner Anblick!
Zu tauchen in dies Bad, welch reiner Kuß
Des Elements! Zwar nicht die ird'schen Glieder,
Den Geist berühren möcht' ich mit dem Geiste
Der klaren Flut. Was hindert mich? Die Macht
Ist mein. Herauf, du Göttin dieses Borns
Aus deines Doms kristall'ner Bogenhalle!
Ich rufe dich — erscheine mir!"

(Manfred nimmt Wasser in seine hohle Hand und spritzt es in die Luft, während er die Beschwörungsformel murmelt.)

Musik Nr. 6. „Rufung der Alpenfee."

(Klavierauszug, S. 32.)

[Nach den 3 Takten, die das Erscheinen der Alpenfee begleiten.]

O seht,
Welch süßes Wunder! Glanz-gewoben hebt
Ein Leib sich aus den Wassern — Gold das Haar,
Die Glieder Perlenschimmer, Mondesblick
Das feuchte Auge. — Friede weht um sie,
Und ihr Bewegen ist Musik. — O horcht!

[39 Takte].*

Zu Manfred spricht die Fee:

Fee: „Was wünschest du,
Der Erde Nachtsohn?"

Wünschen? Er verneint.

Manfred: „Es freute mich die Willkür meiner Macht,
Ich kann dich rufen und ich rief dich. Nur
Dich schauen wollt' ich."

Fee: „Deine Schmerzen, Manfred,
Sind mir bekannt. Des Heils bedarfst du sehr!"

Manfred: „Und bötest du mir's? Weiß ich es doch längst,
Unfühlend ist die Schöpfung; schöne Fee,
Du bist es selbst. Du schmücktest dich, eh' noch
Mein Stammherr in der Wiege lag; du wirst,

* Die von Schumann eigentlich melodramatisch gesetzte Alpenfeemusik wurde auch bei der Verwendung des Pohlschen Textes meistens ohne Worte gespielt, was der Wirkung keinen Eintrag tat.

Wenn meines Enkels Hünengrab schon längst
Zerstört, dich schmücken. Schmückst du dich für mich?
Du lächelst, wenn der Hirte trinkt und dankt,
Und lächelst, wenn verdürstend in der Wüste
Der Pilgrim stirbt und flucht. O kaltes Herz
Der warmen Schöpfung, wo ist Mitgefühl?!"

Fee: „Die Tiefe deines Jammers kenn' ich ganz.
Doch, Manfred, sag': Dein eigenes Geschlecht,
Hat nie geliebt dich eines Menschen Tochter?"

Manfred: „Weh' mir, Astarte! Ja, sie liebte mich,
Ich sie — und — ich verdarb sie!"

Fee: „Deine Hand?"

Manfred: „Nicht tat's die Hand, mein Herz zerbrach ihr Herz;
Es welkte, mich durchschauend. — Weh' mir! weh'!"

Fee: „Vielleicht bring ich dir Rettung. Schwöre mir —
Gehorsam!"

Manfred: „Welch ein Wort! Gehorsam? Wem?
Dem Geiste, der mir dient? Soll ich der Sklave
Des Sklaven sein?"

Fee: „Besinne dich!"

Manfred: „Hinweg!
Reizvolle Gauklerin!"

[2 Akkorde.]

Die Fee entschwebt! —

Manfred: „Fahr' hin, du hilfst die Sünde mir nicht tragen,
Die meine Menschenwürde. Schicksalslos
Ergießest du die fallenden Gewässer
Aus deiner Urne, schuldlos. — Schuldlos? Ha!
Der Tag wird kommen einst, wo dieser Fels,
Den lieblich jetzt dein Silberleib umschlingt,
Zermalmt im tausendjährigen Geträufe,
Zu Trümmern stürzt und stürzend, wie du ihn,
Dich selbst verschwinden macht. Dann warst du da,
Und sage nicht, du warst ein schuldlos Wesen.
Das Dasein selbst ist eine Schuld! Die Sühne
Des Lebens — eine gibt's nur — ist der Tod.
Ha, teurer Fund! Lichtvoller Nachtgedanke,
Wie plötzlich Rat und Hilfe bringst du mir!
Tor, der ich war, die Geister anzurufen,
Schildhalter, wie ich selbst, des ird'schen Seins!
Das Nichtsein frag' ich! Ahriman, du Gott
Des Wesenlosen, du des Todes Gott,
Erlösender Verneiner alles Lebens
Und aller Schuld und aller Leiden — du!
Mein Retter, du! dich ruf' ich!"

Manfred ſpricht's
Und ſchwört die höchſten ſeiner Zauberſchwüre,
Da bebt der Grund — Nacht fällt herab — die Pforten
Der Hölle ſpringen auf. — Ihr ſchaut entſetzt
Gott Ahriman auf ſeinem Thron aus Feuer —
Ihr hört mit Grauen den Hymnus ſeiner Geiſter.

Muſik Nr. 7. Hymnus der Geiſter Ahrimans.

(Klavierauszug, S. 35.)

Chor der Geiſter: „Heil unſerm Meiſter! Herrn der Erd' und Luft!
Auf Wolk' und Welle wandelnd! Seine Hand
Regiert die Elemente, die
Ins alte Nichts ſein hoher Wille bannt!
Er atmet — Sturm zerwühlt der Wogen Tanz;
Er ſpricht — der Donner rollt aus Wolkenflammen;
Er blickt — der Sonnenſtrahl flieht ſeinen Glanz;
Er regt ſich — bebend bricht die Welt zuſammen!
Vulkane ſprießen ſeinem Fußtritt auf;
Peſt iſt ſein Schatten; durch der Himmel Glut
Herolden die Kometen ſeinen Lauf;
Planeten brennt zu Aſche ſeine Wut
Ihm opfert Krieg auf blutigem Altar;
Ihm zollt der Tod; das Leben iſt ganz ſein,
Bringt ihm endloſe Todeskämpfe dar. —
Sein iſt der Geiſt in einem jeden Sein!“ } Geſangtext.

[5 Takte Nachſpiel.]

Voll ihres Gottes ſind die grauſ'gen Mächte
Der Unterwelt; die Parzen, Nemeſis,
Sie alle huldigen und knien. Doch keck
Steht Manfred da, mit ſelbſtbewußter Würde,
Ein aufrecht ſtolzes Menſchenhaupt! Da wälzt
Ein Zorn ſich durch die Hölle — wütend fahren
Die Geiſter auf und wütend rufen ſie:

Muſik Nr. 8.

(Klavierauszug, S. 42.)

Chor der Geiſter: „Wirf in den Staub dich, den verdammten Staub,
Geburt der Erde, oder Schlimmes fürchte!“ } Geſangtext.

Umſonſt; ſo ſchwer er irrte, Manfred ſteht,
Mit edlem Trotz auf gottgeſchaff'ner Stirn
Den Abglanz deſſen, der ihn ſchuf, bewahrend.

Manfred: „Noch bin ich“ — spricht er — „soll ich knien vor dem,
Dess' Reich das Nicht-Sein? — Nimmermehr! —
Er selbst, der Nachtgott Ahriman, er knie vor
Dem Gott des Lichts! Zusammen knien wir dann!“

Musik Nr. 9.

(Klavierauszug, S. 43.)

Chor der Geister: „Zermalmt den Wurm,
Zertrümmert ihn in Stücken!“ } Gesangtext.

Nemesis [zum Akkord]: „Haltet ein!“ —

Ruft Nemesis. —

„Der Mann ist groß, uns gleich!
Wer darf ihn richten? Ihn, den Herrscher fragt!
Dem kühnen Sterblichen, erlaubst du, Fürst,
Daß ihm die Hölle dient?“

Und Ahriman,
Der Hölle Zeus, er winkt sein ernstes: Ja!
Die Göttin spricht:

Nemesis: „Wen willst du schauen, Manfred?“

Der Held gebeut:

Manfred: „Astarte, rufe mir,
Die ohne Grab blieb!“

Nemesis gehorcht.

„Musik Nr. 10. Beschwörung der Astarte.“

(Klavierauszug, S. 43.)

Nemesis (sehr langsam): „Schatten! — Geist! —
Was immer du sei'st,
Das noch mag verweilen
Im Ganzen, in Teilen
Angebor'ner Gestalt,
Des Gebildes aus Staub,
Das verfiel der Gewalt
Der Erde zum Raub —
Steig', wie du gewesen,
Aus Grabesschoß,
Und Gesicht und Wesen
Vom Wurm kauf' los!
Erschein'! — Erschein'! — Erschein'! —
Der dich gesendet, harret dein!“ } Melodram [11 Takte].

Da, aus des Höllenreiches Mitte steigt
Ein Schatten auf — es ist Astarte. — Manfred,
Von Lust und Weh' den Blick umwoben, spricht:

Manfred: „Kann dies der Tod sein? Auf den Wangen Farbe —
Doch seh' ich wohl, nicht ist's lebendig Glüh'n,
Nur Fieberanflug, wie das falsche Rot,
Mit dem der Herbst die toten Blätter malt.
Es ist dieselbe! Gott! daß ich mich fürchte,
Die Schwester anzuschau'n! — Astarte! — Nein,
Ich kann nicht zu ihr reden! — Nemesis!
Entbiete du sie!"

Nemesis: „Bei der Macht, die gebrochen
Dein Grab in den Tiefen
Sprich zu dem, der gesprochen,
Oder uns, die dich riefen!"
Melodram [3 Takte].

Das Herz
Hält ein im Schlagen. — Manfred lauscht. Sie schweigt,
An ihm ist's jetzt, dem Herrscher Ahriman:

Ahriman: „Gehorche diesem Zepter Geist!"

[2 Akkorde.]

Doch sieh,
Auch ihm verstummt sie. — Bannbelegt von oben
Ist Manfreds Schwester, seine Macht verkannte
Das Reich der Toten; Nemesis gesteht's:

Nemesis: „Geh' hin, o Mensch, wir sind verhöhnt!"
Da faßt
Unendlich Sehnen Manfreds Herz.

Musik Nr. 11. „Manfreds Ansprache an Astarte."

(Klavierauszug, S. 45.)

Manfred [nach dem Verklingen des 2. Taktes]:

„O höre,
Hör' mich, Astarte! O Geliebte, sprich!
So viel hab' ich erduldet, dulde noch —
O sieh' mich an! das Grab hat dich nicht mehr
Verwandelt, als ich dir erschein'. Du liebtest
Mich allzusehr, ich dich: wir konnten nicht
Einander so zerquälen, ob nun auch
Todsünde war die Liebe, dir wir liebten.
O sag', daß dir nicht graut vor mir — daß ich
Die Strafe für uns beide trage — daß
Den Sel'gen du gehörst — und ich dem Tode;
Bisher hat alles, was ich hasse, sich

Melodram [60 Takte].

Verſchworen, an das Daſein mich zu binden —
Ein Daſein, daß mich die Unſterblichkeit
Anſchaudert, ſolchen Seins Verewigung.
Ruhlos weiß ich nicht, was ich frag' und will;
Was du biſt und was ich bin, fühl' ich nur,
Und hörte gern noch einmal, eh' ich ſterbe,
Die Stimme, die Muſik mir war — o ſprich!
Gerufen hab' ich dich in ſtiller Nacht,
Aus Buſch und Schlummer auf die Vögel ſcheuchend,
Die Wölfe des Gebirgs erweckt' ich, ließ die Höhlen
Vergeblich deinen Namen widerhallen,
Sie gaben Antwort — Antwort gaben mir
So mancher Geiſt und Menſch — nur du ſchwiegſt ſtill.
O ſprich zu mir! Die Sterne überwacht' ich,
Gen Himmel ſtarrend ſucht' ich dich vergeblich.
O ſprich! Die Erde habe ich durchwandert
Und fand nie deines Gleichen. — Sprich zu mir!
Sieh' rings die Feinde, wie ſie mit mir fühlen.
Sie fürcht' ich nicht, und fühl' für dich allein —
O ſprich mit mir! ſei's auch im Zorn; nur rede,
Ich rechte nicht, wovon — wenn ich dich höre —
Noch einmal, nur noch einmal!"

Aſtarte: „Manfred!"

Manfred: „Sprich mehr, ich leb' in deiner Stimme Ton!"

Aſtarte: „Manfred, dein irdiſch Leid iſt morgen hin!
Leb' wohl!"

Manfred: „Ein Wort noch! — Haſt du mir verzieh'n?"

Aſtarte: „Leb' wohl!"

Manfred: „Seh'n wir uns wieder?"

Aſtarte: „Lebe wohl!"

Manfred: „Ein Wort der Gnade, ſprich, du liebſt mich noch?"

Aſtarte: „Manfred!"

Kein Laut mehr — — ſie verſchwindet!

Nemeſis: „Haſt du noch,
Du Mann des willensſtarken Zaubers, Fragen
An unſern Herrſcher oder uns?"
— entbeut
Die Göttin Nemeſis, die ordnende.

Manfred: „Nicht mehr."

Nemesis: „Dann lebe wohl! auf kurze Zeit."
Manfred: „Empfang'ner Wohltat Schuldner geh' ich hin!
Leb' wohl!"

[13 Schlußtakte.]

(Attacca subito:)

Dritte Abteilung.

Es ragt ein Turm im blauen Alpenduft,
Bemooster Hort der steilen Ahnenburg,
Die, eingekeilt in Felsenklammern, trotzig
Des Hochgebirgs wegsamen Paß beherrscht.
Dort auf der Väter edlem Erbe trieb
Der Knabe Manfred seine Tage; dort
Beschließt er sie, der Mann. In seines Turms
Geheimnisvoll zu vielem Zauberwerk
Bereiteten Gemächern sinnt er jetzt
Dem großen Ausgang seines Lebens nach.
Am Pfeiler lehnt er, Purpurglut des Abends
Im bleichen Antlitz, ruhig wallt sein Herz,
Und wie vom Traum der Kindheit angeklungen,
Besänftigt spricht's:

Musik Nr. 12. „Manfreds Monolog."
(Klavierauszug, S. 48.)

Manfred: „Ein Friede kommt auf mich,
Unsäglich still, wie bis zu dieser Zeit
Nicht heimisch war im Leben, das ich kannte.
Wenn ich nicht wüßte, daß Philosophie
Der eitlen Dinge bunteste Verwirrung,
Das leerste Wort, das je aus Schulgeschwätz
Das Ohr betörte: könnt' ich meinen wohl,
Der Weisen Stein, das vielgesuchte Gut,
Sei meiner Seele Fund und Eigentum.
Genesung! Du! Dich fühl' ich. Deine Nähe,
Heilsamer Tod, du höchster Lohn des Menschen,
Der sich die Mühe nahm zu leben. Wohl
Verdient' ich mir den Lohn! —
Wer stört mich?"

Melodram [13 Takte].

Seht,
Der würd'ge Abt von Sankt Mauritius
Tritt segnend ein. Die Kirche tut sich auf,

In Mutterarmen die verlor'ne Seele
Zu Reu' und Gnade zu empfahn. Der Ruf
Von Manfreds Wirken ängstigte den Priester.

Abt: „Die Hölle suchst du" — spricht der fromme Greis —;
Ich bringe dir den Gott!"

Und liebend strömt
Vom eifrig gläub'gen Mund die Überredung.

Manfred: „Ich höre dich!" — antwortet Manfred —. „Dank,
Nicht Folge leist' ich dir. Nimm hin mein Wort:
Was immer ich gewesen oder bin,
Das richte Gott! Ich suche keinen Mittler
Mir unter Menschen."

Spricht's und winkt den Abschied.
Der Priester geht, doch gehend denkt er:

Abt: „Noch
Verlaß ich dieses Haus nicht. Hoffnungsreich
Verweil' ich in der Nähe. Redet so
Der Höllensohn, der wüste Teufelsbanner?
Gelassen spricht er, wie ein edler Mann!
Vielleicht erweck' ich noch den Keim des Guten."

Die Sonne sinkt. Ihr gold'ner Rand berührt
Den Saum der Berge. Manfred blickt ihr nach,
Wie eine Saite klingend von Gefühl:

Musik Nr. 13. „Abschied von der Sonne."
(Klavierauszug, S. 49.)

Manfred [im 2. Takte einsetzend]:
„Glorreiche Scheibe! Du,
Ein Gottesdienst, noch ehe deiner Schöpfung
Geheimnis kund war, des Allmächt'gen erstes
Werkzeug, entzücktest auf den Bergeshöh'n
Die Hirten von Chaldäa, bis sie sich
Versenkten in Gebet! Du Urstern,
Du Weltenmittelpunkt, der unsre Erde
Bewohnbar macht und waltet über Farben
Und Herzen derer, die sein Strahl bescheint!
Du Königin der Zeiten und der Zonen
Und ihrer Wesen! Alle tragen wir
Im eingebor'nen Geiste deine Färbung,
Wie äußerlich; du steigst herauf und scheinst

Melodram [24 Takte].

Und sinkst hinab, gleich ruhmreich. — Lebe wohl!
Ich seh' dich niemals wieder. Dir gehörte
Mein erster Blick der Lust und Liebe, nimm
Denn auch den letzten; nicht bestrahlst du gerne
Den, dem des warmen Lebens Gabe ward
Verhängnisvoll. Sie sank: Ich folg' ihr nach."

Abt: „Im Namen Gottes" — spricht der Abt — „halt' ein!"

Und tritt hervor und wehrt den Weg.

Manfred: „Zurück!" —
Ruft Manfred. — „Schon bedroht dich die Gefahr."

Musik Nr. 14. „Manfreds Tod."

(Klavierauszug, S. 50.)

Manfred [nach zwei Akkorden]:
„Schau her, was siehst du? Nichts? — Schau nur hieher,
Und festen Blicks: — nun sag' mir, was du siehst!"

[2 Akkorde.]

Abt: „Ein dunkles Schreckbild seh' ich, fürchterlich,
Doch fürcht' ich's nicht. Es steht hier zwischen uns,
Im Mantel das Gesicht verhüllt, mit Nebel
Wie einem Kleide angetan, dem Schlund
Der Erd' entstiegen."

Manfred: „Knecht der Hölle, sprich!" —
Ruft Manfred trotzig. — „Was begehrst du?"

Dämon [mit dem Akkord]: „Komm!"

Antwortet's dumpf. Der Abt beschwört den Schatten:

Abt: „Wer bist du, unbekanntes Wesen, sag?!"
Dämon: „Der Dämon dieses Mannes. [Mit dem Akkord:] Komm, 's ist Zeit!"
Manfred: „Ich erkenne dich nicht an.
Wer sandte dich?"
Dämon: „Bald weißt du's. [Mit den beiden Akkorden:] Komm nur! Komm!"
Manfred: „Gewalten höherer Natur gebiet' ich;
Ich stritt mit deinem Herrn. Hinweg mit dir!"
Dämon: „Mensch, deine Uhr ist abgelaufen. [Mit dem 2. der Akkorde:] Fort!"
Manfred: „Ich sterb' allein. Mein eig'ner Richter bin ich."
Dämon: „Dann ruf' ich meine Brüder. — Steigt herauf!"

[Zu den 4 ersten Takten:]

Und von Dämonen wimmelt das Gemach.

Manfred [gleich nach dem Akkord im 5. Takt]:

„Ich weise euch zurück! [Lauf.]
Mein ist das Recht des Lebens wie des Todes.
[Zu den 3 Takten:]
Ich peitsch' euch fort mit meines Auges Wink!"

Melodram [10 Takte].

Die Geister steh'n — sie knirschen — doch sie ruh'n.
Ob auch ergrimmt, im Grimm' erkennen sie's:
Es ist der Mensch sein eig'nes Schicksal; selbst,
Ob gut ob bös', selbst haftet er für sich,
Die inn're Qual wird nicht gemehrt von außen.

Manfred:

„Mein eigener Zerstörer bin ich" — ruft
Mit Hoheit Manfred. [1 Takt.] „Fort, geschlag'ne Feinde!
Mit freier Tat erwähl' ich selbst den Tod!"

Die Geister flieh'n. [2 Takte.]
Mit Grausen sieht der Abt
Den schnellen Dolch in Manfreds Busen.

Abt:

„Weh'!
Wie bleich du wirst! Wie erdfahl deine Lippen!
Es wogt die Brust — ein tiefes Röcheln tönt
Der Schlund. — Gebete sende auf zum Himmel!"

— Da
Im nahen Kloster, horcht, ertönt der Psalm,
Den Heimgang frommer Christenseelen segnend.

Musik Nr. 15. „Klostergesang."

(Klavierauszug, S. 51.)

Chor [aus der Ferne]: [: »Requiem aeternam dona eis!« :]

Manfred:

„Vorüber ist's, mein trüber Blick erkennt
Dich nicht und alles schwimmt um mich —
Leb' wohl!
Gib mir die Hand! —"

Abt:

„Er ist dahin!
Er ist dahin — Sein Geist entfloh der Erde.
Wohin? — nicht denk' ich's gern. — Er ist dahin!"

Chor: [: »Et lux perpetua luceat eis!« :]

Melodram und Gesang [37 Takte].

Ende.

Die chemischen Reaktionstypen in unserem Lebensprozesse.

Von Professor Dr. K. B. Hofmann.

Dem Streite der Anschauungen über das Wesen der Lebensvorgänge, der seit einiger Zeit von den Vertretern der biologischen Wissenschaften lebhafter geführt wird, dürften auch die gebildeten Laienkreise nicht ganz fremd und gleichgültig gegenüberstehen. Nicht bloß den Fachmann, sondern auch die meisten Denkenden dürfte die Frage interessieren, ob sich das Leben auf mechanistische Weise aus dem Zusammenwirken chemischer und physikalischer Kräfte erklären lasse, oder ob ein Rest übrig bleibe, der einer so einfachen Erklärungsart trotzt.

Daß man die plumpen, mit viel Anmaßung vorgetragenen Irrtümer der Identitätsphilosophie ablehnte und in der Erforschung der Lebensvorgänge den auf anderen Gebieten der Naturwissenschaften erprobten Methoden folgte, war ein segensreicher Fortschritt; daß man in der berechtigten Freude über wichtige, auf diesem Wege erzielte Erfolge und in unberechtigter Überhebung allzugroße Hoffnungen faßte und erweckte, entsprach einem Entwicklungsgesetze der Wissenschaft. Als aber die auf eine unbestimmte Zukunft ausgestellten Wechsel nicht eingelöst wurden, indem nicht eine einzige wirkliche Lebenserscheinung mechanistisch erklärt ward, ja, als jener Schule selbst angehörige Männer von der Bedeutung Du Bois-Reymonds gestanden, es werde mindestens das Bewußtsein, diese höchste Offenbarung des Lebens, sich nie atomistisch erklären lassen, da wiederholte sich die Erscheinung, die wir schon einmal, beim Niedergange der iatrochemischen Schule im XVII. Jahrhundert beobachten können — man begann an der ausschließlichen Berechtigung ihrer Grundlagen zu zweifeln. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Zahl der Forscher, welche auf die Lehre der materialistischen Schule, die vor fünfzig Jahren in voller Herrschaft stand, eingeschworen sind, in Abnahme begriffen ist. Aber selbst von jenen, die solche sanguinische Hoffnungen aufgegeben haben, die das Leben für mehr als ein bloßes chemisch-physikalisches Problem halten, wird nicht in Abrede gestellt, daß die chemischen Prozesse die Bedingung des Lebens sind.

Die chemischen Vorgänge, die sich in den belebten Elementen unserer Körpergewebe — den Protoplasten — abspielen, kreuzen sich in einer Mannigfaltigkeit, von der der Laie sich schwer einen Begriff machen kann, und die zu entwirren es noch viel mühevolle Untersuchungen und eine lange Zeit brauchen wird.

So weit wir auch von diesem Ziele entfernt sind, so können wir doch schon jetzt einige Grundtypen erkennen, die in dem komplizierten Getriebe chemischer Kräfte vorherrschen. Ich will hier versuchen, auch Lesern, die keine fachmännische Vorbildung haben, in den heutigen Stand unserer Kenntnisse Einblick zu verschaffen.

* * *

Als solche chemische Reaktionstypen nun kann man die Vorgänge der Oxydation und Reduktion, die katalytischen (enzymatischen) Prozesse, die elektrochemische Dessoziation und die Osmose (Diffusion) bezeichnen. Die beiden letzten wie auch die Quellungserscheinungen gehören dem Grenzgebiete der Chemie und Physik an. Keinen dieser Prozesse darf man als mehr oder minder wichtig bezeichnen; sie greifen alle ineinander ein, sind für das Leben von gleicher Wichtigkeit.

Von allen diesen am frühesten studiert ist die Oxydation, die Verbrennung durch Sauerstoff. Schon der holländische Arzt Sylvius de le Boë (1614—1672) wies auf die Analogie hin, die zwischen Verbrennen und Atmen bestehe, denn so wie starkes Feuer den Zutritt von mehr Luft benötige, als ein schwaches, so werde auch beim starken Atmen mehr Luft verbraucht, als beim schwachen, und das Atmen höre bei mangelnder Luft ebenso auf, wie das Brennen. Für das Gleiche hielt er aber die beiden Vorgänge nicht. Die Verbrennung erzeuge Wärme, das Atmen hingegen diene vielmehr zum Abkühlen des Blutes im Herzen, wo durch Zusammentreffen des (wie er glaubte) säuerlichen Chylus (Speisesaftes) mit dem alkalischen Blute unter Aufbrausen Wärme gebildet werde. Erst Mayow, der im XVII. Jahrhundert (1645—1679) als praktischer Arzt in Bath tätig war, erkannte in dem Atmen und der Verbrennung denselben Vorgang, denn in einem abgeschlossenen Raume brenne eine Kerze allein länger, als wenn darin zugleich ein Tier gehalten wird, und folgerte daraus, daß beide den gleichen Bestandteil der Luft verbrauchen. Er führte weiter den Beweis, daß beim Atmen das Blut in den Lungen die »particulae nitro-aëreae« (wir sagen: Sauerstoff) aufnehme; dadurch werden Gärung und Wärme erzeugt. Mayow meint unter Gärung nicht, was wir heute so nennen. Er vergleicht die Wärmebildung ganz richtig mit der Selbsterhitzung von Schwefelkies, der an der Luft liegt, und die, wie man auf den Halden sehen kann, bis zur Entzündung des umgebenden Kohlenstaubes steigen kann. Auch das erkannte schon Mayow, daß die helle Farbe des arteriellen Blutes durch Zutritt jener particulae nitro-aëreae zum venösen Blute entsteht. Sein Zeitgenosse und Landsmann, der berühmte Arzt Willis (1621 bis 1675) ließ die Vorstellung der Gärung fallen, und erkannte, daß die Atmung eine langsame Verbrennung ist. Es ist eine traurige Erscheinung in der Geschichte unserer Wissenschaft, daß später Boerhaave in seinem Mißtrauen gegen die Versuche, die Lebensprozesse chemisch zu deuten, in alte Irrtümer zurückfiel. Die Atmung soll die Wärme des Blutes in den Lungen mäßigen und diese Wärme soll durch Reibung des Blutes an den Wänden der Adern zu stande kommen.

Die Oxydation — die Verbindung des Sauerstoffes mit anderen Elementen — ist ein besonderer und zwar der verbreitetste Fall der Verbrennung,* und zugleich die einzige Art, die sich in lebenden Wesen vollzieht. Bei dem Worte Verbrennung denkt man gewöhnlich an Flamme oder doch an beträchtliche Hitze. Dies gilt aber nur von raschen Verbrennungen. Übrigens ist der Begriff von Hitze sehr unbestimmt. Wir sprechen von Fieberhitze, wenn die Hauttemperatur sich um 40° C herum hält; von Mittagshitze, obgleich die Temperatur der Luft weit unter jener des kochenden Wassers oder gar des brennenden Holzes bleibt.

Die Verbrennung in unserem Leibe ist eine langsame, bei der nur eine sehr mäßige Wärmemenge entwickelt wird.

Die Verhältnisse, unter denen in unserem Organismus die Oxydation erfolgt, sind unvergleichlich verwickeltere, ja ganz andere, als bei der Verbrennung von Leuchtgas oder von Kohle in unseren Öfen. Schon die Zufuhr des Sauerstoffes ist nicht so einfach, wie sein Zutritt zu dem Brennmaterial der Heizapparate. Die Verbrennung erfolgt nicht,

* Auch in anderen Gasen kann Verbrennung zu stande kommen. Zum Beispiel verbrennt Wasserstoff, fein verteiltes Antimon, Rauschgold u. s. w. im Chlorstrom; Eisen im Schwefeldampf, verschiedene Stoffe im Lustgas (Stickoxydul).

wie Lavoisier meinte, in den Lungen oder, wie man noch vor kurzem annahm, im Blute. Die Herde, in denen sie sich vollzieht, sind die unzählbaren Milliarden von mikroskopisch kleinen Elementargebilden — den Zellen — aus denen die Gewebe des Körpers zusammengesetzt sind. Diese sind aber nicht einfach dem Zutritte des Luftsauerstoffs zugänglich; er muß in das Gefüge der Gewebe eindringen, um zu den einzelnen Zellen zu gelangen. Wohl sind jene Gebilde von Flüssigkeiten (wässerigen Lösungen und Scheinlösungen) umspült und durchtränkt; aber der Sauerstoff ist in diesen nur wenig löslich. In 100 Liter Wasser sind davon nur 2·8 Liter bei 20° gelöst; bei der höheren Temperatur des Körpers noch weniger. Die Lymphe aber, von der die Gewebe durchfeuchtet sind, enthält, wenigstens soweit man aus den analogen Verhältnissen beim Hunde schließen darf, gar nur Spuren von Sauerstoff gelöst. Damit scheint die Tatsache in Widerspruch zu stehen, daß das Blut der Schlagadern in 100 Raumteilen 21·6 Raumteile (also z. B. in 100 cm^3 21·6 cm^3) Sauerstoff führt, und daß selbst das Venenblut, das aus den verschiedenen Körperbezirken, nach der Abgabe des Sauerstoffs, in die rechte Herzkammer zurückkehrt, davon noch immer 14·4 Raumteile enthält. Wenn man aber die Blutkörperchen entfernt, z. B. durch Filtration oder Zentrifugieren, so enthält die übrigbleibende Flüssigkeit, das sogenannte Blutplasma, nur etwa ein Siebzigstel des gesamten Sauerstoffs des Blutes. Offenbar ist also dieser nur zum geringsten Teil im Plasma gelöst, sondern der Hauptmenge nach an die Blutzellen, und zwar an die roten, gebunden.

Den Vorgang, wie dieses Element den Organgeweben zugeführt wird, hat man sich in folgender Weise zu denken. Die mikroskopisch kleinen Bläschen, die „Alveolen", aus denen die Lunge traubenförmig zusammengesetzt ist, werden von einem dichten Netze feinster Gefäßverzweigungen (Kapillaren) umsponnen. Durch diese bewegen sich die Blutkörperchen und nehmen aus der Luft, die beim Einatmen in die Alveolen gelangt und in die Kapillaren eindringt, den Sauerstoff auf, indem sie ihn binden. Der Bestandteil, der diese Bindung besorgt, ist das „Hämoglobin" der Blutkörperchen, jener Stoff, dem sie und damit das ganze Blut die rote Farbe verdanken. Er nimmt begierig den Sauerstoff auf, bildet mit diesem aber doch nur eine lockere Verbindung.

Mit oxydablen Stoffen zusammengebracht, gibt das Hämoglobin den Sauerstoff an diese leicht wieder ab und wird dadurch befähigt, neuerlich in den Lungenkapillaren aus der Luft Sauerstoff aufzunehmen. Man nennt Stoffe, die eine solche Rolle spielen „Sauerstoffübertrager". Man glaubt, daß das Eisen im Hämoglobin vor allem diese Funktion verrichtet. So in den Lungen mit dem lebenerhaltenden Elemente beladen, gelangen also die in der Plasmaflüssigkeit aufgeschwemmten Blutzellen ins Herz und werden durch die Herzpumpe unter beträchtlichem Drucke nach den sämtlichen Bezirken des Leibes getrieben. In der Nachbarschaft der Gewebe angelangt, geben die Blutzellen den Sauerstoff zum großen Teil an diese ab, wo er Nahrungsbestandteile und abgebrauchte Anteile der Zellen oxydiert.

Die Verbrennungsvorgänge in unserem Körper haben das Besondere, daß sie bei einer Temperatur ablaufen, bei der man sie außerhalb desselben nicht beobachtet. Solchen Stoffen, die sich schon bei Körpertemperatur im gewöhnlichen Sauerstoff mehr oder weniger schnell oxydieren, den sogenannten „autoxydablen", z. B. Alkohol, steht eine beiweitem größere Anzahl solcher gegenüber, die unter diesen Umständen anscheinend gar nicht angegriffen werden („disoxydable"). Gerade zu diesen gehören die Hauptvertreter

unserer Nahrungsmittel: die Kohlehydrate (Stärke und Zucker), die Fette und Eiweißstoffe, von denen die beiden letzteren zugleich Hauptbestandteile unserer Körpergewebe sind. Bei gewöhnlicher Temperatur scheinen sie sich dem Sauerstoffe der Luft gegenüber indifferent zu verhalten. Sie könnten jahrelang an der Luft liegen, ohne zu verbrennen.* Dagegen verbrennen sie in unserem Körper mit Leichtigkeit schon in wenigen Stunden zu Wasser, Kohlensäure und ziemlich einfachen stickstoffhaltigen Produkten. So sicher diese Tatsache ist, so wenig allgemein befriedigend sind die Versuche, sie zu deuten. Die Möglichkeit, daß disoxydable Stoffe durch gewöhnlichen, in der Luft enthaltenen Sauerstoff bei so niedriger Temperatur, wie sie in unserem Körper herrscht, so prompt verbrannt werden, sucht man sich in verschiedener Weise zu erklären.

Nach der bei den meisten Chemikern herrschenden Ansicht bildet der Sauerstoff, wie er sich in der Luft findet, äußerst kleine, jenseits der Sichtbarkeitsgrenze der schärfsten Mikroskope liegende Teilchen — „Moleküle" — deren jedes aus zwei noch kleineren Teilchen, den „Atomen", besteht, die durch chemische Kräfte aneinander gebunden sind. Die Erfahrung lehrt, daß ein solches Sauerstoffatom, wenn es aus irgend einer Verbindung frei wird, ein viel energischeres Verbindungsbestreben verrät, viel lebhafter oxydiert als gewöhnlicher molekulärer Sauerstoff, weil ja in letzterer Form das Verbindungsbedürfnis der beiden Atome wechselseitig einigermaßen befriedigt ist. Wie es aber im Seelenleben geht, daß gleiche Charaktere oft nur schwache Anziehung für einander haben, so verhält es sich auch mit dem Atompaar im Sauerstoffmolekül. Es gibt eine große Zahl von Stoffen, die den Sauerstoff zu viel festerer Verbindung, wenn ich so sagen darf, reizen. Die Beziehungen zwischen den beiden Atomen werden gelockert oder ganz aufgehoben. Man sagt, der gewöhnliche Sauerstoff sei „aktiviert" worden; jene Stoffe aber, die dies bewirkt haben, heißen „aktivierende Stoffe". Bei der Lockerung des Verhältnisses können zwar anfangs die beiden Atome beisammen bleiben, aber sie gehen gleichzeitig eine Verbindung mit anderen Körpern ein. Diese Verbindungen (Hyperoxydbildung) sind meist ohne Bestand; sie können in der Weise zerfallen, daß jedes der beiden Sauerstoffatome an einem andern Spaltungsprodukt dieser Körper haften bleibt und daß sie auf diese Art auseinander kommen. In anderen Fällen kann aber von vorherein die Bindung der beiden Atome so sehr erschüttert sein, daß sie sich trennen und jedes bei der Wahl seiner Verbindung (Oxydation) seinen eigenen Weg geht.

Wir haben in dem roten Blutfarbstoffe (dem Hämoglobin) jenen Körper kennen gelernt, dem der Transport des Sauerstoffs obliegt. Im Blute und in den Geweben hat man nun eine Klasse von Stoffen gefunden, die eine ähnliche Rolle spielen — die den Sauerstoff auf die oxydationsfähigen Bestandteile in unserem Organismus übertragen. Man heißt sie „Oxydasen". Es darf nicht verschwiegen werden, daß es bisher nicht gelungen ist, diese merkwürdigen und wichtigen Stoffe rein darzustellen, zumeist, weil sie sehr unbeständig sind, sich schon durch die Einwirkung von Reagentien, die man zu ihrer Isolierung verwenden muß, zersetzen, zum Teil auch, weil sie, wie es scheint, nur im lebenden Körper überhaupt bestehen können. Sie binden das Sauerstoffmolekül an sich und übertragen es ganz oder zur Hälfte (also ein Atom) auf die zu oxydierenden Stoffe, die sogenannten „Akzeptoren", die an sich nicht geneigt wären, den molekularen Sauer-

* Veränderungen, die sie unter Umständen erfahren, sind ganz anderer Art und durch Mikroorganismen hervorgerufen.

stoff aus der Luft ohne Vermittlung aufzunehmen. Indes kann eine Oxydase nicht die Verbrennung beliebiger Stoffe vermitteln; jeder Art kommt nur ein bestimmter Wirkungskreis zu. So gibt es Oxydasen, welche die Verbrennung des Zuckers, andere, die nur die Oxydation der Fette veranlassen. Dabei bleiben manche von ihnen nach Abgabe des Sauerstoffs ganz intakt; andere wieder erfahren bei diesem Vorgange selbst eine Spaltung in andere Stoffe, von denen ein oder der andere selbst wieder die Natur einer neuen Oxydase haben kann.

Die Verbrennungsvorgänge in unserem Leibe gestalten sich, wie diese oberflächlichen Andeutungen schon lehren, äußerst kompliziert und die Wissenschaft, erst seit kurzem mit dieser Aufgabe beschäftigt, ist noch weit entfernt, sie in ihren einzelnen Beziehungen, in ihrem Ineinandergreifen verfolgen und klarlegen zu können. Man hat über das Wesen, den Vorgang der Aktivierung des Sauerstoffs, seine Fähigkeit, bei Körpertemperatur Stoffe zu oxydieren, die außerhalb des Organismus seiner Wirkung widerstehen, noch andere Erklärungen vorgeschlagen. Ich kann auf sie nicht eingehen, weil ich auf diesen Blättern, wie eingangs bemerkt, die wichtigsten Reaktionstypen nur in großen Zügen schildern will und weil überdies die auseinandergehenden, zum Teil sehr scharfsinnig verfochtenen Ansichten sich dem Interesse eines größeren Leserkreises entziehen.

Durch den Prozeß der Oxydation wird chemische Energie frei, d. h. verwendbar. In unserem Körper wird sie zum Teil in mechanische Energie (Bewegung) direkt umgesetzt; ein beträchtlicher Bruchteil aber wandelt sich in Wärme, die ihrerseits vielen chemischen Vorgängen förderlich ist und fortwährend von unserer Körperoberfläche an die umgebende Luft ausstrahlt. Darum wird im Winter beim Aufenthalt im Freien ebenso bei größerer Arbeit, energischerer Muskeltätigkeit mehr Nahrung benötigt als in heißen Sommertagen und bei Körperruhe. Zugleich wird dementsprechend z. B. beim Bergsteigen mehr als das Doppelte der Sauerstoffmenge verbraucht als gewöhnlich.

Die Wärme, welche durch die Oxydation geliefert wird, verteilt sich in verschiedenem Verhältnisse auf die verschiedene Nahrung. Eiweiß, Zucker, Stärke der Mehlsorten liefern ungefähr gleich viel Wärme, die Fette beinahe doppelt so viel.

Nennen wir jene Menge Wärme, die im stande ist, ein Kilogramm Wasser von 0° auf 1° C zu erwärmen, eine „große Kalorie", so liefert 1 *g* Eiweiß, Zucker oder Stärke beim Verbrennen 4·1 große Kalorien, 1 *g* Fett dagegen 9·3 Kalorien. Bei diesen Durchschnittswerten ist schon die unvollständige Verdauung der Nahrungsmittel einerseits und anderseits die im Organismus nie vollständig erfolgende Verbrennung in Rechnung gebracht, die beim Eiweiß bis zu 28 Prozent betragen kann. Nebenbei bemerkt, ist der Nutzeffekt, mit dem der Muskel arbeitet, mehr als dreimal so groß als der einer Dampfmaschine, die bekanntlich auch Wärme in mechanische Arbeit umwandelt.

Man könnte glauben und hat auch eine Zeitlang geglaubt, es sei gleichgültig, was für Stoffe die in 24 Stunden benötigten 2500 Kalorien Wärme eines ruhenden (beziehungsweise 3500 Kalorien eines arbeitenden) Mannes liefern. So einfach wie in einem Ofen stellt sich aber im lebenden Körper die Sache nicht. Dort ist es gleichgültig, ob die Wärme durch Verbrennung einer kleinen Menge vorzüglicher oder einer größeren Menge einer minderwertigen Kohle erzeugt wird. Im lebenden Organismus ist diese Vertretung des einen Nährstoffes durch einen andern nur in engen Grenzen statthaft, wenn der Körper nicht Schaden leiden soll, denn es handelt sich nicht bloß um Verbrennung. —

Für die Arbeitsleistung des Muskels wird vor allem der Zucker, der teils als solcher eingeführt wird, teils aus der Stärke und dem Eiweiß der Nahrung entsteht, als Brennmaterial in Anspruch genommen. Zeitweilig kann dazu ausschließlich Fett dienen, wobei es direkt verbrannt wird. Im Hochgebirge leben, wie bekannt, Jäger oft tagelang nur von Speck und dabei ist die Arbeitsleistung des Steigens keine geringe.

Es ist wohl von selbst einleuchtend, daß, wenn durch irgend welche Umstände die Zufuhr des Sauerstoffes unzureichend wird, z. B. wenn große Partien der Lungen durch Tuberkulose verödet sind oder wenn der Blutfarbstoff vermindert ist, wie bei Bleichsucht oder in anämischen Zuständen, der ganze Stoffwechsel infolge mangelhafter Verbrennung leiden muß und sich im Körper manche unverbrannte Stoffe anhäufen können, die ihn schädigen.

Ein anderer Reaktionstypus, der der Oxydation entgegengesetzt ist, heißt Reduktion. Im engeren Sinne versteht man nämlich darunter einen chemischen Prozeß, durch den ein Stoff sauerstoffärmer oder ganz sauerstofffrei wird. So wird z. B. aus dem Fruchtzucker (einem Bestandteil des Honigs und süßer Früchte) durch Einwirkung von naszierendem* Wasserstoff der sauerstoffärmere Mannit, der wichtigste Bestandteil des Saftes der Zuckereesche; aus Kupfer- oder Silberoxyd werden durch die gleiche Einwirkung die Metalle „reduziert", rein erhalten. — Drechsel hat es wahrscheinlich gemacht, daß in unserem Körper Oxydationen und Reduktionen rasch aufeinanderfolgend bei der Zersetzung der Stoffe zusammenwirken. Man glaubt, daß die Reduktionen, die bisher nur sehr wenig studiert sind, auch von eigenen Enzymen, den „Reduktasen" eingeleitet werden.**

Ein weiterer Typus chemischer Reaktionen, von dessen umfassendem Wirkungsbereiche man noch vor 50 Jahren keine Ahnung hatte, ist die Spaltung von Stoffen unter Aufnahme von Wasser, die man mit dem Namen Hydratation oder Hydrolyse (ὕδως Wasser, λύσις Lösung) belegt hat. Dabei beteiligt sich das Wasser im dissoziierten, gespaltenen Zustande. So nimmt beispielsweise bei der sogenannten Inversion ein Molekül Rohrzucker die Elemente eines Moleküls Wasser auf und zerfällt in ein Molekül Trauben- und ein Molekül Fruchtzucker. Diese Vorgänge vollziehen sich außerhalb des Organismus bei Anwendung verdünnter Säuren oder Alkalien in der Kochhitze oder durch Wasser, das in hermetisch verschlossenen Behältern (Autoklaven) auf das Doppelte oder Dreifache der Siedetemperatur erhitzt wird. So wenig aber die Oxydationen im lebenden Körper unter den Verhältnissen, die in unseren Öfen herrschen, vor sich gehen können, ebensowenig die Hydratation unter den ebenerwähnten Bedingungen. Sie wird durch viel kompliziertere Mittel erzielt — durch die Einwirkung von Enzymen oder Fermenten. Diese sind Produkte der Lebenstätigkeit der Zellen. Sie wirken entweder in der Zelle selbst, in der sie entstehen oder sie treten aus ihr heraus und wirken in Lösungsmitteln (Sekreten), z. B. in den verschiedenen Verdauungsflüssigkeiten.

Bei diesen Spaltungsprozessen gehen die Atome aus einer labileren Bindung in eine festere, stabilere über. Dabei wird, wie bei der Oxydation, chemische Energie frei

* Unter „naszierendem" Wasserstoff versteht man den Wasserstoff, der aus einer Verbindung gerade freigemacht ist. „Naszierende" Elemente wirken energischer als längere Zeit frei bestehende.

** Mit den Reduktionsvorgängen in den Geweben dürfen jene im Dickdarm nicht in gleiche Reihe gestellt werden, weil sie hier von Bakterien, also fremden Organismen bewirkt werden.

und in Wärme (endothermischer Prozeß) oder mechanische Arbeit umgewandelt. So erklärt es sich, daß der ausgeschnittene Muskel einige Zeit sich auch in einem ausgepumpten Raume, wohin kein Sauerstoff zutreten kann, kontrahiert, also Arbeit leistet und Kohlensäure als gasförmiges Spaltungsprodukt liefert.

Die Enzyme sind ihrer chemischen Natur nach so gut wie unbekannt; man weiß nur, daß sie sehr kompliziert gebaute Verbindungen sind. Sie vertragen im feuchten Zustande die Hitze nicht; bei 80° C werden sie unwirksam. Jedes von ihnen hat eine bestimmte Temperatur, bei der es am wirksamsten ist — das „Optimum". Auch gegen verschiedene chemische Agentien sind sie recht empfindlich. Die Enzyme unseres Körpers wirken bei neutraler oder schwach alkalischer Reaktion, ausgenommen Pepsin, das allein in schwach saurer Flüssigkeit (im Magensaft) leistungsfähig ist.

Jedes Enzym wirkt „spezifisch", das heißt, nur auf eine ganz beschränkte Gruppe von Stoffen, die in ganz bestimmter Weise von ihm verändert, zersetzt werden. Diese Eigenschaft erklärt man sich als Folge einer bestimmten Zusammenlagerung der Atome im Molekül, die nur wieder auf entsprechend gebaute Moleküle verändernd wirken, wie nach E. Fischers scharfsinnigem Vergleich ein bestimmter Schlüssel nur ein bestimmtes Schloß aufsperren kann. So wird Rohrzucker durch Invertin, nicht aber durch Laktase aufgeschlossen, während diese Milchzucker spaltet; Malzzucker dagegen wird nur durch Maltase invertiert.

Indes ist man noch weit davon entfernt, die Wirkungsart der Enzyme vollkommen klargelegt zu haben. Man nimmt an, daß es sich bei den meisten um „Katalyse" handelt. Stoffe, welche diesen Vorgang bewirken, die „Katalysatoren", haben die Eigenschaft, daß kleine Mengen von ihnen ausreichen, um große Umsetzungen zu bewirken, wobei sie selbst aus dem Prozesse gewöhnlich unverändert hervorgehen. Theoretisch sollte eine kleine Menge eines Katalysators eine unbegrenzt große Menge von entsprechenden Stoffen zur Zersetzung oder Verbindung bringen. Von den Enzymen gilt dies aber in Wirklichkeit nicht, weil sie selbst nach einiger Zeit tiefgreifende chemische Veränderungen erfahren und dadurch unwirksam werden. Durch eine Messerspitze guten Pepsins werden nur etwa 20 Kilo Fleisch verdaut; dagegen vermag das Hammarstensche Lab das 800.000fache seines Gewichtes Milch zur Gerinnung zu bringen. Die Katalysatoren wirken nicht etwa in dem Sinne, als ob sie neue chemische Prozesse hervorrufen könnten, sondern sie wirken, wie es zuerst Ostwald hervorhob, nur beschleunigend auf den Prozeß, der auch sonst, allerdings oft mit unmerklicher Geschwindigkeit, von selbst ablaufen würde. So könnte Knallgas (ein Gemenge von Sauerstoff und Wasserstoff) jahrhundertelang in einem Rohr eingeschlossen stehen, ehe sich merkliche Mengen von Wasser gebildet hätten. Bringt man aber in das Gemenge fein verteiltes Platin (Platinschwamm), so erfolgt die Verbindung beider Gase zu Wasser mit explosiver Heftigkeit nahezu in einem Augenblick. Dabei bleibt das Platin unverändert.

Mit einer kleinen Menge Braunsteinpulver kann man eine beliebig große Menge von Wasserstoffsuperoxyd, dem bekannten „Goldwasser", das manche Damen zum Rotbleichen ihrer Haare benützen, zersetzen. Freilich ist mit der Annahme, die Enzymwirkung sei ein katalytischer Vorgang, recht wenig erklärt, weil dieser selbst sehr verschiedener, und zum Teil noch unerklärter Natur ist. Rob. Mayer, der berühmte Entdecker der Erhaltung der Kraft, vergleicht die katalytische Wirkung mit dem Flügelschlage eines

kleinen Vogels, durch den eine Lawine losgelöst wird. Wie durch den Katalysator für einen Augenblick die chemischen Kräfte erhöht werden, ist in den wenigsten Fällen verständlich. Zu den nicht erklärten gehören gerade leider alle Enzymwirkungen.

Die Zahl der Enzyme unseres Körpers ist groß, wenn man auch von manchen die Existenz mehr vermuten, als nachweisen kann. So scheinen in den Zellen, aus denen die Leber zusammengesetzt ist, etwa zehn verschiedene Fermente tätig zu sein. Man kann sich vorstellen, daß sie durch kolloidale, für sie nicht durchlässige Septa, Scheidewände, von einander getrennt, und so in der Zelle lokalisiert sind, weil es sonst unfaßbar wäre, wie sich in ein und derselben Zelle gleichzeitig ganz entgegengesetzte Vorgänge: Oxydation und Reduktion, Spaltung und Synthese, Hydratation und Wasserabspaltung vollziehen könnten. Man hat diese Anordnung mit der Struktur des Seifenschaumes verglichen.

Von den Enzymen unseres Körpers sind am längsten und genauesten die Verdauungsfermente bekannt. Schon der frühererwähnte holländische Arzt Sylvius ahnte, daß die Lösung der Nahrungsmittel durch den Speichel, den Magensaft und das Pankreassekret* erfolge, und daß sie auf „Fermentation" beruhe.

Die Nährstoffe werden nicht unmittelbar dem Körper angeeignet; die Stärke muß zuerst in lösliche Produkte umgewandelt werden, aber auch das Eiweiß gelangt für gewöhnlich nicht als solches aus der Nahrung ins Blut.

Trotz zahlreicher mühevoller Untersuchungen sind wir von der vollen Einsicht in das Wesen der Verdauung noch recht weit entfernt. Dies hat seinen Grund in unserer Unkenntnis der Konstitution der Eiweißkörper; aber auch um die Kenntnis der Verdauungsprodukte: die Albumosen, Peptone, Peptide ist es nicht viel besser bestellt.

Auf Grund der spezifischen Wirkung unterscheidet man unter den Verdauungsfermenten die amylolytischen oder diastatischen Enzyme (ἄμυλον, ámylon Stärke; διάστασις, diástasis Spaltung). Sie verwandeln Stärke in Zucker. Ihnen nahe stehen die Invertasen, durch welche die zusammengesetzten Zuckerarten (Rohrzucker, Milch- und Malzzucker) in einfachere (Trauben- und Fruchtzucker und Galaktose) gespalten werden. Die lipolytischen oder steatolytischen (στέαρ, stear Fett) Fermente zerlegen die Fette in Glyzerin und Säuren (Fettsäuren und Ölsäure). Die proteolytischen wirken spaltend auf die verschiedenen Eiweißstoffe. Vereinzelt steht das Chymosin (χυμός, chymós Saft) oder Labferment, wodurch das Kasein der Milch zur Gerinnung gebracht wird.

Amylolytische Fermente liefern unsere Speicheldrüsen („Ptyalin"; πτύω, ptýo spucken) und das Pankreas oder die Bauchspeicheldrüse (Pankreasdiastase).

Proteolytische Fermente sind das Pepsin, das von eigenen Magendrüsen gebildet wird, das im Pankreassekret enthaltene Trypsin und das von Cohnheim entdeckte Erepsin, welches im Darmsaft und in der Schleimhaut des Darmes seine Wirksamkeit entfaltet.

Es ist nicht uninteressant, daß es im Pflanzenreiche auch Enzyme gibt, die Eiweiß verdauen können nach Art des Pepsins. Abgerechnet die Enzyme fleischfressender Pflanzen, sind solche pepsinähnliche Fermente auch in manchen unserer Genußmittel gefunden

* Hinter dem Magen liegt eine den Speicheldrüsen ähnlich gebaute, ungefähr walzenförmige Drüse, die von der Milz bis zum Zwölffingerdarm reicht und Bauchspeicheldrüse oder Pankreas heißt; die von ihr gelieferte Verdauungsflüssigkeit ist der „Pankreassaft" oder das „Pankreassekret".

worden, z. B. in Pilzen, in der Ananas, in der Frucht des Melonenbaumes (Carica papaia). In Brasilien und auf den Antillen soll man den Milchsaft dieses Baumes, der das Papaiin enthält, zum Mürbemachen von Fleisch als Beize benützen. Von den Invertasen ist das Invertin im Pankreas- und Darmsaft wirksam. Die Laktase findet sich normalerweise nicht im Menschenkörper und es ist nicht bekannt, in welcher Weise der Milchzucker, der zu seiner Inversion (Zerlegung) jenes Ferment nötig hat, in unseren Stoffwechsel gelangt. Direkt in die Blutbahn eingeführter Milchzucker wird ebensowenig wie Rohrzucker in den Geweben verbrannt; beide verlassen unsern Körper unverändert durch die Nieren.

Lipolytische Fermente (λίπος, lipos Fett) sind im Magensaft und Pankreassekret gefunden worden. Während man die andern Sekrete mehr oder minder rein oder vielmehr unrein erhalten kann, macht die große Empfindlichkeit dieser Enzyme — sie werden schon durch Wasser zerstört — ihre Darstellung und ihr Studium besonders schwierig.

Das Labferment endlich ist im Magensaft, und eine Abart davon im Pankreassaft enthalten. Auch labartig wirkende Stoffe finden sich im Pflanzenreiche nicht selten und sind zum Teil, oder vielmehr ihre Wirkung, von alters her bekannt. Der Saft der Feige, der Artischocke, des Gallium verum, das gerade darum deutsch „Labkraut" heißt, können zur Gerinnung der Milch verwendet werden.

* * *

Die Stärkekörner (Amylum) unserer Mehlarten, der Kartoffeln und mehligen Früchte, z. B. der Kastanien sind im Wasser unlöslich, und wären als solche dem Organismus nicht einverleibbar. Bei der Zubereitung der Speisen werden sie unter Einfluß der Hitze aufgeblättert, „verkleistert", bleiben aber unlöslich. Durch die Salzsäure des Magens kann der Kleister unserer Mehlspeisen teilweise in „lösliche Stärke" umgewandelt werden; dieser Vorgang ist aber ganz verschieden von der diastatischen Wirkung der amylolytischen Fermente.

Die Diastase, zuerst in der keimenden Gerste (im Malz) entdeckt, verwandelt Stärke in lösliche Stoffe: in Maltose oder Malzzucker, und Dextrine, die ihren physikalischen Eigenschaften nach gummiähnlich sind. Die Maltose wird dann weiter durch Einwirkung eines „invertierenden" Fermentes, der „Maltase" in Traubenzucker zerspalten. Wodurch die Dextrine die gleiche Umwandlung erfahren, ist noch nicht sichergestellt, vielleicht durch dasselbe Ferment. Diese Umwandlungen erfolgen alle, wie schon früher angedeutet, unter Aufnahme von Wasser.

Die Diastase ist wohl in allen Körpersäften enthalten, am reichlichsten aber im Mund- und Bauchspeichel, ferner im Dünndarmsaft und in der Leber.

Die „Verzuckerung" der Stärke beginnt schon im Munde, und da sie um so weiter fortschreitet, je länger das Ferment einwirkt, so ist es schon aus diesem Grunde wünschenswert, die Speisen gründlich zu kauen. Doch darf man die Bedeutung dieses chemischen Vorgangs nicht überschätzen, da er, sobald der verschluckte Bissen in den Magen gelangt, unterbrochen wird, weil der saure Magensaft die Diastase unwirksam macht. Die Hauptleistung des Speichels besteht darin, den Schlingakt zu erleichtern. Der in der Mundhöhle begonnene diastatische Prozeß wird erst im Darmkanal energisch fortgesetzt und beendet durch die Diastase und Maltase, die vom Pankreas und vielleicht von der Darmwand

geliefert werden. Das Endprodukt ist Traubenzucker, und wird von den Kapillargefäßen der Darmschleimhaut (Darmzotten) aufgesogen. Die zusammengesetzten Zucker (Bisaccharide) werden nicht direkt resorbiert. So muß der Rohrzucker durch die Wirkung des Invertins in Trauben- und Fruchtzucker gespalten werden; diese eignet sich der Organismus erst an. Die in der Pflanzennahrung so reichlich vorhandene Zellulose wird nur in sehr geringem Maße verwertet. Und da ist es nicht einmal unser Körper, sondern es sind Bakterien, Bewohner unseres Darmes, welche die Umwandlung der Zellulose und zwar zu sehr geringem Teile, in lösliche Kohlehydrate besorgen.

* * *

Das Pepsin löst in Gegenwart von Salzsäure, die im Magen entsteht, alle echten Eiweiße und außerdem sehr energisch die leimgebenden Substanzen des Bindegewebes, Knorpels u. s. w. auf. Dadurch zerfallen die Gewebe, und die Nahrung wird in Brei (Chymus) umgewandelt. Aus den Eiweißstoffen werden „Albumosen", die ihrer chemischen Natur nach den ersteren noch sehr nahe stehen. Was als Witte'sches „Pepton" in den Handel kommt, sind fast ausschließlich solche Albumosen. Sie werden weiter, aber nur in geringer Menge, in Peptone umgewandelt und beide zum größten Teil schon von der Magenwand resorbiert. Doch ist diese eiweißzersetzende Wirkung des Pepsins verhältnismäßig untergeordnet im Vergleich mit der tiefgreifenden Zersetzung der Albumosen im Darmkanal. In der Tat ist auch nach vollständiger Entfernung des Magens die Ernährung möglich. Eine Patientin, der der Magen exstirpiert worden ist, hatte acht Wochen nach der Operation um 4·4 *kg* an Körpergewicht zugenommen. Die Hauptverdauung findet im Dünndarm statt, vor allem durch das im Pankreassafte enthaltene proteolytische Ferment Trypsin. Dieses greift die leimgebenden Substanzen wenig an, dagegen kräftig die echten Eiweißstoffe, vor allem aber die Albumosen. Wieweit der „Abbau" in noch kleinere Moleküle fortschreitet, ist noch nicht ganz fest ausgemacht, doch scheint die Spaltung zum Teil weit zu gedeihen. Aus den Peptonen werden „Polypeptide" und diese zerfallen in Asparaginsäure, Lysin u. s. w. Diese Bruchstücke des Eiweißmoleküls werden von der Darmwand aufgesogen. Eine andere Spaltung erfolgt durch ein zweites proteolytisches Enzym, das „Erepsin", das im Pankreassaft und noch reichlicher in der Darmschleimhaut aufgefunden wurde. Es scheint vor allem intrazellulär, d. h. innerhalb der Schleimhautzellen zu wirken, in denen es entsteht. Es greift native Eiweißstoffe, z. B. Hühnereiweiß, Muskel- und Serumalbumin nicht an, wohl aber die der Trypsinverdauung entgangenen Polypeptide, diese ersten krystallisabeln Zersetzungsprodukte der Peptone. Wenn auch für gewöhnlich, wie eben erwähnt, die Spaltungsprodukte zur Resorption gelangen, so scheint es, daß unter nicht näher bekannten Umständen ein Eiweißstoff der Pepsinwirkung sich zum Teil entziehen kann. Dieser widersteht dann auch dem Pankreas- und Darmsaft und gelangt unverändert in die Blutbahn. Nun ist in neuerer Zeit im Blute ein proteolytisches Enzym gefunden worden, das vielleicht eine nachträgliche Verdauung bewirkt.

Noch sei besonders bemerkt, daß die proteolytischen Fermente das lebende Protoplasma nicht anzugreifen vermögen. Ob diese „Selbstverdauung" der Organe, z. B. des Magens durch Schutzfermente („Antifermente") gehindert wird, die man gefunden zu haben glaubt, und welche die Enzymtätigkeit aufheben sollen, ist noch recht fraglich.

Auch in der Lunge und in den drüsigen Organen (Leber, Milz, Bries) finden sich eiweißzersetzende Enzyme, die den Zellen anhaften, sogenannte „Endoenzyme". Die Zahl solcher Fermente, die nur in der Zelle, im Protoplasten wirken, die normalerweise nie heraustreten (zum Unterschied von den Sekretfermenten) dürfte beträchtlich sein. Sie scheinen im Stoffwechsel eine wichtige Rolle zu spielen. So wird wahrscheinlich durch sie das „tote Eiweiß" abgestorbener Zellen ähnlich zersetzt, wie durch Trypsin. Man nennt diesen verdauungsartigen Vorgang „Autolyse". Auf ihr beruhen auch manche Heilungsprozesse, z. B. die „Lösung" des Exsudates der Lungenentzündung, wodurch es resorptionsfähig gemacht wird. Vielleicht können die durch Autolyse erzeugten Spaltungsprodukte noch zur Bildung von Eiweiß im lebenden Protoplasma dienen, oder der Prozeß hat den Zweck, das abgestorbene Eiweiß auf diese Weise der weiteren Zersetzung durch Oxydation zugänglich zu machen, wo es noch als Kraftquelle dient und aus dem Körper eliminiert wird.

Die Spaltung der Fette scheint durch mehrere, voneinander verschiedene Fermente: „Lipasen" oder „Steapsine" zu stande zu kommen. Schon im Magen wird Fett, aber nur im emulgierten* Zustande, in großem Umfang zersetzt; besonders reichlich das Butterfett.

Die Hauptarbeit fällt indes auch hier dem Pankreas zu. Durch das von ihm gelieferte Steapsin werden die Neutralfette unserer Nahrung im Dünndarm in Glyzerin und Fettsäuren zerlegt. Diese letzteren werden zum Teil durch die Galle in Lösung gehalten, zum Teil in Seifen verwandelt, die ebenfalls in der Galle löslich sind. In diesen beiden Formen werden die Fette in die Chylusbahnen der Darmschleimhaut aufgenommen und dem Brustgang zugeführt aus dem sie in die Blutbahn gelangen.

Das Labferment des Magens macht das Kasein gerinnen; der so entstandene Käse wird durch den Magensaft wieder gelöst.

Die Fermente haben unwirksame Vorstufen — die „Profermente" oder „Zymogene" — aus denen sie erst aktiviert, d. h. wirksam gemacht werden müssen. Von Propepsin, Protrypsin und Labzymogen weiß man es mit Sicherheit; die Existenz von Steapsinogen ist wahrscheinlich. Über die Aktivierung weiß man bisher nur wenig. Ein Stoff, der das Trypsinogen in Trypsin umwandelt, ist im Darmsaft gefunden und Enterokinase benannt worden. Es ist durch Untersuchungen sehr wahrscheinlich gemacht, daß es auch für andere Profermente solche „Kinasen" gebe, durch die sie wirksam gemacht werden.

Obgleich im vorstehenden das, was man über die Vorgänge der Verdauung weiß, nur in einer flüchtigen Skizze geschildert ist, so fürchte ich doch, daß es für das Interesse des nicht fachmännischen Lesers nur zu ausführlich erscheinen möchte. Ich dürfte mich auf den Ausspruch eines berühmten Lehrers, dessen Schüler über seine komplizierte Darstellung klagten, berufen: „Ja, meine Herren, ich kann nichts dafür, daß die Natur es nicht einfacher macht."

Fassen wir alles zusammen, so könnten wir die Verdauungsfermente Leibköche nennen, durch welche die Nahrungsmittel überhaupt erst in eine für den Körper aufnahmsfähige

* „Emulgieren" heißt, Fette in einer Flüssigkeit fein verteilen. Schüttelt man Öl mit Wasser, so trennen sich beide Flüssigkeiten nach längerem Stehen wieder klar voneinander; schüttelt man aber Öl mit Gummilösung, so bleibt eine milchig trübe Flüssigkeit — eine Öl-Emulsion bestehen. So eine Emulsion ist z. B. auch die Mandelmilch.

Form gebracht werden, so daß sie verwertet werden und, aus dem Verdauungstrakt aufgenommen, in brauchbarem Zustande zu den Geweben gelangen können. Diese Fermente sind (was wohl selbstververständlich ist) nicht bloß dem Menschen eigen; sie kommen allen Tieren und den meisten Pflanzenzellen zu. Sie stellen sich mit dem Erwachen des Lebens ein; sie fehlen im unbebrüteten Ei, sie fehlen im ruhenden Pflanzensamen und sind erst im keimenden nachweisbar. Es sei mir gestattet, noch auf einige andere teleologische Beziehungen hinzuweisen. Die Verdauungssäfte enthalten normalerweise beim erwachsenen Menschen nicht das Milchzucker spaltende Ferment, die Laktase. Wird aber sehr reichlich und anhaltend Milchnahrung genommen, so stellt sich dieses zur Inversion des Milchzuckers nötige Ferment ein, ohne welche Spaltung der Körper eine größere Menge dieses Zuckers sich nicht assimilieren könnte. Wenigstens ist dies Verhältnis beim erwachsenen Hunde experimentell erwiesen. — Pawlow hat durch seine scharfsinnig erfundenen Tierversuche ferner nachgewiesen, daß sich die Menge der jeweilig erzeugten Verdauungsenzyme nach der Menge und Art der eingeführten Nahrung richtet. So wird bei gleicher Menge des im Brot enthaltenen pflanzlichen Eiweißes, entsprechend seiner schwereren Verdaulichkeit, viermal so viel Pepsin gebildet als bei Fleischeiweiß. Noch interessanter läßt sich diese teleologische Tatsache am Pankreassafte mit seinen verschiedenen Enzymen studieren. Bei reichlicher Milchnahrung wird viel lipolytisches Ferment gebildet, weil sie viel Fett enthält, das gespalten werden muß; bei Brotfütterung aber nicht. Dagegen erscheint bei dieser Nahrung viel mehr Diastase als bei Fleisch- und Milchkost, um die Stärke des Brotes zu verzuckern und zugleich mehr Trypsin, weil, wie oben erwähnt, die Eiweißstoffe des Brotes schwerer angegriffen werden als die des Muskels und der Milch. Es passen sich also die Fermente der Lebensweise an; ihre Produktion ist nach dem Bedürfnis sorgfältig reguliert. Brocard formuliert dieses Gesetz in den Worten: C'est l'aliment qui fait le ferment.

Auch die Aktivierung der Zymogene entspricht dem Bedürfnis. So ist reiner Pankreassaft gegen Eiweiß unwirksam; sobald er sich aber in den Darm, den Ort der Eiweißverdauung ergossen hat, tritt die Enterokinase in Wirksamkeit und macht ihn proteolytisch (Eiweiß zersetzend).

Ich möchte mir bei dieser Gelegenheit eine kleine Abschweifung erlauben. In Laienkreisen herrschen über die Verdaulichkeit der Speisen sehr unklare und oft falsche Vorstellungen. Man kann darüber streiten hören, ob ein hartgesottenes Ei leichter verdaulich sei oder ein rohes. Die Frage wäre dahin zu beantworten, daß bei herabgesetzter Verdauungskraft des Magens es darauf ankommt, daß der Speisebrei ihn bald verlasse, sich bald in den Darm ergieße. Nun wird ein hartgesottenes Ei leichter in Albumosen und Peptone umgewandelt und ist in diesem Sinne leichter verdaulich als ein rohes. Dagegen verläßt ein rohes, weil es flüssig ist und im Magen nur zum Teil und überdies feinflockig gerinnt, rascher den Magen und ist daher bei schwacher Verdauung empfehlenswerter. — Das Eiweiß des Brotes ist schwerer verdaulich als Fleisch, vor allem weil die reichliche Menge von Stärke und Zellulose die Einwirkung des proteolytischen Fermentes beeinträchtigt, ganz abgerechnet, daß manche pflanzliche Eiweiße schwerer peptonisiert werden. Aus letzterem Grunde sind die Leguminosen (Erbsen, Bohnen, Linsen) nicht so gute Nahrungsmittel, als man bei ihrem Eiweißgehalt erwarten würde.

* * *

Die Untersuchungen anderer Enzyme unseres Körpers sind über die Anfänge nicht hinaus. Man zählt zu ihnen die bereits erwähnten Oxydasen (als Sauerstoffübertrager); außerdem nimmt man auch solche an, durch welche schwer verbrennliche Stoffe in einfachere zersetzt und so der Oxydation zugänglich gemacht werden.

Eine Schutzvorrichtung besitzt der Körper in dem Gerinnen des Blutes, das aus der Ader ausgetreten ist, indem dadurch in Fällen, wo nicht größere Arterien durchtrennt sind, die Blutung gestillt wird. Die Gerinnung besteht in der Bildung von Fibrin durch die Fermentwirkung des Trombins, das als Protrombin im Blutplasma enthalten ist. Die Erklärung des Vorganges ist noch streitig.

Den Enzymen stehen nahe die Antitoxine. Die verschiedenen krankheiterregenden Mikroorganismen erzeugen giftige Stoffe („Toxine"), durch die der Organismus in seiner Existenz gefährdet ist. Nun besitzt er zur Abwehr der drohenden Gefahr die merkwürdige Einrichtung, daß durch die Toxine selbst die Bildung von Stoffen angeregt wird, die die Giftwirkung aufzuheben im stande sind und Antitoxine heißen. Leider ist in vielen Fällen die Antitoxinbildung nicht ausreichend. Die Erforschung dieser Verhältnisse, die erst seit kurzem begonnen hat, ist von größter praktischer Bedeutung. Durch sie wird nicht bloß die Kenntnis der Infektionskrankheiten vertieft, wir dürfen auch hoffen, daß uns die Resultate dieser Untersuchungen Waffen liefern werden, mit denen ein siegreicher Kampf gegen eine Reihe der furchtbarsten Geißeln unseres Geschlechtes wird geführt werden können. Die Besprechung dieser Untersuchungen muß ich mir versagen; ich möchte nur andeuten, daß die wertvollste Frucht, die sie bisher gezeitigt haben, die Schutzimpfungen bei Diphtherie und Wutkrankheit sind und daß sie den Versuchen über die Immunisierung im allgemeinen die wissenschaftliche Grundlage liefern.

* * *

Aus den bisherigen Darstellungen ist dem Leser die Tatsache klar, daß für gewöhnlich keiner der organischen Nährstoffe unverändert in die Blutbahn gelangt, sondern durch die Verdauungsfermente eine mehr oder minder tiefgreifende Zersetzung erfährt. Es drängt sich uns die Frage nach den weiteren Schicksalen dieser Bruchstücke auf. Wir können sie nicht beantworten, ohne vorher von einem noch nicht besprochenen Reaktionstypus Kenntnis genommen zu haben. Das Gegenstück zur Zersetzung größererer Moleküle in kleinere, dem „Abbau", bildet der Aufbau komplizierterer Stoffe aus einfacheren. Diese Vorgänge faßt man unter dem Namen der Synthese zusammen. Die Pflanzenwelt ist das Reich, in welchem diese vorherrscht; hier werden aus einfachsten anorganischen Stoffen durch die Energie der Sonnenstrahlen Kohlehydrate (Stärke, Zucker, Zellulose), Fette und Eiweißstoffe, also sehr komplizierte chemische Verbindungen aufgebaut. Obgleich im animalischen Organismus der Abbau dieser Stoffe vorwaltet, so gehen doch auch in ihm lebenswichtige Synthesen vor sich und zu diesen gehören die weiteren Veränderungen, welche die Verdauungsprodukte erleiden.

Auch diese Prozesse vollziehen sich unter anderen Bedingungen, als die Synthesen in unseren Laboratorien. Auch hier scheinen es Enzyme zu sein, welche die Verbindung bewirken. Bei ihnen wird aber, im Gegensatz zu den Spaltungen, Energie gewöhnlich verbraucht, die durch Energie freimachende Prozesse geliefert werden muß. Ein Beispiel möge dies erläutern. Malzzucker wird für gewöhnlich durch die Maltase in Traubenzucker zersetzt, wobei ein Molekül Wasser aufgenommen und chemische Energie frei wird.

Unter geeigneten Bedingungen wird durch dieselbe Maltase aus zwei Molekülen Traubenzucker unter Austritt von einem Molekül Wasser zum Teil Maltose rückgebildet, zum Teil eine neue Zuckerart, die Revertose, aufgebaut. Auch Lypasen, die unter gewöhnlichen Umständen Spaltung der Fette bewirken, haben die Fähigkeit, den umgekehrten Prozeß der Fettsynthese einzuleiten. Im Organismus der Pflanzenfresser findet sich die Hippursäure, die beim Menschen normalerweise nur in Spuren auftritt. Beim Genuß einer Art grüner Reineclaude, der Perdrigon blanc, dagegen bildet sich eine reichliche Menge dieser Säure. Sie wird durch ein Enzym des Nierengewebes aus Leimsüß, das im Körper als Spaltungsprodukt des Eiweißes entsteht, und Benzoesäure, deren Quelle die Reineclaude ist, gebildet. Ähnliche „Paarungen" mit Leimsüß finden bei Einfuhr von Salizylpräparaten in der Niere statt; die Synthese von Leimsüß und von Taurin mit Cholalsäure, die Bildung der „Gallensäuren" wird von den Leberzellen besorgt.

Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Betrachtung den Verdauungsprodukten zu. Die Kohlehydrate liefern als Endprodukt Traubenzucker. Dieser gelangt während der Verdauungszeit in viel reichlicherer Menge in die Blutbahn, als zur Verbrennung und dadurch zur Gewinnung von Energie augenblicklich benötigt wird. Der Organismus speichert den Überschuß auf, und zwar vor allem in der Leber und in den Muskeln. Dies muß natürlich in einer Form geschehen, die der Verbrennung schwerer zugänglich ist. Aus mehreren Molekülen Traubenzucker* wird, indem zugleich Wasser austritt, ein Molekül Glykogen gebildet — ein Stoff, der dem Amylum nahesteht und darum früher auch „tierische Stärke" genannt worden ist. Er stellt ein Reservematerial vor. In dem Maße nämlich, als der Traubenzucker im Organismus verbrannt wird, wird das aufgespeicherte Glykogen nach und nach in Anspruch genommen; es wird wieder durch ein amylolytisches Ferment in Traubenzucker gespalten, der als Brennmaterial dient. Der Organismus ist auf diesen Vorgang fein abgestimmt; sparsam, genau dem Bedarfe angepaßt, erfolgt die Umwandlung des Glykogens. Dieses ist also ein immer bereites Energiedepositum, das jeden Augenblick in Anspruch genommen und zur Zeit der Verdauung wieder ergänzt wird.

Von den Spaltungsprodukten des Fettes verbrennt das Glyzerin unschwer; nicht so einfach ist das Verhalten der Fettsäuren. Ein Teil ist, wie wir bereits wissen, in Gestalt von Seifen von der Darmwand aufgenommen worden. Hier scheinen diese wieder in Fett und Alkali zersetzt, und das letztere nach der Darmhöhle hin ausgeschieden zu werden, wo es neuerlich zur Seifenbildung Verwendung findet. Über den Vorgang selbst weiß man nichts Näheres. — Die Fettsäuren werden in den Geweben zum Teil verbrannt, zum Teil aber durch Synthese mit Glyzerin wieder in Fette umgewandelt. Man vermutet, daß dieser Prozeß in den Fettzellen vor sich geht. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß im Tierkörper Fett auch aus Kohlehydraten und mittelbar wahrscheinlich auch aus Eiweiß entstehen kann. Die Aufspeicherung von Fett ist biologisch von ähnlicher Bedeutung, wie die Bildung von Glykogen. Auch in diesem Falle wird in den Zeiten reichlicher Ernährung eine Kraftquelle angesammelt für die Zeiten unzureichender Nahrungszufuhr. Das Fett erscheint als Reservestoff für solche Fälle, wo Kraftleistungen vom Körper gefordert, aber keine Kohlehydrate in der Nahrung zugeführt werden, oder wenigstens nicht in

* Außer Traubenzucker liefern auch Fruchtzucker und Galaktose durch eine solche „Reversion" Glykogen.

ausreichender Menge. Jedermann weiß, wie schnell auch bei schweren Krankheiten wo der Verbrennungsprozeß ein rascherer ist, das Fett schwindet.

Am dunkelsten ist der Wiederaufbau des Eiweißes aus seinen Bruchstücken. Abderhalden glaubt, daß bei der Spaltung der verschiedenen Eiweißstoffe ein allen gemeinsamer Kern freigemacht wird, der dann dem Aufbau dient. Daraus würde sich erklären, warum bei Genuß von Eiweißarten, die unserem Körper fremd sind, z. B. Eieralbumin, Pflanzeneiweiße, doch nie solche „körperfremde" Eiweiße in unserem Organismus angetroffen werden, während bei Verfütterung körperfremder Fette, z. B. des Leinöls, diese abgelagert werden. Die Synthese der Eiweißkörper scheint schon in der Darmwand stattzufinden.

Alle die besprochenen enzymatischen Synthesen scheinen lediglich von intrazellular, d. h. in den Zellen selbst wirksamen Fermenten besorgt zu werden.

Das Wesen der Assimilation im engeren Sinne, die Belebung des leblosen Materials, seine Umwandlung in Protoplasma ist ganz unbekannt. So lange die Konstitution der Eiweißstoffe und ihr Unterschied vom Protoplasma nicht bekannt ist, sind alle Hypothesen fruchtlose Vermutungen.

* * *

Auch eine Anzahl anorganischer Stoffe beteiligt sich am Lebensprozesse. Ein wichtiger Reaktionstypus, unter dem dies geschieht, führt die ältere Bezeichnung der „Wechselzersetzung". Ich will versuchen, diese Reaktionsform dem Laien soweit verständlich zu machen, als dies ohne Formeln und Versuche, ohne Kenntnis der Lösungstheorie und des Gesetzes der Massenwirkung möglich ist. Als Beispiel wähle ich die „Gewebsatmung". Wir wissen, daß durch die roten Blutzellen den Geweben Sauerstoff zugeführt wird. Bei der Verbrennung wird gasförmige Kohlensäure gebildet, die entfernt werden muß, sollen die Gewebe nicht ersticken. In dem Maße, als sie in ihnen entsteht, diffundiert sie mit steigendem Druck in die Lymphräume der Gewebe und sodann in die Gewebskapillaren, wo sie mit den roten Blutkörperchen zusammentrifft. In ihnen befindet sich ein Salz der Phosphorsäure, das zwei Atome Kalium enthält (sekundäres Kaliumphosphat). Die Kohlensäure reagiert auf dieses Salz, indem sie ihm ein Atom Kalium entzieht und mit diesem saures kohlensaures Kalium (Kaliumbikarbonat) bildet; zugleich wird das sekundäre Phosphat dadurch zu primärem umgewandelt. Die mit dem Bikarbonat beladenen Blutkörperchen gelangen, zurückkehrend, in die Lungenkapillaren. Hier wird das Bikarbona zum Teil zerlegt und die Kohlensäure wird in den Lungenraum ausgehaucht. Das so freigewordene Kaliumatom verbindet sich mit dem primären Phosphat wieder zu sekundärem und gelangt neuerlich zu den Geweben, wo dann im Kontakt mit der Kohlensäure Kaliumbikarbonat und primäres Kaliumphosphat entsteht u. s. f. Dieses Spiel wiederholt sich in der Minute etwa dreimal, denn so oft gelangt innerhalb dieser Zeit dasselbe Blutkörperchen an die Gewebe und zurück zu den Lungen. Einen analogen Vorgang beobachten wir im Blutplasma, nur ist in diesem Natriumphosphat vorhanden. Außerdem spielt in den Blutkörperchen der rote Farbstoff eine ähnliche Rolle, wie die Phosphorsäure.

Andere Stoffwechselvorgänge anorganischer Stoffe sind noch vollkommen in Dunkel gehüllt.

Bei tiefer eindringender Kenntnis der chemischen Vorgänge unseres Körpers werden sich ohne Zweifel neue, noch unbekannte Reaktionstypen offenbaren. Und wenn einst das ganze System chemischer Prozesse vor dem Auge des Fachmannes klar und offen daliegen wird, wie viel wird man dem Verständnisse des Lebensrätsels näher gekommen sein? Der größte englische Physiker unserer Zeit, Lord Kelvin, sagt in einer Rede, die er im Juni 1903 gehalten hat: „Sind Sie im stande, sich ein Stelldichein von Atomen zu denken, die eine Moosfaser, ein Tier, eine Mikrobe bilden? Nicht einmal einen Kristall.“ Auf Kelvins Frage, die er einst an Liebig richtete, ob er glaube, daß Rasen und Blumen allein infolge chemischer Kräfte wüchsen, erwiderte dieser: „Ebenso wenig ich glaube, daß chemische Kräfte ein Buch übersetzen können, das die Phänomene der Vegetation beschreibt.“

Das erwachende Schloß.

Von Ferdinand von Saar.

Der Morgen dämmert. Seine ersten Lichter
Erhellen matt und kühl des Parkes Grün.
Rings tiefe Stille; leise zwitschernd nur
Regt's in den Wipfeln sich, und aus dem Spiegel
Des Teiches schnellt ein Silberfisch empor.

Mit dicht verhüllten Fenstern lautlos liegt
Das Schloß, und in den dunkelnden Gemächern,
Vom Schlaf umfangen, liegen die Bewohner.
Selbst jene, die der kurzen Sommernacht
Langsame Stunden schlummerlos gezählt,
Im Seelenaufruhr hin und her sich werfend —
Selbst jene hat des Morgens Schauer jetzt
Zur Ruh' gebracht.....

Noch eine Stunde. Dann ein erster Ruck —
Und nach und nach belebt sich dieses Schweigen.
Emporgerüttelt aus dem kurzen Schlaf
Der Arbeit hat die Pflicht den Dienertroß.
Mit unvergnügter Hast geht er ans Tagwerk,
Indes verschlaf'ne Bonnen leisen Fußes
Vorsorglich seid'nen Kinderbetten nah'n,
Und gähnend ihre Brust die träge Amme
Dem Säugling reicht, der schon nach ihr gewimmert.

Und später dann, von einsam öden Lagern,
Aus öden Träumen, heben seufzend sich
Empor die Lehrer und die Gouvernanten,

Die mit ergrau'nden Häuptern immer noch
Als lebende Vokabelntrichter wandeln.
Sie ſchlüpfen raſch in abgenützte Tracht
Und blicken in den Hof ſtumpfſinnig nieder,
Wo wiehernd ſchon die ſtolzen Roſſe ſtampfen
Der ſtolzen Herren, die mit Sporngeklirr
Zum Morgenritt hinab die Stufen eilen.
So jung wie alt. Mit leerer Stirn die einen
Und leerem Herzen; and're kühnen Geiſtes,
Die Bruſt zerwühlt vom Drang der Leidenſchaften,
Von Herrſchſucht, Ehrgeiz, Eiferſucht und Haß,
Die Brau'n gefaltet und durchfurcht das Antlitz
Von Sorgen des Beſitzes und der Macht,
Von Sorgen, die ſchon früh die Haare bleichen,
Doch auch zum Widerſtand die Glieder ſtählen.

Schon blitzt es gold'ger um das Laub des Parks;
Taufriſcher Roſen Duft dringt ſüß durchs Fenſter,
So man geöffnet leiſe zur Erquickung
Für heiße Stirnen, die auf Spitzenkiſſen
Im Wachen noch fortträumen jene Träume,
Wie ſie die Frauen träumen ....
Allgemach
Bewegen weiße Schultern ſich und Arme,
Und von dem Schnee der Linnen richtet ſich
In unbelauſchter Pracht die Schönheit auf,
Hier im Erblühen — dort ſchon im Verblüh'n. —

Stets höher ſteigt die Sonne. Würzig duften
Jasmin und Nelke. Heimgekehrt, erhitzt,
Iſt ſchon die Reiterſchar. Einladend blinken
Unter Platanenwipfeln Silberkannen,
Von holden Lippen tönen Morgengrüße,
Es ſtrecken zarte Hände ſich entgegen
Zum Druck und Kuß. Von Stimmen wird es laut,
Es klirren Taſſen — und nun rollt der Tag
Durch jedes Leben dieſer Welt im kleinen,
Der Tag mit ſeinem Schickſal — bis ſich wieder
Zum Schlummer ſanft das letzte Aug' geſchloſſen.

Der heilige Johannes von Nepomuk.

Novelle von Gräfin C. Thun-Salm.

(Aus dem im Herbst erscheinenden Novellenband der Verfasserin.)

Die junge Fürstin und Schloßherrin auf Stiritz hatte einen langen Spaziergang gemacht und wollte sich eben nach Hause begeben.

Es war im Spätherbst und der Tag ging zur Neige.

Die Dämmerung senkte ihre Schatten über die weite böhmische Ebene, über die kahlen Felder und über die kleine Ortschaft, die an den Schloßgarten anstieß.

Es hatte geregnet; das Wasser tropfte langsam von den Strohdächern der niedrigen, hölzernen Hütten, und feuchter Dunst lag über dem trüben Ententümpel auf dem baumlosen Dorfplatze.

Drei Gebäude ragten aus dem Nebel hervor: die Kirche, das Pfarrhaus und die Schule; diese war einstöckig, weiß getüncht, und über ihrem Eingang prangte in goldenen Lettern der wohlgemeinte Spruch:

»Vstup a uč se moudrým býti!« *

Die Straße war menschenleer, alle Haustüren waren geschlossen und die Gardinen hinter den Fenstern zugezogen; nur der Laden des Krämers war unverhüllt, und beim schwachen Schein einer kleinen Petroleumlampe konnte man die vielerlei Waren betrachten, die dieser einzige Kaufmann des Ortes führte. Besen, Bürsten und große Stücke weißer Seife waren da künstlich aufgetürmt und im Vordergrund lagen Stoffmuster, Kaffeeproben, seidene Halstücher, vertrocknete Zitronen und bunt bemalte Porzellanpfeifen.

Auf rundem Sockel stand, als Prachtstück des Ladens, eine Statuette des heiligen Johannes von Nepomuk aus dunkelbrauner Schokolade. Sie war genau nach dem Denkmal auf der Prager Karlsbrücke geformt. Der Heiligenschein war ein dünner Draht mit fünf blechernen Sternen.

Diese Figur war wohl einst aus der Schokoladefabrik in die Stadt, von einem Konditor zum anderen gewandert, bis sie zuletzt als unverkäuflich in den ärmlichen Laden des kleinen Dorfes gelangt war. Sie mochte schon lange da stehen, denn die fünf blechernen Sterne waren rostig geworden und dicker Staub lag in den Falten des Talars und des Kragens, die den Heiligen umhüllten.

Als die Fürstin an dem Schaufenster vorbeikam, sah sie einen Knaben, barfuß, in zerrissenen Kleidern vor dem Laden stehen. Aus seinem blassen Gesicht blickten zwei große Augen mit tiefer Bewunderung und heißer Sehnsucht auf das Kunstwerk der Schokoladefabrik.

„Wer bist du?“ fragte die Fürstin in böhmischer Sprache.

„Strnat Josef“, antwortete er.

„Wie alt bist du?“

„Zwölf Jahre.“

„Was schaust du da an?“

„Den heiligen Johannes.“

„Möchtest du ihn gern haben?“

Der Knabe sah zu ihr empor und lachte, als hätte sie ihn gefragt: „Möchtest du gern den Mond besitzen?“

* „Trete ein und lerne weise zu sein!“

Die junge Frau trat ein und kaufte den heiligen Johannes. Der Krämer, seine ganze Familie und der Gehilfe gerieten in große Aufregung über das Erscheinen der Fürstin. Man brachte ihr einen gepolsterten Stuhl aus der Wohnung, und während die Figur abgestaubt und in sauberes Papier gewickelt wurde, fand der Kaufmann Zeit, die schönsten Stücke seines Lagers anzupreisen.

Die Fürstin nahm die Statuette und verließ den Laden, von den Bücklingen der ganzen Familie begleitet.

„Josef!" rief sie, als die Tür hinter ihr zu war. „Hier hast du den heiligen Johannes!"

Der Knabe wurde feuerrot und sein Gesicht strahlte vor Freude. Er bedankte sich artig, lief mit dem Gegenstand seiner Sehnsucht davon, so schnell er konnte, und die Fürstin schritt durch die Dämmerung nach Hause.

Am andern Tag kamen Gäste ins Schloß, die alljährlichen Herbstjagden wurden abgehalten, und die junge Fürstin hatte die Statuette und ihren kleinen Besitzer längst vergessen, als ihr nach einiger Zeit der Oberlehrer des Dorfes gemeldet wurde.

„Guten Tag, lieber Oberlehrer", sagte sie und winkte ihm, sich zu setzen.

„Durchlaucht werden entschuldigen, daß ich mir erlaubt habe, vorzusprechen", begann er. „Es handelt sich um den Strnat Josef."

„Wer ist das?"

„Das ist der Knabe, dem Durchlaucht den heiligen Johannes von Nepomuk geschenkt haben."

„Ach ja, ich erinnere mich."

„Dieses hochherzige Geschenk ist nicht ohne Folgen geblieben."

„Wieso?"

„Jene Statue war nämlich zirka zwei Jahre beim hiesigen Kaufmann gewesen. Hier im Orte natürlich konnte niemand diesen teueren heiligen Johannes kaufen. Aber die Kinder sind immer vor der Auslage gestanden und haben geschaut und geschaut, denn so etwas hatten sie noch nie gesehen. Es ist ja in der Tat ein so schönes Werk und mit so viel Kunst gearbeitet, daß auch wir Erwachsene beim Vorübergehen unwillkürlich auf diesen heiligen Johannes schauen mußten."

„Nun, und?"

„Durchlaucht, ich bitte es nicht ungnädig aufzufassen, aber dieser Strnat Josef hat jenes Präsent nicht verdient."

„Ist er nicht brav in der Schule?"

„Beim Lernen kann ich zwar nicht über ihn klagen, aber sein sittliches Betragen ist kein gutes. Er stiftet die ganze Schule zu losen Streichen an. — Unlängst wurde ich einen Augenblick aus der Klasse gerufen; ich lege meine Brille hin und befehle den Kindern, einstweilen ruhig zu sitzen. Als ich wiederkomme, war meine Brille verschwunden. Nun kann ich ohne Augengläser nicht lesen. Ich fragte: Kinder! Welches von euch hat sich unterstanden, meine Brille zu verbergen? — Niemand antwortete, und da blieb mir nichts übrig, als der ganzen Klasse ein Pensum zu geben. Hinterher erfuhr ich durch meinen Sohn, daß der Strnat Josef die übrigen Kinder dazu angestiftet und sie zum Schweigen veranlaßt hatte. Ich nahm den Josef allein vor und sagte ihm meine Meinung mit dem Stocke. Körperliche Züchtigung ist zwar in den

Schulen gesetzlich verboten, aber natürlicherweise geht es nicht ohne dem, und alle Eltern wissen das ja und bitten oft selber darum, denn der Stock gibt mehr aus als die Worte des Lehrers. — Wie die Strnat-Mutter davon hörte, hat sie es dem Josef ordentlich gegeben, und wie der Vater nach Hause kam, hat er ihn auch noch durchgehaut. — Die Schulknaben sind jetzt wegen des heiligen Johannes neidisch auf den Josef, und wenn sie ihn auf der Straße erwischen können, sind sie gleich hinter ihm her, und so bekommt er es von allen Seiten."

„Du armer Bub!" meinte die Fürstin.

„Nein, bitte, Durchlaucht! Das ist verdient! Das ist verdient! Denn dieser ausgelassene Knabe denkt nur immer darüber nach, wie er dem Lehrer etwas antun könnte. Was ich mich schon mit dem geärgert habe! Aber alles umsonst! Es ist ein trotziges Kind, das von seinen Gedanken nicht ablassen will."

„Aber was kann ich dagegen tun?" fragte die Fürstin.

„Ich wollte Durchlaucht bitten, bei der bevorstehenden Weihnachtsverteilung den Strnat Josef nicht mehr auszuzeichnen. Ich weiß zwar nicht, was Durchlaucht für Gründe hatten, gerade diesem Knaben ein so fürstliches Geschenk zu machen."

„Ich hatte gar keine Gründe", versicherte die junge Frau. „Es war ein Zufall."

„Wenn ich nur eine Ahnung davon gehabt hätte, daß Durchlaucht die Absicht hegen, den heiligen Johannes zu kaufen, so hätte ich gebeten, daß ihn Durchlaucht meinethalben dem Širek Franz oder dem Binder Wenzel geben möchten, die so brave Kinder sind."

„Vielleicht ein anderes Mal", sagte die Fürstin und stand auf, denn die Unterredung dauerte ihr schon zu lange.

„Was ist der Vater Strnat und wo wohnt er?" fragte sie.

„Die Eltern arbeiten im Taglohn. Sie wohnen im dritten Häuschen rechts, wenn man von Jarič kommt."

Der Oberlehrer empfahl sich und die Fürstin überlegte, auf welche Art sie dem verfolgten Kinde helfen könnte, ohne daß der Oberlehrer und das ganze Dorf etwas davon erführen.

Sie war jung und besaß in derlei Dingen wenig Erfahrung.

Sie ging, als es dunkel geworden war, heimlich, mit einem Umweg zu dem bezeichneten Hause und trat in eine ärmliche, unreine Stube.

Beim schwachen Licht einer Talgkerze flickte die Mutter des kleinen Josef einen zerrissenen Kittel, der Vater saß rauchend beim Ofen, und beide blickten erstaunt auf, als sie die Schloßherrin erkannten. Die Mutter holte gleich die Statue des heiligen Johannes aus dem Schrank hervor, fuhr mit der Schürze über Kopf und Rücken des Heiligen und stellte das Schokoladedenkmal auf den Tisch.

Die Fürstin bat nun die Eltern, das Kind nicht so viel zu schlagen. Vater und Mutter sahen sich an und schwuren hoch und teuer, daß sie ihren Sohn nicht geschlagen hätten und daß sie es auch niemals tun würden.

Die Fürstin gab dem Vater Geld und verließ schnell das Haus, bevor die Leute Zeit hatten sich zu bedanken.

Einige Tage nach jenem Abendbesuch erschien der fürstliche Wirtschaftsdirektor bei seiner Herrin.

„Ich komme, Durchlaucht, auf Bitte des Ortsvorstehers. Es handelt sich um den Knaben, dem Durchlaucht den heiligen Johannes von Nepomuk geschenkt haben."

„Was geht das den Ortsvorsteher an?“ fragte die Fürstin ungeduldig.

„Er hat es nicht gewagt Durchlaucht zu belästigen, und da habe ich es auf mich genommen, Durchlaucht zu melden, was sich im Dorfe zugetragen hat. Das gütige Herz Eurer Durchlaucht ist allgemein bekannt —“

„Was hat sich zugetragen?“ unterbrach ihn die Fürstin.

„Durchlaucht haben dem Taglöhner Strnat eine namhafte Unterstützung gewährt, und diese milde Spende ist leider einem Unwürdigen zugefallen. Der Taglöhner ist ein Trinker. Den Wochenlohn nimmt immer sein Weib in Empfang, damit er ihn nicht gleich vertue. Aber jetzt hat er eine große Summe von Eurer Durchlaucht bekommen, und da sitzt er den ganzen Tag im Wirtshaus, berauscht sich, und brüstet sich damit, daß ihm Durchlaucht etwas auf Schnaps gegeben hätten, und es ist diese — ich bitte um Entschuldigung, Durchlaucht — diese offenkundige Protektion von sehr üblem Beispiele im ganzen Dorfe, denn die anderen Männer im Wirtshaus, die sagen jetzt: ‚Wenn der Strnat etwas auf Schnaps bekommen hat, so können wir auch trinken. Vielleicht gibt uns Ihre Durchlaucht auch etwas.‘“

Die Fürstin blickte bekümmert vor sich hin und der Direktor fuhr fort: „Der Knabe selbst, der diese schöne Statue bekommen hat, der verdient es auch nicht, daß ihm so viel Ehre zu teil wird. Der Oberlehrer hat seine liebe Müh' und Not mit ihm, denn er sagt, daß ihm ein so böses Kind in seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen sei.“

„Aber, was tut denn dieser arme Bub gar so Böses?“ fragte die Fürstin.

„Da kann ich wirklich nicht dienen, Durchlaucht. No, ich will dem Oberlehrer nicht zu nahe treten, aber vielleicht ist noch etwas anderes im Spiel. Nämlich, der Sohn des Oberlehrers hat bisher immer die besten Klassen gehabt. Nun ist aber dieser Strnat Josef ein noch besserer Schüler, und da muß ihm der Oberlehrer schon gute Klassen geben, ob er will oder nicht. Er meint aber, daß das Kind sehr störrisch sei, und da gibt er ihm wenigstens für das sittliche Betragen schlechte Zeugnisse.“

„Aha!“ machte die Fürstin.

„Ich bitte Durchlaucht, so gnädig zu sein und keinen Gebrauch von dieser Mitteilung zu machen.“

„Natürlich nicht.“ Die Fürstin erhob sich. „Sagen Sie dem Ortsvorsteher, daß ich dem Taglöhner Strnat kein Geld mehr geben werde, und wenn ich gewußt hätte, daß er trinkt, so hätte ich ihm überhaupt nichts gegeben.“

Die junge Frau beschloß nun für die Familie des Taglöhners nichts mehr zu tun, um kein böses Blut im Dorfe zu machen. Aber so oft sie dem kleinen Josef begegnete, lächelte er sie so freundlich an, daß sie sich nicht enthalten konnte ihm heimlich ein paar Kreuzer zu geben. Zuweilen steckte sie beim Ausgehen eine Bäckerei für das Kind ein, und an einem kalten Tage nahm sie ein warmes Halstuch und ein Paar wollener Strümpfe für den Kleinen mit, denn er sah in seinen zerlumpten Kleidern gar so blaß und durchfroren aus. Sie hätte ihm gern mehr geschenkt, aber sie getraute sich's nicht.

Der Winter kam. Auf den kahlen Feldern lag tiefer Schnee, der Ententümpel im Dorfe war mit einer trüben Eiskruste bedeckt und über die weite Ebene wehten rauhe Stürme.

Die Fürstin und ihre Familie sollten für einige Monate in die Stadt ziehen, und die junge Frau war eben mit dem Einpacken beschäftigt, als der Oberlehrer sie um eine Unterredung bitten ließ.

Er war sichtlich aufgeregt und begann mit zitternder Stimme:

„Durchlaucht werden verzeihen, aber — aber — es ist etwas Schreckliches geschehen."

„Ja, ich weiß," sagte die Fürstin, „es sind zwei Fälle von Dyphtheritis im Dorf."

„Das wohl", bestätigte der Oberlehrer. „Aber das kommt jeden Winter vor. Der Doktor hat natürlich die Anzeige bei der Bezirkshauptmannschaft machen müssen, und die Schule wurde bis auf weiteres gesperrt. Ich denke aber, daß das in zirka vierzehn Tagen überstanden sein wird und dann können die Kinder wieder die Schule besuchen. — Ich komme in einer anderen Angelegenheit. Es handelt sich um den Strnat Josef, dem Durchlaucht dazumal den heiligen Johannes von Nepomuk geschenkt haben. Es hat sich etwas Schreckliches ereignet."

„Was denn?"

„Unlängst kam eine Verwandte aus einer naheliegenden Ortschaft zu den Strnatischen auf Besuch. Da war natürlich auch die Rede vom heiligen Johannes von Nepomuk, und die Verwandte äußerte den Wunsch, die Statue zu sehen. Die Mutter öffnet den Schrank und die Statue war weg. Sie durchsucht die ganze Stube und findet nichts. Auch der Vater wußte nicht Bescheid, und als endlich der Knabe nach Hause kam, wollte dieser nicht Rede stehen. Erst als ihn die Eltern etwas derber anfaßten, gestand er die Wahrheit. Durchlaucht, mein Gefühl sträubt sich, es zu wiederholen: der Knabe hatte die Statue heimlicherweise entwendet, und hat in der Nacht, während die Eltern schliefen, die ganze Statue mitsamt dem Sockel aufgegessen."

Die Fürstin lachte, aber der Oberlehrer blickte sie so betroffen an, daß sie sich bemühte ein ernsthaftes Gesicht zu machen. „Natürlich griff der Vater zum Stocke und die Mutter war außer sich und brachte mir den Knaben, damit ich ihn auch noch züchtigen möchte. Nachdem ich diesem Wunsche der Mutter entsprochen hatte, fragte ich das Kind: „Warum hast du das getan?' »Mně jsem hlad«* antwortete er mir."

„Das arme Kind!" rief die Fürstin.

„Bitte, Durchlaucht, andere Kinder haben auch Hunger. Der ist ja nicht der einzige. Natürlich gab es gerade nicht viel im Hause, denn der Vater war in der letzten Zeit immerfort berauscht und kam dadurch um den Taglohn. Aber das Kind hätte so etwas trotzdem nicht tun sollen. — Ich stellte ihm vor, daß er dieses schöne Geschenk als wertvolle Erinnerung hätte bewahren und hochschätzen sollen. — Ich sprach auch mit dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Katecheten, und die waren beide ganz entrüstet; freilich meinten sie, daß der Knabe keine böswillige Absicht dabei im Sinne gehabt hätte. Es war — Durchlaucht verzeihen den Ausdruck — es war die Naschhaftigkeit, die ihn dazu verleitet hat. — Als ich den Knaben gescholten hatte, fragte ich ihn: ‚Was meintest du denn? Glaubtest du etwa, daß dein Vergehen ungerügt bleiben, und daß niemand etwas davon bemerken würde? Was dachtest du dir denn im Augenblick, wo du das tatest? »Že svatý Jan to nerekne«,** antwortet mir das Kind. Das ist nämlich so, Durchlaucht: Die Kinder in der Schule wissen, daß der heilige Johannes von Nepomuk wegen seiner Verschwiegenheit in die Moldau gestürzt wurde, und da denkt sich der Knabe in seiner Verschmitztheit, daß der heilige Johannes schon dafür Sorge tragen würde, daß die Sache nicht ruchbar werde."

* „Ich hatte Hunger."

** „Daß es der heilige Johannes nicht verraten werde."

„Aber das ist herzig!“ rief die Fürstin.

„Nein, bitte Durchlaucht, das ist nur Verschlagenheit und Eigensinn. Denn als ich dem Knaben die ganze Schande seiner Aufführung vorhielt, da weinte er und gab mir immer wieder nur die eine Antwort: »Svatý Jan to nerekne.« Durchlaucht, mit einem solchen Kinde ist nichts anzufangen.“

Die Fürstin sah, daß auch mit dem Schulmann nichts anzufangen sei, und sie brach das Thema ab.

Bei ihrer Abreise nahm sie sich im Stillen vor, den Sohn des Taglöhners im kommenden Schuljahre bei verläßlichen Leuten in der Stadt unterzubringen, um ihn vor weiteren Mißhandlungen zu schützen.

Aber es war zu spät.

Der Oberlehrer hatte sich in seiner Zuversicht getäuscht. Die Epidemie machte rasche Fortschritte, die Schule blieb wochenlang gesperrt, und der Tod klopfte an vielen Hütten des armen Dorfes an.

Auch der kleine Josef wurde von der Krankheit ergriffen; und als das Fieber ihn schüttelte und sein Bewußtsein schwand, stieß er mit heiserer Stimme hervor: »Svatý Jan to nerekne.«

Er schloß die Augen, lächelte im stillen Vertrauen auf die Verschwiegenheit des großen Heiligen, und dann verstummte der arme, kleine Sünder für immer.

Über tirolische Sage und Sagenforschung.

Von Ludwig von Hörmann.

Vor mir liegt die soeben erschienene dritte Auflage von Martin Meyers prächtigem „Sagenkränzlein aus Tirol“, dem ich einige empfehlende Worte widmen möchte. Dies gibt mir Anlaß, mich im allgemeinen über tirolische und nebenbei auch über vorarlbergische Sagenkunde und Sagenforschung kurz auszusprechen. Tirol, das „Land der Riesen und der Zwerge“, weist, wie kaum ein anderes Alpenland, einen außerordentlich großen und mannigfaltigen Schatz von Sagen auf. Der Grund liegt erstlich darin, daß dieses Bergland mehrere Volksstämme: den alamannischen, bayrischen und italienisch-ladinischen beherbergt, von denen jeder bei der Besiedlung seinen Sagenvorrat ablagerte, beziehungsweise den örtlichen Verhältnissen anpaßte, nicht zu gedenken der Hinterlassenschaft teils untergegangener, teils aufgesogener Bruchteile größerer Völkerschaften, der Goten, Langobarden u. a. Müssen wir den letzteren die Verpflanzung der deutschen Heldensage auf Tirolerboden zuschreiben, deren verblaßten Spuren wir noch in den Sagen vom Jochgrimm, von König Laurin und seinem Rosengarten, zum Teile auch vom Riesen Haimon* ꝛc. begegnen, so haben erstere den gegenwärtigen Sagenbestand geschaffen, der sich somit in einen alamannischen, bayrischen und italienisch-ladinischen gliedert. Der

* Vgl. die treffliche Arbeit von Josef Seemüller „Wiltener Gründungssage“ (Sonderabdruck aus der Ferdinandeums-Zeitschrift, III. Folge, 39. Heft), Innsbruck, Wagner, 1895, und Ign. v. Zingerle „Zur deutschen Heldensage“ in Pfeiffers „Germania“, II., S. 434 ff.

alamannische beherrscht ganz Vorarlberg, das obere Oberinntal* mit den Seitentälern Paznaun-, Stanzer-, Ötz- und Pitztal und das ganze Vinschgau, der bayrische das ganze Unterrinntal mit seinen Seitentälern, ferner das Brixen-, Wipp- und Eisacktal, ebenso das Pustertal; der italienisch-ladinische umfaßt die ihm sprachlich zufallenden Gebiete im westlichen und östlichen Südtirol. Reste romanischer Sagenbildung haben sich auch im Oberinntal und Vinschgau erhalten.

Ist auch der Inhalt dieser verschiedenständigen Sagen, besonders der mit mythischem Kerne, meist derselbe, so verraten doch Name und Fassung ihre Stammeszugehörigkeit. Der oberinntalischen Hulda entspricht die unterinntalische Perchtl, den alamannischen Fenggen die bayrischen wilden Weiber und ladinischen Bregostane, den freundlichen Saligfräulein des Oberinntals und Vinschgaus die wilden Fräulein des Unterinntals und die Delle-Divane des Fassatals u. s. f. Im übrigen werfen die Tiroler Sagen gleich den in Deutschland gesammelten für die Mythologie verhältnismäßig wenig ab. Interessant sind die häufigen „Berührungen tirolischer Sagen mit antiken".**

Zur Bereicherung des tirolisch-vorarlbergischen Sagenschatzes trug weiters die wechselvolle Gestaltung des Landes viel bei. Die riesigen Berge mit ihren oft eigentümlichen Formen und Auswüchsen, öden Schutthalden, Runsen und Schluchten, die bald friedlich ruhenden, bald unheimlich brüllenden Bergseen, die krachenden Eisfelder, donnernden Lawinen und Bergstürze, dazu die in diesen Engtälern und Talkesseln doppelt schaurigen Föhnstürme und Hochgewitter mit dem Gefolge plötzlich anschwellender Wildbäche und verheerender Murbrüche, alle diese teils lieblichen, teils furchterregenden Naturbilder und Elementarereignisse mußten die Phantasie des Volkes zur Umbildung dieser Erscheinungen in Sagen mächtig anregen. So entstanden die vielen Riesen- und Zwergsagen, die Sagen von Drachen und Lindwürmern, von verschütteten Almen, ausbrechenden Seestieren, der wilden Fahrt ꝛc. Die Ausbeutung und besonders der Niedergang des einst blühenden Bergsegens erzeugte die zahlreichen Sagen von Schätzen und schätzebehütenden Jungfrauen, von den Goldbrünnlein und goldsuchenden Venedigermännlein, von vergrabenen goldenen Kegelspielen, von der Wünschelrute u. a. Die zahlreichen Burgen und Burgruinen, die uralten Wallfahrtskirchen und Votivkapellen ließen die verschiedenen Burg- und Gründungssagen entstehen, während der zum Aberglauben geneigte Sinn des Volkes einsame Gegenden, Kreuzwege, Wald und Wiese mit Teufeln und Hexen, Pützen und

* Sprachlich ist gegenwärtig nach den gründlichen Untersuchungen des Universitätsprofessors Dr. Jos. Schatz („Die Mundart von Imst", Straßburg, Trübner, 1897, und „Die tirolische Mundart", Innsbruck, Wagner, 1903) fast ganz Oberinntal Bayern zuzuweisen. Auch ist an eine stärkere alamannische Besiedlung unter dem Gotenkönig Theodorich, wie manche Historiker annehmen, nicht leicht zu denken. Es müssen daher die unleugbaren alamannischen Elemente, die sich in Sage, Sitte und Rechtsgewohnheiten, wie überhaupt im ganzen Volkscharakter Oberinntals noch vorfinden, späterer Zuwanderung, wahrscheinlich unter den schwäbischen Welfen und Markgrafen von Ronsberg, welche beide ausgedehnte Besitzungen im Oberinntal hatten, zugeschrieben werden. Vergl. außer den Forschungen Franz Ludw. Baumanns, des besten Kenners alamannischer Verhältnisse, dem ich diese Mitteilungen verdanke, auch Jos.Ösmairs belehrende Programmarbeit: „Zur ältesten vergleichenden Geschichts- und Landeskunde Tirols und Vorarlbergs", Innsbruck, 1903.

** Vergl. Anton Zingerle: „Berührungen ꝛc.", Innsbruck, Wagner, 1894.

anderen Spukgestalten bevölkerte. Daß bei der tirolisch-vorarlbergischen Sagenbildung auch die geschichtlichen Begebenheiten ihren Anteil nahmen, braucht nicht besonders betont zu werden.

Zur Erhaltung und Fortpflanzung dieses Sagenschatzes trug nicht nur die Abgeschlossenheit der Täler bei, sondern auch ein anderer wichtiger Umstand, der, wie mir scheint, bisher noch zu wenig berücksichtigt wurde. Wenn wir den Inhalt der Sagen durchgehen, so finden wir, daß sich ein sehr großer Teil derselben als Strafen für begangene Frevel zu erkennen gibt. Dahin gehören die Sagen vom Grenzsteinverrücker (Marchegger), von übermütigen Bergknappen und unredlichen Sennern, von Religionsschändern, kurz von allen möglichen Frevlern, welche zur Strafe für ihre Schuld am Ort ihres Verbrechens „umgehen" müssen, bis sie die beschwörende Hand eines Paters in diese oder jene Wildnis „verbannt". So bildeten diese Sagen, deren Erzählung im Tale den abendlichen Heimgarten, auf der Höhe die einsamen Sennhütten belebten, auch ein wichtiges Mittel der Volkserziehung, einen von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden Strafkodex, der in drastischen Beispielen zeigte, was den erwarte, der sich solche Frevel zu Schulden kommen lasse. Das hiebei angewendete Prinzip der Abschreckungstheorie hatte, wie die Sage überhaupt, zur ersten Voraussetzung den Glauben der Zuhörer. Schwand dieser, dann erlosch auch die Sage und die sagenbildende Kraft. Der Mund des erzählenden „Ähnl" verstummt, weil er keine Zuhörer mehr hat.

Dieser Moment trat in Tirol und Vorarlberg ein, als um die Mitte des letzten Jahrhunderts mit der Erschließung des Landes in kommerzieller und geistiger Richtung auch eine Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse und damit ein Erlöschen des alten patriarchalischen Lebens vor sich ging. Der durch die Eisenbahnen erleichterte Verkehr der Talbewohner mit den Städten, die Verdrängung der Hausindustrie und der traulichen Spinnstube, der eigentlichen Heimstätte der Sage, durch Einfuhr von Fabriksware, die allgemeine Wehrpflicht und vor allem die Schule mit ihrer aufklärenden Erziehung der Jugend, nicht zum mindesten in letzter Zeit das in alle Täler dringende Fremdenwesen, verscheuchten allmählich die Erzeugnisse und Ausgeburten eines naiven Volksglaubens und Aberglaubens. Wer jetzt in Tirol und Vorarlberg nach Sagen forscht, wird nur noch von älteren Leuten etwas erfragen, und selbst diese wollen mit der Antwort nicht mehr gern herausrücken, am wenigsten in Gegenwart ihrer „aufgeklärten" Kinder und Enkel.

Es muß daher als ein Glück betrachtet werden, daß noch rechtzeitig alte und junge Kräfte bemüht waren, diesen reichen tirolisch-vorarlbergischen Sagenschatz zu heben. Als Hauptvertreter der tirolischen Sagenforschung kommt Ignaz V. Zingerle in Betracht. Zwar wurde schon vor ihm von Beda Weber und von Pfarrer Thaler in Kuens einzelnes in Werken und Zeitschriften veröffentlicht. Auch Dr. J. E. Waldfreund (Professor Peter Moser) und A. J. Hammerle (gegenwärtig emeritierter k. k. Studienbibliothekar in Salzburg) hatten, ersterer in Unterinntal, letzterer in Oberinntal, zahlreiche Sagen da und dort in Druck gegeben; ja selbst die 1857 verlegte Sammlung „Mythen und Sagen Tirols" von Joh. Nep. R. v. Alpenburg erschien zwei Jahre vor der Zingerles. Trotzdem können als erste systematische und wissenschaftlich gehaltene Sammlung erst die von diesem im Jahre 1859 publizierten „Sagen aus Tirol" (zweite vermehrte Auflage, Innsbruck, Wagner, 1891) angesehen werden. Hier ist zum ersten Male ein reiches, sorgfältig überprüftes Material geboten, das dem Sagenforscher mit wenigen Ausnahmen als verläßliche Quelle dienen kann. Ihr reiht sich würdig in Deutschtirol das im Jahre 1897

erschienene Werk „Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol" von Jos. Adolf Heyl (Brixen, Katholisch-politischer Preßverein) an, das ebenfalls eine reiche Fülle von Sagen aus ganz Tirol bietet, sich vom Zingerleschen jedoch dadurch unterscheidet, daß es den Stoff nach den Haupttälern geordnet gibt. Viele Sagen sind überdies in der Mundart des betreffenden Tales erzählt, was der Sammlung auch einen sprachlichen Wert verleiht. Der Umstand, daß es auch für die studierende Jugend berechnet ist, machte leider die Weglassung, beziehungsweise Abschwächung mancher anstößiger Partien und bedenklich erscheinender Stellen notwendig.

Der italienische Teil Tirols erhielt durch Christ. Schneller (gegenwärtig als Hofrat und Landesschulinspektor a. D. in Innsbruck) einen eifrigen Erforscher. Seine „Märchen und Sagen aus Wälschtirol" (Innsbruck, Wagner, 1867) erhalten dadurch ein erhöhtes Interesse, daß sie fast durchwegs deutschen Inhalt tragen. Schneller nennt sein Buch daher mit Recht „einen Beitrag zur deutschen Sagenkunde". Das gleiche gilt von meinen 1872 veröffentlichten „Mythologischen Beiträgen aus Wälschtirol" (Sonderabdruck aus dem 15. Bande der Ferdinandeums-Zeitschrift), welche größtenteils Sagengestalten aus dem Fassatale bringen und sich mit denen von Schneller veröffentlichten zum Teile decken. Auch der ladinische Teil Südtirols stellte sein Kontingent, indem der kürzlich in so trauriger Weise hingerafffte Professor Dr. Joh. Alton in seinem Buche »Proverbi, tradizioni e anneddoti delle valli ladine orientali con versione italiana« (Innsbruck, Wagner, 1881) die ladinischen Sagen der Vergessenheit entriß. Es ist zu hoffen, daß die neugegründete Zeitschrift „Der Ladinerfreund" in ihrer wissenschaftlichen Beilage „Archiv für rätoromanische Sprachforschung und Volkskunde" (Innsbruck, Wagner, 1905) auch dem Sagengebiete seine Aufmerksamkeit zuwenden werde. Von deutschtirolischen, ein kleineres Gebiet umfassenden Sammlungen wären noch das sehr inhaltsreiche Buch von Direktor Alois Menghin „Aus dem deutschen Südtirol" (Meran, Plant, 1884) zu nennen, das unter anderem wertvolle Mythen, Sagen und Legenden enthält, ferner die fleißig zusammengestellte Sammlung von Adolf Ferdinand Dörler: „Sagen aus Innsbrucks Umgebung mit besonderer Berücksichtigung des Zillertales" (Innsbruck, Wagner, 1895), endlich Christian Hausers „Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft" (Innsbruck, Wagner, 1894), ein Büchlein, das sich besonders durch eine vollständig verläßliche und treue Wiedergabe der Volksüberlieferung auszeichnet.

Für tirolische Sagenforschung wertvoll sind außer Ant. Renks in seinem Büchlein „Im oberen Inntal Tirols" (Innsbruck, Wagner, 1897) eingefügten Beiträgen besonders A. J. Hammerles „Sagen und Märchen" (Innsbruck, Witting, 1854) zu erwähnen, welche Sammlung vorzüglich Sagen aus dem Oberinntal enthält und so eine Seitenarbeit zu Peter Mosers 1855 in der „Donau" und 1865 im „Pustertalerboten" veröffentlichten „Volkssagen aus Tirol (Unterinntal)" bildet. Das Nachbarland Vorarlberg besitzt in dem umfangreichen Werke „Die Sagen Vorarlbergs", nach schriftlichen und mündlichen Überlieferungen gesammelt und erläutert von F. J. Vonbun, zweite vermehrte Auflage von Hermann Sander (Innsbruck, Wagner, 1889), eine mustergültige Sammlung des alamanischen Sagenschatzes.

Neben dieser Art der Sagenforschung, welche bemüht war, die Überlieferung möglichst treu wiederzugeben, machte sich in Tirol schon frühzeitig eine andere Richtung geltend, welche nicht so sehr den wissenschaftlichen Wert vor Augen hatte, sondern den belletristischen, und sich mit der poetischen oder prosaischen Bearbeitung teils einzelner

Sagen, teils größerer Sagenkreise befaßte. Auch diese lohnende Ausbeutung des Sagenstoffes ging von J. V. Zingerle aus. Angeregt durch Simrocks „Rheinsagen" gab er im Jahre 1850 eine derartige Sammlung von „Sagen aus Tirol" heraus, in welchen er alles, was von Tiroler Sagen in Poesie und Prosa bisher zerstreut erschienen war, sammelte und, mit eigenen Bearbeitungen vermischt, nach Tälern geordnet veröffentlichte. Das Büchlein sollte vor allem das „Interesse für die vaterländische Sage wecken" und hat dieses Ziel auch insoferne erreicht, als es die tirolische Sagenforschung anbahnte. Leider hielten sich manche Sammler der Form nach an die im genannten Buche gegebenen Vorbilder, und statt bei der Wiedergabe die schlichte Erzählungsart anzuwenden, wie sie das Volk liebt, wurden die Sagen durch Zutaten alteriert und durch poetische Ausschmückung des wahren Gehaltes und damit des wissenschaftlichen Wertes beraubt. Diese willkürlichen Verschönerungen auf Kosten der Wahrheit tun auch den so inhaltsreichen „Mythen" Alpenburgs bedeutenden Eintrag, was umsomehr zu bedauern ist, als sich eine große Anzahl von Mythologen und Sagenforscher dieses Sammelwerkes als Quelle bedient. *

Eine weitere schlimmere Folge solcher freier Bearbeitungen der Sage war, daß bei der großen Verbreitung, welche derartige anziehend geschriebene Bücher hatten, viel gefälschter Sagen- und Märchenstoff ins Volk getragen und so der ursprünglich reine Sagenquell getrübt wurde. Ein Beispiel dieser Art bietet die Sage von der Frau Hitt, welche inhaltlich durch die abweichenden Bearbeitungen von Beda Weber, K. E. Ebert, E. Silesius und Karl Lutterotti so verwirrt wurde, daß der echte Inhalt sich jetzt kaum mehr herausfinden läßt.

Wenn nun auch vom Standpunkte der Wissenschaft eine solche Verwertung des Sagenstoffes durchaus nicht zu begrüßen ist, so verdankt ihr doch die schöne Literatur in Poesie und Prosa manche duftige Blüte. Dahin gehört außer den „Sagen aus dem Kaisergebirge, gesammelt von einem Kaiserbergfreunde" (A. Karg) und den „Poetischen Wanderungen durch die Kaiserberge" von Paul Greußing das durch A. Shlatig schön illustrierte Werk von Artur Foltin: „Tiroler Alpensagen" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1897). Hier sind die „hauptsächlichsten Figuren der Tiroler Sagen herausgenommen und in ihrem Tun und Treiben, ihren charakteristischen Merkmalen und Eigenschaften dem Leser vor die Augen geführt". Der Verfasser geht hiebei so vor, daß er die „einzelnen Märchen (wohl richtiger Sagen!) in die gemeinsame Gewandung einer besonderen Novelle einkleidete, in deren Rahmen sie sich als Spinnstubenerzählungen präsentieren". Die Sachen sind frisch erzählt, doch gerade der Umstand, daß Foltin, um die behandelten Sagen möglichst genau zu geben, bestrebt war, sie nicht „allzu innig mit der sie umhüllenden Novelle zu verknüpfen", ließ eine Zwitterbildung entstehen, welche den poetischen Genuß schwächte und schließlich die Sagenbilder doch nicht zur klaren Gestaltung brachte.

Die Kunst, Sagen in novellistisches Gewand zu hüllen und die mystische Vergangenheit mit der Gegenwart zu einem harmonischen Ganzen zu formen, ist meines Erachtens nur einem Tiroler gelungen, nämlich dem Dichter Martinus Meyer. Schon die in der oben genannten Zingerle'schen Anthologie sowie in verschiedenen Zeitungen unter dem Pseudonym Martinus enthaltenen Stücke machten allgemeines Aufsehen und erweckten

* Dies gilt auch von Alpenburgs „Deutschen Alpensagen" (Wien, 1861).

den Wunsch, dieselben gesammelt zu sehen. Dies geschah durch die Herausgabe des klassischen Buches: „Sagenkränzlein aus Tirol von Martin Meyer" (Pest—Wien, Hartleben, 1856), von welchem im Jahre 1884 die zweite vermehrte und verbesserte Auflage folgte und jetzt die dritte (Innsbruck, Wagner, 1905) vorliegt. Martinus Meyer hat — richtiger gesagt, hatte, denn der wackere Mann ist vor einigen Jahren gestorben — eine eigene Gabe, das Wesen der Sage, wie den Tiroler Volkscharakter herauszuspüren und in künstlerischer Weise darzustellen. Hiebei sind Sage und Wirklichkeit so verwoben, daß wir die verbindenden Nähte gar nicht merken. „Der Karfunkel", „Drei Dirndlen und drei Herzen", „Der verschlafene Hans" u. a., wer könnte diese kleinen, tiefsinnigen und innigen Dorfgeschichten ohne Rührung lesen! Daneben macht sich ein unvergleichlicher Humor geltend, wie z. B. im „Schroffensteiner Weinfaß" u. a. Martin Meyer hat noch ein zweites Büchlein dieser Art erscheinen lassen: „Schlernsagen und Märchen" (Innsbruck, Wagner, 1891). Es verdankt einem Sommerfrischaufenthalte des Dichters im Bade Ratzes seine Entstehung und trägt, den Schrecknissen der Dolomiten entsprechend, durchschnittlich einen mehr düstern Charakter. Erreicht dieses Buch an Schönheit und Gehalt auch nicht das „Sagenkränzlein", so bildet es doch immer noch einen Schmuck in der tirolischen Sagennovellistik.

Zur Vervollständigung unseres Themas müssen wir anführen, daß der tirolische Sagenschatz auch zur Bearbeitung größerer Stoffe in Poesie und Prosa herangezogen wurde. So hat Christian Schneller in seinem Epos „Am Alpsee" (Innsbruck, Wagner, 1860), die tirolische Undinensage, Angelika v. Hörmann die liebliche Sage von den „Saligfräulein" (zweite Auflage, München, Lindauer, 1897) poetisch verherrlicht,* Rudolf Greinz behandelte in seiner humorvollen Novelle „Das goldene Kegelspiel" (Leipzig, Staackmann, 1905) eine der vielen Schatzsagen, während Franz Dolliner in seiner „Frau Hitt" (Innsbruck, Wagner, 1904) diese oft behandelte Sage zu einem spannenden Roman verarbeitete.

Aus der Zeit des Humanismus.**

Von Ferdinand Gregori.

Eine große Zeit heraufzuführen, ist dem einzelnen Menschen nicht beschieden: auch das Genie bleibt ewig abhängig, steht auf den Schultern der Vorgänger und Zeitgenossen. Aber eine große Zeit in ihrem Kerne erfassen, das können wir, sofern wir ihr durch Jahrhunderte nur genügend entrückt sind. Wir fühlen dann etwas wie einen Pansrausch, werden lebendige Brüder oder Schwestern längst vermoderter Geschöpfe und freuen uns ihrer Taten, als seien sie die unsrigen. Und wie begnadet sind wir Nachschaffenden vor ihnen! In hoher Bewußtheit wiederholt unser Geist, was damals nur in dunklem Drange,

* Soeben kommt mir noch ein bei Pierson in Dresden erschienenes Epos „Die Saligen", eine Romanze aus den Tiroler Alpen, zu, welches den bekannten deutschen Dichter Ewald Müller zum Verfasser hat und in glücklicher Weise und in schwunghaften Versen denselben Sagenstoff zur Ausprägung der Idee von der beseligenden Betätigung des „Ewig Weiblichen" verwertet.

** Ernst Borkowsky, „Aus der Zeit des Humanismus". Eugen Diederichs, Leipzig.

unter Qualen der Ungewißheit geschah. Selbst das Jubelwort, das sich Ulrich von Huttens Seele in einem herrlichen Briefe entrang: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben —“ selbst dieser Ausruf wird durch das kummervolle Leben des wagemutigen Schwärmers zu einer bloßen Hoffnung, einem heißen Wunsche herabgedrückt.

Uns aber ist es wirklich eine Freude, in der Gesellschaft Dürers und Reuchlins, Hans Sachsens und Holbeins zu leben und alle die Süßigkeit zu schlürfen, die aus ihren Mühen und Kämpfen, aus ihrem ehedem unverstandenen Behagen und ihrer Unruhe auf uns herabrinnt.

Ernst Borkowsky stellt in gedrängten Monographien nahezu ein Dutzend eherner Gestalten um uns auf, und wir schreiten, den Hut in der Hand, auf sie zu wie auf die Bronzebilder der Innsbrucker Hofkirche, die uns mehr von ihrem Anreger Maximilian und mehr von Peter Vischer erzählen als von sich selbst, die uns in die Zeit der Reformation, des Humanismus, der deutschen Renaissance führen.

Die Belebung der Wissenschaften, die Entfesselung der Kunst ging gewiß von Italien aus. Aber in nicht viel anderem Sinne als die Tat Luthers. Deutschland machte Gegenbewegungen. Nicht allein Luther wandte sich gegen Rom, auch Erasmus von Rotterdam, der Katholik, der das Neue Testament graece et latine ohne die Abweichungen der Vulgata erscheinen ließ; auch Johannes Reuchlin, der erste deutsche Gelehrte von Weltruf, der Sieger im Kampfe gegen die Kölner Dunkelmänner; auch Albrecht Dürer, der, ob ihn auch oftmals nach der italienischen Sonne fror, keine Falte in den Apostelgewändern gefälliger malte, als seinem ernsten Auge gemäß war. Wie wenn ein Zugvogel auf seinen Schwingen die frohe Botschaft über die Alpen getragen hätte, so kam sie zu uns; der Vogel selbst aber blieb unserem Walde treu und baute sich auch in diesem heiligen Frühling sein Nest zwischen deutschen Ästen, aus deutschem Werg. Wie stolz klingt des stattlichen Willibald Pirckheimers Wort: „Ich habe keinen Discipul oder Anhänger, bin auch hinwiederum niemandes Discipul;“ und dieser selbe Mann gab doch in einem unvergleichlich frischen Schreiben ein eindringliches Zeugnis dafür, daß er der großen Natur wie ein demütiges Kind zu Füßen lag.

Das Ästhetische der italienischen Renaissance wurde von uns ins Ethische übersetzt. Und so blieben wir Deutsche. Albrecht Dürer beginnt die Reihe, Kaiser Max beschließt sie. Da haben wir an den äußersten Enden die Stärke und die Schwäche des Deutschtums beinahe symbolisiert. Das vollkommene Untertauchen in den mystischen Brunnen des Lebens und das ungebändigte phantasievolle Schwärmen über den Wassern. Dort der Schöpfer, hier der Projektmacher. Und zwischen ihnen der freundliche, schreibtüchtige Hans Sachs, der seine lieben Lehren, unbekümmert um alte dichterische Formen, in die ewigen vier Hebungen goß, der ein leichtes Boccaccio-Geschichtchen gut nürnbergisch enden ließ: „Spart eure Liebe bis zur Ehe!“ Dann der „deutsche Erzhumanist“ Konrad Celtis, vulgo Pickel, der seine poetischen Gaben auch an die leichtgeschürzte Muse wendete und die Welt mit offenen Sinnen durchstreifte, bis er endlich in Wien seine wahre Heimat fand. Er pflegte schon die Musik an der Universität, verfaßte mit Petrus Tritonius zusammen eine Harmonielehre und „um alles, was von seinem behenden Geiste ausging, spielte eine fröhliche Grazie“. Wiederum wie zwei Gegensätze muten uns an: Tilmann Riemenschneider, der scheue Würzburger, und der jüngere Hans Holbein, der deutsche Kosmopolit! Der eine nur Köpfe und Hände seiner Gestalten beseelend, noch im Dämmer webend zwischen der

Nacht des Mittelalters und dem hellen Tag des XVI. Jahrhunderts, der andere mit kecker Hand verpönte Akte malend, auf denen wie auf dem Christus des Baseler Museums sogar das unantastbar Göttliche in die frohe wissenschaftliche Erdenheit verwandelt wurde. Erasmus, der geistreiche Feuilletonist, der noch heute modern wäre, könnten seine „Colloquia" aus dem Banne der lateinischen Sprache völlig erlöst werden; schon er wollte, was bisnun nicht gelungen ist, die grammatische Arbeit in den Schulen nur als Mittel zum Zweck betreiben; das eigentliche Bildungselement war ihm die Lektüre der Klassiker selbst, auf daß ihr feiner Geist sich auf uns senke. Gedanken über Fürstenerziehung, Weltbrüderlichkeit, Frauenbewegung; die Verspottung aller unfruchtbaren Spekulation, der Hinweis auf eine Religion jenseits des Katholizismus und des Luthertums — wir schauen wie in eine Schatzkammer in die Werke dieses Gelehrten, dieses vorbildlichen homo pro se, der seiner Zeit um zwei Jahrhunderte vorauseilte. Endlich der helläugige Reuchlin, dem freilich die knotige Geißel der Weltverbesserer fehlte, und Hutten, der blaublütige, poetische Reitersmann, der mit all seiner prächtigen Schneidigkeit sich nur *eine* schöne Lebensstunde eroberte: als er 1517 zu Augsburg von seinem Kaiser zum Dichter gekrönt ward mit dem Lorbeerkranz, den die junge Konstanze Peutinger geflochten hatte.

Ob sie sich der ungefügen heimatlichen Sprache bedienten, wie Dürer, Sachs und Hutten, oder der eleganten klassischen ultramontanen wie Pirckheimer, Erasmus, Reuchlin und Celtis, ob sie päpstisch blieben oder evangelisch wurden, die ganze Anschauung von Kunst, Wissenschaft und Leben war einheitlich-germanisch und läßt unsere Herzen höher schlagen; denn unser Ohr hört jetzt so seine Töne nur selten aus unserem Kulturkonzert aufklingen. Vielleicht rüttelt Borkowskys Werk ein paar hundert zahm und müd gewordene Deutsche auf; denn für den Humanismus ist heute wie immer viel zu tun.

Nachtstille.

Von Gisela Freiin von Berger.

Es küßt die Nacht die tolle Welt zu Träumen;
Nun rauscht es leis wie Fragen aus den Bäumen,
Verbanntes Heimweh schleicht zum Tor herein!
Des Raumes Grenzen macht der Nebel schwinden
Und suchend irrt die Seele tief hinein —
Fern mag es sein,
Doch irgend bist du, irgend doch zu finden!

Viel Straßen sind, die wir bei Tag nicht sehen,
Die nächtlich leise die Gedanken gehen,
Wenn grelles Licht nicht ihrer Wandrung lacht.
Verstehend üben Botschaft weiße Sterne
Und glänzen lindernd stillen Sehnens Wacht —
Weit durch die Nacht
Grüßt hin mein Herz zu dir hinaus ins Ferne!

Chronik.

Verkehr.

Es mag den Unbefangenen auf den ersten Blick vielleicht befremden, daß unter den vielen großen, offenen Verkehrsfragen der Gegenwart keine andere auch nur annähernd so sehr die Öffentlichkeit beschäftigt und in Atem hält wie die Verstaatlichung der Privatbahnen. Sehnt man sich etwa deshalb so sehr nach der Verstaatlichung, weil man vom Staate als Betriebsführer wesentlich bessere Leistungen erwartet, als sie die Privatbahnen bieten? Dazu läge nach den bisherigen Erfahrungen kaum ausreichende Veranlassung vor. Dagegen hat man sich längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der Staat teurer verwaltet als der Privatbetrieb. Das liegt in der Natur der Sache begründet und wird sich niemals ändern lassen. Die unmittelbare Folge der weiteren Verstaatlichung würde also gewiß eine weitere Belastung des Staatshaushaltes bilden, die um so empfindlicher wirken müßte, als der Staat gezwungen wäre, zunächst auch noch mit beträchtlichem Kostenaufwand die verschiedenen Investitionsrückstände zu beseitigen, in die die großen sogenannten verstaatlichungsreifen Privatbahnen während der letzten Jahre unter dem Drucke der fortwährend drohenden Einlösung geraten sind. Die stärkere Belastung des Eisenbahnetats im Staatshaushalte aber müßte fürs erste eine ausgiebigere Heranziehung der Steuerträger nach sich ziehen, bis nach den wieder modern gewordenen, in den Stationsgebühren und der geplanten Postgebührenerhöhung zum Ausdruck gebrachten Verwaltungsgrundsätzen durch eine allgemeine Tariferhöhung anderweitige Deckung gefunden wird.

Alle diese Folgen, die sich schon heute klar vorhersehen lassen, können unmöglich die neuerlich emporflammende Verstaatlichungsbegeisterung erklären, umsoweniger, als sich ja erst vor kurzem die berufenen Vertreter der großen industriellen Verbände in eingehend begründeter Weise gegen die derzeitige Fortsetzung der Verstaatlichung ausgesprochen haben.

Man muß also weiter suchen. Glücklicherweise gehört dieses Rätsel nicht zu den unentwirrbaren. Seine Lösung ist auf politischem Gebiete zu finden. Die Verstaatlichung ist nämlich schon längst aus dem wirtschaftlichen Rahmen, den sie nie hätte verlassen sollen, herausgetreten und zu einem Politikum geworden. Sie bildet gerade gegenwärtig einfach eine Machtprobe der großen slawischen Parteien im Reichsrate oder, wenn man den zunächst vorliegenden Gesetzentwurf über die Nordbahnverstaatlichung betrachtet, die erste Rate des von den Deutschen zu bezahlenden Preises, den die großen slawischen Parteien für ihre Bereitwilligkeit zur Bildung einer parlamentarischen Regierung fordern zu können glauben. Man hat zwar erzählt, daß die vorläufige Zurückstellung aller nationalen Forderungen eine Voraussetzung für die Mitwirkung der Deutschen an dem neuen Ministerium gebildet haben. Aber dies dürfte zu jenen frommen Kindermärchen gehören, deren Zauber sich auch Erwachsene so leicht und gerne hingeben.

Daß die Nordbahnverstaatlichung die Deutschen mindestens ein schweres Überzeugungsopfer kostet, daran kann nach der bisherigen Behandlung der Nordbahnvorlage im Reichsrat nicht gezweifelt werden. Es ist ja noch in frischer Erinnerung, daß die großen slawischen Parteien die erste Lesung durch Überrumplung durchzusetzen versuchten, und daß die Deutschen dies mit großer Entschiedenheit abzuwehren wußten. Damals — es ist noch keine 3 Monate her — erklärten die Sprecher der deutschen Parteien ihre schweren wirtschaftlichen und nationalen Bedenken gegen die Verstaatlichung, die dem Staate zunächst große Lasten bringen, den Handel und die Industrie sofort mit der neuen Stationsgebühr der Staatsbahnen beschweren und die Deutschen mit neuen nationalen Einbußen bedrohen würde. Zur Zerstreuung dieser Bedenken hat man auf die großen Nordbahneinnahmen des laufenden Jahres hingewiesen, aber freilich nicht auch der gleichzeitigen erheblichen Mehrbelastung infolge des vorjährigen Eisenbahnerstreikes und der drohenden empfindlichen Konkurrenz durch den Ausbau der Wasserstraßen gedacht. Die Sorgen vor Tariferhöhungen suchte man durch Versprechungen der Regierungsvertreter zu zerstreuen, die Gefahr nationaler Einbußen sollte durch einen nationalen Kataster für das Nordbahnpersonal abgewehrt werden.

Der Wert derartiger Mittel, zu deren Anwendung doch nur diejenige Regierung verpflichtet wäre, die solche Versprechungen gegeben, erhellt aus dem Umstande, daß seit Abgabe jener Erklärungen schon jetzt eine ganz neue Regierung die Staatsgeschäfte leitet. Bedenklichstes Kopfschütteln aber mußte in allen Fachkreisen der Plan eines nationalen Katasters erregen. Man bedenke, ein nationaler Kataster für das Personal eines rein kommerziellen Unternehmens! Wahrhaftig nicht drastischer kann das Zerrbild eines „politischen" Eisenbahnwesens zur Anschauung gebracht werden. Nun hat man freilich gegen die nationalen

Bedenken ein viel wirksameres Mittel angewendet: die Berufung eines deutschen Parlamentariers von hervorragender Begabung und Willenskraft zur Leitung des Eisenbahnamtes. Aber wer verbürgt die so wünschenswerte Dauer des neuen Regimes? Und es ist wohl noch sehr die Frage, ob die großen slawischen Parteien ihre Verstaatlichungsbegeisterung nicht empfindlich abkühlen würden, wäre die Dauer des heutigen Regimes wirklich für eine lange Reihe von Jahren unbedingt gesichert!

Die kräftigste Waffe aber hat den Verstaatlichungsfreunden Ungarn in die Hand gedrückt. Die notwendige Rüstung Österreichs wider Ungarn erfordere es unbedingt, daß der Staat die Macht über die großen Verkehrswege in die Hand bekömmt! Das hört und liest sich so überzeugend, daß man ganz betroffen nationale und wirtschaftliche Bedenken zur Seite legt und resigniert die Segel streicht. Schon Baron Gautsch hat bei seiner großen Verstaatlichungsrede vor etwa Jahresfrist diese Saite der Verstaatlichungsfrage sehr geschickt anzuschlagen gewußt. Seine Erklärungen begegneten damals einer ungeteilten Zustimmung. Erst hinterher fragte man sich ganz bescheiden, warum unter diesem Gesichtspunkte gerade mit der Einlösung der Nordbahn begonnen werde, während die Staatseisenbahngesellschaft erst in dritter Linie, die Kaschau-Oderberger Bahn aber gar nicht erwähnt wurde. Und doch ist es klar, daß der österreichische Staat, wenn er wirklich rüsten wollte, vor allem die beiden Hauptknotenpunkte des ungarischen Verkehrs Marchegg und Oderberg in die Hand bekommen müßte. Die Regierungen haben mittlerweile gewechselt. Das Verstaatlichungsprojekt aber ist unverändert geblieben. Auch jene naheliegende Frage hat noch keine Antwort gefunden.

Nun hat es aber vielleicht mit der ganzen wirtschaftlichen Rüstung wider Ungarn seine eigene Bewandtnis. Die Zollgemeinschaft mit Ungarn ist formal und rechtlich bereits zerrissen. Wenn sie tatsächlich noch bis 1917 bestehen bleibt, so ist dies wohl der längste Termin, den Sanguiniker erhoffen können. Aber auch nach einer völligen wirtschaftlichen Trennung wird Ungarn für unseren Konsum die wichtigste Bezugsquelle, für unsere Industrie das wichtigste Absatzgebiet bleiben. Niemals wird die politische Verblendung so weit führen, daß es zwischen den beiden Teilen der Monarchie zu einem Zoll- und Tarifkrieg mit all seinen ruinösen Folgen kommen könnte. In diesem letzten verzweifelten Falle aber, wenn er überhaupt in Erwägung gezogen werden muß, würden auch die privaten Verwaltungen Österreichs gewiß ihre volle Pflicht tun. Unter dem schwerwiegenden Einfluß der Regierung und dem allen Widerstand zerreibenden Druck der öffentlichen Meinung würde ein anderer Weg für sie auch gar nicht gangbar sein. Wenn man also alles so recht bedenkt, so kann man sich der Erwägung kaum verschließen, daß die Verstaatlichung als notwendige verkehrspolitische Rüstung Österreichs wider Ungarn wieder nur eines jener Schlagworte bildet, deren bestechender Klang die Öffentlichkeit eine ernste Überprüfung auf die Stichhältigkeit vergessen läßt.

Die grundsätzlichen Bedenken gegen den Staatsbetrieb sind in Österreich größer und begründeter als irgend anderwärts. Es sei ganz abgesehen von der unleugbaren Tatsache, daß zur Leitung eines kommerziellen Unternehmens eine private Verwaltung naturgemäß besser taugt als der Staat. Man hat ja trotzdem auch mit dem Staatsbetrieb im Auslande wenigstens in vereinzelten Fällen sehr gute Erfahrungen erzielt. Die größten und bisher unbesiegten Hindernisse einer allseits befriedigenden Wirksamkeit des Staatsbetriebes liegen bei uns in den tieftraurigen innerpolitischen Verhältnissen, in der Vielsprachigkeit der Bevölkerung und der abgrundtiefen nationalen Zerklüftung. Zudem haben sich des Eisenbahnwesens politische Einflüsse in stetig wachsendem Umfange bemächtigt. Nicht nur in tarifarischen und verkehrstechnischen Fragen, auch in den inneren Amtsangelegenheiten spielen diese Einflüsse eine Rolle wie auf gar keinem anderen Gebiete der staatlichen Verwaltung. Von der Tatkraft und Umsicht des gegenwärtigen Eisenbahnministers ist allerdings zu hoffen, daß hierin Wandel geschaffen werde. Gegen Rückfälle bei neuerlichem Regierungswechsel ist aber keine Gewähr geboten. Jene Kreise, die sich in Klagen und Vorwürfen darüber erschöpfen, daß die Staatsbahnen nicht kommerziell genug geleitet werden, mögen nur früher die Frage beantworten, wie sie sich eine kommerzielle Verwaltung vorstellen, die fortwährend alle möglichen politischen Rücksichten zu üben hat.

Viel dringender als die Verstaatlichung der Privatbahnen, vor allem der Nordbahn, wäre wohl ein Investitionsgesetz, das die großen Privatbahnen dazu verhalten würde, ihre in den letzten Jahren wesentlich verringerte Investitionstätigkeit in breitem Umfange wieder aufzunehmen. Natürlich müßte dieses Gesetz auch eine besondere Entschädigung der Bahnverwaltungen für die Investitionskosten im Falle vorzeitiger Einlösung vorsehen. Unter der Wirksamkeit dieses Gesetzes könnte man ruhig abwarten, bis die Bahnen ihren Bau- und Betriebszustand allen Bedürfnissen entsprechend ausgestaltet haben. Man könnte abwarten, wie sich das Verhältnis Österreichs zu Ungarn entwickelt und welchen Ein-

fluß die neuen Wasserstraßen auf die durch sie konkurrenzierten Schienenwege ausüben werden. Vielleicht wird man dann auch schon wissen, ob der jüngste schöne Traum der Volksversöhnung Aussicht auf Verwirklichung hat. Denn nur im Falle einer aufrichtigen Verständigung zwischen den Deutschen und Slawen werden auch die nationalen Bedenken dauernd beseitigt sein, die die deutschen Parteien im Reichsrate noch heute gegen die Verstaatlichung erheben und die im Falle einer vorzeitigen Verstaatlichung eine neue Quelle nationalen Mißtrauens und innerpolitischer Zerwürfnisse zu erschließen drohen. Dr. Richard Mündl.

Besprechungen.

Dr. Franz Freih. v. Myrbach-Rheinfeld: „Grundriß des Finanzrechts", III. Bd., 7. Abt., von Prof. Finger und Frankls „Grundriß des österr. Rechts", Leipzig, 1906, bei Duncker & Humblot. (XIV und 312 S.) Preis brosch. M. 8·20.

Wir begrüßen dieses Buch als den ersten Versuch eines systematischen Leitfadens des gesamten österr. Finanzrechts um so lebhafter, als die hiebei zu überwindenden Schwierigkeiten ungemein groß waren. Von den Grundproblemen des Finanzrechts ausgehend, enthält es in seinem ersten, bloß 17 Seiten umfassenden Teile über „Das Finanzrecht im allgemeinen" eine kurze aber treffliche Darstellung der Beziehungen desselben zum Privatrecht und einen knappen Grundriß der Finanzverfassung, worin dem Budgetbewilligungsrecht der österr. Volksvertretung eine uns zusagende Deutung gegeben wird. Der zweite, viel umfangreichere Teil befaßt sich mit dem Finanzverwaltungsrecht. Ausgenommen von der Darstellung sind die Vorschriften über das Kassa-, Verrechnungs- und Kontrollwesen sowie jene über die Verwaltung der öffentlichen Schulden, ferner bis auf eine kurze Angabe der Quellen auch das Finanzstrafrecht, das, wie Verfasser mit Grund angibt, einer ganz selbständigen Bearbeitung bedarf. Das I. Hauptstück dieses Teiles betrifft „Die Organe der Finanzverwaltung und ihre Funktionen". Darin verkennt Verfasser nicht die Schattenseiten der Doppelstellung der Finanzorgane bis hinauf zu der mit dem Verordnungsrechte ausgestatteten Zentralstelle, und zwar einerseits als Vertreter des fordernden Staates, also einer Partei, anderseits als Richter über die streitigen Ansprüche und folgert daraus, daß die Rechtspflege seitens dieser Organe nicht in dem wünschenswerten Maße objektiv sein könne, sondern unausweichlich unter dem Einflusse der anderen Aufgabe stehen müsse, das fiskalische Interesse, das nicht immer identisch sei mit dem öffentlichen Interesse (!), zu wahren. Die verwickelte Organisation der Finanzbehörden, Ämter, Organe und Anstalten bringe es mit sich, daß die Funktionäre der Finanzverwaltung sehr verschieden und vielfach einseitig ausgebildet und verwendet werden. Zum II. Hauptstück, betreffend „Die rechtlich geschützten staatlichen Unternehmungen" (Staatsmonopole und Lotto-regal), zu welchen aber auch das Postregal, insofern es den Rechtschutz des Gefällsstrafgesetzes genießt, zu rechnen wäre, ist zu bemerken, daß für den Tabakverschleiß derzeit nicht mehr die Vorschrift vom Jahre 1851, sondern eine neue Verordnung vom 21. September 1897, Fz.-M.-Vdg.-Bl. Nr. 180, gilt. Den größten Raum des Buches nimmt das III. Hauptstück, betreffend „Die öffentlichen Abgaben", ein, das in einen allgemeinen und besonderen Teil zerfällt. Im ersteren werden die Grundsätze des materiellen und formellen Rechtes ziemlich eingehend erörtert. Nicht ganz einwandfrei unterscheidet Verfasser die Abgabeverbindlichkeit, die auch mit einer Sache oder einem Vorgange verknüpft sein könne, von der Abgabeschuld, welche stets mit einer Person verbunden ist, und stützt hierauf eine ganz eigenartige Einteilung der Abgaben in reine Personalsteuern, durch Pfand gesicherte Steuern, Realsteuern (auf Realitäten), Sachsteuern (auf bewegliche Sachen) und Stempelgebühren. Die verschiedenen Verpflichtungsgründe der Abgabe finden bei Myrbach eine ebenso zutreffende Erörterung wie das Institut der persönlichen und sächlichen Haftung für die Abgabe. Mit Recht bezweifelt er die Befugnis der Regierung zu einer im Gesetz nicht vorgesehenen Nachsicht einer gesetzlichen Abgabe, womit selbstredend die Abschreibung uneinbringlicher Abgabebeträge nicht zu verwechseln sei. Nicht einverstanden sind wir dagegen mit der Ansicht des Verfassers, daß nebst der Branntweinschanksteuer auch die Zucker- und Mineralölsteuer, welche doch zu den Verzehrungssteuern gehören, einer Verjährung nicht unterliegen. In den Grundsätzen des formellen Rechts unterscheidet Verfasser fünf Hauptzweige des Finanzprozesses: das Veranlagungs-, Rechtsmittel-, Kontroll-, Vollstreckungs- und Strafverfahren, wozu noch ein weiteres (?) Verfahren zwecks Änderungen im Ausmaße der Abgabe oder zwecks Befreiungen und Begünstigungen von derselben komme; dann, je nach der Natur der einzelnen Abgaben, die rein amtliche, die vollständig durchgeführte Veranlagung, die Veranlagung durch dritte Personen und das Verfahren ohne Veranlagung, außerdem das besondere Zoll- und Liniensteuerverfahren. Eine andere rechtliche Einteilung der Abgaben würde sicherlich zu einer befriedigenderen Lösung dieser prozessualen Seite der Frage führen. Der besondere Teil,

der in vier Abschnitten die direkten Steuern, Zölle und Verzehrungssteuern, Gebühren und Taxen, endlich die Abgaben für Zwecke der Selbstverwaltungskörper behandelt, kann selbstverständlich keinen genügenden Einblick in das Recht der einzelnen Abgaben gewähren, einen solchen bieten in vollkommenerer Weise frühere Monographien über einige derselben. Eine sorgfältigere Behandlung erfahren die direkten Steuern, von denen auch ein kurzer geschichtlicher Abriß geboten wird. In dem durchwegs knapper gehaltenen Gefällswesen konnte der neue Zolltarif leider nur im Nachtrage erwähnt werden. Das uns vorliegende interessante Buch zeigt deutlich, daß das Recht der direkten Steuern und der indirekten Abgaben (Gefälle) wegen ihrer wesentlichen Unterschiede sich nur mit einem gewissen Zwang unter gemeinschaftliche Grundsätze bringen und infolgedessen nur schwer systematisch zusammenfassen läßt.

Theodor Eglauer.

Th. Lindner. „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung." In neun Bänden. 4. Band: „Der Stillstand des Orients und das Aufsteigen Europas." „Die deutsche Reformation." Stuttgart und Berlin, Cotta 1905. 473 S.

An „Weltgeschichten" ist kein Mangel und es ist auch nur billig, daß wieder und wieder die Hauptergebnisse historischer Forschung zu einem Gesamtbilde zusammengefaßt, die gewonnenen Resultate auch, wenn man will, in eine Beziehung zur Gegenwart gebracht werden. Natürlich, daß es dabei vor allem auf durchdringende und systematische Beherrschung des Stoffes ankommt. Ob es berechtigt ist, mit Lindner zu sagen, „gerade der gegenwärtige Augenblick scheine eine Weltgeschichte in diesem Sinne zu erfordern, denn jetzt erst beginnt eine wirkliche „Universalgeschichte" (Einleitung III), darüber gibt es eigentlich keine Diskussion. Nirgends gilt der „Herren eigener Geist" mehr als in den großangelegten Werken allgemeiner Geschichte.

Der vorliegende vierte Band ist der mittleren Zeitspanne (etwa 1400—1550) jener die Jahrhunderte von 1268—1648 umspannenden Übergangsperiode gewidmet, welche Lindner zwischen „Mittelalter" und „Neuzeit" schiebt und worüber er sich im dritten Bande mit guter Begründung geäußert hat. Er wiederholt hier (Einl. IV): „Erst im XVII. Jahrhundert kam der Niederschlag aller . . . Umwälzungen zur Ruhe und aus ihm erwuchs die moderne Zeit . . . Auch auf politischem Boden bereitete erst das XVII. Jahrhundert das europäische Staatensystem vor, das sich bis in die neueste Zeit erhalten hat." Möge nun die Disposition geschichtlicher Werke immer eine subjektive Sache sein — oft mehr des künstlerischen Geschmacks als verstandesmäßiger Erwägung — man wird der (auch von Heyck seiner „Deutschen Geschichte" zu grunde gelegten) Anschauung Lindners jedenfalls unbedenklicher beipflichten können als den berühmten „Stufenbauten", bei denen der Ablauf der historischen Schicksale in die spanischen Stiefel gesetzmäßiger Folge eingeschnürt wird. Lindner lehnt mit Nachdruck diese Annahme ab und will nur verfolgen, „wie überhaupt geschichtliche Entwicklung sich vollzieht, indem die in der Natur allen irdischen Seins liegenden Bedingungen auch in ihr maßgebend sind, doch sich mit dem Zutun des jeweilig lebenden Menschen verflechten". (Einl. IV.) Die Entwicklung der im ersten Bande (51—50) behandelten orientalischen Geschichte fügt sich dem Einteilungsschema Lindners sehr passend ein. Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts ist die große Rolle der Osmanen in der Tat ausgespielt. 1683 und 1690 sind nur ein „Epilog zu den Taten der Vorzeit". Die Einteilung der europäischen Geschichte (2. Buch: „Die europäischen Staaten", 3. Buch: „Die Zersetzung des Mittelalters", 4. Buch: „Die deutsche Reformation", 5. Buch: „Die ersten Entdeckungen") kann ich nicht glücklich finden und würde einer strengeren Disposition der Vorreformationszeit nach ihrem politisch-kirchlichen, wirtschafts- und geistesgeschichtlichen Gehalt den Vorzug zuerkennen; in diesen Rahmen hätte sich wohl auch die etwas zusammenhanglos an die Reformationsgeschichte angehängten „Entdeckungen" zutreffender einreihen lassen. Etwas gar kurz ist die italienische Renaissance (24 Seiten) geraten; es ist zwar jetzt modern, von deren Überschätzung zu reden. Ist Lindner aber dieser Auffassung nicht allzuweit entgegengekommen?

Es ist schwer, über solche Dinge zu rechten. Die Hauptsache ist doch, daß der Verfasser geschmackvoll und wohlunterrichtet, sich durch den uferlosen Ozean der Hilfsliteratur zurechtzusteuern vermocht, nichts von Belang übersehen, nichts ohne Belang aufgenommen hat. Wie oft erfreut den Leser die Gediegenheit des Urteils — gleich fern von vorschneller Raschheit und unselbständiger Nachfolge — die Gewandtheit und Klarheit der Darstellung; man darf dem ohne hohe Worte belehrenden und anregenden Werke den besten Fortgang wünschen.

h. r.

A. Nachod. „Geschichte von Japan." Erster Band. Erstes Buch: Die Urzeit (bis 645 n. Chr.). Gotha. F. A. Perthes. 1906.

Der vorliegende Band bildet den ersten Teil der Geschichte der außereuropäischen Staaten in dem großen, von Kurt Lamprecht herausgegebenen Sammelwerke: „Allgemeine Staatengeschichte". Diese ist eine Art neuer Folge der alten Heeren-Ukertschen Sammlung europäischer

Staatengeschichte, im Sinne der modernen Geschichtsforschung ausgebaut und bearbeitet.

Es ist ein ganz neuer Zug, der durch dieses großartig angelegte Geschichtswerk geht. Der Herausgeber spricht sich über die neuartige Auffassung, welche dem ganzen Werke zu grunde liegt, wie folgt aus: „Auf geschichtlichem Gebiet speziell hat die neue synthetische Periode neben den alten Arbeitsmethoden und Arbeitsfeldern, die natürlich fortgepflegt werden müssen, vor allem nach zwei Richtungen hin neue Anforderungen gestellt: nach den Tiefen des geschichtlichen Geschehens hin, indem sie, von psychologischem Standpunkte her, auf die Erforschung der elementaren geschichtlichen Vorgänge drängte — denn erst die Kenntnis dieser elementaren Vorgänge kann Motive zu einer eindringlicheren Ordnung des historischen Stoffes, als man sie bisher kennt, bieten; und nach den obersten Höhen der Geschichte, nach der universalgeschichtlichen Seite hin — denn erst wenn diese, lange Jahrzehnte, ja ganze Generationen hindurch methodologisch vernachlässigt, zu höheren empirisch gewonnenen Zusammenfassungen des menschlichen Gesamtgeschehens durchgebildet ist, kann dem metaphysischen Drange nach einem Einheitsbilde von Natur und Geist in neuen, dem Wesen unserer Zeit entsprechenden Formen genügt werden." Dieser etwas lange, aber doch klare Satz spricht deutlich den großen Fortschritt gegenüber der älteren und beschränkteren Auffassungsweise des historischen Stoffes aus.

Es wird in dem ganzen Werke nicht nur ein Ausbau nach den Tiefen wie nach den Höhen der neuen Anforderungen versucht, sondern es tritt dazu noch als wichtige Ergänzung eine Reihe von Landesgeschichten sowie als ganz unerläßlich die Geschichte der außereuropäischen Völker hinzu.

Der Herausgeber bezeichnet endlich das vorliegende Werk ganz richtig als „die erste, wirklich wissenschaftliche Geschichte Japans in deutscher Sprache". Wenn wir von der bahnbrechenden Arbeit Astons über die alte Geschichte Japans absehen, haben wir nur noch das große Werk von Brinkley über denselben Gegenstand zu nennen, welches einigermaßen als Vorläufer unseres Werkes aufgefaßt werden kann. Dieses fußt auf den streng wissenschaftlichen Methoden moderner Geschichtsforschung und Kritik.

Die ältesten japanischen Quellen sind die beiden Chroniken »Kojiki« und »Nihongi«, sowie die als »Norito« bekannten alten liturgischen Gesetze des nationalen Shinto-Kultes. Dazu kommen für die älteste Periode, als einer Zeit, welche noch keine schriftlichen Spuren zurückgelassen hat, die uns durch Gowland erschlossenen Ergebnisse der Ausgrabungen. Ferner hat das schon seit dreißig Jahren an der Universität in Tokio bestehende historiographische Institut sehr wichtiges Material zur alten Geschichte herbeigeschafft.

Der vorliegende Band umfaßt die Urzeit bis zum Jahre 645 n. Chr., reicht also bis zum Zusammenbruche des alten Geschlechter-Staates, der einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte der Japaner darstellt. Die Einleitung gibt als Grundlage für die weiteren Ausführungen die wichtigsten Daten über das Land und den Menschen und berührt dabei die Rassenfrage nach dem heutigen Standpunkte der Forschung. Das entscheidendste Merkmal der alten Zeit der reinen Naturalwirtschaft war die Einführung und Verbreitung der Schrift am Anfange des V. Jahrhunderts n. Chr. Was vor dieser Zeit liegt, beruht auf mündlichen, erst viel später schriftlich festgelegten Überlieferungen sowie auf den halb sagenhaften alten Annalen Chinas und Koreas und den Ergebnissen der Ausgrabungen. Aus der „halbhistorischen Zeit" kommen wir in den letzten zweieinhalb Jahrhunderten in die Uji-Zeit, welche durch die Verbreitung der Schrift und damit des chinesischen Wissens sowie durch die Annahme des buddhistischen Glaubens ausgezeichnet ist.

Wir begrüßen diese ernste und tüchtige Arbeit des deutschen Autors, der hier einen noch meist jungfräulichen Boden zu bebauen versucht hat, mit Freude und werden bei Gelegenheit des Erscheinens des nächsten Bandes auf den ersten zurückkommen. F. Heger.

„Das Duell" Russischer Militärroman von A. Kuprin. Autorisierte Übersetzung von Dr. Adolf Heß, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Oft finden wir in einem recht häßlichen Menschen eine Ähnlichkeit mit einem schönen. Sie ist meist äußerlich und verschwindet bei näherem Sehen. Diese ganz äußerliche Ähnlichkeit des vorliegenden Buches mit dem Bilse-Pamphlet wird unvermeidlich allen auffallen, die darin blättern. Wir aber wollen möglichst schnell darüber hinweggleiten, um dem hochbegabten russischen Dichter gerecht zu werden.

Was Kuprin uns gibt, ist kein Klatsch-, aber auch kein Tendenzroman, wie man nach dem Titel meinen könnte. Hier ist von einem bestimmten Duell die Rede, welches die gewaltsame Lösung eines echt russischen, d. h. außen höchst rohen, innerlich sehr zarten Konfliktes herbeiführt. Sicher ist dies Buch ein Erstlingswerk, ganz und gar erschautes und erlittenes Leben. Die unerträglichen Zustände bei einer russischen Linientruppe mit ihren rohen Unteroffizieren, müßigen, ungebildeten Offizieren und Schrecken verbreitenden Kommandeurs, das ewige Wodkatrinken und Soldatenprügeln, die

trostlose äußere Szenerie in der kleinen, Offizierskasino benannten Judenschenke, die schmutzigen, aus Langweile geknüpften Liebschaften, die Korruption, welche auch in die Armee ihren Weg gefunden, und vor allem die quälende Unlust am Handwerk; dies alles führt uns der Dichter so scharf im Bilde vor, wie es sich in ihm einätzte.

Vor diesem scharfen Hintergrunde zieht wie ein Wölkchen der Liebesroman des Einundzwanzigjährigen hin und her. Kein Liebesroman eigentlich, ein schüchternes Sehnen nach einem solchen, ein unschlüssiges Verehren der Gattin eines Kameraden, das ihm gerade so viel Kraft gibt, ein schmutziges Verhältnis abzuschütteln. Doch meidet er ehrerbietig die Nähe der Angebeteten. Er lebt einsam in seiner schlechten Stube unter den verstaubten Büchern, die er nie geöffnet hat, und grübelt über sein Unvermögen, auch nur ein Jota an den Dingen zu ändern. Das „Suchen der Zeit" zwitschert schüchtern in der Seele des jungen Russen auf, es möchte seine Flügel spreiten und hinaus, um das wirklich Wahre, das Starke, das Gute zu finden, um es mutig zu tun. Schüchternheit, Seelenfaulheit, Menschenfurcht, alles möchte er in den Augenblicken geglaubter Kraft niedertreten — aber es hilft ihm nichts und niemand! Er möchte es allen ins Gesicht schreien, was sie alle miteinander, er mit ihnen, für eine überflüssige, lumpige Bande seien. Allein er ist auch so einer von den „russischen Hamlets", die das Höchste zu denken und nicht das Kleinste zu vollbringen vermögen. Dabei die vor sich selbst zaghafte Liebe zur schönen, ehrsüchtigen Frau, die seine Unschuld reizt, die aber nur ein Ziel vor Augen hat: Ehren, Glanz und Putz in der Hauptstadt. Ihr Mann muß die akademische Prüfung machen, um das zu erreichen.

In einer wüsten Orgie kommen die Nebenbuhler, die einander gemieden hatten, unvermutet aneinander. Beide betrunken und rasend, verwickeln sie sich in einen häßlichen Knäuel von dreinschlagenden Gliedmaßen, bis sie auseinandergerissen werden.

Leutnant Romaschow wird als der Angreifer vor das Ehrengericht des Regiments gefordert und zum Zweikampf verurteilt.

Die Frage, ob ein Duell nach einer von beiden Teilen in volltrunknem Zustande verübten Roheit überhaupt eine „Ehrensache" und die Satisfaktion eine Sühne sei, wird hier nicht aufgeworfen. Der Zweikampf dient zur gewaltsamen Lösung des schattenhaften Liebeskonflikts. Romaschow wäre bereit, um der still Verehrten willen zurückzutreten, den Gegner um Verzeihung zu bitten; allein das ehrgeizige Weib, das ihn nach der Entscheidung in später Stunde aufsucht, meint: „bei einem Duell, das mit Aussöhnung endet, bleibt stets etwas .... Zweifelhaftes, Unaufgeklärtes zurück" — — das würde der Karrière ihres Mannes schaden. Nein, es muß geschossen werden. — — Und man liest im Dunkel dieser Liebesnacht, die sie in Romaschows elender Kammer dem Jüngling als letzten Gruß aufnötigt, wie im Dunkel ihrer Seele, daß es keine andere Lösung gibt als — seinen Tod.

Dies ist die schwache Stelle des Buches, da der Dichter mit seinem Helden verschmilzt und uns die volle Bitterkeit und Empörung gegen das verteufelte Weib nur in zitternden Insinuationen eines auch im Hasse zaghaften, sich selbst mißtrauenden Jünglings schildert. Zu schüchtern, um in der grauenhaften Überredungsszene herzhaft für seinen Helden einzutreten, muß er diesen von seinem Gegner hinknallen und so diese episodisch äußere Brutalität die zarten Fäden seines Innenlebens zerfetzen lassen.

Daß dieses Innenleben auch in bezug auf Weltanschauung noch ein tastendes ist, von Tolstoi zu Nietzsche schwankt, möchten wir nicht als Schwäche angesehen wissen. Es ist Fülle des Werdenden. Und wer mit einer an Dostojewsky mahnenden Kraft die Linien zu führen und Licht und Schatten zu verteilen weiß, mag er auch seinen Helden aus Seelenscham ein wenig verzeichnen, dem wollen wir gerne bald wieder begegnen. Nina Hoffmann.

„Kämpfende Kräfte." Novellen von Knut Hamsun. Verlag von Albert Langen in München.

Knut Hamsun ist der Wandervogel der nordischen Literatur. Sein Trieb nach Veränderung ist — etwa mit dem Strindbergs verglichen — extensiv, während der Strindbergs eigentlichst intensiv ist. Hamsun ist der Exoteriker, Strindberg der Esoteriker der Verwandlung. Während Strindberg orphische Bergmannsbedürfnisse hat, hat Hamsun Panoramenbedürfnisse. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß Strindberg etwa im Vergleich zu Hamsun tiefer ist, daß Hamsun etwa nichts weiter als Oberflächenschau verlangt. In beiden steckt etwas Mystisches, eine geheimnisvolle Erscheinungsform des Willens zur Macht, Trieb und furchtbare Lust zum Abenteuer. Beide sind zuerst Diagnostiker. Aber im Verlaufe der Entwicklung wird Strindberg zum Gnostiker, Hamsun zum Agnostiker. Daß wir nichts wissen können, ist ihm der Weisheit letzter Schluß. Darum kehrt er zu seiner ersten Liebe zurück: zur Erkenntnis und Darstellung der bunten Formen des Lebens, das er in seinen entlegensten Winkeln in Ost und West und Nord und Süd aufsucht. Strindberg wird immer philosophische Rückfälle haben, Hamsun geht auf der Linie künstlerischer Entwicklung. Strindberg neigt zum Dogma, Hamsun zur Anarchie. Wie in einem

seiner ersten Bücher, der entsetzlichen Dichtung „Hunger“ (jetzt in 3. Auflage bei Albert Langen, München) gibt er „Befunde“ von Seele und Welt. Es fällt ihm nicht ein zu posieren und es ist, als wisse er nicht, was ein Spiegel ist. Das wird in diesen Novellen wieder ganz klar. Neben einigen Geschichten aus der Heimat stehen zwei amerikanische Episoden, in deren einer sich Hamsun als Straßenbahnschaffner in Chicago einführt, während er in der andern als Landarbeiter auf den ungeheueren Farmen des getreideschweren Amerika auftritt. Wenn Hamsun das nicht wirklich war, so könnte er es doch gewesen sein. Die zweite Geschichte „Vagabondage“ amerikanisiert Motive aus „Hunger“. Landstreicherleben! Es scheint, daß dies das Hamsun Gemäßeste ist. Oft verschwand er aus der Heimat, blieb jahrelang verschollen und tauchte dann wieder auf. Er war aus, um zu „erleben“. Daß dabei seine Sprache immer härter, knapper und klarer wird, ist selbstverständlich. Perioden gedeihen nur am krampfhaft umklammerten Schreibtisch. Und vom „Schreibtisch“ ist in diesem prächtigen Novellenbuch nichts zu spüren.

Karl Hans Strobl.

Marie Schmidl: „Der ungerechte Richter“. Drama in 5 Aufzügen. Wien, 1906. Carl Konegen. (Ernst Stülpnagel.)

Kein Zweifel, ein Theaterdirektor muß sein Herz mit einer unnatürlich rauhen Rinde umgeben: wo nähme er sonst die Kraft her, sich dem Strom einer ungeheuren Produktion zu widersetzen, der ihm jahraus, jahrein ganze Schiffsladungen von Dramen ins Haus schwemmt? Für einen wohlerprobten Autor läßt er, durch Schaden gewitzigt, Dutzende von Neulingen gerne fahren. Gelegentliche Versuche mit talentierten, vielversprechenden Anfängern haben ihm zu der Erfahrung verholfen, daß sich selbst bei einem günstigen Ausgange des Wagnisses doch nur die Wahrheit des Satzes bestätigt: neue Besen kehren gut, aber die alten wissen die Winkel besser. Allein irgendeinmal müssen die beati possidentes unter unseren Dramatikern, die sich alle Direktoren drei Viertel des Weges entgegenkommen sehen, doch auch schüchterne Bittsteller und irgend ein Bühnenleiter muß der erste gewesen sein, der ihr Klopfen zu seinem und ihrem Glücke mit einem freundlichen: „Herein!“ beantwortete. Zu einem Talententdecker gehört im Grunde nicht allzuviel: ein bißchen Urteil oder Instinkt (der nicht selten noch sicherer leitet als klares Kunstverständnis) und ein bißchen Wagemut. Trotzdem läßt sich beides immer seltener vereinigt bei uns antreffen. So geschieht es, daß mit dem massenhaften Schlechten, das besagter Strom mit sich führt, auch manches Gute in das Meer der Vergessenheit fortgewirbelt wird — wofern es dem abgewiesenen Autor nicht doch gelingt, sich anderswo durchzusetzen. Vollzieht sich dies Ereignis gar auf einer Konkurrenzbühne, dann pflegt der, der sich Erfolg, Ruhm und Einnahmen ahnungslos entschlüpfen ließ, just keine freudige Miene zu dem ihn arg beschämenden Spiele zu machen.

Zu diesen Gedanken veranlaßt mich die Verwunderung darüber, daß sich bisher noch keine Wiener Bühne zu einem Versuche mit Marie Schmidls Drama „Der ungerechte Richter“ bereit gefunden hat. Wer nur eine Spur von Witterung für das theatralisch Wirksame besitzt, muß sich sagen: Dieses Stück gehört auf die Bühne, aus deren lebhafter Anschauung heraus es gestaltet worden ist. Es ist nicht das erste Werk der Verfasserin; andere gehen vorher, denen die dramatische Form gleichfalls innerlich notwendig, nicht äußerlich aufgezwungen ist. Es sind zwei ernste und ein heiterer Einakter, tüchtige Arbeiten, die man keineswegs in die übel angeschriebene Gattung literarischer Jugendsünden einreihen darf. Allein so winzige Sächelchen liefern in der Regel noch keinen vollgültigen Befähigungsnachweis. Dieser liegt erst in dem fünfaktigen Drama vor, eine Meinung, der auch die Braunschweiger beipflichteten. Freilich bedeutet eine beifällige Aufnahme in der guten Stadt Braunschweig noch keine sonderliche Empfehlung für Wien; gleichwohl sollte uns die bloße Tatsache, daß der Sprößling einer Wienerin im Auslande die Nottaufe erhalten hat und hiebei als ein lebenskräftiges Kind erkannt worden ist, zu seiner Übernahme in die eigene Obhut moralisch verpflichten.

„Der ungerechte Richter“ spielt auf dem reichen und zeugungsfähigen Boden von Goethes „Egmont“, an dessen bewährtes Muster sich die Verfasserin in einer Reihe glänzender Volksszenen gehalten hat. Der Zeit nach ein wenig später: die Niederländer haben bereits das spanische Joch abgeschüttelt und erfreuen sich nun so vieler Freiheiten, erwünschter und unerwünschter, daß sie selber darüber raisonnieren. Die Handlung ist aber nicht historisch, sondern erfunden. Vor allem nimmt der unter der Asche glimmende Haß gegen die Juden an deren neuer Gleichberechtigung heftigen Anstoß. Das Ritualmordmärchen findet böswillige Verbreiter und wird allgemein geglaubt, als man einer nächtigen Stunde die schöne Stieftochter des Richters von Gent, Petrus van Swieten, in dem Hause des reichen Wucherers Simon Arbachai verschwinden, aber nicht wieder daraus zum Vorschein kommen sieht. In Wahrheit lebt sie, von einem adeligen Wollüstling verführt, auf dessen Schloß und der Jude hat bloß die Hand zu ihrer Flucht

geboten. An der Seite des alten Wucherers verbringt, das Herz mit ungesättigter Genußsucht erfüllt, sein viel jüngeres, blühendes Weib freudlos seine Tage. Er hat Lea von ihren armen Eltern einfach gekauft. Dafür verabscheut sie ihn aus tiefster Seele; den sie aber liebt und der mit allen Sinnen nach ihrer üppigen Schönheit begehrt, das ist der Richter von Gent, weithin berühmt ob seiner Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Noch liegen die sündigen Gedanken und Gefühle unter seiner Bewußtseinsschwelle; aber es kann nicht mehr lange dauern, daß sie Gewalt über ihn gewinnen, und dann wehe ihm! Vor unseren Augen vollzieht sich der Wandel. Wir sehen den Starken immer schwächer werden, sein auf Sittlichkeit gegründetes Wesen in ein immer bedenklicheres Schwanken geraten. Statt der nüchtern abwägenden Logik beherrscht ihn die Sophistik und der scharfe Aufpasser seiner selbst, der unparteiischeste Mann im Lande wird an sich und seinen Mitbürgern zum Verräter der Gerechtigkeit. Da die aufgehetzte Menge den vermeintlichen Ritualmörder vor seinen Richterstuhl schleppt, unterdrückt er zum ersten Male die Stimme des Gewissens und verurteilt ihn auf falsche, ohne Prüfung als wahr angenommene Zeugenaussagen hin zum Tode. Im nächsten Augenblicke vollzieht das Volk in seinem Fanatismus des Hasses die Strafe, indem es den Schuldlosen verbrennt. Und wieder einen Moment später sieht der Richter die ahnungsvolle Dämmerung seiner Sünde zur Gewißheit werden: die tot geglaubte Stieftochter kehrt reuig in sein Haus zurück. Eine Hölle gärt in seinem Blute. In sinnloser Wut stößt er den Verführer des Mädchens zum Fenster hinab; von Lea aber, die sich ihm anbietet, sagt er sich voll Grauen los und verwandelt so ihre Liebe in tödlichen Haß. Sie geht hin und zeigt ihn an. Da man noch Zweifel hegt, erscheint er selbst und liefert sich, des Mordes im Amt geständig, dem peinlichen Halsgericht aus.

Nicht zum erstenmal wird uns die Geschichte Davids, den es nach dem Weib des Chetiters Uria gelüstet, in einer Übersetzung aus dem Epischen ins Dramatische, aus der alttestamentlichen in eine neuere Zeit vorgeführt. Aber es wäre Schulfuchserei, hier alle Vorgänger der Verfasserin aufzuzählen. Unter den Modernen hat ihr auch der vielbesprochene Stephen Phillips mit seinem Drama „Die Sünde Davids", gleichfalls einer Erneuerung des Stoffes, einen kleinen Vorsprung abgewonnen.* Es spielt zur Zeit des englischen Bürgerkrieges zwischen Karl I. und dem Parlament. Den biblischen David erkennen wir in Hubert Lisle, dem Befehlshaber der parlamentarischen Streitkräfte in den Fennlanden, Bathsebas Züge trägt Mirjam, die junge Gattin des alten Obersten Mardyke. Lisle schickt ihn an einen gefährlichen Punkt, wohl wissend, daß er dort fallen werde. Nach fünf Jahren stirbt am Jahrestag von Lisles und Mirjams Vermählung ihr Kind, scheinbar ohne Ursache. Lisle erkennt darin den Finger Gottes und eröffnet sich Mirjam. Sie wollen erst auseinandergehen, finden aber, daß der Schmerz ihre Liebe geläutert habe, und bleiben schließlich beisammen. Das Stück ist ohne eigentlichen Bühnenverstand gemacht, überwiegend bloß skizziert. Die Handlung entwickelt sich sprunghaft, die sparsame Charakteristik ist nur nach einer Seite hin ausgeführt. In der Sprache steckt mehr tiftelnde Reflexion als gesundes und echtes Gefühl; trotzdem legen einige wohlgeratene Gedankenblüten und hübsche Bilder Zeugnis von einer aus der Konvenienz hinausstrebenden dichterischen Kraft ab.

Kein größerer Gegensatz als der zwischen dem Sohne Albions und unserer Landsmännin! Der Poet in ihm, der sich am liebsten einer wachen Träumerei überlassen möchte, verschmäht es, aus dem Stoffe alles Schaubare herauszuholen; sie umgekehrt ist die geborene Dramatikerin, die ohne Ausbiegung nach der rhetorisch-epischen Seite hin in schnurgerader Richtung auf ihr Ziel losgeht. Vielleicht tut sie in dieser knappen Gegenständlichkeit des Guten sogar zu viel. Die Hauptcharaktere würden entschieden an Innerlichkeit gewinnen, wenn ihre gegenseitige Aussprache nicht so ausschließlich rein theatralischen Zwecken dienen müßte. Lea vor allem hätte nach einer Jüdin von Toledo einen größeren Reichtum von nuancierten, an ihrer Rasse beobachteten Zügen aufweisen können. Und auch der Richter selbst ist erheblich mehr aus dem Groben als Feinen heraus gestaltet. Wären nicht die Volksszenen mit ihren sorgfältig abgestuften Typen, so müßte man an dem Vermögen der Verfasserin, andere als bloße Theatermenschen zu zeichnen, lebhafte Zweifel hegen. Was uns aber mit dieser offenkundigen Schwäche der Charakterzeichnung aussöhnt, ist die große dramatische Schlagkraft in der Szenenführung und Sprache. Nicht nur, daß alle Auftritte ein starkes Rückgrat besitzen, sie sind auch aus einem gesunden Instinkt für Bühnenwirkungen heraus und doch ohne gröbliche Effekthascherei erzeugt. Die plastische Anschauung des Bühnenbildes in der Phantasie, woran es unseren Dramatikern leider so häufig gebricht, ist hier in überreichem Maße vorhanden. Den sinnfälligsten Beweis dafür liefert die entscheidende Gerichtsszene, deren fortreißender Gewalt sich niemand leicht entziehen kann. Und mag es sich auch nur um ein in

* Autorisierte deutsche Ausgabe. Mettmann – Leipzig, Hugo von der Heyden, O. C. Schneider.

kriminelle Niederungen verlegtes Schauspiel mit dem oft gesehenen Apparat von Verhör, Zeugenaussagen, Urteilsspruch handeln, man fühlt doch das Herz an die Rippen hämmern und das zu erreichen, ist alles, was die Verfasserin begehrt. Indem die Dramatiker in ihren Stücken an die Justiz appellieren, finden sie selber leichter Gnade vor dem Richterstuhl des Publikums; denn wir sind jedem dankbar, der unsere abgestumpften Nerven durch starke Eindrücke aufpeitscht. Einen Reiz mehr bildet die körnige, sich bei allem Streben nach Bildlichkeit von bombastischen Auswüchsen fernhaltende Sprache, die „der ungerechte Richter" redet. Ihren volkstümlichen Anstrich aber schuldet sie der rühmlichen Vorliebe der Verfasserin für das in unseren Sprichwörtern aufgespeicherte Sprachgut; das ist um so löblicher, als die Geneigtheit, aus diesen Blumen Honig zu ziehen, immer mehr abnimmt. Obendrein ist Frau Schmidl eine vorzügliche Dialogistin, von der selbst anerkannte Bühnenschriftsteller, was Pointierung, gedrängte Kürze und richtige Verteilung von Rede und Gegenrede betrifft, manches lernen könnten.

Dr. Emil Horner.

„Vorarlberg und Liechtenstein. Land und Leute." Von J. C. Heer. Illustriert von E. T. Compton, P. Balzer und F. Schrempf. Feldkirch. F. Unterberger. 1906.

Ein reizendes Buch, herausgegeben vom Verband für Fremdenverkehr in Vorarlberg und Liechtenstein, das die Schönheiten des Ländchens vor dem Arlberg und des kleinen Fürstentums noch bekannter machen will, als sie mit Recht bereits sind. Aber auch wer die Romantik der dortigen Bergwelt kennt, die gemütlichen Städte, den finsteren Bregenzer Wald, das Montafon und die Sceſaplana mit eigenen Augen bewundert hat, an dem Gestade des Bodensees gewandelt ist, der wird die liebevolle Beschreibung, die durch gute und geschmackvolle Bilder noch an Interesse gewinnt, gern wieder zur Hand nehmen und wird aus manchem Kapitel, insbesondere aus jenem über das Volksleben, Neues lernen. Zu bedauern ist nur, daß das Buch in der Schweiz und nicht im Inland hergestellt wurde. So schön es auch ausgestattet ist, das trifft man auch bei uns in Österreich. Ein dem Zweck der Schrift entsprechender „praktischer Anhang" hätte den Wert des Buches noch bedeutend erhöht. —nk—

Feuilleton.

Ein Goethe-Denkmal in Franzensbad.

Zur Enthüllung am 28. August 1906.*)

So ist es denn wirklich zur Tat geworden, was so viele Jahre schon erhofft wurde: Franzensbad, die neuaufblühende Kurstadt des Egerlandes, erhält ein Goethe-Denkmal! Lange Zeit ward dieser Plan im stillen gehegt, ohne zur Verwirklichung zu gelangen. Schon im August 1883 — also vor 23 Jahren — erschien ein „Aufruf" zur Errichtung eines Turmes mit Gloriette auf dem denkwürdigen Kammerbühl. Als Goethe-Zeuge, als hochragendes, weithin sichtbares Denkmal, daß einst Goethe in dem zu Füßen sich dehnenden Gau geweilt und geforscht, war dieser mit einem Goethe-Medaillon geschmückte Turm gedacht, dessen Entwurf vom gegenwärtigen Bürgermeister von Franzensbad Herrn kais. Rat Gustav Wiedermann stammte. Eine Reihe Goethe-begeisterter Männer hatte diesen Aufruf unterzeichnet. Viele von ihnen deckt heute bereits der kühle Rasen. Aber ihr Aufruf sollte doch nicht vergeblich gewesen sein und verschiedene günstige Ereignisse haben schließlich — wenn auch mit einer örtlichen Veränderung — zur Verwirklichung eines Goethe-Denkmals — in Franzensbad geführt. Zu diesen fördernden Momenten muß vor allem gerechnet werden die Errichtung eines Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar und die durch die Weimarer Sophien-Ausgabe angebahnte, zu ungeahnter Höhe geführte Goethe-Forschung der letzten Dezennien, die Erschließung ganz neuen Materials, das, wie z. B. die Briefe und Tagebücher, die intimsten Einblicke in Goethes Leben ermöglichte. Auch die Egerländer Goethe-Forschung hat daraus Nutzen gezogen, ein ganz neuer Goethe entstand da plötzlich vor uns, der anders aussieht, als ihn die älteren Goethe-Schriften von Prökl, Schmid schilderten. Wohl blieben die Bedeutung des Kammerbühls, der Stadt Eger, Goethes für die Volkskunde des Egerlandes so fruchtbringender Verkehr mit dem Rat Sebastian Grüner in der Hauptsache gewahrt, aber Franzensbad selbst und Goethes Beziehungen zu diesem Bade erschienen doch jetzt auf Grund der Tagebücher und Briefe als etwas durchaus Neues, ja Bedeutendes. So verschob sich denn auch das Bild eines Goethe-Denkmals unmerklich im Laufe der Jahrzehnte immer mehr vom

*) Zu dieser Feier werden als Festgabe erscheinen: „Die Briefe Goethes an Sebastian Grüner und Bauer", herausgegeben von Prof. Dr. Aug. Sauer in Prag und eine Goethe-Festschrift, von Alois John. (Verlag der Kurverwaltung in Franzensbad.)

Kammerbühl nach der Kurstadt Franzensbad. Diese Erweiterung und Umänderung des ursprünglichen Kammerbühl-Projektes vom Jahre 1883 hat also auch durch die Goethe-Literatur der letzten Jahre ihre volle Berechtigung erfahren, und wenn heute anstatt der bisherigen schlichten Erinnerungstafel im Kurhaus (Kaiserstraße, Absteigequartier Goethes) ein eigenes Denkmal entsteht, so kann das nur aufs freudigste begrüßt werden.

Aber auch äußere Umstände haben zur Verwirklichung dieses Planes beigetragen. Die Sammlungen für das Kammerbühl-Projekt erreichten die Höhe von 6000 Kronen und drohten endlich ganz zu versiegen, wenn nicht Herr kaiserl. Rat Gustav Wiedemann in seiner tatkräftigen, umsichtigen und rührigen Weise neues Leben in die schlafende Denkmalidee gebracht hätte. Seiner Initiative ist es vor allem zu danken, daß ein neues Komitee zusammentrat. In erfolgreicher Weise wurde dann an die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur" in Prag herangetreten, welche in entgegenkommendster Weise eine Spende von 6000 Kronen gewährte, so daß also für den Denkmalfonds ein ansehnlicher Betrag bereit lag. Das ursprüngliche Kammerbühl-Projekt wurde zwar nicht aufgegeben, aber für später aufgespart, die endgültige Durchführung eines Goethe-Denkmals in Franzensbad beschlossen und die Abfassung einer Festschrift mir übertragen. Mit der Ausführung des Denkmals wurde von der Prager Gesellschaft Herr Karl Wilfert jun. in Eger, betraut. Als Platz für das Denkmal wurden die Salzquellanlagen, als Enthüllungstag der 28. August 1906 bestimmt und damit ist denn nach 23 Jahren das schöne Werk zur Tat geworden. Aus dem dichten Grün der Franzens-Parkanlagen in denen sich schon das lichte Marmorbild der Kaiserin Elisabeth befindet, leuchtet uns bald ein neues auf den Reiz der Farbe gestimmtes Goethe-Denkmal entgegen, aufs neue kündend:

Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn!

* * *

Goethes Beziehungen zu Franzensbad waren keineswegs nur flüchtig vorübergehende und rein äußerliche, wie zuweilen angenommen wird, sondern innige, mit dem Werden und Wachsen des Kurortes zusammenhängende und im gewissen Sinne auch dauernde. Wohl ist es richtig, daß Goethe anläßlich seiner Bäderfahrten nach Karlsbad anfangs nur als Reisender von der Postkutsche aus mit dem erstehenden Bade in Berührung kommt. Franzensbad lag auf der Route Weimar—Karlsbad und konnte von einem so aufmerksamen und gewissenhaften Reisenden wie Goethe nicht übersehen werden. In den Jahren 1786, 1806—1808, 1810—1812, 1818—1823, also innerhalb 13 Jahren, hat er auf diese Weise nicht weniger als 33mal den Kurort auf der Hinfahrt nach Karlsbad und auf der Rückreise nach Weimar berührt. Anfangs flüchtig, oft bloß übernachtend, dann mit ein- und viertägigem Aufenthalt, oder auch wie in den letzten Jahren von Eger oder vom Kammerbühl aus nur zu vorübergehendem Besuch erscheinend.

Der erste längere Aufenthalt Goethes in Franzensbad fällt in das Jahr 1808 (vom 9. Juli bis 21. Juli und vom 30. August bis zum 12. September), umfaßt also nahezu einen Monat. Dies Jahr ist denn auch das eigentlich entscheidende Goethe-Jahr und zwei Momente verleihen ihm besondere Bedeutung: Goethes Verkehr mit der lieblichen Thüringer Freiherrntochter Sylvie von Ziegesar, deren großes, bisher viel zu wenig betontes Verdienst es ist, daß Goethe zu erstem längerem Aufenthalt in dem aufblühenden Bad gefesselt, für Franzensbad gleichsam erobert wird. Weiters die als unmittelbare Folge dieses längeren Aufenthalts sich ergebende Entdeckung des rätselhaften Kammerbühls, dessen problematischer Charakter Goethe immer wieder anzieht und zu immer neuen Untersuchungen und Beobachtungen drängt. Ohne Sylvie von Ziegesar keine Entdeckung des Kammerbühls und ohne den Kammerbühl kein so inniges und dauerndes, durch wiederholte Besuche immer wieder aufs neue bekräftigtes Verhältnis Goethes zum Egerland, seiner geologischen Natur, seinem Volkstum, seiner Geschichte. Das muß für diese erste Epoche von Goethes Anwesenheit in Franzensbad immer im Auge behalten werden. Erst im Jahre 1820, mit Sebastian Grüner, beginnt dann die zweite Epoche, die wesentlich andere Forschungsziele hat und in der die Stadt Eger Mittel- und Ausgangspunkt für weitere Forschungen wird.

Bis zum Jahre 1808 sah Goethe das 1793 erstandene Franzensbad in seinen ersten Anfängen; er verfolgte die Veränderungen und den Ausbau der Kolonie, die Entwicklung derselben von einem sumpfigen Moorgrund und öden Hutweiden in eine kleine, aber nette, mit Parks und Anlagen geschmückte Häuserkolonie.

Das Amerikanische — fast hätte ich gesagt, das Faustische — dieser Gründung, die Urbarmachung und Kultivierung einer öden Moorlandschaft, scheint ihn wie in Marienbad besonders angezogen zu haben. Mit dem Jahre 1808 enden diese ersten Eindrücke. Goethe wird an der Seite Sylviens ein richtiger Franzensbader „Kurgast", d. h., er macht die übliche

vorgeschriebene Kur nach den Anweisungen seines Arztes Dr. Kappe mit, nimmt täglich seine Bäder, trinkt, wie die anderen, regelmäßig am Brunnen sein „Egerwasser", macht Besuche, Ausflüge in die nächste Umgebung u. s. w. Wir lernen auch nach den Tagebüchern und der Kurliste die vornehme Badegesellschaft von damals kennen, mit der er verkehrte, man plaudert am Brunnen, speist gemeinsam zu Mittag, nimmt den Tee oder Kaffee, erzählt sich Abenteuer und Anekdoten, Bonmots werden zum besten gegeben, kurz, man amüsiert sich, so gut man kann. Das alles spielt sich auf dem engen, kleinen Boden von Franzensbrunn ab, dessen Ausdehnung man auf einem gleichzeitigen Plan aus dem Jahre 1808 ersehen kann. Diesen Franzensbader Goethe haben uns die Tagebücher mit ihren getreuen intimen Details erst erschlossen. Die Ausflüge Goethes beschränken sich auf den Kammerbühl, die Kammer, die Einsiedelei, Liebenstein und St. Anna (19. Juli), auf Spaziergänge gegen Oberlohma und Triesenhof. Eger wurde zweimal besucht (am 13. Juli Scharfrichter Huß und am 4. September).

Entscheidend ist das Jahr 1808 auch für die Kammerbühl-Forschung. Goethe hat nach dessen Entdeckung seine Eindrücke sofort in Form eines kleinen Aufsatzes zusammengefaßt und Freunde und hervorragende Forscher brieflich von seinem Fund verständigt. Bis zum letzten Jahre seiner Anwesenheit bleibt ihm der Kammerbühl ein „Rätsel", an dem er sich in Lösungen versucht. Auch darüber und über die nachgoetheschen Auffassungen der Natur dieses Bühles handelt in ausführlicher Weise die Goethe-Festschrift. An einem kleinen Beispiel kann man da Goethe, seine Methode als Naturforscher, seine Grübelei über ein Problem der Natur beobachten und studieren.

Eine Frage erhebt sich noch: wie sah Goethe im Jahre 1808 in Franzensbad aus? Für diese Zeit stehen uns zwei prächtige Goethe-Köpfe zu Gebote; die Zeichnung des Malers Friedrich Bury, begonnen am 25. Juli 1808 in Karlsbad (also vier Tage nach Goethes Abreise aus Franzensbad) und ein Gemälde von Gerhard von Kügelgen (am 9. Dezember 1808 in Weimar begonnen). Beide Goethe-Porträte durften in der Festschrift nicht fehlen, ebenso nicht das Bild der lieblichen Sylvie von Ziegesar, dessen Wiedergabe der verstorbene Goethe-Forscher Woldemar Freiherr von Biedermann gerne gestattete. Der erste längere Aufenthalt Goethes in Franzensbad im Jahre 1808 hat ihn diesem Bad dauernd zum Freund gemacht. Er nimmt von jetzt an innigen Anteil an der Entwicklung und Ausgestaltung dieser Kolonie, interessiert sich für jede Neuerung und Einrichtung. Er lobt z. B. die Einsicht und Sorgfalt, womit man einen Kanal von der Brücke an diagonal durchs Ried gezogen, um dem Wasser schnelleren Abfluß zu verschaffen, ebenso das mit einem Häuschen überbaute Dampfbad, die Neufassung einer Quelle, die Bauluft u. s. w.

Vor allem aber ist es das herrliche „Egerwasser" (die heutige Franzensquelle), das er immer wieder preist und das bekanntlich auch Schiller mit Vorliebe getrunken. Er rühmt es sie in seinen Briefen an Christiane und schickt ihr gleich zwei Kisten mit je 20 Flaschen zu. Im Jahre 1816 und 1817 trinkt er in Weimar wochenlang früh „Egerwasser", empfiehlt diesen herrlichen Trank weiter und sendet ihn befreundeten Personen.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen ist zu ersehen, wie wertvoll, wie wichtig die bedeutungsvolle Gestalt Goethes für den jugendlichen Egerländer Weltkurort gewesen ist und wie gerechtfertigt es war, ihm gerade in Franzensbad ein Weihedenkmal zu errichten. Ohne die freundliche und sanft festbannende Gewalt dieses Bades mit seinem Feuerbühl in der Nähe wäre sein freundlicher Genius uns und unserem Lande nicht so nahe getreten und wahrscheinlich verloren gegangen oder entfremdet worden. So aber wurde Goethes Aufenthalt in Franzensbad zum Ausgangspunkte fruchtbringender Beziehungen, die sich in der Folgezeit immer reicher gestalten sollten. In Rat Grüner hat Goethe kurz darauf einen eifrigen Anhänger gewonnen und damit zugleich die ersten Anregungen zur Erforschung der Heimat gegeben.

Alois John. (Eger.)

Rundschau.

15. Juli. Bei Eröffnung des 15. deutschen Bundesschießens in München hält der Präsident Prinz Ludwig von Bayern eine bemerkenswerte, politische Ansprache an die anwesenden Österreicher. Er ruft ihnen zu, einig zu sein, und vor allem österreichisch zu bleiben. Die Deutschösterreicher mögen sich das Beispiel der deutschen Schweizer zum Muster nehmen. — Franz R. v. Felbinger (geb. 1844) Ingenieur in Trebitsch †.

16. Eröffnung des internationalen Architektenkongresses in London.

17. Der Cillier Landgemeindenbezirk wählt mit 2518 von 2679 Stimmen den Oberlandesgerichtsrat Dr. Franz Dousek in den Reichsrat. — 430. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Handelsvertrag mit der Schweiz (2663. Beil. d. St. Pr.) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. Fortsetzung der Debatte über die Verstaatlichung der Nord-

bahn. — Sitzung des interparlamentarischen, sozialistischen Komitees in London.

18. Professor Anton Leo Hickmann (geb. 1834) in Wien †.

19. Feierliche Eröffnung der Staatsbahnlinie Aßling—Görz—Triest. — Die deutschböhmischen Reichsratsabgeordneten lehnen das von der Regierung vorgeschlagene Kompromiß bezüglich der Mandatsverteilung in Böhmen ab, wodurch das Schicksal der Wahlreform ernstlich gefährdet erscheint.

20. 431. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Einem Antrag der Abgeordneten Schönerer und Genossen, betreffend die Zurückziehung von dreißig § 14-Verordnungen, wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Die Vorlage, betreffend die Verstaatlichung der Nordbahn, wird dem Eisenbahnausschuß zugewiesen. Im Dringlichkeitswege werden die Gesetzentwürfe, betreffend die Reform der Advokatenordnung (2644. Beil. d. St. Pr.) sowie der Privatbeamtenversicherung (2661), in zweiter und dritter Lesung angenommen und der Bericht der Quotendeputation zur Kenntnis genommen.

21. Der Wahlreformausschuß nimmt die von Dr. Löcker beantragten Kompromißvorschläge an und setzt die Zahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses mit 516 fest.

22. Reichsratsabgeordneter Regierungsrat Johann Rotter (geb. 1849) in Wien †.

23. Eröffnung der XIV. interparlamentarischen Konferenz in London. — Maler Eduard Ritschl (geb. 1822) in Wien †.

24. Ferdinand von Saar (geb. 1833) in Wien †. — 62. Sitzung des Herrenhauses: Der Bericht der Quotendeputation wird zur Kenntnis genommen und die Gewerbenovelle (365. Beil. d. St. Pr.) einer Spezialkommission zugewiesen. Der Handelsvertrag mit der Schweiz (366.) wird angenommen.

25. Der Ministerpräsident Freiherr von Beck richtet an die Ressortminister eine Zuschrift, betreffend die Reform der Verwaltung. — Schriftsteller Karl Gründorf (geb. 1830) in Wien †.

28. Alpenländischer Agrartag in Salzburg. — Das ungarische Magnatenhaus nimmt das Finanzgesetz pro 1906 im Dringlichkeitswege an.

*

Parlamentsschluß. Am 20. Juli trat das österreichische Abgeordnetenhaus seine diesmal wirklich redlich und sauer verdienten Ferien an, und am folgenden Tag beendete auch der Wahlreformausschuß den schwierigsten Teil seiner Aufgabe. Das Abgeordnetenhaus hat sich in dem abgelaufenen Sessionsabschnitt hauptsächlich mit der Reform der Gewerbeordnung beschäftigt. Es hat allerdings manche reaktionäre Bestimmung des Ausschußberichtes eliminiert, aber trotzdem wird dieses Elaborat kaum dem Gewerbe Segen bringen und es ist zu hoffen und zu erwarten, daß das Herrenhaus seine Zustimmung verweigern wird. — Nach langem Streiten und Schachern hat der Wahlreformausschuß endlich die Zahl der künftigen Abgeordnetenmandate mit 516 festgesetzt. An Zahl wird dann das neue Haus fast an erster Stelle unter den europäischen Parlamenten stehen. Ob auch an Arbeitskraft? — Tot capita, tot . . . —v—

Ein politischer Fortschritt. Dieser Tage hat sich in Baden bei Wien eine politische Episode abgespielt, die äußerst bemerkenswert ist. In England, Frankreich, Italien, ja selbst jenseits der Leitha ist so etwas alltäglich, aber bei uns erinnert sich an dergleichen nur die ältere Generation. Ein Minister hat eine Rede gehalten. Was weiter? Im Parlament hat noch jeder Minister Reden gehalten. Aber diesmal geschah es nicht im Parlament und nicht einmal vor einer Deputation von Industriellen oder Gewerbeleuten, sondern im Kreise — seiner Wähler. Der äußere Anlaß der Versammlung war die Nachfeier des 60. Geburtstages des verehrten, inzwischen zum Unterrichtsminister ernannten Abgeordneten Dr. G. Marchet. Die Zusammenkunft trug daher einen intimeren Charakter. Nichtsdestoweniger fielen Worte von hoher politischer Bedeutung. Dr. Marchet sagte geradeheraus, daß es der einzig richtige und mögliche Weg in unserer Politik sei, endlich Front zu machen gegen die Übergriffe der jenseitigen Reichshälfte und uns selbst auf unsere Interessen zu besinnen. Diese Worte werden wie in jener Versammlung, auch in ganz Österreich lebhaften Beifall erwecken. —nk—

*

Die neuen österreichischen Alpenbahnen. Anläßlich der Eröffnung der Staatsbahnlinie Aßling—Görz—Triest hat soeben das Eisenbahnministerium eine kleine, künstlerisch ausgestattete Broschüre herausgegeben, die fast noch schöner ist als früher erschienene Publikationen dieses Ministeriums, die bestimmt sind, insbesondere die Fremden auf die landschaftlichen Schönheiten Österreichs aufmerksam zu machen. Die Broschüre, der auch eine Karte der neuen Linien beigegeben ist, verdient inhaltlich, illustrativ und typographisch volles Lob. Man muß anerkennen, daß unser Eisenbahnministerium bestrebt ist, in sehr geschickter und nachhaltiger Weise den Fremdenverkehr zu heben. —r.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 92, 93. □ Redaktionsschluß 28. Juli 1906. □ Ausgegeben 2. August 1906. □□ Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Eine neue Gesamtausgabe von Leopold Komperts Werken befindet sich in Vorbereitung. Bisher gab es nur eine teure, seit Jahren vergriffene Gesamtausgabe der teilweise ausgezeichneten Erzählungen des von Literarhistorikern aller Richtungen anerkannten Dichters. In Max Hesses Verlag in Leipzig werden Komperts sämtliche Werke, mit einer Einleitung von Dr. Stephan Hock in Wien zum Herbst d. J. vollständig erscheinen.

Der Lagerkatalog Nr. 531 von Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M. enthält mehr als 3300 Werke über Österreich. Sie stammen zum Teil aus der Bibliothek des verstorbenen Professors der Grazer Universität Dr. Eduard Richter.

Büchereinlauf.

Normalmenschen. Roman von Georg Freiherrn v. Ompteda. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

Das einzige Kind und seine Erziehung. Ein ernstes Mahnwort an Eltern und Erzieher von Dr. med. Eugen Neter. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Adolf Baginsky. München, 1906. Verlag der „Ärztlichen Rundschau" (Otto Gmelin).

Heinrich Heine. Gesammelte Aufsätze von Hermann Hüffer. Herausgegeben von Erus Elster. Berlin, 1906. Georg Bondi.

Die Besitzenden und die Besitzlosen in Österreich. Von T. W Teisen. Wien, 1906. Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand.

Die Entwicklung des Warenhandels in Österreich. Ein Beitrag zur Wirtschaftspolitik des Absolutismus von Dr. jur. Helene Landau. Wien, 1906. Wilhelm Braumüller

Beiträge zur Reform des Dualismus von einem alten Soldaten. Innsbruck, 1906. Wagnersche Universitätsbuchhandlung.

Konrad Pekelmann. Lessing und das Theater der Gegenwart. Czernowitz, 1906. Heinrich Pardini.

Zwei Motive aus Detlev von Liliencrons Schöpfung. (Krieg und Geschichte.) Von Berthold Merwin. Lemberg, 1906. Piller, Neumann & Co.

Prinz Eugen von Savoyen. Ein Lebens- und Zeitbild von Dr. Leo Smolle. Mit 23 Illustrationen. Graz, 1906. Verlagsbuchhandlung „Styria".

Adolphe Prins. De l'Esprit du Gouvernement démocratique. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

L'Aryen et l'Anthroposociologie. Étude Critique. Dr. E. Houzé. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Esquisse d'une Sociologie. E. Waxweiler. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Ernest Brees. Les Régies et les Concessions Communales en Belgique. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Mesure des Capacités Intellectuelle & Energétique Ch. Henry. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Sur quelques Erreurs de Méthode dans l'Étude de l'Homme primitif. Notes critiques. L. Wodon. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Origine Polyphylétique, Homotypie et Non-Comparabilité directe des Societés Animales. R. Petrucci. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Note sur des Formules d'Introduction à l'Energétique. Physio- et Psycho-Sociologique. E. Solvay. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Ce qui manque au Commerce Belge d'Exportation. G. de Leener. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Les Origines Naturelles de la Propriété. R. Petrucci. Bruxelles, 1905. Misch et Thron.

Une Expérience Industrielle de Réduction de la Journée de Travail. L.-G. Fromont. Bruxelles, 1906. Misch et Thron.

Tränen. Gedichte von Ludwig Reinholt. Graz, 1906. „Leykam".

Ivan Cankar. Nina. Ljubljani, 1906. L. Schwentner.

Die Enterbten. Nachgelassener Roman von Ferdinande Freiin v. Brackel. Köln a. Rh., 1906. J. P. Bachem.

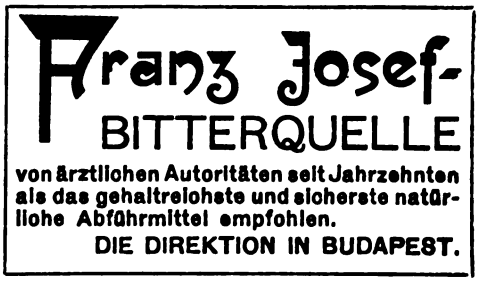
Die Motive aus dem Ring Richard Wagners. Lyrische Nachdichtungen. Othmar und Erika Rheinsch. Wien, 1906. Gerlach & Wiedling.

Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. Von Dr. Karl Friedrich Müller. Mit einem Vorwort der Verlagsbuchhandlung. Leipzig. Max Hesses Verlag.

Wie sie das Leben zwangen. Roman von Walter von Molo. Berlin, 1906. Vita, Deutsches Verlagshaus.

Abriß der Soziologie. Von Dr. Albert G. Fr. Schäffle. Herausgegeben mit einem Vorwort von Karl Bücher. Tübingen, 1906. H. Laupp.

Eingesendet.



Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.

Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.

Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien. V. □ Papier: Schlöglmühl.

Redaktionsschluß für Heft 94, 95, 11. August 1906.

seraten-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring und durch alle Annoncen-Bureaus.
sertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.–, 1/8 Seite K 20.–, 1/4 Seite K 35.–, 1/3 Seite K
Seite K 60.–, 1/1 Seite K 100.–. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.

Nordseebäder **WESTERLAND** UND WENNINGSTEDT

Frequenz 1905: 22.152 Personen.

Insel **SYLT** Die Königin der Nordsee

Stärkster Wellenschlag der Westküste — Familien-Strandbäder und getrennte Damen- und Herrenbäder. Reinste Seeluft. Unvergleichlich schöner Strand. Illustr. Prospecte versendet gratis d. Badedirektion Westerland.

Solbad Bernburg Anhalt.

Im ganzen Jahr geöffnet.
Sol-, Moor-, Licht-, Dampf- und K
säurebäder.
Prospekt gratis durch die städtische
verwaltung.

Johannisbad,
Riesengebirge. — Wildbad, besonders für Nervöse und geistig Überanstrengte. 650–708' Seehöhe, Ö. N. W. B. Direkter Wagenverkehr Berlin—Breslau. Ausk. erteilt Kurkommission Johannisbad.

Lussinpiccolo.
Südlichster und wärmster österreichischer Winterkurort nächst Pola, erstes im Süden erbautes **Inhalatorium System Dr. Bulling.**
Auskunft erteilt die Kurvorstehung.

Wasser-, Luft- und Sonnenheilstätte
Wällischhof
Maria-Enzersdorf am Gebirge b. Wien. Beste Erfolge in den meisten chronischen Erkrankungen. Ärztliche Leitung Dr. Marius Sturza. Saison Mai bis Sept.

Das erste Moorbad der W
Franzensba
besitzt die stärksten Stahlquellen, verdauliche Eisensäuerlinge, al Glaubersalzwässer, Lithionsäue Natürliche, kohlensäurereichste Mineral-, Sol- und Strombäde kräftige Moorbäder, Dampf-, Hei elektrische Wannen- u. Lichtbäder, mechanisches Institut, Inhalat
Österreichs hervorrag. Herzhe
Bewährt bei: Blutarmut, Blei Rheumatismus, Gicht, Nervenk Frauenkrankh., Herzkrankh., Saiso bis September. Prospekte gra

Ab Berlin und Hamburg 4, ab St ab Magdeburg 7, ab Kope 6 Stunden. Bahntrajektverkehr mi mark 2 Stunden. Frequenz: 19.50 spekte a. d. bekannten Ausgab des Verbandes deutscher Ostseebä a. d. Badeverwaltung.

In vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat
dieser Größe
pro Monat M. 6.–
auf 6 Mon. M. 30.–
bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Wildbad.
Altbewährte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus ꝛc. Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

Klösterle Natürlicher Sauerbrunn reichste Natron-Lithion-Quelle.
Hochfeines Tafelwasser.
Überall erhältlich! Eigene Niederlage:
WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Schriftsteller
bietet sich vorteilhafte Gelegen Publikation ihrer Arbeiten i form. Anfragen sub **Verlag für tur, Kunst und Musik, Le**

Verlagsbuchhandlung CARL KONEGEN (ERNST STÜLPNAGEL) Wien.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

LINDA MURRI

Das Verhängnis meines Lebens

Aufzeichnungen aus dem Kerker

Herausgegeben von LUIGI DI SAN GIUSTO. Autorisierte Übersetzung von E. LEIMDÖRFER und G. PARDO

448 Seiten Oktav. Preis K 4·20 brosch., K 5·40 eleg. geb.

»Eins der lebendigsten, wichtigsten Bücher ist vor kurzem erschienen: ein Eheroman mit blutigem Ausgang; und Frau schreibt ihn, deren Bruder ihren Gatten tötete. Eines Tages im Kerker sieht diese Frau ihr Leben so schrecklich zusamm gerafft daliegen, wie wir anderen unseres nie sehen, und eine Flamme tritt ihr auf die Zunge: sie spricht. Vor solcher Leid schaft, solcher Innerlichkeit, vor solcher Begeisterung durch das eigene Schicksal müssen wir alle uns neigen, die versuchen uns und andere zu deuten. Hier hat der Schmerz über Nacht einen großen Dichter geschaffen . . Je dem ein Roman keine Spielerei ist, sieht, daß dies ein echter ist, ein erlebter, einer, den nur das Genie oder die Wirklichkeit dichten konnt schrieb **Heinrich Mann** in einem langen, lesenswerten Feuilleton der **Münchener Neuesten Nachrichten** vom 4. März 1 über das italienische Original.

Die politischen Verhältnisse Kroatiens.

Von Dr. J. Kršnjavi.

II. Das Auftreten der Serben.*

Der Kern des kroatisch-serbischen Gegensatzes läßt sich klipp und klar in die These fassen: Werden die Habsburger die Vormacht auf dem Balkan haben und, auf die Kroaten gestützt, die Südslawen in ihre Machtsphäre bringen oder werden andere Mächte diese Aufgabe, auf die Serben gestützt, lösen? Werden infolgedessen in Kroatien-Slawonien-Dalmatien die Kroaten oder die Serben Herren sein? Die Entscheidung dieser Frage liegt in Bosnien. Fällt Bosnien und die Hercegovina den Serben zu, so ist das Schicksal der Kroaten besiegelt.

Kroatiens höherstehende Kultur und politische Existenz wären durch einen solchen Vorstoß des Orients bedroht, es kann seine kulturelle und politische Zukunft nur unter dem Schutze Habsburgs finden, während die Serben ihre natürlichen Bundesgenossen in den zwei selbständigen serbischen Staaten und deren Schutzmächten, Rußland und Italien, sehen. Dieses ist der letzte Grund der kroatisch-serbischen Gegnerschaft.

Es haben sich auf kroatischem und ungarischem Territorium zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschiedene Volksstämme angesiedelt. Zum größten Teil fanden die Ansiedlungen der „Vlachen", „Rascier", „Griechen" im Zusammenhang mit der türkischen Invasion statt. Diese Ansiedler kamen namentlich auf das kroatische Territorium größtenteils aus den bosnischen Grenzgebieten, aber das wichtigste Kapitel dieser Ansiedlungsgeschichte ist die Einwanderung von angeblich 37.000 bis 40.000 Familien in Ungarn unter der Führung des Patriarchen von Ipek, Arsen III. Čarnojević, im Jahre 1690. Nur ein Teil dieser Familien aus Serbien ließ sich auch in Sirmien nieder. Sie erhielten am 21. August von Leopold I. das große Privilegium, eine magna charta libertatum. Arsen III. wurde als Erzbischof der orientalischen Kirche des griechischen Ritus für alle die Länder anerkannt, in welchen „das Volk der Rascier" wohnt (»toti communitati eiusdem graeci ritus et nationis Rascianorum«). Es wurde ihm die kirchliche Jurisdiktion und seinen Glaubensgenossen das Recht erteilt, daß sie „von jedermann unbehelligt nach ihrem morgenländischen Ritus und altem Kalender leben können". Sie wurden von der Abgabe des Zehents an die katholische Geistlichkeit befreit.

Als der ungarische Klerus und Adel sich der Anerkennung dieses Privilegiums widersetzte, weil dieses nicht verfassungsgemäß vom ungarischen Landtag inartikuliert

* Vergl. Bd. VIII. Heft 92, 93 der „Österreichischen Rundschau".

worden war, verlieh Leopold I. ein zweites Privilegium vom 9. März 1691, wodurch die Ansiedler der Jurisdiktion der Komitatsbehörden entzogen wurden. Die Ansiedler baten in wiederholten Petitionen um ein besonderes Territorium, auf dem sie ungefährdet nach ihren Privilegien leben könnten, analog den Freistädten, welche von den grundherrlichen Rechten der Edelleute befreit waren. Diese Bitte wurde endlich gewährt und für die Ansiedler ein militärisches Ausnahmsterritorium geschaffen, ein »patrimonium Domus Austriacae« statt »Regni Hungariae«, wie sich Graf Kolowrat in seinem Vortrag an die Kaiserin Maria Theresia ausdrückt.

Die Stände remonstrierten und verlangten die Auflassung dieses militärischen Territoriums. Als ihrem Drängen teilweise nachgegeben wurde, zogen es 100.000 Ansiedler vor, neuerdings auszuwandern und in Rußland im Gouvernement Jekaterinoslav eine Kolonie zu gründen.

Die Privilegien, durch welche den Ansiedlern nationis Rascianorum ihre kirchliche Autonomie und ein exemptes Territorium zugestanden wurden, hatten sonach keine politische Bedeutung. Die serbische Frage und die serbische Nation als solche existierten noch nicht. Selbst der Name „Serbe" und „serbisch" wurde erst anfangs des XIX. Jahrhunderts auf literarischem Gebiete wiedererweckt und durch ein großes literarisches Monument, die Sammlung der serbischen Volkslieder und eine mustergültige Bibelübersetzung, zur Geltung gebracht.

Die Befreiung des heutigen Königreiches Serbien vom türkischen Joch verlieh der serbischen Idee eine kräftige politische Unterlage. Montenegro nahm diese Idee auf und unterstützte sie.

Im Jahre 1848 beteiligten sich an der illyrischen politischen Bewegung auch die Serben, deren Führer den fremdartigen Namen nicht nach ihrem Geschmack fanden, obwohl ihre Vorfahren in manchen kaiserlichen Reskripten und Urkunden des XVIII. Jahrhunderts gens Illyrica genannt wurden.

In den Sechzigerjahren des XIX. Jahrhunderts fand die serbische Idee innerhalb der Grenzen Ungarns und Kroatiens rasche Ausbreitung, gefördert durch die südslawischen Ideen Strossmayers, durch den gut organisierten Jugendverein (Omladina) und durch die griechisch-nichtunierte Geistlichkeit.

Die Forderungen nach der Autonomie der griechisch-nichtunierten Kirche verwandelten sich in die Forderungen einer „serbischen" Kirchenautonomie.

Die serbisch-nationale Idee wurde auch dadurch kräftig gefördert, daß nach dem Jahre 1848 der alte Wunsch der aus Serbien eingewanderten Familien erfüllt wurde, indem man aus dem Körper Ungarns die serbische Wojwodschaft herausschnitt. Franz Josef I. legte sich den Titel eines Großwojwoden bei und ernannte einen Unterwojwoden, hob aber die Wojwodschaft später auf und legte den Titel wieder ab.

Die serbische Wojwodschaft umfaßte auch einen Teil Sirmiens, es wurde also durch diese politische Neubildung auch ein Teil des kroatischen politischen Territoriums in Mitleidenschaft gezogen.

Bis in die Sechzigerjahre des XIX. Jahrhunderts war das nationale Leben der Serben auf Konsolidation gerichtet. Als aber die Monarchie durch schwere Schicksalsschläge erschüttert worden war und viele den Glauben an ihren Bestand verloren hatten, begann die serbische politische Bewegung nach auswärts zu gravitieren.

Bischof Stroßmayer, der daran verzweifelte, daß die habsburgische Monarchie jene Mission auf der Balkanhalbinsel durchführen werde, als deren Missionär er sich ansah, hielt den Fürsten Michael Obrenovich zur Lösung dieser Aufgabe berufen. Viele Anhänger Stroßmayers sahen in Serbien das Piemont der Balkanhalbinsel und hofften, daß Rußland in dem Befreiungskrieg die Rolle Frankreichs spielen werde. Stroßmayer selbst richtete eine Reihe höchst kompromittierender Briefe an den Fürsten Michael, die nach dessen gewaltsamem Tod vom Regenten Ristić dem Wiener Hof ausgeliefert wurden.

Ristić mißtraute dem Bischof und mutete ihm katholisch-propagandistische Tendenzen zu; er stützte seine Ansicht auf gewisse Tatsachen. Stroßmayer entwickelte später in der Tat eine lebhafte katholisch-unionistische Agitation, um seine Stellung in Rom wieder zu befestigen.

Nach dem Tode des Fürsten Michael, und da auch Stroßmayer kaltgestellt war, kam die zentrifugale Tendenz der serbischen Bewegung zum Stillstand und wurde durch die Okkupation Bosniens vollends zurückgestaut.

Im politischen Leben Kroatiens gewannen die Serben neuerlich an Bedeutung, als durch die Auflösung der Militärgrenze eine größere Anzahl serbischer Abgeordneter in den kroatischen Landtag gewählt wurde.

Die alten liberalen Kroaten griechisch-nichtunierter Konfession, welche von dem neuerweckten serbischen Nationalbewußtsein noch nicht durchdrungen waren, sowie die sich schon völlig als Serben fühlenden jüngeren liberalen Abgeordneten schlossen sich allmählich zu einem besonderen serbischen Landtagsklub zusammen, obwohl sie auch dem Klub der Nationalpartei angehörten. Sie hatten sich zur Aufgabe gestellt, die vorbereitenden Schritte der serbischen Aktion durchzuführen, indem sie die theoretisch schon früher ausgesprochene Gleichberechtigung der Kroaten und Serben im Text aller Gesetze zum Ausdruck brachten und die Duldung der cyrillischen Schrift im Amtsverkehr durchzusetzen suchten. Auch strebten sie die Umwandlung der Kommunalschulen in konfessionelle serbische Schulen an.

Die wichtigste, wenn auch dem Anschein nach unbedeutendste Tätigkeit des Serbenklubs war die Förderung der Anerkennung eines scheinbar harmlosen Symbols. Die serbische Kirchenautonomie sollte durch eine Fahne Ausdruck erhalten, die neben der nationalen kroatischen Fahne als „Kirchenfahne" auf den Türmen zu wehen hätte. Es dauerte aber nicht lange und diese „Kirchenfahne" wehte allein auf den Türmen, schließlich auf allen öffentlichen und privaten, den Serben gehörigen Häusern.

Nun ist aber diese harmlose Kirchenfahne nichts mehr und nichts weniger als die Fahne des Königreiches Serbien, um deren Anerkennung als gleichberechtigte Landesfahne in Kroatien man serbischerseits in allerjüngster Zeit petitioniert hat.

Die Einführung der serbischen Staatsfahne wird in Kroatien als Provokation empfunden, da man in diesem Symbol das Bestreben erblickt, dem kroatischen Territorium einen politisch-serbischen Charakter aufzuprägen.

Zu alledem kommt noch, daß die ungarische Landesfahne als ungarische Staatsfahne die kroatische Fahne von den „gemeinsamen" Ämtern verdrängte.

Es ist begreiflich, daß die Bevölkerung durch diesen Kampf der Symbole aufgeregt und irregemacht wird. Wegen Hissen der ungarischen Fahne ist schon viel Blut geflossen und es ist jedenfalls sonderbar, daß in Sjeniščak die serbische Bevölkerung durch Hissen der neuen serbischen Fahne zur Wut gereizt, drei brave kroatische Beamte erschlug, weil man sie beschuldigte, eine — ungarische Fahne ins Dorf gebracht zu haben.

Diese Episode ist auch nach einer anderen Richtung belehrend, sie zeigt, daß sich die serbische Bewegung lediglich auf die Kreise der Intelligenz beschränkt, indes die kroatische und serbische Landbevölkerung durchaus loyal und patriotisch gesinnt, in ungetrübtem Frieden nebeneinander lebt.

Während sich der Serbenklub im kroatischen Landtag mit vorbereitenden Schritten begnügte und sich bemühte, die einflußreichsten Stellen im Lande in serbische Hände zu bekommen, gingen die radikalen Serben weiter. Sie negierten die Kroaten überhaupt, erklärten Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Bosnien für serbisches Land und die kroatische Sprache für serbisch.

Graf Khuen-Héderváry ließ einen Vertreter dieser Richtung in den Landtag schlüpfen; auch blieb das von Belgrad subventionierte serbische Blatt trotz seiner oppositionellen Haltung unbehelligt, während die kroatischen Oppositionsblätter Tag für Tag konfisziert wurden. Tatsächlich wurde ein kroatisches Oppositionsblatt während der Regierungszeit des Grafen Khuen-Héderváry mehr als tausendmal konfisziert.

Es hatte demnach den Anschein, als ob dem Banus die kroatisch-serbischen Zerwürfnisse nicht unangenehm wären. Schon während der Anwesenheit Sr. Majestät in Agram, im Oktober des Jahres 1895, kam es vor den Augen des Herrschers zu einem Straßenauflauf wegen einer serbischen Fahne. In den folgenden Jahren spitzten sich die Gegensätze so sehr zu, daß es im September 1902, während Graf Khuen-Héderváry in Ostende weilte, zu einem förmlichen Aufstand kam. Die anfänglich unbedeutende Demonstration nahm so große Dimensionen an, daß drei Tage lang in den Straßen Agrams Anarchie herrschte. Nur der Gutmütigkeit der Bevölkerung war es zu danken, daß es nicht zu viel ärgeren Ausschreitungen gekommen ist.

Als der Banus zurückkehrte, verfügte er aus eigener Machtvollkommenheit für die Stadt Agram eine Steuerumlage, aus deren Erträgnis den Serben der ihnen zugefügte Schaden ersetzt wurde. Selbstverständlich wurde durch diese Serbensteuer die Stimmung gegen den Banus nicht verbessert.

Die Ereignisse in Ungarn gestalteten sich höchst krisenhaft und der Kampf der führenden ungarischen Politiker gegen den Grafen Khuen-Héderváry steigerte sich.

Fahnen- und Inschriftsaffären wurden neuerdings provoziert und hatten die erwünschte Wirkung. Die Stimmung in Kroatien schlug um. Die feindlichen kroatischen und serbischen Brüder versöhnten sich und machten gegen den Banus und gegen Ungarn Front. Graf Khuen-Héderváry aber wurde nicht nur nicht gestürzt, sondern zum — Ministerpräsidenten ernannt.

Während der letzten höchst bewegten Wochen des Regimes Khuen-Héderváry intervenierten die kroatischen Landtagsabgeordneten Dalmatiens zu gunsten Kroatiens. Damit wurde eine Kooperation dalmatinischer Politiker mit der kroatischen Opposition eingeleitet.

Zum Nachfolger des Grafen Khuen-Héderváry wurde der Sohn des gewesenen Banus Grafen Ladislaus Pejacsevich ernannt. Der neue Banus Graf Theodor Pejacsevich wurde sehr gut aufgenommen und sein Vorgehen wirkte anfangs auch beruhigend. Als man aber merkte, daß Graf Khuen-Héderváry eigentlich weiter regierte und sein Intimus Nikola von Tomassich, der Führer der Nationalpartei, eine drückende, willkürliche Nebenregierung etablierte, da wendete sich die Stimmung auch gegen den neuen Banus und die Erbitterung gegen die Nationalpartei steigerte sich.

Graf Theodor Pejacsevich erklärte bei seinem Amtsantritt, er wolle seine Regierung auf dem Felsen der Nationalpartei aufrichten. Dieser Felsen war aber inzwischen sehr brüchig geworden. Die Vorkommnisse der letzten Jahre hatten das Ansehen dieser Partei untergraben, obwohl sie die fähigsten Köpfe Kroatiens unter ihre Mitglieder zählte. Sie hatte mit der Zeit alle Selbständigkeit verloren und war ganz auf die Regierung und deren Unterstützung angewiesen. Man wollte dies so haben.

Auch der serbische Flügel der Partei hatte seinen Halt im Volke verloren. In den Parteiverhältnissen der Serben war nämlich eine Wandlung eingetreten. Die jungradikale serbische Partei, welche mit der radikalen Partei in Serbien Fühlung hatte, reorganisierte das Serbentum und strebte hauptsächlich auf nationalökonomischem Gebiet die Vorherrschaft an, in der ganz richtigen Voraussicht, daß dies die sicherste Grundlage der politischen Macht sei. Mit Hilfe der vortrefflich geleiteten serbischen Bank wurden die vorbereitenden Schritte gemacht, um den Handel Kroatiens und Slawoniens in serbische Hände zu bringen. Auch die Radikalen wurden aber durch die prononziertere serbische Selbständigkeitspartei überflügelt.

Diese forderte in dem sogenannten Becskereker Programm für Ungarn ein Förderativsystem, für Kroatien aber die vollständige Unabhängigkeit, natürlich unter serbischer Führung. Ein wichtiger Punkt im Programm dieser Partei lautet: die Serben hätten dahin zu wirken, daß die äußere Politik nicht im slawenfeindlichen, d. h. serbenfeindlichen Sinne geführt werde.

Zur Beleuchtung der kroatisch-serbischen Frage diene die Tatsache, daß die Serben in Kroatien und Slawonien zirka 30 Prozent, in Dalmatien 2 Prozent der Bevölkerung ausmachen. In Bosnien gibt es etwa 40 Prozent Serben.

Die Harmonie, welche augenblicklich in Kroatien zwischen Kroaten und Serben herrscht, wird hauptsächlich von den jungen kroatischen „Realisten" aufrecht erhalten. Nach der im Jahre 1895 erfolgten Verbrennung der ungarischen Fahne durch kroatische Universitätsstudenten wurde eine größere Anzahl eingekerkert und dann relegiert. Sie begaben sich zur Fortsetzung ihrer Studien nach Prag und saßen dort zu Füßen Masaryks, dessen Lehren sie aufnahmen und nach Hause brachten. Sie unterhalten eine recht lebhafte Agitation gegen den katholischen Klerus und gegen den Großgrundbesitz und vertreten in Übereinstimmung mit den Jung-Serben auch sozialistische Anschauungen. Diese jungen Realisten nennen sich heute „demokratische Fortschrittspartei".

III. Die neueste Wendung in den politischen Verhältnissen Kroatiens.

In dem Kampfe der ungarischen Unabhängigkeitspartei um die ungarische Kommandosprache oder, besser gesagt, um die selbständige ungarische Armee, unterstützte die kroatische Nationalpartei und die Regierung alle Ministerien, die den Standpunkt der Krone vertraten. Die Haltung der Nationalpartei entsprach vollkommen den Anschauungen des Volkes, war jedoch zu matt und halbschlächtig, um die verlorenen Sympathien der Wähler wieder zu gewinnen. Man hatte es sich mit der ungarischen Opposition verdorben, ohne sich gegenüber der kroatischen gekräftigt zu haben. Als diese merkte, daß die Nationalpartei zu der ungarischen Unabhängigkeitspartei in Gegensatz geraten war, ergriff sie die Gelegenheit und versuchte eine Annäherung an die ungarische Opposition, um mit Hilfe dieser zur Macht zu gelangen. Die dalmatinischen Kroaten stellten sich an die Spitze dieser Bewegung und benützten die Gelegenheit gegen Österreich zu demonstrieren, das nicht ohne Berechtigung der Vernachlässigung Dalmatiens angeklagt wird.

Unter Vermittlung eines ragusaner, in Fiume ansässigen Journalisten kam eine Verbrüderungsaktion zwischen kroatischen, serbischen und ungarischen Oppositionsmännern zu stande, die in der vielberufenen Fiumaner Resolution zum Ausdruck kam.

Es waren seit den Füsilladen wegen der ungarischen Fahnen kaum drei Jahre verflossen. Das Volk nahm die neue Heilslehre sehr widerwillig und mißtrauisch auf. Nur das persönliche Ansehen der langjährigen Vorkämpfer gegen Ungarn konnte eine plötzliche Abkehr des Volkes von ihren Lieblingen verhüten. Wie rasch sich dieser Abfall vollzieht, lehrt die Geschichte der Nationalpartei, deren Vorkämpfer weitaus bedeutender und einstens populärer waren als die jetzigen Führer der Fiumaner Resolutionisten und trotzdem alle Popularität verloren, als sie sich Ungarn gegenüber zu nachgiebig zeigten.

Der erste Punkt der Fiumaner Resolution lautet: „Die Kroaten billigen das Bestreben der Ungarn nach vollständiger staatlicher Unabhängigkeit und sie sehen es als ihre Pflicht an, Schulter an Schulter mit den Ungarn um deren Unabhängigkeit zu kämpfen."

Hingegen fordern die Resolutionisten vor allem die Reinkorporierung Dalmatiens in das Königreich Kroatien-Slawonien, dem es nach virtuellem Rechte ohnedies zugehört. Ferner fordern sie konstitutionelle Garantien für eine freiheitliche Entwicklung und strenge Ausübung des kroatisch-ungarischen Ausgleichsgesetzes und dessen Erweiterung in der Richtung, daß dem kroatischen Volke seine selbständige politische, kulturelle, finanzielle und nationalökonomische Existenz und Entwicklung gewährleistet werde.

In Budapest wurde nur der erste Punkt der Resolution beachtet und ausgenützt, die kroatischen Gegenforderungen aber nur mit allgemein gehaltenen Versprechungen quittiert. Man hat es so einzurichten verstanden, daß es niemals zu einer gemeinsamen Konferenz der ungarischen und kroatischen Bevollmächtigten kam, welche über das Meritum der Resolution zu verhandeln gehabt hätten. Als das Ministerium Fejérváry scharf einsetzte, wurde die Fiumaner Resolution von ihren eigenen Unterfertigern schon für tot und begraben angesehen und es begann das übliche Nachspiel einer mißglückten Aktion. Man machte indiskrete Enthüllungen, suchte sich zu rechtfertigen und es entspann sich eine Polemik über die Frage, ob das ganze Verhandlungsmaterial veröffentlicht werden sollte. Einer der führenden Persönlichkeiten der Resolutionisten veröffentlichte eine aufsehenerregende Aufforderung sich bereit zu halten, um bei einer Umgestaltung der Monarchie Kroatiens staatsrechtliches Verhältnis in föderalistischem Sinn umzumodeln.

Da trat in Budapest die große überraschende Wendung ein: das Ministerium Weckerle-Kossuth kam ans Ruder. Die leitenden Kreise in Kroatien machten den Fehler, mit einem noch unter dem zurückgetretenen Ministerium Fejérváry erlassenen Reskript den Landtag aufzulösen und in kürzester Frist Neuwahlen auszuschreiben, um noch rasch die Nationalpartei durchzudrücken, bevor das Koalitionsministerium Wurzeln gefaßt hätte. Trotz dieser Überrumpelung verstand es die ungarische Regierung, den kroatischen Regierungsapparat zu hemmen. Nun folgte Schlag auf Schlag in diesem interessanten Duell des ungarischen Ministeriums mit der kroatischen Landesregierung. Der schwerste traf die Nationalpartei, als man ihren Führer Nikola von Tomassich in Budapest dahin zu bestimmen wußte, drei Tage vor der Wahl, nicht nur von der Kandidatur zurückzutreten, sondern sofort von Budapest aus die Erklärung zu veröffentlichen, daß er sich aus dem politischen Leben zurückziehe. Dieser Schritt des führenden kroatischen Politikers machte die größte Sensation und beeinflußte schon am ersten Wahltag die Wahlen zu gunsten der oppositionellen Parteien. Unter dem Eindrucke dieser Erfolge vollzog sich der Sturz der Nationalpartei an den nachfolgenden Tagen fast katastrophal. Die Oppositionsparteien vergaßen, als sie Morgenluft witterten, sofort ihren Hader, einigten sich bei den Stichwahlen, traten einander Bezirke ab und schlugen, mit den schon lange vorher gut organisierten Serben vereint, die Nationalpartei aufs Haupt. Eine Unmenge ungarischer Staatsbeamten stimmten und arbeiteten gegen die bisherige Regierungspartei und im letzten Augenblick schlossen sich ihnen auch kroatische Beamte an

In Budapest war man in den ersten Tagen von dem Auftreten der neuen Bundesgenossen nicht sehr entzückt. Die Nationalpartei wurde, wie es scheint, stärker geschlagen, als es wenigstens Weckerle wünschte. Es wurden vom Ministerpräsidenten dringende Briefe an hervorragende Personen in Agram gerichtet, die Resolutionisten zu einer Fusion mit der noch immer stärksten Partei des Landtages, mit der Nationalpartei, zu bewegen. Der Versuch wollte nicht gelingen. Auch die Nationalpartei war mit schuld daran. Sie war so sehr auf einen Mann dressiert, daß sie mit dem Führer auch allen politischen Takt verlor. Da die Fusion mit der Nationalpartei scheiterte, kam ein Kompromiß der kroatischen Kossuthianer mit der Starčević-Partei zu stande. Es wäre immerhin möglich gewesen die siegestrunkenen kroatischen Kossuthianer, die nur ein Drittel der Landtagsmandate errungen hatten zu einer Kooperation mit der Nationalpartei zu veranlassen, aber da trat in dieser Partei selbst die Agonie ein und sie löste sich auf. Auf ihrem Grabe wurde ihr manch übler Nachruf gehalten.

Es war sehr begreiflich, daß die kroatische Opposition über ihren Sieg jubelte, es war aber abgeschmackt, daß man auch in Ungarn über den „Sieg der Freiheit" in Kroatien frohlockte. Das Vergnügen, den Kroaten diese Freude zu machen, hätten sich die Ungarn schon lange bereiten können. Das ganze künstliche Wahlsystem, die fortwährende Zwangslage, der konstitutionell verbrämte Absolutismus, stammt ja aus Ungarn, ebenso wie die jetzige zeitweilige Befreiung von dem Druck. Hiezu kam der Besuch ungarischer Politiker in Belgrad, der eine Übersetzung der Fiumaner Resolution ins Serbische sein sollte. Es wurde dort von Serben und Ungarn Bosnien als serbisches Land bezeichnet und die Forderung ausgesprochen, daß die Truppen unserer Monarchie Bosnien räumen sollten.

Dies machte in den ernsten politischen Kreisen Kroatiens sehr böses Blut. Ohne Bosnien hat der Besitz Dalmatiens keinen Halt. Dalmatien, die Wiege des Kroatentums, kann nie und nimmer von einem Balkanstaat gehalten werden, es bedarf vielmehr des Schutzes eines großen und mächtigen Reiches, einer großen und starken Flotte.

Das erste Auftreten der siegreichen kroatischen Opposition in Budapest und besonders in den Delegationen war kein sehr glückliches. Zudem zeigten sich die politischen Neulinge noch immer widerspenstig gegen die Ratschläge des Ministerpräsidenten, der die Regierung einer Partei nicht anvertrauen konnte, die nur über ein Drittel der Landtagsmandate verfügt und außer der lyrischen Fiumaner Resolution kein Programm hatte. Der Ungefügigkeit der neuen Regierungsanwärter setzte der Ministerpräsident passiven Widerstand entgegen und Kroatien blieb fast drei Monate ohne parlamentarische Regierung. Endlich wurde die von den Resolutionisten vorgeschlagene Regierung doch ernannt. Um welchen Preis, das ist noch nicht bekannt. Allem Anschein nach akzeptierten die Resolutionisten pur et simple das Ausgleichsgesetz und ließen alle ihre Forderungen fallen. Es wäre ein Glück, wenn es dabei sein Bewenden hätte. Die Art und Weise, wie Mažuranić im Jahre

1873 ans Ruder kam und die erſten Enuntiationen des Miniſteriums Weckerle laſſen Befürchtungen berechtigt erſcheinen. Die Verſicherung der Fiumaner Reſolutioniſten, daß ſie die Ungarn in ihrem Kampf um die Unabhängigkeit unterſtützen wollen, iſt heute nicht mehr aktuell. Zur Zeit des Konfliktes wegen der Kommandoſprache hatte ſie einigen dekorativen Wert. Die Ungarn ſchätzten den reellen Wert dieſer Erklärung nie ſehr hoch ein, weil ſie genau wiſſen, daß dieſe Verſicherung nicht der Ausdruck der kroatiſchen Volksſeele iſt. Dem entſprechend ſehen auch die Gegenleiſtungen aus.

Die Regierung wurde drei Männern anvertraut, von denen zwei außerhalb der Parteien ſtehen und die Fiumaner Reſolution nicht unterſchrieben haben, während der Banus-Stellvertreter auf Grund des Programmes der Nationalpartei gewählt wurde. Es muß den neuen Männern das Zeugnis ausgeſtellt werden, daß ſeit ihrem Sieg die konſtitutionellen Freiheiten, namentlich die Preßfreiheit und das Verſammlungsrecht, geachtet werden, ſo daß der Sturz der Nationalpartei zunächſt als die Befreiung von einem ſchweren Druck empfunden wird.

In Kroatien ſtehen einander nunmehr bloß zwei Parteien gegenüber: die kroatiſch-ſerbiſche Koalition als Regierungspartei, welche die Grundſätze aller bisherigen unioniſtiſchen Parteien vertritt, und als Oppoſition die kroatiſche Unabhängigkeitspartei, welche ihr Vaterland gleichberechtigt mit anderen Völkern in den Rahmen der habsburgiſchen Monarchie eingefügt wiſſen will. Die neue kroatiſche Regierungspartei iſt nicht homogen, wie es die Nationalpartei war, aber ſie wird noch eine Zeitlang von der Popularität ihrer oppoſitionellen Vergangenheit leben; dann aber, wie alle bisherigen Parteien, an dem ungariſchen Zentralismus zu grunde gehen, der wie früher auch diesmal bei Gelegenheit des Regierungswechſels Vorſtöße machen wird. Die inneren Gegenſätze in der nunmehrigen Regierungspartei werden gar bald hervortreten. Die konſervativen Mitglieder verſchiedener Schattierungen leben ſchon jetzt miteinander und mit den jungen Realiſten, welche ſich lebhaft vordrängen, in Fehde. Die Serben werden auch ihre Forderungen zu realiſieren verſuchen. Die Oppoſition ſteht vorläufig, Gewehr bei Fuß, beobachtend bei Seite und läßt die neue Regierung gewähren. Das Geplänkel ſeitens der jetzigen Regierungspartei hört aber trotzdem nicht auf. Man wird ſich bemühen, die kroatiſche Unabhängigkeitspartei zu vernichten. Namentlich ſeitens der Serben wird dieſe Partei lebhaft bekämpft, denn ſie ſteht den ſerbiſchen Hegemoniebeſtrebungen und der ſerbiſchen Idee gegenüber auf dem Standpunkte ſtarrer Negation, ſie kennt auf dem kroatiſchen politiſchen Territorium nur die kroatiſche politiſche Nation.

Die kroatiſche Unabhängigkeitspartei bekämpft die ſerbiſche Propaganda in Bosnien und hat unter den Mohammedanern und Katholiken große moraliſche Eroberungen gemacht, ſie treibt demnach in den Okkupationsländern gute habsburgiſche Politik. Die Mohammedaner in Bosnien werden ſich naturgemäß dem Stärkeren zuneigen. Da ſie faſt die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, ſo werden

sie entscheiden, ob Bosnien ein kroatisches oder ein serbisches Land wird. Was letzteres bedeutet, ist klar. Es ist demnach die Erstarkung der kroatischen Idee jedenfalls von großem Interesse für das habsburgische Gesamtreich, sie ist auch von großem kulturellen Interesse, da die Kroaten die westliche Zivilisation vertreten.

Die volkstümliche kroatische Unabhängigkeitspartei, die den populären Namen der Starčević-Partei trägt, hat sich im Laufe der Jahre normal entwickelt und sich im Jahre 1894 auf die Basis eines möglichen und durchführbaren Programmes gestellt. Sie ist heute eine legitimistische, dynastische, patriotische Partei, verlangt und sucht von keiner Seite Unterstützung oder Förderung, sucht keinerlei Verbindungen und hat ihre Stütze nur in dem kroatischen Volk. Sie hält sich für die Zukunft die Hände frei und denkt jetzt in den Zeiten des Kampfes noch nicht an die Friedensbedingungen. Sie wird aber eine günstige Gelegenheit jedenfalls besser auszunützen verstehen, als dies von anderen kroatischen Parteien der Vergangenheit und der Gegenwart geschehen ist.

Die Reform unserer Mittelschule.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

Daß unsere heutige Mittelschule den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entspricht, ist eine so häufig wiederkehrende Behauptung, daß selbst ihre überzeugtesten Anhänger an dieser ohne ernste Prüfung nicht vorübergehen können. Auf jeden Fall würde es eine große Oberflächlichkeit des Urteils verraten, wenn man sich durch mancherlei unberechtigte, aus dem großen Publikum stammende Kritiken oder unvernünftige Vorschläge bestimmen ließe, von einer ernsten Überlegung Abstand zu nehmen. In der Tat lehrt uns schon ein flüchtiger Blick auf die kulturgeschichtliche Entwicklung Mitteleuropas oder unseres Vaterlandes den enormen Umschwung aller Verhältnisse kennen, der sich in der kurzen Spanne eines halben Jahrhunderts vollzogen hat. Die Entstehung des Organisationsentwurfes unserer Gymnasien fällt zeitlich nahezu mit dem Regierungsantritte unseres Kaisers zusammen, und es ist wohl überflüssig, des näheren auseinanderzusetzen, welche Bedeutung dieser Zeitepoche in der inneren Entwicklungsgeschichte Österreichs zukommt. Was war das Österreich vor 1849 und was ist das Österreich von heute? Bei aller Anerkennung der unzweifelhaften Verdienste der Schöpfer des Organisationsentwurfes von 1849 müßte es doch sehr sonderbar in dieser Welt zugehen, wenn ihr Werk noch heute den Anspruch erheben könnte, als Grundlage unseres ganzen Mittelschulsystems angesehen zu werden.

Zwei Umstände sind es vor allem, die auf die Entwicklung unseres Schulwesens von ausschlaggebender Bedeutung sein müssen: erstens der großartige, in keiner früheren Kulturperiode gleich mächtige Umschwung unserer gesamten sozialen

Verhältnisse, wie er durch die riesige Bevölkerungszunahme Europas und die großartigen technischen Errungenschaften des XIX. Jahrhunderts bedingt wurde; zweitens der nicht minder kolossale Dimensionen tragende Fortschritt der Wissenschaft, die so recht eigentlich erst ein Kind des XIX. Jahrhunderts genannt werden kann. Der erste Umstand muß bestimmend sein für das Ziel, das sich die heutige Mittelschule zu setzen hat, und das nicht mehr das gleiche bleiben kann wie vor 50 Jahren, der zweite für die Mittel, durch welche dieses Ziel zu erreichen sein wird.

Vor etwas mehr als hundert Jahren war das Ziel der Mittelschule, beziehungsweise des allein vorhandenen Gymnasiums die klassische Bildung. Mitteleuropa war damals noch von Barbaren bewohnt (man denke nur an die Religions- oder Raubkriege), die kaum die Kulturstufe der Solonischen Zeit erreicht hatten. Was war daher natürlicher, als auf die vorhandenen Schätze einer geistig höher stehenden Zeit hinzuweisen und in ihnen seine Ideale zu suchen? Was ist aber dafür auch verkehrter, als heute allen Ernstes Zitate aus jener Zeit als beweiskräftig ins Treffen zu führen! Das Ideal der klassischen Bildung wurde abgelöst durch das der allgemeinen Bildung. Man erkannte die Notwendigkeit auch einige Elemente der Kultur der eigenen Zeit in das Bildungsprogramm aufzunehmen. Durch die große innere Verschiedenheit dieser beiden Faktoren entstand nun aber jener Zwiespalt, an dem die Schule noch heute krankt. Es galt, über alles mögliche, wenn auch nur ziemlich oberflächlich, orientiert zu sein, um als gebildet gelten zu können. Es dürfte kaum eine zweite Zeitepoche geben, die für das deutsche Geistesleben so traurig und beschämend wäre als die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Europas geistige Führung ging damals an die Nationen des Westens verloren. Noch viel unmöglicher ist es heute, durch die Mittelschule irgend eine nennenswerte allgemeine Bildung zu vermitteln, da die einzelnen Wissenschaften alle derart angewachsen sind, daß auch nur eine Einführung in sie auf der Schule längst zur Unmöglichkeit geworden ist. Und dann, welchen Wert soll eine allgemeine Bildung haben, die aus ein paar zusammenhanglosen Wissensbrocken besteht? Ist es nicht vielmehr schon aus allgemein pädagogischen Gründen Pflicht der Schule, auf ein einziges Ziel alle Kräfte des Zöglings zu sammeln? Kann Zerstreuung das Ziel eines wahrhaften Unterrichtes bilden? Gerade das Vielerlei des Unterrichtsstoffes — durchaus nicht das Quantum an sich — ist es, das ermüdend und nervenabspannend wirkt. Die Schule muß sich bescheiden lernen, sie muß zufrieden sein, wenn sie ein Ziel — ihr Hauptziel — wirklich erreicht. „Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen" sagt schon Goethe, derselbe, den man so gerne als Musterbeispiel für die allgemeine Bildung anzuführen pflegt. Ja er äußert sich noch viel drastischer: „Allgemeine Bildung und alle Anstalten hiezu sind Narrenpossen". Trifft es sich, daß die Mittelschule ohne Beeinträchtigung ihrer eigentlichen Aufgabe noch andere Ziele verfolgen kann, so wird das gewiß gut und nützlich sein, doch darf deshalb der Erfolg in der Hauptsache nicht in Frage gestellt werden.

Das eigentliche Ziel einer Mittelschule kann aber doch nur die Vorbereitung auf das akademische Studium sein. Im Gegensatze zur Volksschule hat die Mittelschule kein eigenes Ziel; ihr Abiturient ist fürs Leben nicht vorbereitet; und so lautet ja auch die Formel auf dem Abgangszeugnis: „reif für den Besuch einer Universität (technischen Hochschule)". Die Frage ist nun, erfüllt die Mittelschule wirklich diesen ihren Zweck? Und diese Frage kann nur entschieden verneint werden, wie sich leicht in ganz objektiver Weise nachweisen läßt. Der Mediziner, Pharmazeut, Montanist, Agronom und Techniker muß sich ja erst auf der Hochschule jene Vorbildung erwerben, deren er als Vorbereitung für sein eigentliches Fachstudium bedarf. Denn sind etwa Physik oder Chemie medizinische Gegenstände? Oder muß nicht der Techniker im ersten Semester selbst auf den Besuch allgemein physikalischer oder mechanischer Vorlesungen verzichten, weil seine mathematischen Vorkenntnisse hiezu nicht ausreichen? Und daß die Mittelschule in formaler Hinsicht eine geeignete Vorbereitung etwa für den Mediziner abgeben würde, läßt sich gewiß noch weniger behaupten. Die heutige Schule erfüllt somit nach wichtigen Richtungen ihre Hauptaufgabe nicht.

Denken wir an die Ausdehnung und Vertiefung, welche heute alle Wissenschaften aufzuweisen haben, so müssen wir uns sagen, daß eine gleichzeitige Vorbereitung auf alle oder doch so viele von ihnen, als sich das heutige Gymnasium vornimmt, ein Ding der Unmöglichkeit geworden ist und daß sich dieser Übelstand von Jahr zu Jahr immer fühlbarer geltend machen wird. Es wird daher auch Österreich nichts anderes übrig bleiben, als dem Beispiele der meisten andern Kulturstaaten zu folgen und in seinem Mittelschulsystem eine weitere Gabelung in drei bis fünf Zweige eintreten zu lassen.

Eine Reihe von Fragen, wie z. B. die der Reifeprüfung, wird dann von selbst ihre Erledigung finden. Heute quält man sich mit dem unmöglichen Problem, Reife zu prüfen, ohne Anforderungen an das Wissen zu stellen und wundert sich über den großen Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis dieser Prüfung. Hat einmal eine entsprechende Gabelung in den Oberklassen der Mittelschulen stattgefunden so wird es sich von selbst verstehen, daß der Abiturient in seinen Hauptgegenständen ein entsprechendes Wissen an den Tag zu legen haben wird, das dann gerne auch erworben wird, nachdem der Schüler ja weiß, daß es in der Richtung seiner künftigen Studien gelegen ist. Eine Prüfung in den anderen Gegenständen wird aber entbehrlich.

Hand in Hand mit dieser Umbildung der Oberstufe hätte ihre freiere Ausgestaltung zu gehen, so daß die Zahl der wahlfreien Fächer eine größere würde und der Lehrplan des Einzelnen individuellen Bedürfnissen angepaßt werden könnte. So gibt es z. B. an amerikanischen Colleges eine Lernfreiheit, die vom Leiter ausgeübt wird, der jedem Studenten den für ihn passenden Lehrplan zusammenstellt.

Die zweite wichtige Kardinalforderung, die an die Mittelschule herantritt, betrifft die Reform der Unterrichtsmethode. Das XIX. Jahrhundert war ein Jahrhundert der Wissenschaft und vor allem dadurch ausgezeichnet, daß es wissenschaft-

liche Betrachtungsweisen auf Gebieten zur Geltung gebracht hat, die vordem davon ganz ausgeschlossen gewesen sind. Eines von diesen ist auch das Gebiet des Unterrichts und der Erziehung. Hier wird es sich nun darum handeln, an Stelle voreiliger und haltloser philosophischer Hypothesen und Spekulationen, die sicheren Ergebnisse der psychologischen, medizinischen und sozialen Wissenschaften zur neuen Grundlage zu gestalten. Es ist eine wesentlich falsche Psychologie, auf der Herbart und seine Jünger ihr pädagogisches System aufgebaut haben. Ihr verhängnisvoller Fehler ist der sogenannte Intellektualismus, d. h. der Glaube, daß Vorstellungen das einzig Wirkliche sind und alle Einwirkung auf den Zögling daher auf dem Wege der Zuführung geeigneter Vorstellungsmassen zu geschehen habe. Darauf basiert die Lehre von der erziehenden Macht des Unterrichtes und daher stammt auch die für unser Schulwesen charakteristische Überschätzung des Wortwissens. Heute ist es wohl schon zur Genüge bekannt, daß die schönsten Morallehren nur wenig nützen und daß sich durch Buchgelehrsamkeit keine Ethik erreichen läßt. Immer mehr stellt es sich heraus, daß die Erziehung des Willens die Hauptaufgabe der Pädagogik zu bilden habe und daß diese Erziehung nur durch Übung im praktischen Handeln erworben werden kann. Es gibt nichts Sittlicheres als Arbeit, d. h. bewußte, auf ein Ziel gerichtete Sammlung aller unserer Kräfte. Herbarts Fehler war es, den Menschen als denkendes Wesen vorauszusetzen, während er in erster Linie doch ein handelndes ist, das verhältnismäßig selten den Umweg über die Vernunft als Regulativ seiner Tätigkeit wählt. Jeder Unterricht müsse in Reaktionen fortschreiten, sagt daher mit Recht James, der große amerikanische Psychologe, auf dessen köstliches Buch über Psychologie und Erziehung ich hier für eine nähere Begründung nur verweisen kann.

Nicht minder wie vom Standpunkte der Ethik muß auch von dem der Physiologie und Psychologie aus die Forderung aufgestellt werden, die Arbeit in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu stellen. Der Tätigkeitstrieb, der Spieltrieb sind dem Kinde angeboren; der Pädagoge hat sie zu benützen aber nicht zu bekämpfen. Richtig geleitet können sie ebensoviel Gutes stiften wie unter jetzigen Verhältnissen Schlimmes. Man muß den Knaben Gelegenheit geben, ihren Tätigkeitsdrang in einem für das Wohl der Erziehung dienlichen Sinne äußern zu können.

Herbart betonte bereits die Wichtigkeit des Interesses für den Unterricht. Es ist eine psychologische Tatsache, daß die sogenannte willkürliche (d. h. in der Schule erzwungene) Aufmerksamkeit nur von kurzer Dauer sein kann und daher didaktisch nur wenig in Betracht kommt. An der Sache selbst muß ein Interesse erzielt werden können, freilich nicht durch einen raschen Wechsel eines bunten Vielerlei, das ganz wertlos wäre, sondern durch ein Anknüpfen an den Vorstellungskreis des Kindes und Erweckung des Interesses für ein bestimmtes Ziel. Daß hingegen jeder einzelne Schritt im Unterricht interessant im Sinne von amüsant sein müßte, ist damit durchaus nicht gesagt und vertrüge sich schlecht mit dem sittlichen Ernst, den jede Arbeit im Dienste der Erziehung haben muß.

Eine weitere gewichtige Stimme bei jedem Erziehungssystem gebührt der medizinischen Wissenschaft. Schulhygienische Forderungen sind heute zum Teil sogar sehr modern, doch begegnet man noch immer den seltsamsten Gegensätzen. Auf einer Seite Vorschriften, die ins kleinste gehen, auf der anderen Verstöße allergröbster Art. Ich erwähne als Beispiel nur den Nachmittagsunterricht oder die Stundenüberbürdung auf der Realschule. Die beste Schulhygiene besteht aber jedenfalls darin, daß man die Schäden die man bekämpfen will, gar nicht erst entstehen läßt und das kann nur durch einen rationellen Erziehungsplan, der auf eine harmonische Ausbildung ausgeht, ermöglicht werden. Heute haben wir eine Ausbildung des Geistes für sich und eine allerdings mangelhafte Ausbildung des Körpers für sich. Das, was uns nottut, ist vor allem eine harmonische gemeinsame Erziehung beider. Die körperliche Arbeit muß in den Dienst der geistigen Ausbildung gestellt werden und die Erziehung des Geistes nicht in abstrakten Regionen, sondern im engen Anschluß an die körperliche Wirklichkeit erfolgen. Erziehung der Sinne, der Hand, Ausführung von körperlichen Bewegungen zu wissenschaftlichen Zwecken, Anschluß des Denkens an die Umgebung des Schülers, das ist es, was uns noch gänzlich abgeht. Das zu erreichen ist wieder der Arbeitsunterricht das hervorragendste Mittel.

Ich betrachte daher die Umgestaltung des Mittelschulunterrichtes auf Grund des Arbeitsprinzips als eine der dringendsten kulturellen Aufgaben der Gegenwart. Leider sind wir jetzt schon andern Kulturstaaten gegenüber in dieser Hinsicht im Rückstand. Amerika und England haben bereits ihren naturwissenschaftlichen Unterricht auf die neue Grundlage gestellt, Frankreich hat in seinen Realschulen praktische allgemein verbindliche physikalische Schülerübungen eingerichtet, Deutschland besitzt eine ganz auf diesem Prinzip aufgebaute Privatschule (Wertheim a. M.) und kürzlich hat der Magistrat der Stadt München auf Veranlassung des Schulrates Dr. Kerschensteiner beschlossen, vom Jahre 1907 ab den Unterricht in der achten Volksschulklasse auf diese Grundlage zu stellen. Schwierigkeiten wird es natürlich wie bei jeder neuen Einführung geben, aber sie werden nicht unüberwindlich sein. Selbst dort, wo Geldmittel zur Errichtung von Schülerwerkstätten fehlen, steht uns ein großes und schönes Laboratorium kostenlos zur Verfügung, das Laboratorium der Natur. Um darin arbeiten zu können, bedarf es vor allem der Zeit. Darum fort mit jedem theoretischen Nachmittagsunterricht! Der Nachmittag muß von 12 Uhr ab frei bleiben (wenn um 8 Uhr begonnen wird), teils für den praktischen Unterricht, teils zur körperlichen Kräftigung oder Erholung. Eine wichtige unerläßliche Forderung ist auch der obligatorische Zeichenunterricht zum mindesten in den unteren Klassen sämtlicher Mittelschulen; er ist wichtiger als der Unterricht in einer fremden Sprache.

Und wenn wir jetzt einen Rückblick werfen auf das hier gezeichnete Zukunftsbild, so sehen wir, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Typen der Mittelschule in den unteren Klassen nicht mehr bestehen bleibt. Denn wenn der

Unterricht an die natürliche Umgebung des Kindes anknüpft, wird er in den ersten Jahren naturgemäß überall so ziemlich der gleiche sein müssen und die Differenzierung wird erst später zu beginnen haben. Ein Unterschied kann in der Wahl der Fremdsprache bestehen bleiben; bei dem großen Interesse aber, das alle Eltern an einer weiter hinausgeschobenen Berufswahl besitzen, ist es nur zu wünschen, daß er zu keiner unüberschreitbaren Schranke umgewandelt werde. Die einheitliche Mittelschule ist nur auf der Unterstufe möglich, dort aber sollte sie auch faktisch verwirklicht werden.

Venezianische Geschichte.

Von Oswald Redlich.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Der Leu der Republik, er liegt erschlagen
Und öde feiern seiner Kerker Räume.

Die Verse Platens, wem zauberten sie nicht die einzige Stadt vor die Seele, Kanäle und Paläste, San Marco und Rialto, Glanz und Ruhm, aber auch die Schauer ihrer Geschichte und die Vergänglichkeit menschlicher Größe. Die Beherrscherin des Meeres, die Weltstadt des Handels, das merkwürdige Staatswesen, das Jahrhunderte scheinbar unerschüttert und unverändert durchlebte, die Stadt Dandolos und Marco Polos, aber auch Tizians und Tintorettos — welche Fülle, welche Vielseitigkeit geschichtlichen Lebens! Reizvoll, doch schwer für den Historiker es zu schildern, erschwert noch dadurch, daß in Venedig, gleichwie im alten Rom, Tradition und die Historiographie späterer Zeiten ein Gewebe von Legenden über die ältere Geschichte des Staatswesens spannen, das bis ins XIX. Jahrhundert das wahre Bild von Venedigs Entwicklung verschleiert hat.

In den letzten Dezennien haben sich italienische und deutsche Forscher erfolgreich an der Enthüllung dieses Bildes versucht. Aber es fehlte noch eine zusammenfassende, moderne Darstellung der Geschichte Venedigs. Nun hat ein jüngerer österreichischer Historiker, Archivdirektor und Privatdozent Dr. Heinrich Kretschmayr, mutig die große Aufgabe in Angriff genommen und glücklich den ersten Band einer „Geschichte von Venedig" vollendet.* Dieser reicht bis zum Jahre 1205. Da schließt mit den Erfolgen des sogenannten vierten Kreuzzuges die erste Periode venezianischer Geschichte. Venedig hatte sich ein Reich in der Levante errungen, es war die Herrin der Adria, es war eine Großmacht der damaligen Welt geworden. So ist es das Aufsteigen der Lagunenstadt aus kleinen, dunkeln Anfängen zu wachsender Bedeutung, was dieser erste Band zu schildern hatte.

In mancher Beziehung wohl der schwierigste Teil der ganzen venezianischen Geschichte. Es heißt sich losmachen von alteingewurzelten Vorstellungen. Schon der Ursprung des Lagunenstaatswesens muß berichtigt werden: nicht die Flüchtlinge vor den Hunnen, son-

* Heinrich Kretschmayr, Geschichte von Venedig. I. Band (bis zum Tode Enrico Dandolos). Gotha. F. A. Perthes, 1905.

dern vor den Langobarden waren es, die seit 568 Seevenetien begründeten. Nicht auf ununterbrochenen römischen Institutionen, nicht ganz autonom hat sich Venedig dann entwickelt, sondern auf Grund der byzantinischen Einrichtungen seit dem Ende des VI. Jahrhunderts. Der Kaiser in Konstantinopel war der Herr des Lagunenlandes, byzantinisch waren die maßgebenden Einflüsse. Venedig wurde für lange Zeit der westlichste Vorposten griechischer Kultur. Und als diese direkten Einflüsse des Ostens schwanden, vollzog sich auch die weitere Entwicklung Venedigs nicht so singulär, so ganz abseits vom Gang der Dinge auf der umgebenden terra ferma, wie es die venezianische Historiographie später darstellte und wie man es bis vor kurzem annahm. Die große Bewegung gegen die monarchischen, stadtherrlichen Gewalten von Seite der alten adeligen Geschlechter hat, wie sonst in Italien, auch in Venedig Ende des X. und im XI. Jahrhundert eingesetzt und im XII. Jahrhundert zum Siege der Aristokratie geführt.

Galt es einerseits für den Darsteller, diese Zusammenhänge mit den allgemeineren Entwicklungen im Osten und Westen klarzulegen, so war es nun anderseits seine Aufgabe, auch die Besonderheiten aufzuspüren, zu verfolgen und zu bewerten, welche ja zweifellos die Geschichte Venedigs auszeichnen und zur Entfaltung eines doch ganz besonders gearteten Gemeinwesens führten. Da ist die Eigenart der Lage und ihre geschichtlichen Wirkungen: sie werden in den Kapiteln über die „Entstehung einer heimischen Kultur" (S. 67 ff.) und über das „Durchdringen der Geldkultur" (S. 160 ff.) anschaulich dargelegt; die wachsende See- und Handelsmacht, das frühe Überwiegen der Laienkultur, die gänzliche Ausschaltung des geistlichen Elementes aus dem Staatswesen. Da ist ferner die Mischung westlicher Zugehörigkeit mit den Interessen und Einflüssen des Ostens. Auch Genua, Pisa waren große Handelsmächte der Levante, aber sie selber blieben unberührt von östlichen Elementen, sie lagen zu westlich. Venedig aber, an der alten Grenze des Westens und Ostens in Politik und Kultur, errang nach und nach die Herrschaft über das Grenzmeer des Westens und Ostens, die Adria. Venedig konnte daher unmöglich unbeteiligt bleiben bei den großen Fragen und Kämpfen, die aus den politisch-religiösen Gegensätzen des Ostens und Westens erwuchsen, in den Kämpfen um die Vorherrschaft im Osten. Es mußte Partei ergreifen zwischen Sarazenen und Griechen, zwischen Normannen und Griechen, in den Kreuzzügen, gegenüber der staufischen Weltpolitik. Lange Zeit an der Seite von Byzanz hat Venedig dann Byzanz selbst erobert.

Die Geschichte Venedigs bietet so ein wundersames Beispiel enge ineinandergewobener örtlicher und allgemeiner Einflüsse, unlöslicher Verknüpfung äußerer Ereignisse mit inneren Entwicklungen des Staates, der Rückwirkung einer ausgesprochenen Handels- und Geldmacht auf den gesamten Charakter des Gemeinwesens, auf den Geist des Staates und Volkes. Unsere moderne Geschichtswissenschaft hat wieder gelernt, solche Aufgaben zu erfassen und ihre Lösung zu versuchen. Kretschmayr hat sich in diesem Sinne sein Ziel gesteckt und wir dürfen mit Befriedigung sagen, daß er es rühmlich erreicht hat. Er ließ es an kritischer Durchdringung des Quellenmaterials nicht fehlen — Zeugnis dafür die gute Übersicht der venezianischen Historiographie und die eingehenden Anmerkungen und Exkurse, die kritisch gesichteten Listen der Dogen und der Patriarchen im Anhange (S. 385—503). Kretschmayr besitzt aber auch die Gabe, die Masse älterer und neuerer Spezialliteratur zu beherrschen, aus spärlichen Quellen vorsichtig kombinierend Ergebnisse zu gewinnen, aus reichlichen Quellen — man lese die Geschichte des vierten Kreuzzuges

(S. 280 ff.) — umsichtig auswählend eine kräftige und anschauliche Darstellung zu gestalten. Er weiß Persönlichkeiten lebendig zu charakterisieren und manch feines Stimmungsbild aus dem Leben des ältesten Venedig zeugt von einer nicht gewöhnlichen Kunst der Schilderung. „Allen den Freunden und Verehrern der unvergleichlichen Stadt ein liebes Bild nicht mit trockener Gelehrsamkeit zu verdüstern" (Vorwort), dabei aber doch die streng wissenschaftliche Grundlage zu wahren, das ist dem Verfasser gelungen.

So ist dies Buch eine Leistung, an der wir uns freuen dürfen. Die weitere Forschung wird ja mit dem auch für die älteren Zeiten noch keineswegs erschöpften Material der venezianischen Archive gar manches berichtigen, ergänzen — so erschien fast gleichzeitig mit Kretschmayrs Werk eine wertvolle Studie über die Entstehung des Kapitalismus in Venedig von Reinhold Heyman — dem kann keine zusammenfassende Darstellung größerer Zeiträume entgehen. Aber dies rechtfertigt niemals ein so gehässiges Urteil, wie es ein höchst voreingenommener Kritiker in den „Preußischen Jahrbüchern" (1906, Jänner) sich anmaßte, der nichts Gutes an dem Buche Kretschmayrs zu finden vermochte. Dieser mag sich trösten. Berufenste Kenner venezianischer Geschichte in Italien und Deutschland, wie Cipolla und Simonsfeld, haben seinem Buche warme Anerkennung gezollt und Simonsfeld hat jene ungerechte Beurteilung energisch zurückgewiesen (Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung", 1906, Nr. 157, 158). Kretschmayrs Geschichte von Venedig wird, gleichwie andere bemerkenswerte Werke der letzten Zeit, beweisen, daß auch die junge Generation unserer österreichischen Historiker Mut und Geschick zu Geschichtswerken größeren Stiles besitzt.

Gottes Liebling.

Von Hans von Hoffensthal.

Seht, da geht Johannes Hofer, den sie den Dorfnarren nennen, in den Wald.

Er geht hochaufgerichtet und steuert langsam gegen den Wind, der im Roggen Wellen schlägt, steuert unverdrossen dagegen an, so wie ein tapferes, starkes Fahrzeug gleichmütig und ruhig seinen Weg zieht.

Es ist Arbeitstag. Aber Johannes hat keine Axt, wenn er in den Wald geht.

Es ist kalt und windig. Aber Kälte und Wind kümmern ihn wenig. Sie und die Sonne haben ihn stark gemacht und sein Gesicht gebräunt.

Er geht mit leeren, ruhenden Händen und singt — — — —

Es kommt vor, daß sich die Hand des Herrn so schwer auf eines Menschen Schulter legt, daß dieser das Atmen darüber vergißt und gleich stirbt. Den hielt Gott für zu schwach, daß er die Erinnerung an das Unglück, das ihn überkommen, weiter trüge. Anderen gab der Herr von Anbeginn an einen leichten und gleichmütigen Sinn, der sie ein Mißgeschick vergessen läßt und ihnen schonend über trübe und unliebsame Folgen hinweghilft.

Es kann sich indes ereignen, daß das Schicksal einem ernsten und schwerlebigen Menschen einen Schlag versetzt, der wohl nicht ausreichend war, ihn zu töten, aber schwer und schmerzvoll genug traf, daß er Zeit seines Lebens nie sich davon erholte.

Für einen solchen Fall steht der Güte Gottes ein besonderes Trostmittel zur Verfügung, um jeden Schmerz zu lindern, jedes Leid durch Freuden zu ersetzen und Vergessen zu schenken.

In einem solchen Falle nämlich gibt der Herr dem, den er lieb hat, friedvolle Armut des Geistes.

* * *

Zum vierten Male jährt sich des Dorfes Kollmann ernster Tag.

Damals war Johannes, des Hoferbauern von der Lärchenhöhe Sohn, vierundzwanzig Jahre alt. Er war groß, ein wenig versonnen und nachdenklich, unnützem, zähem Grübeln dann und wann, meist grundlos, verfallen. Wenn er den schweren Pflug durch Vaters Acker führte, hielt er sich trotz seiner Jugend tief gebeugt. Da schien es, als hälfe er schon jetzt mitschleppen an der schweren Last, die der Bergbauer vom Ritten sein ganzes Leben auf den Schultern trägt. Der Berg ist steil, der Boden felsig und hart, und immer sitzt die Not in einem der kleinen Höfe zu Gast.

Als seine Zeit der Werbemonde kam, fiel seine Wahl auf ein Mädchen, das in Kollmann, am Fuße des Berges, daheim war. Hart am Finsterbache, der, meist wasserarm, seinen Quell über massiges Geröll dem Eisach entgegen zu Tal schleppt, stand das Haus, in dem Klara wohnte. Sie war zwanzigjährig, hübsch, brünett und konnte, was Anmut und Liebreiz betraf, sich wohl mit jeder am Berge messen. Aber sie war ein unehelich Kind, nicht eben begütert, und ihre Mutter stand darum, trotz rechtschaffener Tüchtigkeit, bei niemand gerade in Ansehen.

Da verdroß denn diese Liebschaft Johannes' Vater, der für seinen Einzigen eine andere Verbindung lieber gesehen hätte, und, da es unter Bauern nicht üblich ist, mit Bedenken und Gegengründen zurückzuhalten, bekam Johannes Vaters Widerstand hart und alltäglich zu spüren.

Das nützte nichts, sondern hatte nur zur Folge, daß der Sohn gegen den Vater in Trotz kam und sich in den Kopf setzte, von dem Mädchen nicht mehr zu lassen. Und da ihm Vaters ständiges Grollen zuwider und quälend war, ging er vom Elternhofe fort und nahm in Barbian, das unweit Kollmann an der Lehne liegt, bei einem Bauern als Knecht Stellung.'

Vorerst war der Verkehr der beiden ein scheues, zartes Sichgernehaben, ohne daß Klara ihrem Geliebten je eine größere Vertraulichkeit gewährt hätte. Denn ihre Mutter, die seinerzeit einem Verführer erlegen war, hatte ihr einziges Kind mit Bedacht und viel Vorsicht erzogen und schon früh seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt, einem gleichen Schicksale zu entgehen. So hielt sich denn Klara den Lehren der Mutter eingedenk und gebot ihren eigenen Wünschen, dem Geliebten sich völlig zu schenken, tapfer und beherzt.

Sie trafen sich, meist abends, am Rande des Dorfes und gingen, von ihrem künftigen Glücke redend, eine Weile nebeneinander, bis Klara wieder nach Hause mußte. Johannes fügte sich in den Verzicht, den ihm die standhafte Ehrbarkeit des Mädchens auferlegte, und duldete sich mit dem Troste, daß er einmal eine brave und reine Frau in die Ehe bekäme. Darum beschied er sich und löste jedesmal, wenn er, erregt geworden, sie heiß umfing, und sie ihn darauf bat, sie zu schonen, seine Arme von ihrem Körper und sagte:

„So wart ich denn, bis es Frühjahr wird. Dann bist du meine Frau und wirst dich wohl nicht mehr wehren. Und wenn ich sicher bin, daß du auch keinem anderen etwas Zärtliches erlaubst, dann bin ich zufrieden."

„So weit wirst du mich wohl kennen“, gab sie ihm darauf zurück und küßte ihn scheu und mädchenhaft bange zum Abschied.

Er glaubte ihr fest vertrauend, ebenso wie sie selbst entschieden und bestimmt jede Möglichkeit, ihren Geliebten je hintergehen zu können, für undenkbar hielt. Sie wußte nicht, daß oft die Besonderheit einer einzigen Stunde, ein Zufall vielleicht, sich über die Vorsätze einer langen Zeit achtlos hinwegsetzt, daß manchmal ein Wort eine Erfüllung erreicht, die vielen langen Bitten überlegt verwehrt worden war. Sie wußte nicht, daß der Mensch, der einer ihm bekannten, sichtbaren Gefahr ausweichen will, oft hinterrücks einer anderen, verborgenen, erliegt, daß mancher da fällt, wo er eine Gefahr nicht ahnte, nicht sah.

Ein Schmiedgeselle, der schräg ihrem Hause gegenüber wohnte und sie mit Anträgen, heißen Blicken und Grüßen umwarb, hatte bisher für alles, was er bot, nur ein freundschaftliches Entgegenkommen erhalten, das herzlich und natürlich gemeint, seinen weiteren Wünschen aber doch nur eine Absage war. Sein frisches, fröhliches Wesen, das sich von dem stillen, ernsten Grübeln ihres Geliebten durch seine Heiterkeit unterschied, berührte das Frohe in ihr angenehm und vertraut. Auch gefiel ihr sein hübsches Gesicht und seine klare Stimme, mit der er sein Hammerspiel vom frühen Morgen an begleitete. Aber da sie Johannes' Braut war, hatten alle Bemühungen des Gesellen, das Mädchen zu erringen, keinen Erfolg. Sie sah ihn gerne, sprach gerne mit ihm vor dem Hause ein paar Worte, die jeder hören konnte, und unterhielt sich mit ihm, so wie sie sich mit jedem anderen Bekannten unterhalten hätte.

So stand es mit ihr, als sich folgendes ereignete.

Es war im Juli. Nach Wochen eines klaren, tiefblauen Himmels, aus dem eine heiße Sonne von Früh bis Abend auf den Ritten niederbrannte, erhob sich gegen Mittag dunkles, dräuendes Gewölk. Das schob sich empor, wich wieder zurück und hockte dann auf den Bergkämmen im Osten auf.

Man erwartete ein Gewitter und arbeitete auf den Äckern hastig, schwer und atemlos, um das Korn, das in Garben bereit stand, zu bergen. Eine geschäftige, bange Eile saß in jedem Arm, hetzte die Beine und bog Nacken und Rücken der Feldleute.

Die Gewitterwolken ballten sich dichter, wurden dunkler und grollten dann und wann auf, wie ferne Geschütze, die ihren Ernst erst ankündigen und sich noch bereden, wann sie das heftige Feuer eröffnen sollen.

Es geschah noch nicht viel. Die angespannte Erwartung fand noch keine Lösung.

Es wurde Abend, als Klara mit den Knechten die vorletzte Kornladung einbrachte. Sie luden die Garben ab, jung und alt arbeitete angestrengt und hart. Der Geselle von der Schmiede legte den Hammer beiseite, trat vor die Tür und griff mit zu. Mit starken, rührigen Armen faßte er Bündel um Bündel und trug sie unter Dach.

Die frohe Ernteluft, die bei solchem Tun sich sonst immer der Landleute bemächtigt, war heute in der Hast und der Eile, mit der die Arbeit getan werden mußte, verkümmert und von dem Bangen vor dem drohenden Gewitter umschnürt. Was davon blieb, war ein heißes Atemholen, Zittern und unruhige Erregung, die in dem Ausdrucke glänzender, fieberiger Augen und roter, hartgespannter Gesichter sich spiegelte.

Der erste Schuß fiel. Donnern klirrte an die Fenster.

Der Schmied riß die Pferde herum und fuhr selbst mit, die letzten Garben zu laden. Die wurden aufgelegt, übereinander gestapelt, getürmt, das Seil ward darüber geworfen und zugeschnürt. Und die ersten Blitze huschten, glitten, zündeten durch das Dunkel.

Da fingen die Wetterglocken an zu läuten. Sie hallten in eine unheimliche Ruhe, rüttelten beängstigendes Schweigen wach, daß es kurz aufstöhnte und wieder in Schlaf zurücksank.

Es war noch immer nichts.

Die Wolken, die in großen Herden sich rings auf die Berge stützten und lagerten, schienen in eine tote Unbeweglichkeit verfallen zu sein, aus der sie sich nicht lösen konnten, und blieben in trüber, schwerer Stille liegen — — —. Die Leute hatten die letzten Garben geborgen, die Pferde abgeschirrt und versorgt und standen noch, die Müdigkeit des überhasteten Tagwerkes bleischwer in den Gliedern, vor ihren Türen, sahen ein letztesmal gegen Himmel, der dunkel und namenlos schwer sich niederzusenken schien, und gingen zur Ruhe.

Klara trat noch ein wenig abseits vom Hause und mühte ihren Blick durch das Dunkel den Fußsteig hinan gegen Barbian. Ob Johannes nicht käme?

Sie sehnte sich nach ihm, heute, wie ihr vorkam, besonders innig, besonders lebhaft. Sie sehnte sich nach dem Drucke seiner Hand, nach einem lieben Wort von ihm, das ihrer Erregung wohltäte, ihre Hitze besänftigte und die Bangigkeit von ihr nähme. Sie spähte eine Weile in die Nacht, hielt dann und wann den Atem an, ob sie nicht seinen Schritt von Ferne hörte — — — von Ferne hörte — — —.

Es blieb still. Die Grillen im Grase sangen.

Dann dachte sie, daß es vielleicht besser sei, wenn er heute nicht käme. Denn ihr Blut war so erregt — so ungeberdig — wenn er sie heute bäte — bei ihr bleiben zu dürfen — Mutter war seit zwei Tagen in der Stadt — sie wüßte nicht, ob sie die Kraft hätte, ihn gehen zu lassen.

Sie dachte darüber nach und wurde doch traurig, daß er nicht kam, und verfolgte den Fußpfad hinein in das Dunkel, so weit sie ihn sah, und nützte jede Bresche, die ein eiliger Blitz in die Finsternis schlug. Aber von Johannes sah sie nichts.

Als sie sich umwandte, kam der Schmiedgeselle vom Dorfe her auf sie zu. Seine Hand, die sich ihr entgegenstreckte, war von der Arbeit noch warm, und sein ganzer Körper, der ihrem nahestand, dampfte ein wenig. Er sprach leise auf sie ein — sie schüttelte den Kopf — er beugte sich zu ihrem Ohre — sie blieb still — er faßte nach ihrem Arm — da nahm sie diesen und lehnte sich leise an ihn und ging mit ihm bis zum Dorfe, vor dem sie ohne Gruß sich trennten.

Die Grillen im Grase sangen.

Sie öffnete ihre Tür und ließ den Schlüssel stecken. Eine Weile später erst wurde der Schlüssel im Schlosse gedreht und abgezogen. Und vorsichtige Schritte tasteten sich zwei Treppen hinauf an eine Kammer.

Da fielen die ersten schweren Tropfen.

— —

Der Wind erwachte, sprang auf die Höhen und trieb die Wolken von den Kämmen. Manchmal hielt er in seiner Arbeit ein wenig inne, stand stille und ließ die schweren

wolligen Nebeltiere sich senken und setzen. Aber dann schien er sich seines Hirtenamtes von neuem bewußt, stieß einen kurzen ermunternden Zuruf aus, der wie ein Pfeifen klang, und machte sich hinter seine Tiere her, die, jäh aus ihrer Ruhe gedrängt, erschöpft auffuhren und in ungeordnetem Zuge vor ihrem Hirten flohen.

An der Bergseite ober Kollmann barsten einige Wolken. In schweren Massen entströmte ihnen das Wasser, rann die Latzfonser und Hornerhalden in Güssen, Bächen, Rinnen herab, und an der Stelle, wo der Bach eine große Mulde auswandert, staute sich ein See.

Der wuchs.

Ein Wolkenbruch, der ober der Kassianspitze niederging, führte mit einem Male ungeheure Mengen von Wasser, Schutt und Geröll, in dem hüttengroße Blöcke aneinander sich rieben, in den Stausee, den nur mehr ein schmaler natürlicher Damm von der Felswand trennte, die, steil ober dem Dorfe, den Horizont von Kollmann nach Norden begrenzte.

Der Damm rang mit der Zähigkeit alten, ruhenden Gesteins, das seine Beharrlichkeit in Jahrtausenden erprobt hat, gegen die andrängenden Massen. Er stemmte sich, er kämpfte dagegen an. Die Föhren und Lärchen, die darauf standen, krallten sich mit hundert Wurzeln in den bedrängten Boden, als müßten sie ihn halten, müßten sie ihn retten können. Sie wehrten sich verbissen und ums Letzte, das Gestein und Erdreich wehrte sich — und der Damm hielt dem Drängen der Wassermenge über eine Stunde stand.

Dann stöhnte er auf einmal auf, stieß ein Gebrüll aus, das angstverzerrt gegen Himmel schrie — und brach.

Was nun folgte, findet seinen richtigen Ausdruck allein in einer sehr kurzen Schilderung.

Erst fuhr ein Luftstoß von der Höhe herab ins Dorf, drückte die Fenster ein, hob Dächer von den Häusern und Türen und Mühlräder aus ihren Angeln.

Dann sprangen Felsblöcke den fallenden Wassern voraus, stürzten sich auf die Gebäude, die sich jäh zusammenduckten und stießen Mauern, Dächer und Tore nieder. Eine Flut rollenden, donnernden Gerölls, von Wasserwirbeln wirr durcheinandergedreht, prasselte nach, tobte, tanzte, sprühte empor, rann Mauern zusammen, durchspülte und räumte Stuben und Ställe, warf Wände und Decken auf Balken, Sparren und Bretter, Steine auf Holz, Türen auf Dächer und schlug alles klein.

Das war eine rasche, hastige Arbeit. Häuser rückten von der Stelle, hoben sich, Mauern reckten sich in die Höhe, standen einen Augenblick schräg — — dann fielen sie. Und Trümmer, Blöcke und Quadern hüpften empor, trafen sie, schnellten in hohem Bogen über sie hinweg und rieben sie im Gischt brausenden, gurgelnden, hochschäumenden Wassers zu kleinem, wirbelndem Geröll. Krachen, Splittern, Donnern, Dröhnen, Rasseln überlärmte alles. Kein Schrei eines zu Tode Getroffenen rang sich durch das Tosen, keines Tieres Brüllen ward hörbar, keines Wunden Stöhnen, Schreien, Wimmern, kein Gebet.

Erst als die Überlebenden und Geflüchteten sich scheu und furchtsam wieder an die Trümmerhaufen zurückwagten, von denen das Wasser nun gurgelnd und satt schäumend abfloß, erst jetzt hoben sich verzweifelte Arme gegen Himmel, erst jetzt klang Weinen, Schluchzen und Klagen angstvoll durch die Nacht.

Der Regen rann noch. Erregte, Suchende, Hilflose liefen auf und ab, rangen die Hände, riefen, horchten auf Antwort — die keine Stimme mehr hatte — und schrieen.

Von den Nachbarorten kam Hilfe. Johannes war der erste, der zur Stelle war. Er rannte durch die Reihen der Leute, stieß sie beiseite, stolperte über Sparren, Gerät und Steine, half sich wieder auf und lief und lief.

Er fand sich nicht gleich zurecht. Denn die Nacht war dunkel und das Haus, in dem Klara wohnte, war eingestürzt. Während er dem Schutte zulief, lehnte sich eine der beiden überhängenden Mauern dem Bache zu, lehnte sich über — und fiel ein. Die andere Mauer zitterte — sie neigte sich — sie drohte jeden Augenblick sich zu überstürzen.

Weiter — — —

Da hielten ihn Leute zurück.

— — — — Der Wind ging. Die Berge rückten aus dem Dunkel. Gegen Tagesanbruch fiel die Mauer zusammen. Pioniere kamen und gingen an die Arbeit. Johannes half mit. Er führte die Haue — eins, zwei, drei — sein Nebenmann war im Takt.

Als die Sonne aufging, fanden sie Klara und den Schmied. Die beiden hielten sich umschlungen. Der Geselle war blau im Gesicht und schien erstickt. Aber Klaras Gesicht war von einem Stein getroffen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Da wunderten sich die Leute, die um Johannes Brautschaft wußten, daß der so ruhig blieb und nichts sagte und dann mit geballten Fäusten zu lachen begann.

* * *

Johannes Hofer ist laut singend hinter den Stämmen verschwunden.

Wohin ging er?

Er wanderte eine Strecke hinein in den Wald, folgte kleinen Steigen und bog dann vom Wege ab, pfadlos ins Dickicht.

Dort steht er, breitet seine Arme aus und redet zu den Bäumen. Er hält lange Zwiesprache mit ihnen, gibt ihnen Namen und hält mit einem Male in seinem Gespräch inne, als warte er auf Antwort.

Besonders mit einem schlanken schmucken Stämmchen hat er viel zu bereden. Er beugt sich zärtlich ihm zu, streichelt die braune Rinde und lächelt dabei selig und verzückt.

Aber von Zeit zu Zeit wendet er sich voll Unmut nach einem starken alten Stamm, der dicht hinter ihm steht. Gegen diesen ist er voll Erbitterung und stößt, zornig fluchend, nach ihm mit dem Fuße.

Diesen Stamm nennt er den Schmied.

Brieffragmente aus China.*

Tientsin, Ende März 1906.

— — Der gelbe Schein, der über dieser Stadt des Ostens flackert, dieser Staubnebel, welcher uns die Bläue des Himmels verschleiert, hat etwas Unheimliches, etwas, das wie eine Drohung vor uns steht — wie ein Feuerruf, wie der Klang einer Gong-

* Von einem deutschen Forschungsreisenden, der mit seiner unternehmenden Schwester Ostasien durchzieht, wurden aus China interessante Briefe an einen Freund unseres Blattes gerichtet, der uns die Veröffentlichung einiger Fragmente gestattet. Anm. d. Red.

glocke — hart, schneidend, feindlich. — Feindlich! Das ist das Wort. Alles ist uns Europäern hier feindlich: das Klima, die Rasse, die Natur. Das mühsame Ringen dieser armen, verkümmerten Blüten nach Luft, dieses grauen Grüns, welches aufkommen möchte zwischen Gestein und Sand, dieses Lechzen der verdorrten Erde nach einem Tropfen Regen, dieser dürstende Morgen, der ohne einen Tropfen Tau heraufkommt und in den Tag übergeht ohne Frische, ohne frühlingsvolles Atmen — — alles blickt uns feindlich an, im Innersten uns unzugänglich, verschlossen, unverständlich und unverstanden.

Und das soll China sein? Diese Mullkiste, dieser Staubbeutel — dieses gelbgraue, öde, verdurstende Land! China mit den vielen Farben und den heimlichen Überraschungen?

Ein paar plumpe Tempelbauten ohne jegliche Harmonie. Eine architektonische Kunst, die keinen Aufbau, keine Gliederung kennt. Sie ist nicht edel wie die griechische, nicht zweckmäßig und großartig wie die römische. Ihr fehlt die Erhabenheit der Gotik, die Phantasie der maurischen Kunst. Sie kann sich nicht messen mit der japanischen, die doch lieblich und zart, sie reicht nicht heran an die Leidenschaftlichkeit der indischen, nicht an den Prunk der byzantinischen Werke. Nüchtern, plump und grotesk — so erscheinen unserem Auge die Bauten Chinas — wenngleich in den Farbennuancen und dem Farbengefühl häufig zart. Alles Innige geht dem chinesischen Bauwerk ab, alles Durchgeistigte. Plumpe Erfindung mongolischer Horden und barbarischer Nomaden. In den Freskoton ihrer Farben fällt plötzlich eine Dissonanz: irgend ein Fratzengesicht mit glühendroter Zunge, gelben Augen, blauen Zähnen — und die Illusion ist dahin.

Die Kunst der Chinesen beschränkt sich, wie ihr Genie, auf eine oder die andere Erfindung, wiederholt aber immer mit dem Eigensinn des von einer Idee Besessenen die gleiche Form in tausendmaliger Wiederkehr bis zur stärksten Übermüdung der Sinne.

Dem Chinesen fehlt die kräftige, schöpferische Künstlerinspiration eines Volkes, welches — wie z. B. das griechische — eine Blüte an die andere reihte, einen individuellen Stil entwickelte, der aber ausgestaltungsfähig blieb, ein freies Ausbauen erlaubte und immer neue Schöpfungen, neue Glieder, neue Formen schuf. Des Chinesen Phantasiemangel ist geradezu pathologisch — er kommt von seinen drei aufeinander gestülpten Hüten, die das Dach seiner niederen Konstruktionen bilden, nicht los. Toujours perdrix — immer und immer wieder die umgeworfene oder hängende Glocke — und das nomadische Zelt. . . . .

Im sandigen Gärtchen, auf welches meine Fenster schauen, sehe ich, wie die Fliederbüsche sich biegen, unter Staubwolken vergraben.

Etwas Peinlicheres habe ich lange nicht erfahren. All der Duft und die Schneeweiße, die sich gegen ein Element wehrt, das sie zu erdrücken droht — wie eine junge, frische Seele, die mit dem Alltagsleben kämpft, dessen Häßlichkeit sie doch unterliegen wird! Wie traurig ist es, so junges Grün, kaum knospende Blüten dahinwelken und verdorren zu sehen, im Staub zerdrückt und zertreten! . . .

Die Dächer sind ganz weiß, wie Kreide, man könnte mit dem Finger darauf schreiben; gar mürrisch sehen die Häuser der Custombeamten aus, wie alte, staubgraue Folianten, die ein verknöcherter Professor auf ein häßliches Regal gestellt hat. . . . . Die Sturmgesellen aus der Wüste Gobi schlagen ihre großen, fledermausgrauen Mäntel um Land und Mensch. Immer tiefer versinkt man in der aschgrauen Staubflut!

Mein Brief hat bereits die Länge des Gesprächs eines Mandarinen erreicht — — auch seine Langweiligkeit?

Peking, Mitte April.

Da wäre ich mit meiner Schwester, welche den Mut hatte, mich her zu begleiten, endlich am Ziele! Als wir auf dem schmutzigen, kleinen Bahnhof standen, beim Sinken der Nacht, mitten unter lärmenden Chinesen — da fiel uns das Herz in die Schuhe, denn ein Irrtum hatte gewollt, daß niemand von unserer Ankunft avisiert war.

Allein und ratlos nahmen wir zu Fuß den Weg in die himmlische, gelbe Stadt. Der erste Eindruck war ein niederschmetternder. Weit und breit kein Vehikel. Wir und die Leute, welche unser Gepäck trugen — wir schleppten uns im Staub der Straße weiter zwischen engen Mauern und Gerümpel. . . . Tags darauf machte ich meine erste Ausfahrt, um mir Peking anzusehen.

Etwas Ähnliches an — Scheußlichkeiten sah ich nie und nirgends. Nicht ein einziger grüner Halm: Staub und Gerümpel, Mauern und abstoßend häßliche Backsteinbauten, grau und schwarz. Durch die geschlossenen Fenster des Wagens drang der Staub in dicken Wellen — wie bei einer Bahnfahrt durch die Wüste des Sudan.

Ich besuchte den österreichischen Gesandten in seinem „Palais". Es ist dies ein geschmackloser, einstöckiger Bau, auf einem großen, kahlen, staubigen Terrain, ohne eine Zufahrt, ohne einen Weg. Öde, Staub und Gerümpel überall. Die Gesandtschaft soll eine Million gekostet haben, und doch fehlt es ihr an dem Wichtigsten: kein Brunnen, kein Wasserreservoir — keine Zufahrtsstraße, kaum ein Garten! Mir möchte dies fast dekorumswidrig erscheinen, und die Chinesen belächeln diesen Zustand. Dabei ist die österreichisch-ungarische Gesandtschaft die exponierteste und trotz ihres festungsähnlichen Aussehens gegen reguläre Truppen verteidigungsunfähig; nur gegen den Mob könnte sie sich halten.

Eben als ich die Gesandtschaft verließ, kamen kaiserliche Prinzen zu Besuch. Zuerst erschienen 7—8 chinesische Reiter auf alten Mähren, denen das Haar in Zotteln hing. Sie sprangen von den elend gesattelten Pferden und stellten sich an verschiedenen Seiten vor der Gesandtschaft auf dem weglosen, mit Geröll bedeckten Platz — aus dem einmal ein Garten werden soll. Bald darauf rollte ein zweirädriger Wagen heran, mit blauer Leinwand überspannt — wie bei uns die Zigeuner herumziehen. Darinnen der Prinz, mit unterschlagenen Beinen hinter Glasfenstern und Vorhängen sitzend. Eine große, hochrote Visitenkarte sah ich vorher in die Gesandtschaft tragen, und nun vollzieht sich der Besuch, wahrscheinlich mit jener Umständlichkeit und Zopfigkeit, mit der hier alles vor sich geht.

Tüftelei und pedantische Berechnung, darin ist der Chinese unübertroffener Meister. Darum ist er auch ungemein geschickt für jede Arbeit, zu welcher weibische Feinheit, langweilige Haarspalterei gehört. Großzügige Genialität, echter Schönheitssinn, tiefe, edle Harmonie sind ihm fremd. Rätselhaft bleibt aber sein Assimilationstalent, sein schnelles Auffassen, seine Gutmütigkeit — und dieser eigentümliche Charakter, in dem Fleiß und Faulheit gleich stark entwickelt sind. Selbst bei der persönlichen Bedienung hat eine Arbeitsteilung Platz gegriffen, welche uns Europäern ganz unbegreiflich erscheint. Dieses System, für jeden Handgriff einen anderen Diener zu haben, ist ebenso lästig als unpraktisch. Ich sehe noch immer nicht ein, warum es zweier Diener bedarf, um mir Mantel und Stock zu reichen — warum der eine Chinese ein Zimmer abstaubt und eine halbe Stunde darauf ein anderer notwendig ist, um es zu lüften.

Wir werden hier im Hause nur von Männern bedient, denn ein chinesisches Stubenmädchen war nicht aufzutreiben, jedenfalls nicht um den billigen Preis. So versieht ein

Boy bei meiner Schweſter Kammerjungferdienſte. Er hat ſich ihr ſo angepaßt, wie es eine europäiſche Dienſtperſon nach Jahren nicht fertig brächte. Ohne daß ſie mit ihm ſpricht, errät er ihre Gedanken. Die ſtudieren uns dieſe Chineſen, und ſagen dann verächtlich: Ich weiß mehr von ihm als er von mir. Tatſächlich bleibt uns der Chineſe unergründlich, während wir ihm durch und durch bekannt ſind. Bis jetzt habe ich mein „Geſicht noch nicht verloren", und darum lieben mich meine Domeſtiken. Das „Geſicht verlieren" iſt für den Chineſen etwas ſehr Verächtliches — bei uns würde es heißen: die Contenance verlieren. Nur mit großer Ruhe imponiert man dieſer Raſſe — in großen wie in kleinen Dingen — mit Ruhe und eventuell mit — Kanonen!

Ende April.

Es will mir nun einmal abſolut nicht gelingen, irgend einen Gefallen an der himmliſchen Stadt zu finden.

Peking iſt und bleibt für mich eine Niete. Das Chineſenviertel, das eigentliche Peking, gehört wohl zu dem Häßlichſten, das ich je geſehen; nicht einmal auf Originalität kann es Anſpruch erheben. Kothäuſer aus Lehm und Stroh; Buden des ſchlechteſten Geſchmackes, mit marktſchreieriſchen Farben geſchmückt, ein übelriechender Waſſertümpel — der ſogenannte See — dazu blatternarbige, zerlumpte und ſchmutzige Menſchen, die ſich drängen und ſtoßen, ſo eng aneinander wohnen, daß ſie ſich faſt in Haufen übereinandertürmen, das iſt das Chineſenviertel Pekings. Selbſt die Tempel liegen ſo ungünſtig, daß ihre Wirkung ganz verloren geht. Ein häßlicheres und ſchmutzigeres Enſemble, als es dieſe Stadt bietet, habe ich nirgends auf der Welt geſehen.

Daß es Menſchen ſind, die in dem Chineſenviertel hauſen, iſt kaum zu glauben. Die Armut tritt hier in der erſchreckendſten Form auf; man muß dieſe Raſſe nur eſſen ſehen, um ſich über dieſes Elend klar zu werden.

Wie kommt dieſes Volk zu ſeinem äſthetiſchen Sinn für Inkruſtierungen und Vaſenformen und Zeichnungen? Auch wieder eines jener Rätſel, die uns hier aufgegeben werden!

Wenn das Chineſenviertel ein Sand- und Trümmerhaufen iſt, ſo bildet die Geſandtſchaftsſtraße eine langweilige, öde Aneinanderreihung geſchmackloſer europäiſcher Bauten. Alles in Peking iſt, wenn chineſiſch, ausgetrocknet und ſchmutzig, wenn europäiſch: ärariſch, geſchmacklos, eine Art Kaſernenſtil. Die Häuſer und Kaſernen der Schutztruppen, die Zollgebäude dazu, verſtärken dieſen Eindruck. . . .

Während ich ſchreibe, wütet ein fürchterlicher Sandſturm, welcher, den verſchloſſenen Fenſtern zum Trotze, den feinen Staub durch die engſten Fugen und Ritzen eindringen läßt. Man kann ſich vor ihm nicht ſchützen und nicht retten, alles iſt mit dieſer feinen Sandſchicht überzogen, die uns ſchließlich in Lungen und Augen dringt, uns reizt und quält. Daß ich Peking in ſolchen Augenblicken in keineswegs roſigem Lichte ſehe, dürfen Sie mir nicht verübeln. Und was auch das Leben hier ſo erſchwert und unerträglich macht, iſt die Unmöglichkeit, ſich an Ort und Stelle auch nur den Alltagsbedarf zu beſchaffen. Auch ſonſt muß die Lebensweiſe hier denkbarſt entbehrungsreich und ſchwierig ſein.

Ein kleines Beiſpiel — meiner Schweſter von einer Dame, welche eine offizielle Stellung bekleidet, erzählt — möge Ihnen, was ich ſagte, illuſtrieren.

Es beſteht in Peking eine Art Boykottſyſtem, von einer Gilde der chineſiſchen Diener ausgehend. Wer bei dieſer Gilde in Ungnade fällt, ihre Unzufriedenheit hervorruft, der

dern vor den Langobarden waren es, die seit 568 Seevenetien begründeten. Nicht auf ununterbrochenen römischen Institutionen, nicht ganz autonom hat sich Venedig dann entwickelt, sondern auf Grund der byzantinischen Einrichtungen seit dem Ende des VI. Jahrhunderts. Der Kaiser in Konstantinopel war der Herr des Lagunenlandes, byzantinisch waren die maßgebenden Einflüsse. Venedig wurde für lange Zeit der westlichste Vorposten griechischer Kultur. Und als diese direkten Einflüsse des Ostens schwanden, vollzog sich auch die weitere Entwicklung Venedigs nicht so singulär, so ganz abseits vom Gang der Dinge auf der umgebenden terra ferma, wie es die venezianische Historiographie später darstellte und wie man es bis vor kurzem annahm. Die große Bewegung gegen die monarchischen, stadtherrlichen Gewalten von Seite der alten adeligen Geschlechter hat, wie sonst in Italien, auch in Venedig Ende des X. und im XI. Jahrhundert eingesetzt und im XII. Jahrhundert zum Siege der Aristokratie geführt.

Galt es einerseits für den Darsteller, diese Zusammenhänge mit den allgemeineren Entwicklungen im Osten und Westen klarzulegen, so war es nun anderseits seine Aufgabe, auch die Besonderheiten aufzuspüren, zu verfolgen und zu bewerten, welche ja zweifellos die Geschichte Venedigs auszeichnen und zur Entfaltung eines doch ganz besonders gearteten Gemeinwesens führten. Da ist die Eigenart der Lage und ihre geschichtlichen Wirkungen: sie werden in den Kapiteln über die „Entstehung einer heimischen Kultur" (S. 67 ff.) und über das „Durchdringen der Geldkultur" (S. 160 ff.) anschaulich dargelegt; die wachsende See- und Handelsmacht, das frühe Überwiegen der Laienkultur, die gänzliche Ausschaltung des geistlichen Elementes aus dem Staatswesen. Da ist ferner die Mischung westlicher Zugehörigkeit mit den Interessen und Einflüssen des Ostens. Auch Genua, Pisa waren große Handelsmächte der Levante, aber sie selber blieben unberührt von östlichen Elementen, sie lagen zu westlich. Venedig aber, an der alten Grenze des Westens und Ostens in Politik und Kultur, errang nach und nach die Herrschaft über das Grenzmeer des Westens und Ostens, die Adria. Venedig konnte daher unmöglich unbeteiligt bleiben bei den großen Fragen und Kämpfen, die aus den politisch-religiösen Gegensätzen des Ostens und Westens erwuchsen, in den Kämpfen um die Vorherrschaft im Osten. Es mußte Partei ergreifen zwischen Sarazenen und Griechen, zwischen Normannen und Griechen, in den Kreuzzügen, gegenüber der staufischen Weltpolitik. Lange Zeit an der Seite von Byzanz hat Venedig dann Byzanz selbst erobert.

Die Geschichte Venedigs bietet so ein wundersames Beispiel enge ineinandergewobener örtlicher und allgemeiner Einflüsse, unlöslicher Verknüpfung äußerer Ereignisse mit inneren Entwicklungen des Staates, der Rückwirkung einer ausgesprochenen Handels- und Geldmacht auf den gesamten Charakter des Gemeinwesens, auf den Geist des Staates und Volkes. Unsere moderne Geschichtswissenschaft hat wieder gelernt, solche Aufgaben zu erfassen und ihre Lösung zu versuchen. Kretschmayr hat sich in diesem Sinne sein Ziel gesteckt und wir dürfen mit Befriedigung sagen, daß er es rühmlich erreicht hat. Er ließ es an kritischer Durchdringung des Quellenmaterials nicht fehlen — Zeugnis dafür die gute Übersicht der venezianischen Historiographie und die eingehenden Anmerkungen und Exkurse, die kritisch gesichteten Listen der Dogen und der Patriarchen im Anhange (S. 385—503). Kretschmayr besitzt aber auch die Gabe, die Masse älterer und neuerer Spezialliteratur zu beherrschen, aus spärlichen Quellen vorsichtig kombinierend Ergebnisse zu gewinnen, aus reichlichen Quellen — man lese die Geschichte des vierten Kreuzzuges

(S. 280 ff.) — umsichtig auswählend eine kräftige und anschauliche Darstellung zu gestalten. Er weiß Persönlichkeiten lebendig zu charakterisieren und manch feines Stimmungsbild aus dem Leben des ältesten Venedig zeugt von einer nicht gewöhnlichen Kunst der Schilderung. „Allen den Freunden und Verehrern der unvergleichlichen Stadt ein liebes Bild nicht mit trockener Gelehrsamkeit zu verdüstern" (Vorwort), dabei aber doch die streng wissenschaftliche Grundlage zu wahren, das ist dem Verfasser gelungen.

So ist dies Buch eine Leistung, an der wir uns freuen dürfen. Die weitere Forschung wird ja mit dem auch für die älteren Zeiten noch keineswegs erschöpften Material der venezianischen Archive gar manches berichtigen, ergänzen — so erschien fast gleichzeitig mit Kretschmayrs Werk eine wertvolle Studie über die Entstehung des Kapitalismus in Venedig von Reinhold Heyman — dem kann keine zusammenfassende Darstellung größerer Zeiträume entgehen. Aber dies rechtfertigt niemals ein so gehässiges Urteil, wie es ein höchst voreingenommener Kritiker in den „Preußischen Jahrbüchern" (1906, Jänner) sich anmaßte, der nichts Gutes an dem Buche Kretschmayrs zu finden vermochte. Dieser mag sich trösten. Berufenste Kenner venezianischer Geschichte in Italien und Deutschland, wie Cipolla und Simonsfeld, haben seinem Buche warme Anerkennung gezollt und Simonsfeld hat jene ungerechte Beurteilung energisch zurückgewiesen (Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung", 1906, Nr. 157, 158). Kretschmayrs Geschichte von Venedig wird, gleichwie andere bemerkenswerte Werke der letzten Zeit, beweisen, daß auch die junge Generation unserer österreichischen Historiker Mut und Geschick zu Geschichtswerken größeren Stiles besitzt.

Gottes Liebling.

Von Hans von Hoffensthal.

Seht, da geht Johannes Hofer, den sie den Dorfnarren nennen, in den Wald.

Er geht hochaufgerichtet und steuert langsam gegen den Wind, der im Roggen Wellen schlägt, steuert unverdrossen dagegen an, so wie ein tapferes, starkes Fahrzeug gleichmütig und ruhig seinen Weg zieht.

Es ist Arbeitstag. Aber Johannes hat keine Axt, wenn er in den Wald geht.

Es ist kalt und windig. Aber Kälte und Wind kümmern ihn wenig. Sie und die Sonne haben ihn stark gemacht und sein Gesicht gebräunt.

Er geht mit leeren, ruhenden Händen und singt — — — - -

Es kommt vor, daß sich die Hand des Herrn so schwer auf eines Menschen Schulter legt, daß dieser das Atmen darüber vergißt und gleich stirbt. Den hielt Gott für zu schwach, daß er die Erinnerung an das Unglück, das ihn überkommen, weiter trüge. Anderen gab der Herr von Anbeginn an einen leichten und gleichmütigen Sinn, der sie ein Mißgeschick vergessen läßt und ihnen schonend über trübe und unliebsame Folgen hinweghilft.

Es kann sich indes ereignen, daß das Schicksal einem ernsten und schwerlebigen Menschen einen Schlag versetzt, der wohl nicht ausreichend war, ihn zu töten, aber schwer und schmerzvoll genug traf, daß er Zeit seines Lebens nie sich davon erholte.

Für einen solchen Fall steht der Güte Gottes ein besonderes Trostmittel zur Verfügung, um jeden Schmerz zu lindern, jedes Leid durch Freuden zu ersetzen und Vergessen zu schenken.

In einem solchen Falle nämlich gibt der Herr dem, den er lieb hat, friedvolle Armut des Geistes.

* * *

Zum vierten Male jährt sich des Dorfes Kollmann ernster Tag.

Damals war Johannes, des Hoferbauern von der Lärchenhöhe Sohn, vierundzwanzig Jahre alt. Er war groß, ein wenig versonnen und nachdenklich, unnützem, zähem Grübeln dann und wann, meist grundlos, verfallen. Wenn er den schweren Pflug durch Vaters Acker führte, hielt er sich trotz seiner Jugend tief gebeugt. Da schien es, als hälfe er schon jetzt mitschleppen an der schweren Last, die der Bergbauer vom Ritten sein ganzes Leben auf den Schultern trägt. Der Berg ist steil, der Boden felsig und hart, und immer sitzt die Not in einem der kleinen Höfe zu Gast.

Als seine Zeit der Werbemonde kam, fiel seine Wahl auf ein Mädchen, das in Kollmann, am Fuße des Berges, daheim war. Hart am Finsterbache, der, meist wasserarm, seinen Quell über massiges Geröll dem Eisach entgegen zu Tal schleppt, stand das Haus, in dem Klara wohnte. Sie war zwanzigjährig, hübsch, brünett und konnte, was Anmut und Liebreiz betraf, sich wohl mit jeder am Berge messen. Aber sie war ein unehelich Kind, nicht eben begütert, und ihre Mutter stand darum, trotz rechtschaffener Tüchtigkeit, bei niemand gerade in Ansehen.

Da verdroß denn diese Liebschaft Johannes' Vater, der für seinen Einzigen eine andere Verbindung lieber gesehen hätte, und, da es unter Bauern nicht üblich ist, mit Bedenken und Gegengründen zurückzuhalten, bekam Johannes Vaters Widerstand hart und alltäglich zu spüren.

Das nützte nichts, sondern hatte nur zur Folge, daß der Sohn gegen den Vater in Trotz kam und sich in den Kopf setzte, von dem Mädchen nicht mehr zu lassen. Und da ihm Vaters ständiges Grollen zuwider und quälend war, ging er vom Elternhofe fort und nahm in Barbian, das unweit Kollmann an der Lehne liegt, bei einem Bauern als Knecht Stellung.'

Vorerst war der Verkehr der beiden ein scheues, zartes Sichgernehaben, ohne daß Klara ihrem Geliebten je eine größere Vertraulichkeit gewährt hätte. Denn ihre Mutter, die seinerzeit einem Verführer erlegen war, hatte ihr einziges Kind mit Bedacht und viel Vorsicht erzogen und schon früh seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt, einem gleichen Schicksale zu entgehen. So hielt sich denn Klara den Lehren der Mutter eingedenk und gebot ihren eigenen Wünschen, dem Geliebten sich völlig zu schenken, tapfer und beherzt.

Sie trafen sich, meist abends, am Rande des Dorfes und gingen, von ihrem künftigen Glücke redend, eine Weile nebeneinander, bis Klara wieder nach Hause mußte. Johannes fügte sich in den Verzicht, den ihm die standhafte Ehrbarkeit des Mädchens auferlegte, und geduldete sich mit dem Troste, daß er einmal eine brave und reine Frau in die Ehe bekäme. Darum beschied er sich und löste jedesmal, wenn er, erregt geworden, sie heiß umfing, und sie ihn darauf bat, sie zu schonen, seine Arme von ihrem Körper und sagte:

„So wart ich denn, bis es Frühjahr wird. Dann bist du meine Frau und wirst dich wohl nicht mehr wehren. Und wenn ich sicher bin, daß du auch keinem anderen etwas Zärtliches erlaubst, dann bin ich zufrieden."

„So mein mir [illegible] mit [illegible] Hammer.“ [illegible] [illegible] [illegible]

Der Schmied riß die Pferde herum und fuhr selbst mit, die letzten Garben zu laden. Die wurden aufgelegt, übereinander gestapelt, getürmt, das Seil ward darüber geworfen und zugeschnürt. Und die ersten Blitze huschten, glitten, zündeten durch das Dunkel.

Da fingen die Wetterglocken an zu läuten. Sie hallten in eine unheimliche Ruhe, rüttelten beängstigendes Schweigen wach, daß es kurz aufstöhnte und wieder in Schlaf zurücksank.

Es war noch immer nichts.

Die Wolken, die in großen Herden sich rings auf die Berge stützten und lagerten, schienen in eine tote Unbeweglichkeit verfallen zu sein, aus der sie sich nicht lösen konnten, und blieben in trüber, schwerer Stille liegen — — —. Die Leute hatten die letzten Garben geborgen, die Pferde abgeschirrt und versorgt und standen noch, die Müdigkeit des überhasteten Tagwerkes bleischwer in den Gliedern, vor ihren Türen, sahen ein letztesmal gegen Himmel, der dunkel und namenlos schwer sich niederzusenken schien, und gingen zur Ruhe.

Klara trat noch ein wenig abseits vom Hause und mühte ihren Blick durch das Dunkel den Fußsteig hinan gegen Barbian. Ob Johannes nicht käme?

Sie sehnte sich nach ihm, heute, wie ihr vorkam, besonders innig, besonders lebhaft. Sie sehnte sich nach dem Drucke seiner Hand, nach einem lieben Wort von ihm, das ihrer Erregung wohltäte, ihre Hitze besänftigte und die Bangigkeit von ihr nähme. Sie spähte eine Weile in die Nacht, hielt dann und wann den Atem an, ob sie nicht seinen Schritt von Ferne hörte — — — von Ferne hörte — — —.

Es blieb still. Die Grillen im Grase sangen.

Dann dachte sie, daß es vielleicht besser sei, wenn er heute nicht käme. Denn ihr Blut war so erregt — so ungeberdig — wenn er sie heute bäte — bei ihr bleiben zu dürfen — Mutter war seit zwei Tagen in der Stadt — sie wüßte nicht, ob sie die Kraft hätte, ihn gehen zu lassen.

Sie dachte darüber nach und wurde doch traurig, daß er nicht kam, und verfolgte den Fußpfad hinein in das Dunkel, so weit sie ihn sah, und nützte jede Bresche, die ein eiliger Blitz in die Finsternis schlug. Aber von Johannes sah sie nichts.

Als sie sich umwandte, kam der Schmiedgeselle vom Dorfe her auf sie zu. Seine Hand, die sich ihr entgegenstreckte, war von der Arbeit noch warm, und sein ganzer Körper, der ihrem nahestand, dampfte ein wenig. Er sprach leise auf sie ein — sie schüttelte den Kopf — er beugte sich zu ihrem Ohre — sie blieb still — er faßte nach ihrem Arm — da nahm sie diesen und lehnte sich leise an ihn und ging mit ihm bis zum Dorfe, vor dem sie ohne Gruß sich trennten.

Die Grillen im Grase sangen.

Sie öffnete ihre Tür und ließ den Schlüssel stecken. Eine Weile später erst wurde der Schlüssel im Schlosse gedreht und abgezogen. Und vorsichtige Schritte tasteten sich zwei Treppen hinauf an eine Kammer.

Da fielen die ersten schweren Tropfen.

— —

Der Wind erwachte, sprang auf die Höhen und trieb die Wolken von den Kämmen. Manchmal hielt er in seiner Arbeit ein wenig inne, stand stille und ließ die schweren

wolligen Nebeltiere sich senken und setzen. Aber dann schien er sich seines Hirtenamtes von neuem bewußt, stieß einen kurzen ermunternden Zuruf aus, der wie ein Pfeifen klang, und machte sich hinter seine Tiere her, die, jäh aus ihrer Ruhe gedrängt, erschöpft auffuhren und in ungeordnetem Zuge vor ihrem Hirten flohen.

An der Bergseite ober Kollmann barsten einige Wolken. In schweren Massen entströmte ihnen das Wasser, rann die Latzfonser und Hornerhalden in Güssen, Bächen, Rinnen herab, und an der Stelle, wo der Bach eine große Mulde auswandert, staute sich ein See.

Der wuchs.

Ein Wolkenbruch, der ober der Kassianspitze niederging, führte mit einem Male ungeheure Mengen von Wasser, Schutt und Geröll, in dem hüttengroße Blöcke aneinander sich rieben, in den Stausee, den nur mehr ein schmaler natürlicher Damm von der Felswand trennte, die, steil ober dem Dorfe, den Horizont von Kollmann nach Norden begrenzte.

Der Damm rang mit der Zähigkeit alten, ruhenden Gesteins, das seine Beharrlichkeit in Jahrtausenden erprobt hat, gegen die andrängenden Massen. Er stemmte sich, er kämpfte dagegen an. Die Föhren und Lärchen, die darauf standen, krallten sich mit hundert Wurzeln in den bedrängten Boden, als müßten sie ihn halten, müßten sie ihn retten können. Sie wehrten sich verbissen und ums Letzte, das Gestein und Erdreich wehrte sich — und der Damm hielt dem Drängen der Wassermenge über eine Stunde stand.

Dann stöhnte er auf einmal auf, stieß ein Gebrüll aus, das angstverzerrt gegen Himmel schrie — und brach.

Was nun folgte, findet seinen richtigen Ausdruck allein in einer sehr kurzen Schilderung.

Erst fuhr ein Luftstoß von der Höhe herab ins Dorf, drückte die Fenster ein, hob Dächer von den Häusern und Türen und Mühlräder aus ihren Angeln.

Dann sprangen Felsblöcke den fallenden Wassern voraus, stürzten sich auf die Gebäude, die sich jäh zusammenduckten und stießen Mauern, Dächer und Tore nieder. Eine Flut rollenden, donnernden Gerölls, von Wasserwirbeln wirr durcheinandergedreht, prasselte nach, tobte, tanzte, sprühte empor, rann Mauern zusammen, durchspülte und räumte Stuben und Ställe, warf Wände und Decken auf Balken, Sparren und Bretter, Steine auf Holz, Türen auf Dächer und schlug alles klein.

Das war eine rasche, hastige Arbeit. Häuser rückten von der Stelle, hoben sich, Mauern reckten sich in die Höhe, standen einen Augenblick schräg — — dann fielen sie. Und Trümmer, Blöcke und Quadern hüpften empor, trafen sie, schnellten in hohem Bogen über sie hinweg und rieben sie im Gischt brausenden, gurgelnden, hochschäumenden Wassers zu kleinem, wirbelndem Geröll. Krachen, Splittern, Donnern, Dröhnen, Rasseln überlärmte alles. Kein Schrei eines zu Tode Getroffenen rang sich durch das Tosen, keines Tieres Brüllen ward hörbar, keines Wunden Stöhnen, Schreien, Wimmern, kein Gebet.

Erst als die Überlebenden und Geflüchteten sich scheu und furchtsam wieder an die Trümmerhaufen zurückwagten, von denen das Wasser nun gurgelnd und satt schäumend abfloß, erst jetzt hoben sich verzweifelte Arme gegen Himmel, erst jetzt klang Weinen, Schluchzen und Klagen angstvoll durch die Nacht.

Der Regen rann noch. Erregte, Suchende, Hilflose liefen auf und ab, rangen die Hände, riefen, horchten auf Antwort — die keine Stimme mehr hatte — und schrieen.

Von den Nachbarorten kam Hilfe. Johannes war der erste, der zur Stelle war. Er rannte durch die Reihen der Leute, stieß sie beiseite, stolperte über Sparren, Gerät und Steine, half sich wieder auf und lief und lief.

Er fand sich nicht gleich zurecht. Denn die Nacht war dunkel und das Haus, in dem Klara wohnte, war eingestürzt. Während er dem Schutte zulief, lehnte sich eine der beiden überhängenden Mauern dem Bache zu, lehnte sich über — und fiel ein. Die andere Mauer zitterte — sie neigte sich — sie drohte jeden Augenblick sich zu überstürzen.

Weiter — — —

Da hielten ihn Leute zurück.

— — — — Der Wind ging. Die Berge rückten aus dem Dunkel. Gegen Tagesanbruch fiel die Mauer zusammen. Pioniere kamen und gingen an die Arbeit. Johannes half mit. Er führte die Haue — eins, zwei, drei — sein Nebenmann war im Takt.

Als die Sonne aufging, fanden sie Klara und den Schmied. Die beiden hielten sich umschlungen. Der Geselle war blau im Gesicht und schien erstickt. Aber Klaras Gesicht war von einem Stein getroffen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Da wunderten sich die Leute, die um Johannes Brautschaft wußten, daß der so ruhig blieb und nichts sagte und dann mit geballten Fäusten zu lachen begann.

* * *

Johannes Hofer ist laut singend hinter den Stämmen verschwunden.

Wohin ging er?

Er wanderte eine Strecke hinein in den Wald, folgte kleinen Steigen und bog dann vom Wege ab, pfadlos ins Dickicht.

Dort steht er, breitet seine Arme aus und redet zu den Bäumen. Er hält lange Zwiesprache mit ihnen, gibt ihnen Namen und hält mit einem Male in seinem Gespräch inne, als warte er auf Antwort.

Besonders mit einem schlanken schmucken Stämmchen hat er viel zu bereden. Er beugt sich zärtlich ihm zu, streichelt die braune Rinde und lächelt dabei selig und verzückt.

Aber von Zeit zu Zeit wendet er sich voll Unmut nach einem starken alten Stamm, der dicht hinter ihm steht. Gegen diesen ist er voll Erbitterung und stößt, zornig fluchend, nach ihm mit dem Fuße.

Diesen Stamm nennt er den Schmied.

Brieffragmente aus China.*

Tientsin, Ende März 1906.

— — Der gelbe Schein, der über dieser Stadt des Ostens flackert, dieser Staubnebel, welcher uns die Bläue des Himmels verschleiert, hat etwas Unheimliches, etwas, das wie eine Drohung vor uns steht — wie ein Feuerruf, wie der Klang einer Gong-

* Von einem deutschen Forschungsreisenden, der mit seiner unternehmenden Schwester Ostasien durchzieht, wurden aus China interessante Briefe an einen Freund unseres Blattes gerichtet, der uns die Veröffentlichung einiger Fragmente gestattet. Anm. d. Red.

glocke — hart, schneidend, feindlich. — Feindlich! Das ist das Wort. Alles ist uns Europäern hier feindlich: das Klima, die Rasse, die Natur. Das mühsame Ringen dieser armen, verkümmerten Blüten nach Luft, dieses grauen Grüns, welches aufkommen möchte zwischen Gestein und Sand, dieses Lechzen der verdorrten Erde nach einem Tropfen Regen, dieser dürstende Morgen, der ohne einen Tropfen Tau heraufkommt und in den Tag übergeht ohne Frische, ohne frühlingsvolles Atmen — — alles blickt uns feindlich an, im Innersten uns unzugänglich, verschlossen, unverständlich und unverstanden.

Und das soll China sein? Diese Mullkiste, dieser Staubbeutel — dieses gelbgraue, öde, verdurstende Land! China mit den vielen Farben und den heimlichen Überraschungen?

Ein paar plumpe Tempelbauten ohne jegliche Harmonie. Eine architektonische Kunst, die keinen Aufbau, keine Gliederung kennt. Sie ist nicht edel wie die griechische, nicht zweckmäßig und großartig wie die römische. Ihr fehlt die Erhabenheit der Gotik, die Phantasie der maurischen Kunst. Sie kann sich nicht messen mit der japanischen, die doch lieblich und zart, sie reicht nicht heran an die Leidenschaftlichkeit der indischen, nicht an den Prunk der byzantinischen Werke. Nüchtern, plump und grotesk — so erscheinen unserem Auge die Bauten Chinas — wenngleich in den Farbennuancen und dem Farbengefühl häufig zart. Alles Innige geht dem chinesischen Bauwerk ab, alles Durchgeistigte. Plumpe Erfindung mongolischer Horden und barbarischer Nomaden. In den Freskoton ihrer Farben fällt plötzlich eine Dissonanz: irgend ein Fratzengesicht mit glühendroter Zunge, gelben Augen, blauen Zähnen — und die Illusion ist dahin.

Die Kunst der Chinesen beschränkt sich, wie ihr Genie, auf eine oder die andere Erfindung, wiederholt aber immer mit dem Eigensinn des von einer Idee Besessenen die gleiche Form in tausendmaliger Wiederkehr bis zur stärksten Übermüdung der Sinne.

Dem Chinesen fehlt die kräftige, schöpferische Künstlerinspiration eines Volkes, welches — wie z. B. das griechische — eine Blüte an die andere reihte, einen individuellen Stil entwickelte, der aber ausgestaltungsfähig blieb, ein freies Ausbauen erlaubte und immer neue Schöpfungen, neue Glieder, neue Formen schuf. Des Chinesen Phantasiemangel ist geradezu pathologisch — er kommt von seinen drei aufeinander gestülpten Hüten, die das Dach seiner niederen Konstruktionen bilden, nicht los. Toujours perdrix — immer und immer wieder die umgeworfene oder hängende Glocke — und das nomadische Zelt. . . . .

Im sandigen Gärtchen, auf welches meine Fenster schauen, sehe ich, wie die Fliederbüsche sich biegen, unter Staubwolken vergraben.

Etwas Peinlicheres habe ich lange nicht erfahren. All der Duft und die Schneeweiße, die sich gegen ein Element wehrt, das sie zu erdrücken droht — wie eine junge, frische Seele, die mit dem Alltagsleben kämpft, dessen Häßlichkeit sie doch unterliegen wird! Wie traurig ist es, so junges Grün, kaum knospende Blüten dahinwelken und verdorren zu sehen, im Staub zerdrückt und zertreten! . . .

Die Dächer sind ganz weiß, wie Kreide, man könnte mit dem Finger darauf schreiben; gar mürrisch sehen die Häuser der Custombeamten aus, wie alte, staubgraue Folianten, die ein verknöcherter Professor auf ein häßliches Regal gestellt hat. . . . . Die Sturmgesellen aus der Wüste Gobi schlagen ihre großen, fledermausgrauen Mäntel um Land und Mensch. Immer tiefer versinkt man in der aschgrauen Staubflut!

Mein Brief hat bereits die Länge des Gesprächs eines Mandarinen erreicht — — auch seine Langweiligkeit?

Peking, Mitte April.

Da wäre ich mit meiner Schweſter, welche den Mut hatte, mich her zu begleiten, endlich am Ziele! Als wir auf dem ſchmutzigen, kleinen Bahnhof ſtanden, beim Sinken der Nacht, mitten unter lärmenden Chineſen — da fiel uns das Herz in die Schuhe, denn ein Irrtum hatte gewollt, daß niemand von unſerer Ankunft aviſiert war.

Allein und ratlos nahmen wir zu Fuß den Weg in die himmliſche, gelbe Stadt. Der erſte Eindruck war ein niederſchmetternder. Weit und breit kein Vehikel. Wir und die Leute, welche unſer Gepäck trugen — wir ſchleppten uns im Staub der Straße weiter zwiſchen engen Mauern und Gerümpel. . . . Tags darauf machte ich meine erſte Ausfahrt, um mir Peking anzuſehen.

Etwas Ähnliches an — Scheußlichkeiten ſah ich nie und nirgends. Nicht ein einziger grüner Halm: Staub und Gerümpel, Mauern und abſtoßend häßliche Backſteinbauten, grau und ſchwarz. Durch die geſchloſſenen Fenſter des Wagens drang der Staub in dicken Wellen — wie bei einer Bahnfahrt durch die Wüſte des Sudan.

Ich beſuchte den öſterreichiſchen Geſandten in ſeinem „Palais“. Es iſt dies ein geſchmackloſer, einſtöckiger Bau, auf einem großen, kahlen, ſtaubigen Terrain, ohne eine Zufahrt, ohne einen Weg. Öde, Staub und Gerümpel überall. Die Geſandtſchaft ſoll eine Million gekoſtet haben, und doch fehlt es ihr an dem Wichtigſten: kein Brunnen, kein Waſſerreſervoir — keine Zufahrtsſtraße, kaum ein Garten! Mir möchte dies faſt dekorumswidrig erſcheinen, und die Chineſen belächeln dieſen Zuſtand. Dabei iſt die öſterreichiſch-ungariſche Geſandtſchaft die exponierteſte und trotz ihres feſtungsähnlichen Ausſehens gegen reguläre Truppen verteidigungsunfähig; nur gegen den Mob könnte ſie ſich halten.

Eben als ich die Geſandtſchaft verließ, kamen kaiſerliche Prinzen zu Beſuch. Zuerſt erſchienen 7—8 chineſiſche Reiter auf alten Mähren, denen das Haar in Zotteln hing. Sie ſprangen von den elend geſattelten Pferden und ſtellten ſich an verſchiedenen Seiten vor der Geſandtſchaft auf dem wegloſen, mit Geröll bedeckten Platz — aus dem einmal ein Garten werden ſoll. Bald darauf rollte ein zweirädriger Wagen heran, mit blauer Leinwand überſpannt — wie bei uns die Zigeuner herumziehen. Darinnen der Prinz, mit unterſchlagenen Beinen hinter Glasfenſtern und Vorhängen ſitzend. Eine große, hochrote Viſitenkarte ſah ich vorher in die Geſandtſchaft tragen, und nun vollzieht ſich der Beſuch, wahrſcheinlich mit jener Umſtändlichkeit und Zopfigkeit, mit der hier alles vor ſich geht.

Tüftelei und pedantiſche Berechnung, darin iſt der Chineſe unübertroffener Meiſter. Darum iſt er auch ungemein geſchickt für jede Arbeit, zu welcher weibiſche Feinheit, langweilige Haarſpalterei gehört. Großzügige Genialität, echter Schönheitsſinn, tiefe, edle Harmonie ſind ihm fremd. Rätſelhaft bleibt aber ſein Aſſimilationstalent, ſein ſchnelles Auffaſſen, ſeine Gutmütigkeit — und dieſer eigentümliche Charakter, in dem Fleiß und Faulheit gleich ſtark entwickelt ſind. Selbſt bei der perſönlichen Bedienung hat eine Arbeitsteilung Platz gegriffen, welche uns Europäern ganz unbegreiflich erſcheint. Dieſes Syſtem, für jeden Handgriff einen anderen Diener zu haben, iſt ebenſo läſtig als unpraktiſch. Ich ſehe noch immer nicht ein, warum es zweier Diener bedarf, um mir Mantel und Stock zu reichen — warum der eine Chineſe ein Zimmer abſtaubt und eine halbe Stunde darauf ein anderer notwendig iſt, um es zu lüften.

Wir werden hier im Hauſe nur von Männern bedient, denn ein chineſiſches Stubenmädchen war nicht aufzutreiben, jedenfalls nicht um den billigen Preis. So verſieht ein

Boy bei meiner Schwester Kammerjungferdienste. Er hat sich ihr so angepaßt, wie es eine europäische Dienstperson nach Jahren nicht fertig brächte. Ohne daß sie mit ihm spricht, errät er ihre Gedanken. Die studieren uns diese Chinesen, und sagen dann verächtlich: Ich weiß mehr von ihm als er von mir. Tatsächlich bleibt uns der Chinese unergründlich, während wir ihm durch und durch bekannt sind. Bis jetzt habe ich mein „Gesicht noch nicht verloren", und darum lieben mich meine Domestiken. Das „Gesicht verlieren" ist für den Chinesen etwas sehr Verächtliches — bei uns würde es heißen: die Contenance verlieren. Nur mit großer Ruhe imponiert man dieser Rasse — in großen wie in kleinen Dingen — mit Ruhe und eventuell mit — Kanonen!

Ende April.

Es will mir nun einmal absolut nicht gelingen, irgend einen Gefallen an der himmlischen Stadt zu finden.

Peking ist und bleibt für mich eine Niete. Das Chinesenviertel, das eigentliche Peking, gehört wohl zu dem Häßlichsten, das ich je gesehen; nicht einmal auf Originalität kann es Anspruch erheben. Kothäuser aus Lehm und Stroh; Buden des schlechtesten Geschmackes, mit marktschreierischen Farben geschmückt, ein übelriechender Wassertümpel — der sogenannte See — dazu blatternarbige, zerlumpte und schmutzige Menschen, die sich drängen und stoßen, so eng aneinander wohnen, daß sie sich fast in Haufen übereinandertürmen, das ist das Chinesenviertel Pekings. Selbst die Tempel liegen so ungünstig, daß ihre Wirkung ganz verloren geht. Ein häßlicheres und schmutzigeres Ensemble, als es diese Stadt bietet, habe ich nirgends auf der Welt gesehen.

Daß es Menschen sind, die in dem Chinesenviertel hausen, ist kaum zu glauben. Die Armut tritt hier in der erschreckendsten Form auf; man muß diese Rasse nur essen sehen, um sich über dieses Elend klar zu werden.

Wie kommt dieses Volk zu seinem ästhetischen Sinn für Inkrustierungen und Vasenformen und Zeichnungen? Auch wieder eines jener Rätsel, die uns hier aufgegeben werden!

Wenn das Chinesenviertel ein Sand- und Trümmerhaufen ist, so bildet die Gesandtschaftsstraße eine langweilige, öde Aneinanderreihung geschmackloser europäischer Bauten. Alles in Peking ist, wenn chinesisch, ausgetrocknet und schmutzig, wenn europäisch: ärarisch, geschmacklos, eine Art Kasernenstil. Die Häuser und Kasernen der Schutztruppen, die Zollgebäude dazu, verstärken diesen Eindruck. . . .

Während ich schreibe, wütet ein fürchterlicher Sandsturm, welcher, den verschlossenen Fenstern zum Trotze, den feinen Staub durch die engsten Fugen und Ritzen eindringen läßt. Man kann sich vor ihm nicht schützen und nicht retten, alles ist mit dieser feinen Sandschicht überzogen, die uns schließlich in Lungen und Augen dringt, uns reizt und quält. Daß ich Peking in solchen Augenblicken in keineswegs rosigem Lichte sehe, dürfen Sie mir nicht verübeln. Und was auch das Leben hier so erschwert und unerträglich macht, ist die Unmöglichkeit, sich an Ort und Stelle auch nur den Alltagsbedarf zu beschaffen. Auch sonst muß die Lebensweise hier denkbarst entbehrungsreich und schwierig sein.

Ein kleines Beispiel — meiner Schwester von einer Dame, welche eine offizielle Stellung bekleidet, erzählt — möge Ihnen, was ich sagte, illustrieren.

Es besteht in Peking eine Art Boykottsystem, von einer Gilde der chinesischen Diener ausgehend. Wer bei dieser Gilde in Ungnade fällt, ihre Unzufriedenheit hervorruft, der

verfällt ihrem Richterspruch — über sein Haus wird die Feme verhängt, und er mag dann sehen, wie er zu einem chinesischen Diener kommt. Die Dame, von der ich gesprochen habe, war in diese Lage geraten, sämtliche chinesischen Diener streikten, und sie wußte sich nicht mehr zu helfen — denn schließlich blieb sie ohne Koch, ohne »man-servant«. So wandte sie sich denn an das Ministerium des Äußern, und auf Befehl desselben trat endlich — bei Androhung sonstiger Verabreichung von 100 Stockschlägen (dem sogenannten Bambusfrühstück) — ein Koch in ihren Dienst. Aber auch diesem galt bald der Befehl der Gilde höher als die Anordnung des Ministeriums — nach wenigen Tagen verließ er dieses unglückliche Haus, über welches die Aussperrung verhängt war. So gibt es hier in großen wie in kleinen Dingen stets tausend Schwierigkeiten zu besiegen, welche das Leben recht widerwärtig gestalten.

Und trotzdem gibt es so manche, die von Peking entzückt sind. Bei näherem Zusehen ist dies sogar gar nicht erstaunlich. Leute, die sich zu Hause nicht leicht eine Lebensstellung machen, die sich daheim nicht zur Geltung bringen können, selbst solche, die in der Heimat als zweifelhafte Existenzen sozial beiseite geschoben waren — sie spielen hier den großen Herrn und lassen sich als Europäer, als Angehörige irgend einer Großmacht fetieren.

Menschen hingegen mit Kunst- oder Gesellschaftssinn und solche, denen es zu Hause nicht schlecht ergangen, die werden es hier nicht lange aushalten. Auch jene nicht, die Anregung und Lebensgenuß feinerer Art suchen, die nicht in Jagd und Sport ihr Ideal sehen, oder als Aventuriers in fernen Landen ihr Glück suchen.

Eines freilich ist die Quelle stets neuen Interesses, neuer Überraschungen — das Studium dieses sonderbaren, uns so fernstehenden, so schwer verständlichen Volkes.

Immer mehr staune ich über seine einseitige Intelligenz, seinen einseitigen Fleiß, seine Riesengeschicklichkeit! Mit den kleinsten Mitteln stellen sie die kompliziertesten Arbeiten her, die wir nur mit Hilfe der Maschine und der feinsten Instrumente zuwege bringen.

Es dämmert. Draußen ziehen die gelben Wüstenwirbel im fahlen Lichte des Abends wie ein Karawanenheer vorüber — aus dem Westen kommend — wohin meine Gedanken und mein Brief nun eilen.

„Eilen" ist für meine Nachrichten wohl nicht das richtige Wort, denn die Post geht noch auf Schneckenfüßen. Meine Briefe müssen Ihnen wie langverjährte Krippenkalender erscheinen.

Ende Mai 1906.

Um Ihnen einen Begriff von der Stimmung und Geistesverfassung, welche unter den Chinesen herrscht, zu geben, teile ich Ihnen nachstehend einige Notizen aus dem „Tageblatt für Nord-China" mit.

Aus Canton wird dem „Ostasiatischen Lloyd" geschrieben:

„Die Regenzeit hält ungewöhnlich lange Zeit an. Die ununterbrochene Feuchtigkeit droht der Ernte großen Schaden zu bringen. Auch dem Seidenertrag wird sie Eintrag tun. Der dadurch verursachte Schaden wird auf viele hunderttausend Dollars geschätzt. Generalgouverneur Tsen-Chun-hsuan bietet alle in seinen Kräften stehenden Mittel auf, die Götter zu veranlassen, den überflüssigen Regen einzustellen. Die Priester eines Tempels, in dem er persönlich zur Anbetung erschienen war, hat er mit einer Buße von zwei-

tausend Dollars bestraft, weil sie die Gottheit in einem sehr unsauberen Zustand beließen, und er stellte dann Unteroffiziere an, die darauf achten sollten, daß die Priester Tag und Nacht um Aufhören des Regens im Gebet verweilten. Da dies nichts half, ordnete er an, daß täglich dreimal vor verschiedenen Toren der Stadt Kanonenschüsse abgefeuert würden, um den Göttern die Ohren aufzuknöpfen. Auch das half alles nicht; es regnete noch immer weiter. Nun hat er neuerdings befohlen, daß das Dach über der Gottheit, vor der er persönlich seine Andacht verrichtete und die er dabei in nicht ganz reinlichem Zustande vorfand, abgedeckt werde und der Regen ihr auf den Kopf ströme. Ob die Gottheit jetzt wohl zur Einsicht kommen wird?"

Das „Echo de Chine" bringt eine Übersetzung von zwei Proklamationen, die angeblich in den unteren Yangtseprovinzen verbreitet werden und einen ausgesprochen fremdenfeindlichen Charakter tragen. Die eine lautet:

„Die chinesische Dynastie beherrscht die Welt. Alle Manchus und Chinesen sind ihre Untertanen. Es darf nicht geduldet werden, daß die Anhänger von Irrlehren sich in unseren Reihen festsetzen.

Heutzutage bedrängen die fünf Arten der Fremden China. Dieses Unglück ist größer als irgend ein früheres. Unter dem Vorwand, Handel treiben zu wollen, bemächtigen sie sich allerlei Städte und Märkte, um dort Postämter einzurichten. Ihre Niederlassungen werden entweder im Namen Jesu oder des Evangeliums angelegt. Ihre Religion heißt entweder Tien-chou oder Ti-chou. Wer ihnen gehorcht, hat, obwohl er kein Amt bekleidet, viel Einfluß. Wer ihnen feindlich gesinnt ist, muß vor Furcht zittern. Ihre Anhänger sind es, die Mukden besetzt und den Hof zu grunde gerichtet haben. Sie sind über ganz China verbreitet, dessen Untertanen von ihnen bedrückt werden. Sie vernichten die Lehre des Konfuzius. Sie haben die überlieferten Prüfungen abgeschafft. Sie haben die kaiserlichen Gräber geschändet. Sie bauen Eisenbahnen. Sie haben das Opium ins Land gebracht. Sie haben die Zölle erhöht. Wir befinden uns in großer Betrübnis. Das große China wird von Hunden und Böcken bedrängt. Wer darüber nicht errötet, hat kein Mannesherz im Leib.

Wir sammeln jetzt Freiwillige, um die Schlangen auszurotten. Wer unsere Meinung teilt, uns zu Fuß oder zu Pferde helfen und sich unseren Befehlen unterwerfen will, auf den warten wir und werden ihn uns näher ansehen."

Die zweite Proklamation nennt sich „Proklamation der Brüder Hong-lien vom Berge Che zur Unterstützung der Dynastie und Ausrottung der Fremden". In ihr heißt es unter anderem:

„Bis in das Mark unserer Knochen von Fremdenhaß durchdrungen, sammeln wir Soldaten, um sie auszurotten. Wir sind dazu durch die Notwendigkeit verpflichtet. Die Klugen werden das verstehen. Es ist nicht der Wunsch, eine große Stellung zu gewinnen, der uns die Waffen in die Hand drückt."

Sie sehen — wir leben hier nicht im XX., sondern im XVI. Jahrhundert. Aberglaube und Fanatismus der merkwürdigsten Art — Willkür und Unordnung: wir halten noch beim Mittelalter. Mein erster Eindruck, den ich schon in den ersten Tagen hier empfand, daß uns Fremden hier alles so feindselig ist, er bestätigt sich auf Schritt und Tritt. Und wie fanatisch der Haß Chinas gegen uns Europäer aufflammen kann — dafür gaben vor wenigen Jahren die Ereignisse des Boxeraufstandes ein blutiges Zeugnis.

Noch heute steht man unter dem Eindrucke dieser Greueltaten und jetzt noch beschäftigt sich unsere Phantasie mit denselben. Soeben hatten wir den Besuch der Oberin des hiesigen französischen Barmherzigen Schwester-Ordens, eine Gräfin Wagensperg, Österreicherin von Geburt. Die Schwestern haben den einzigen Ort in Peking geschaffen, in dem es von stillen Blumen duftet und blüht und eine friedliche Atmosphäre herrscht. Die große weiße Kirche unter grünen Bäumen, umgeben von blühenden Beeten, ein Akazienhain mit dem träumerischen Madonnenkultus — das ganze ein Idyll mitten in einem Trümmerhaufen, in dieser gärenden, unheimlichen Pekingstadt. Die Europäer leben in Festungen und blumenlosen Gärten — die Schwestern hingegen in einem poetischen, weltvergessenen Milieu. Darüber haben sie aber dennoch nicht den wahren Heldenmut der größten Selbstlosigkeit und die Widerstandskraft in den Tagen der Gefahr verloren.

„Vor der Boxerbelagerung", so erzählte die Oberin, „war ich aus Spanien nach China zurückgekommen. In Barcelona lachte mir das Leben, meine spanischen Schulkinder hatten das Herz immer auf der Hand und kein Tag verging, daß sie mir nicht mit strahlenden Augen eine Freude schenkten. Meine chinesischen Schüler sind stumpf und undankbar: nie ein Glanz in ihren starren Augen, nie ein Wort kindlicher Begeisterung, nie eine Herzensregung, auch nicht jene der Dankbarkeit.

Der Stumpfsinn, die Ergebung, die Geduld des Lasttieres — dabei körperlich häßlich zum Erschrecken . . .

Kurze Zeit vor der Belagerung war noch alles ganz ruhig. Kein Mensch in Peking ahnte den Coup, den die Boxer vorbereiteten. Der Fürstbischof glaubte den Versprechungen der chinesischen Regierung, die noch am Vorabend der Greuel versicherte, es sei keine Gefahr, wenn aber unerwarteterweise eine solche auftauchen sollte, so werde das Kloster gar nicht in den Kampf gezogen werden.

Als sich gleich darauf die ersten Boxer zeigten, strömten zum Unglück des Klosters bei 3000 vor den Boxern flüchtende christliche Chinesen ins Kloster. Wohl hatte die damalige Oberin sich zufällig mit ungemein reichlichen Vorräten an Lebensmitteln versehen, aber für solche Menschenmengen konnten diese Provisionen natürlich nicht reichen. So begann gleich mit den ersten Tagen der Belagerung die qualvolle Zeit entsetzlicher Entbehrungen. Man hoffte stündlich und täglich auf Entsatz, erst ganz ruhig und zuversichtlich, dann voll bebender Ungeduld, als nach fünf Wochen noch immer keine Spur der Befreier sich zeigte. Unter den in der Klosterkirche Einquartierten waren Blattern, Diphtheritis und Typhus ausgebrochen. Die Bäume des Klosters waren völlig kahl — ihre Blätter hatten als Nahrung gedient; auch das Maultierfleisch war zu Ende, die Brunnen bis auf einen unbenützbar, vergiftet.

Und immer zahlreicher explodierten die Minen, große Lücken in die Reihen der Verteidiger reißend. Das Verhalten der Schwestern und der Oberin war heldenhaft. Und zu der Stunde, in welcher alles den Tod als unvermeidlich erwartete und alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte — da kam der Entsatz.

Japaner und Franzosen eroberten nach schwerem Kampfe den Peitang — man war gerettet. Die Oberin aber verschied knapp vorher als Opfer ihrer strengen Pflichterfüllung."

Anfang Juni.

Neben manchem Interessanten hier gehört die Kaiserin wohl zu dem Interessantesten, unsere Aufmerksamkeit in höchstem Grade fesselnd. Sie scheint eine Individualität zu sein,

wie deren auf Thronen nicht viele zu finden sind — trotz ihrer 70 Jahre hält sie mit eiserner Hand das ganze große Reich zusammen. Sie *will* herrschen — und dies zu erreichen, dazu war ihr jedes Mittel gut. Als der jugendliche Kaiser im Schwung und Jugenddrang seiner 18 Jahre mit Feuereifer die westliche Kultur erfaßte, um große Reformen in China einzuführen, da erschien ihr diese Wendung bedenklich und der Neffe wurde allmählich beiseite geschoben. Allerhand Gerüchte über die hiefür angewendeten Mittel durchschwirren die Luft. Heute soll er ganz verfallen sein, ein Schatten, ein willenloses Werkzeug in der Hand einer willensstarken Frau. Allerdings gibt es auch solche, die behaupten, er warte nur auf die Wiederkehr besserer Zeiten ... Neuerdings freilich mehren sich Gerüchte ganz anderer Art: der Kaiser sei bereits gestorben, sein Tod werde aber verheimlicht, um Unruhen vorzubeugen und seinen Nachfolger zu bestimmen. Der Sohn der Kaiserin, bald darauf die — Mutterfreuden entgegensehende Schwiegertochter, sie starben in unaufgeklärter Weise — — jetzt soll sich auch dasselbe geheimnisvolle Geschick an ihrem Neffen erfüllt haben, der jugendlichen Greisin im Tode voranzugehen. Wie eine Fünfzigerin sieht diese Siebzigjährige aus und *ihre* Lebenskraft ist ungebrochen — — man nennt sie den einzigen Mann in China.

Mitte Juni 1906.

Wenn Sie aus den Zeitungen erfahren, daß die Situation der Europäer hier wieder eine recht kurioſe wird, so erschrecken Sie nicht. Vieles daran ist Übertreibung und noch verfrüht. Freilich: behaglich wird es einem dort nicht recht. Die Kaiserin soll, so heißt es, mit dem toten oder sterbenden Kaiser ins Winterpalais übersiedeln. Man befürchtet Unruhen für den Fall, als der Kaiser wirklich sterben oder sein Tod bekannt werden sollte, sowie auch wegen der entsetzlichen Hitze, die Mißernten erzeugt. Endlich haben sich in Peking und auch im Süden, namentlich in Canton, Klubs gebildet, die fremdenfeindliche Proklamationen erlassen und das Volk aufwiegeln. Es sind dies Sekten, deren Einfluß die ungebildeten Massen hypnotisiert.

Die Diplomaten und Militärs sind überzeugt, daß es bald zu Konflikten kommen wird, und daß die Europäer gerade so überrascht sein werden wie damals. Letzthin hieß es sogar in der Chinesenstadt — dem großen Mobviertel Pekings — rotte sich das Volk zusammen, da noch in derselben Nacht alle Europäer getötet werden, auf den ersten Gongschlag eine Bartholomäusnacht erleben sollten. Daß überhaupt solche Gerüchte entstehen und weitergetragen werden können — das allein ist charakteristisch für die hiesigen Verhältnisse.

Auch Sir Robert Hart, der gründliche Kenner Chinas, glaubt an eine Wiederholung der Unruhen.

Ich will nicht gerade sagen, daß dieses Leben in einem so feindlichen Milieu ein angenehmes ist — aber diese bald näher, bald ferner rückende Gefahr, die hier stets über unserem Leben schwebt, hat doch auch etwas Anziehendes — — —

Wie gebannt blicken wir auf das unheimlich große Fragezeichen, welches dieses Riesenreich und seine ungewisse Zukunft für uns bedeutet.

Wie immer die Antwort lauten wird — Kanonendonner wird sie begleiten!

Wir werden uns wohl rechtzeitig aus dem Staube machen und nach Siam unsere Forschungsreise fortsetzen.

Trümmer.

Von Helene Scheu-Riesz.

Ein lichter Maientag war es.

Goldig leuchtete die Welt. Der Frühling grüßte aus den Lüften, er rauschte duftend durch die knospengrünen Kronen der Bäume, er beugte die zarten Zweige des jungen Gesträuchs. Weiße Blüten glänzten von den Schlehdornbüschen und hie und da hob sich auf dem sonnebeladenen Wege ein rosig glühender Mandelbaum wie ein Symbol märchenhafter, unbeschreiblicher Freude.

Auf diesem Wege wandelte das Glück. Zwei Menschenkinder schritten Arm in Arm langsam über die Wiesen, stumm und selig versunken in den Anblick der lichten Frühlingspracht und in den Traum einer großen weltvergessenen, jubelnden, stolzen Liebe.

Diesen Weg waren sie gegangen, als sie einander fanden im ersten schüchternen Begegnen, als das übermächtige Gefühl zum ersten Male sich zitternd Bahn brach über die Schranken des engen Wortes, überfloß aus dem Gefäß ihrer sehnsuchtsvollen Seelen, den Kerker ihrer heimlichsten Gedanken sprengte und hinausströmte über ihr ganzes Menschentum, ihr Wesen in neue herrliche Farben kleidend. Seitdem glühte ein neues, heiliges Leben in der Welt, alle Dinge waren in seine Glut getaucht oder von ihrem Leuchten bestrahlt, daß sie schimmerten und glitzerten wie kostbares Geschmeide, allen Erdenkindern zum Besitz.

Ein Jahrestag der Freude. Diese beiden Menschen, die einander gehören wollten, waren hiehergekommen, um ein Fest seliger Erinnerungen zu feiern. Jeder ihrer Blicke fragte: „Weißt du noch?" Jedes kleine unscheinbare Wort barg einen tiefen Sinn, eine heimliche Liebkosung, einen Klang von Innigkeit, Dankbarkeit und Seligkeit.

„Von heut in acht Wochen bist du meine Frau!"

Sie schwieg und sah ihn mit leuchtenden Augen an. Sie konnte nicht reden, so preßte ihr das Glücksgefühl die Kehle zusammen. Die Tränen saßen ihr im Halse, dort, wo die Worte sich durchzwängen wollten. Aber ihre Hand drückte die seine und ihre Augen sagten: „Ich will dein Leben schön machen. Du sollst jeden Tag segnen. Du sollst glücklicher sein als du ahnen kannst. Ich will deinem Glück dienen wie eine Magd, ich will ihm opfern wie einer Gottheit. Nichts für mich, alles für dich — weil du mich so sehr liebst. Für deine Liebe will ich dir mein ganzes Sein schenken, mein Tagewerk und meine Gedanken, alles, was mein Leben hervorbringt. Ich will nichts als diese Liebe, diese zarte, große, unendliche Liebe, die nicht sterben kann, die dauern wird, solange ein Atem in dir ist — dauernder als Erz."

Sie gingen, jeder in seine Träume versunken. Dann begannen sie von der Zukunft zu reden. Wie sie ihr getrenntes Dasein verschmelzen wollten zu einem einzigen; wie jeder das aufgeben wollte, was der andere nicht mitbesitzen oder nicht mittun konnte. Eins wollten sie werden um jeden Preis.

Die Frau gibt mehr auf als der Mann. Es ist ihr Schicksal. Ihr Einsatz ist unermeßlich hoch. Wenn sie verliert, ist sie bankerott. Ihr Leben wirft sie hin, um ein neues zu erhalten. Ihr eigenes kleines Haus reißt sie nieder und verläßt den Boden, der sie sicher trug, um auf fremdem Gebiet sich ein neues zu bauen, von dem sie nicht weiß, was es wird — ob Gefängnis, Palast, Spital, Herberge, Heim — oder alles miteinander. Aber

sie baut auf dem felsenfesten Grund der Liebe, mit der sie geliebt wird. Und sie hat Vertrauen, daß sie darauf das Haus ihrer Hoffnungen wird bauen können — dauernder als Erz.

Sie kamen zu einem Hügel. Den waren sie damals hinaufgegangen. Es gab einen wunderschönen, dicht mit Schlehen bewachsenen, langsam sich schlängelnden Fußpfad zum Aussichtsturm hinauf. Den hatten sie damals bestiegen. „Weißt du noch?"

Als sie droben standen auf der engen Plattform des schmalen Turmes, wo nur für zwei Leute Raum war, da hielten ihre Hände sich fest umschlungen und ihre Herzen pochten im Gleichklang miteinander und mit dem Maienzauber ringsum. Weithin schauten sie über Wälder und Dörfer bis zur dampfenden Stadt und sahen den Frühling über die Ebene fliegen mit rosenroten Schwingen. Die Welt war voll Licht und Wonne. Eine tiefe, reine Lebensandacht ergriff die beiden und hielt sie in schweigendem Bann. Das Mädchen tat ein feierliches Gelübde in sich selbst, diesem Leben, dem großen, allumschließenden, fruchtbaren, heiligen Leben treu zu sein. Ihren lichten Glauben wollte sie sich wahren, der sollte ihr das neue Haus bauen helfen auf dem Grunde, der dauernder war als Erz.

In diesem Augenblicke, der ihr erhabener schien als alles, was sie bisher erlebt hatte, liebte sie den Mann an ihrer Seite mehr als bisher; so voll Hingabe war ihre stolze, spröde Seele, so glücklich war sie und so sehr fühlte sie alle Größe des Alls sich nahe, daß ihr war, als sei dies die Vermählung, der Moment, in dem ihr Dasein den Höhepunkt erreicht hatte. Eine neue Liebe war in ihr und eine neue Kraft und Festigkeit. Wie wenn ihr eine Binde von den Augen gefallen wäre, so sah sie alles klarer und heller als bisher. Und so sicher war sie, daß der Mann das Gleiche empfinden mußte, daß sie ihn nur leise beim Namen nannte und ihm zunickte — — „ja, mir ist wie dir" sollte das heißen. Und ihr Gesicht war ein einziges Leuchten.

Auf dem Heimweg plauderten sie leicht und lustig — sie lachte wie ein Kind über jedes Scherzwort und sie wetteiferten an Übermut. Da setzte sich ein Falter auf ihre weiße Hand und blieb matt und träge dort sitzen.

„Der erste Schmetterling! Der kommt in meine Sammlung!"

„Ach, geh, laß ihn fliegen" — bat sie. Aber er hielt ihn schon fest, behutsam, um die Flügel nicht zu verletzen.

Sie ward plötzlich ernst. Ihr war, als hinge ihr eigenes Lebensglück an dieses Falters Leben. War es, daß die Weihestimmung noch ihre Sinne in Bann hielt und sie mit Liebe zu allen Wesen und Dingen erfüllte — oder bebte sie bange davor zurück, diese glückliche Stunde zeichnen zu lassen mit dem Brandmal einer grausamen Tat? — Sie wußte es selbst kaum, sie zitterte nur und ihre Augen flehten, als sie bat: „Laß ihn fliegen, du — du!"

Er aber sah sie nicht, er hatte schon die Nadel ergriffen und das Tierlein aufgespießt und es, sorgfältig in einem Schächtelchen verwahrt, in die Tasche gesteckt.

Plaudernd ging er neben ihr und merkte gar nicht, wie still sie mit einem Male geworden war. Bis sie in Schluchzen ausbrach — da sah er, daß sie bleich und verstört war — das Leuchten in ihrem Antlitz ausgelöscht.

„Was hast du nur?" fragte er in maßloser Überraschung wieder und wieder. Aber sie konnte nichts sagen als das eine: „Du hättest ihn fliegen lassen sollen."

Da sagte er mit jener Ungeduld im Ton, in der die Liebe zu sterben pflegt: „Sei doch nicht so dumm!"

Nichts weiter wars als das. Und sie hat tagelang, wochenlang mit sich gerungen in atemlosem Kampf: Vergessen sich abringen wollen für dieses Nichts; das Sandkorn, das in das feine Uhrwerk ihrer Liebe geraten war, herausholen und die Räder wieder in Gang setzen wollen — — vergebens.

Sie schrieb ihm: „Laß mich frei. Mein Traum ist zerstört. Das feine, unsagbar zarte Gewebe, das uns verband, ist zerrissen. Was dauernder schien als Erz, ist zertrümmert. Ich kann das Haus meines Lebens nicht auf Trümmer bauen".

Sudermanns „Blumenboot".*

Von J. Minor.

Von den beiden Schauspielen, mit denen der Dichter in dieser Saison gleichzeitig hervorgetreten ist, ist dieses ältere (geschrieben vom November 1903 bis November 1904) entschieden der echtere Sudermann. Denn der Dichter der „Ehre", der einstmals das Hinterhaus so viel besser als das Vorderhaus zu schildern verstand, ist seit „Sodoms Ende" im Vorderhaus warm geworden und dort weit mehr als unter den Enterbten, den Arbeitern und Zuchthäuslern, zu Hause. Aus dem ostpreußischen Bauernkind, das auf dem Dachsitz eines Omnibus seinen Einzug in die deutsche Hauptstadt hielt, ist längst ein verwöhnter Salonlöwe geworden, der zwar durch sein Brüllen gern anzeigen möchte, daß sein eigentliches Element die Wüste ist, dem es aber in der sodomitischen Gefangenschaft recht gut gefällt, so grelle Schilderungen er auch von Sodoma entwirft. Der Mann mit dem schwarzen Vollbart und dem stämmigen Gliederbau ist in Wahrheit das weichste, anpassungsfähigste und weiblichste Talent unter den Modernen; und niemand versteht sich so gut auf Damentoiletten, die Damen selber natürlich ausgenommen.

Dieses Schauspiel behandelt ein ähnliches Thema wie Philippis „Helfer", und es spielt, wie dieser, in der Kaufmannswelt. Freilich ist in der Schilderung des Milieus der Dichter, der Sudermann ist und bleibt, dem Theaterfabrikanten hoch überlegen. Mit wenigen sicheren Strichen stellt er uns nicht bloß die für die Handlung unentbehrlichen Figuren, sondern die ganze Geschichte der Firma „Hoyer und Wendrath" in mehreren Generationen vor Augen. Der alte Chef, der heute nur mehr ein Mumiendasein führt, hat seine temperamentvolle Tochter, ohne sie weiter zu befragen, an seinen Kompagnon verheiratet. Natürlich war die Ehe, aus der zwei Töchter, Raphaela und Thea, entsprossen sind, keine glückliche. Die leidenschaftliche und herrschsüchtige Frau verbirgt ihre Verirrungen hinter großen Worten von Schönheit und ästhetischem Schwung. Nicht bloß ihr Mann, sondern auch ihr Bruder, der sich für die Ehre seiner Schwester hat schlagen müssen, ist das Opfer ihrer zahlreichen heimlichen Liebschaften geworden. Der verwaisten Firma, die für den Luxus und die großen Daseinsformen der Damen des Hauses aufkommen muß,

* Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenspiel. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1905.

wird nun auch die ältere Tochter Raphaela geopfert, indem man sie mit dem tüchtigen Kommis Brösemann verheiratet, dessen Arbeitskraft allein das Haus oben hält und den man trotz seiner rauhen und derben Formen nun auch als Familienmitglied gelten lassen muß. Die Mutter aber hat sich, um ihre Vergangenheit zu decken, mit einem heruntergekommenen Baron verheiratet, den sie seiner Spielsucht wegen im Zaume halten muß und sehr ungnädig behandelt.

In diesem Milieu ist die zweite Tochter, Thea, zu einem „frühreifen, alles wissenden, pietätlosen Gegenwartskind" herangewachsen; so charakterisiert sie der Dichter selbst in der szenischen Anweisung gleich bei ihrem ersten Auftreten. Mit 19 Jahren steht sie vor ihrer Verlobung, ohne zu wissen: mit wem? Ihr Vetter Fred, das männliche Seitenstück zu ihr, der nicht bloß alles wissende, sondern auch alles genießende Gegenwartsjüngling, bietet ihr seine Hand, unter der gegenseitigen Bedingung völliger Freiheit, an; in einer solchen Ehe würde sie, was sie als Mädchen nicht ist und nicht sein kann, zum freien Weibe. Vorher aber muß sie noch einen von ihrer Mama begünstigten Grafen anhören: einen durchaus soliden und ehrenwerten Mann, der das Militär satt hat und seinem Vater, von dem er mit tiefstem Respekt als von seinem „Herrn" redet, gern die Bewirtschaftung der Güter abnehmen möchte, zu deren Instandsetzung er freilich eine bedeutende Mitgift nicht entbehren kann. Dem Gegenwartskind paßt seine ganze ehrliche und aufrichtige, jedem Pflanz abholde Art nicht und vor dem versammelten Familienrat reicht Thea, zur höchsten Überraschung aller, ihrem Vetter Fred die Hand.

Das Leben in Freiheit nimmt sogleich in der Hochzeitsnacht seinen Anfang, noch ehe sie ganz die Seinige geworden ist. In dieser Nacht hat er versprochen, sie dorthin zu führen, wo er sonst mit seiner Maitresse zu soupieren pflegte, nämlich in das Gasthaus zum „fidelen Meerschweinchen". Und dahin führt uns nun auch der Dichter in dem folgenden Akt, der aber seltsamerweise nicht als der dritte, sondern als „Zwischenspiel" bezeichnet ist. Man hat bisher Schauspiele mit Vorspielen und mit Nachspielen gekannt; als Zwischenspiele aber wurden nur solche Szenen bezeichnet, die mit der Haupthandlung inhaltlich gar nicht in Zusammenhang standen. Also entweder komische Szenen, die mit den Akten einer ernsten Oper abwechselten, wie in den italienischen Intermezzi, oder das Stück im Stück, als Einlage, wie das Schauspiel im „Hamlet". Keines von beiden ist bei Sudermann der Fall. Sein dritter Akt, wie wir doch lieber sagen wollen, hängt, wenn auch nur lose, mit den früheren zusammen; er führt die Handlung in einem wichtigen psychologischen Punkte weiter. Er spielt sich aber in einem ganz anderen Milieu ab; und das war denn auch der Grund, der den Dichter veranlaßt hat, den Akt, den man sonst als den Höhepunkt des Dramas betrachtet, als bloßes Zwischenspiel zu bezeichnen. Dieser ungeschickte Titel ist also bloß ein Feigenblatt, das einen natürlichen Mangel, einen Kompositionsfehler decken soll; in Wahrheit aber macht er auf den Schönheitsfehler auch den Kurzsichtigsten aufmerksam.

Dieses neue Milieu besteht aus den Mitgliedern der Berliner Bohème, den Helden und Heldinnen des Variété und des Überbrettels; natürlich fehlt auch der verbummelte Literat, das eingebildete Genie, nicht. Es sind gut geschaute Typen, alle mit der schnodderigsten Berliner Schnauze versehen; eine Russin von sehr kräftigen Instinkten, die in tieferer Späre als Thea das „befreite Weib" vorstellt, bringt zur Abwechslung einen exotischen Ton hinein. Mit stillschweigendem Bezug auf die Gegenwartskinder, die in

dieſer ſchwülen Luft ihre Hochzeit feiern wollen, läßt der Dichter einen Clown die ſenſationelle Geſchichte ſeiner Hochzeitsnacht erzählen. Das iſt aber auch ſo ziemlich alles, was er an Ulk und Übermut aufgebracht hat; wenn ein junger Lebemann ſeine Frau in der Hochzeitsnacht zum „fidelen Meerſchweinchen“ führt, dann muß dort auch etwas los ſein; wenn ſchon, denn ſchon! Man erwartet ſo etwas wie das Finale in der „Fledermaus“: Brüderlein, Schweſterlein, wollen wir alle ſein! Aber dazu kommt es hier nicht. Einer dieſer rüden Patrone, eben der Clown, der ſich in der Hochzeitsnacht ſo gemein machen mußte, richtet an die junge Frau die „ſehr ernſte“ Frage: „Warum machen Sie ſich gemein mit uns?“ Artiſten denken bekanntlich ſo gering von ſich ſelber und ihrer Lebensſtellung; ſie haben keinen Künſtlerſtolz! Noch merkwürdiger aber iſt es, daß dieſe ſeltſame Frage das alles wiſſende, durch nichts zu verblüffende Gegenwartskind ſo entwaffnet, daß es unter nervöſem Lachen und Schluchzen ohnmächtig zuſammenbricht.

Und nicht beſſer geht es ihr bei dem zweiten Verſuch, von der ehelichen Freiheit Gebrauch zu machen. Gleich nach der Hochzeit hat die Mama nämlich den Grafen wieder in ihr Haus gezogen und ihrer Tochter, dem wiſſenden Kind, nicht erſt deutlich zu machen gebraucht, daß ſie ihn für den richtigen Dritten halte. Einen guten Blick für Cicisbeos hat die nach der Vorausſetzung des Dichters in Liebesſachen ſo erfahrene Frau damit gerade nicht bewieſen: denn dem grundehrlichen, ſtreng ſoliden Grafen iſt die Rolle des Dritten kaum zuzumuten. Hier liegt eine auffallende Schwäche in der Motivierung. Ganz dem Charakter der Heldin aber entſpricht es, wenn ſie ſich, ohne merkbare Abneigung gegen ihren Mann und ohne eigentliche Leidenſchaft für den Grafen, dieſem einfach zur Geliebten anträgt. Sie erfährt jedoch von dem ſtreng denkenden Mann eine entſchiedene Ablehnung und hat zum zweiten Male das eklige Gefühl, ſich gemein gemacht zu haben. Und nun folgt, faſt ebenſo raſch wie in Philippis „Helfer“ und nur wenig beſſer motiviert, der Umſchlag. Auf ihren Mann hat ſchon jene Szene in der Hochzeitnacht einen tiefen Eindruck gemacht; er iſt ein ernſter Mann geworden. Er fürchtet nicht, ſondern er erwartet ihretwegen die Vorwürfe ſeiner Frau. Thea umgekehrt meint, daß er ihrem Wunſch nicht hätte nachgeben, ſondern ihr die Peitſche zeigen ſollen. Nach dem Korb, den ſie ſich bei dem Grafen geholt, ſind die beiden der ehelichen Freiheit gründlich überdrüſſig geworden; und ein tragiſcher Vorfall in der Familie führt die befreite Frau ganz in die Arme ihres Mannes.

Dieſer Vorfall, der ſeit den erſten Akten vorbereitet iſt, ſich aber ganz hinter der Szene abſpielt, betrifft Raphaela, die das gerade Gegenſtück zu ihrer Schweſter Thea iſt. Wie dieſe laut und geräuſchvoll, mit einer Aufrichtigkeit, die an Schamloſigkeit grenzt, ſo geht Raphaela verſtohlen und heimlich zu Werke. Während ſie immer nur von ihrem Mann, dem braven, aber täppiſchen Bröſemann, dem ſie im Intereſſe der Familie aufgeopfert worden iſt, redet, zieht ſie ihre Leidenſchaft mächtig zu einem Löwenjäger, der zwar nicht auftritt, den wir uns aber gewiß ähnlich vorzuſtellen haben, wie den Bärenjäger in Ibſens Epilog. Die Mutter, die freilich ſo tut, als ob ſie nichts bemerkte, und ihre nach Freiheit lechzende Schweſter hetzen ſie immer mehr hinein. Als ſie aber nun von dem Unwiderſtehlichen während eines Gartenfeſtes in dem blumengeſchmückten Boot zum Rendezvous erwartet wird, da ereignet ſich etwas ganz Merkwürdiges. Die rückläufig gewordene Thea iſt es, die ſie auf jede Weiſe verhindern will, dem Verführer in die Arme zu laufen — und die ſtille Raphaela bricht Schlöſſer und Türen, um der über-

mächtigen Leidenschaft zu folgen. Jetzt kommt es zur Katastrophe. Der gewarnte Gatte ist zur Stelle und schlägt den Verführer einfach mit dem Schiffshaken nieder. Und unter diesem Eindruck reichen sich nun Thea und Fred die Hand zu einem ernsten, der Pflicht und der Arbeit gewidmeten Leben. Auf Blumenbooten (Symbol und Titel sind etwas gesucht) wollen sie sich künftig nicht mehr wiegen.

Ist das nun wirklich ein befriedigender und überzeugender Schluß? Befriedigen wird es wohl niemand, wenn die von Thea angelernte Schwester um Glück und Familie gebracht wird, während die Anstifterin sich auf den Trümmern des schwesterlichen Glückes ihr eigenes aufbaut. Raphaela spielt hier die Rolle des Versuchskaninchens, an dem Thea die praktische Undurchführbarkeit ihrer extremen Lehren erkennt. Ich will indessen von der sogenannten poetischen Gerechtigkeit, die neuerdings etwas in Verruf gekommen ist, ganz absehen. Ist dieser Schluß aber auch nur tatsächlich möglich und überzeugend? Zugegeben, daß Fred, der nun die durch Brösemann verwaiste Firma übernehmen muß, arbeiten kann, wenn er ernstlich will. Steckt denn aber in dieser Thea wirklich ein guter Kern? Trotz den Worten von großer Liebe hat sie ein Zeichen von tieferem Seelenleben nicht gegeben. Von den beiden Schwestern ist Raphaela die weitaus interessantere und auch die bessere. Sie kämpft doch, da sie für die Vorzüge ihres Mannes nicht blind ist, einen inneren Kampf durch; und sie hat den Mut, ihrem Herzen oder ihrer Leidenschaft zu folgen, während Thea viel zu feig ist, um ihren frechen Reden die Tat folgen zu lassen. Thea hat einen verschrobenen Kopf und sie hat kein Herz. Die Frauen, bei denen die verrückten Ideen nicht durch ein gesundes Gefühl ausgeglichen werden, sind die schlimmsten von allen und kommen nie ins richtige Geleise. Sollte das wirklich das rechte Gegenwartskind sein? Es wäre schade!

Die Stoffe aus dem Reliquienschreine Karls des Großen.

Vom Kustos und Dozenten Dr. M. Dreger.

In der letzten Zeit war viel von dem „Grabe Karls des Großen" und den daraus entnommenen Reliquienhüllen die Rede — wie mancher dachte, sogar etwas zu viel. Es waren denn auch die Urteile über die ganze Angelegenheit, so weit ich sie zufällig in reichsdeutschen, österreichischen, französischen Blättern bemerkte, keineswegs immer anerkennend; es war sehr häufig von Pietätlosigkeit die Rede und nicht selten bemächtigten sich auch Witzblätter des Stoffes. Es tat mir die Behandlung der ganzen Sache von Anfang an weh.

Bekanntlich ist der Reliquienschrein, in dem der größte Teil der Gebeine Karls heute ruht, nicht das ursprüngliche Grab, sondern erst nach der Kanonisierung Karls (1164) ausgeführt worden, und auch dieser Schrein wurde jetzt nicht zum ersten Male aufgeschlossen. Es war ja auch in den Zeitungen von der Veröffentlichung der Funde, die bereits Mitte des XIX. Jahrhunderts stattfand, die Rede; merkwürdigerweise wurde allerdings fast nirgends die wichtigste Untersuchung über den nun so vielgenannten „Elefantenstoff" erwähnt. Ich meine die Arbeit des Kölner Kanonikus Dr. Fr. Bock über „Byzantinische Purpurstoffe mit eingewebten neugriechischen Inschriften" in der Zeitschrift des Bayrischen Kunstgewerbevereines, 1894.

Dr. Bock, der erst vor wenigen Jahren gestorben ist, war gewiß in mancher Beziehung ein sonderbarer Herr, hatte aber unleugbar ganz bedeutende Verdienste. In bemerkenswerter Weise wußte er die Eigenschaften eines Händlers und eines ernsten Gelehrten miteinander zu verbinden, und hat so, wie kaum ein anderer, dazu beigetragen, daß es heute Sammlungen gibt, in denen man ganz verschiedenartige alte Stoffreste miteinander vergleichen und so die Vorkenntnisse zum Studium vereinzelter aber wichtiger Stücke gewinnen kann. Die Grundlagen der großen Textilsammlung des Victoria and Albert- (South-Kensington-)Museums in London wurden ebenso wie die der Textilsammlung des k. k. Österreichischen Museums in Wien großenteils durch die Erwerbung Bockschen Besitzes gelegt.

Bock war es auch, der mit Unterstützung des Kaisers von Österreich das heute noch der Forschung unentbehrliche Werk über „Die Kleinodien des heil. Römischen Reiches deutscher Nation . . .“ (Wien, 1864), das zugleich eine Glanzleistung der Hof- und Staatsdruckerei in Wien darstellt, herausgegeben hat. Und Bock hat auch den „Elefantenstoff“, das wichtigere der beiden Stoffstücke des Reliquienschreines, eingehender behandelt und auf seine Untersuchungen mußte man sich bisher stützen. Da Bock aber nur ältere Aufzeichnungen und ältere Aufnahmen vorlagen, die sich mit den heute erreichbaren Abbildungen in gar keiner Weise vergleichen lassen und offenbar manche Ungenauigkeit enthalten, so kann es nur mit Freude begrüßt werden, daß uns jetzt neue, mit allen Mitteln der heutigen Technik hergestellte Wiedergaben beschert werden sollen; auch wird die unmittelbare Betrachtung manches aufklären können. Ob das einmalige Herausnehmen und Wiederhineinlegen der Stoffe ihnen schaden wird, kann heute kein Mensch sagen, vorausgesetzt natürlich, daß alles mit der nötigen Vorsicht erfolgt, was aber zweifellos geschieht; es ist nicht ausgeschlossen, daß der ganze Vorgang für die Erhaltung sogar nützlich ist. Auf jeden Fall kann man aber wohl sagen, daß ein Jahrhunderte alter Stoff unbedingt in einer nicht unabsehbaren Zeit zu grunde gehen muß, und daß fernere Geschlechter immer mehr Aussicht haben, eine der hunderte auf bestem Papier und mit besten Farbmitteln gedruckten Abbildungen noch weiter im Besitze zu behalten, als das Stück selbst. In einer guten Aufnahme liegt also gewiß eher ein Akt der Pietät als der Pietätlosigkeit. Ich glaube mich aber nicht zu täuschen, wenn ich voraussetze, daß das Gefühl vieler, auch wenn sie dies einräumen, dennoch verletzt bleibt. Sie werden zugeben, daß die Ruhe des Todes ausnahmsweise gestört werden darf, wenn es sich um wirklich Bedeutendes handelt — aber nicht einiger Stoffstücke wegen. Nun sind solche Stoffstücke für die Wissenschaft aber viel wichtiger, als man im allgemeinen annimmt. Man darf wohl ohne Furcht, einer Voreingenommenheit bezichtigt zu werden, sagen, daß es wenige Gebiete der geschichtlichen Forschung gibt, die in den letzten Jahren so viel Neues geboten haben, wie die Erforschung der alten Textilreste, insbesondere der Seidenwebereien. Wir haben dadurch auch für die Auffassung ganz anderer geschichtlicher Zusammenhänge vielfach neue Gesichtspunkte gewonnen.

Seide gab es, wie bekannt, ursprünglich nur in China und den anstoßenden Teilen Zentralasiens; aber schon in der römischen Kaiserzeit wurde Seide auch im Mittelmeergebiete verwendet und in frühchristlicher Zeit war der Verbrauch schon ein ganz bedeutender. Man kann heute wohl sagen, daß aus dem Osten — zum Teile über Zentralasien und Persien, zum Teile auch über den Indischen Ozean — sowohl Rohmaterial

als fertige Stoffe kamen, und weiter, daß die römische, später byzantinische Provinz Syrien schon früh eine hochausgebildete Seidenindustrie hatte. Wir wissen heute aus chinesischen Quellen, daß die syrischen Gewebe, die auch nach Einführung der Seidenzucht im griechischen Gebiete gewiß noch Jahrhunderte lang großenteils aus chinesischem Rohmaterial hergestellt wurden, in China selbst sehr geschätzt und gesucht waren.

Kein anderes Erzeugnis menschlicher Kunstfertigkeit ist schon in früher Zeit in solchem Maße von einem Ende der Welt zum anderen versendet worden wie die Seidengewebe.*

Gewiß haben die verschiedenen Kulturen und Kunstsprachen schon vorher schrittweise aufeinander eingewirkt und es wurden auch fertige Werke der Kunst von einem Ort an den anderen versetzt, wo sie dann weiteren Einfluß ausüben konnten. Es waren zum Beispiele mit der Verbreitung des Buddhismus in Ostasien zahlreiche indische Kunstwerke nach dem Osten gelangt, aber sie kamen zugleich mit religiösen und kulturellen Vorstellungen; mit Seidengeweben jedoch wurden Kunstformen, die nur rein formalen Wert hatten, von einem Gebiete in das andere übertragen. Es kamen allerdings auch Formen, die dem eigenen Geschmacke entsprachen und darum willig aufgenommen wurden, als wären sie von einem einheimischen Künstler erfunden worden; es kamen aber auch Formen, die der Vorstellungswelt des einen Gebietes vollkommen fern lagen, die durchaus fremdartig wirkten, aber gerade durch diese Fremdartigkeit besonders auffielen.

Auf einen naiven Menschen wird das Fremde immer einen eigentümlichen Zauber ausüben; er wird es nicht einfach ablehnen oder kritisch untersuchen, sondern er wird die Sache als etwas unzweifelhaft Vorhandenes mit einer gewissen Ehrfurcht, ja vielleicht geradezu mit Furcht behandeln oder er wird sich die Sache in seiner eigenen Weise zu erklären suchen; so haben ja schon die alten Griechen Darstellungen vorderasiatischer Götter, die aus verschiedenen Teilen des Tier- und Menschenleibes gemischt waren, in ihrer Art mit neuem Sinne erfüllt.

Vor dreißig, vierzig Jahren bemühte man sich, die auf mittelalterlichen Kunstwerken so zahlreich vorkommenden, anscheinend sinnbildlichen Tiere rein aus christlichen oder jüdischen Vorstellungen zu erklären, dann ließ man allenfalls noch weiterlebende antike Vorstellungen gelten; heute wissen wir, daß ein großer Teil der symbolischen Tiere unseres Mittelalters einer ganz fernen Kultur, dem über China wirkenden Buddhismus, ihr Entstehen verdanken. Auch die Heiligenscheine, die wir in einer uns oft befremdlichen Weise bei alten Tierdarstellungen auf Stoffen finden, z. B. bei Hunden (die in Wirklichkeit aber Löwen sein sollen), gehen wohl auf buddhistische Auffassung zurück. Ich konnte an anderem Orte selbst darauf hinweisen, daß die in altchristlichen Quellen besonders häufig erwähnten Tiergestalten auf Stoffen: Löwen, Elefanten, Pferde, Pfaue und eine Art Greif, mit den charakteristischen fünf Tieren identisch sind, auf denen Buddha in den fünf Inkarnationen erscheint, die vor seiner weltbedeutenden Herabkunft liegen. Es gelang zum Beispiele, auch einen in Spanien als Reliquienhülle verwendeten Stoff festzustellen, der mit Elefanten, Greifen (einer Abart der indischen Tiergottheit „Garuda") und chinesischen

* Man vergleiche einen Aufsatz des Verfassers in der Zeitschrift des Österreichischen Museums „Kunst und Kunsthandwerk", 1906, S. 186 ff., und dessen Werk über die „Künstlerische Entwicklung der Weberei und Stickerei" (Wien, 1904). Über einen dort (Tafel 52 b) abgebildeten, mit dem Grabe Karls des Großen in Zusammenhang gebrachten, sehr fremdartigen Stoff des Schatzes zu Aachen behält sich der Verfasser vor, bei anderer Gelegenheit zu sprechen.

Flügelpferden („Khi-lin") geschmückt ist. Nun gehört auch der Elefant auf dem Stoffe im Schreine Karls des Großen sicher in die Reihe der aus dem buddhistischen Osten kommenden Motive.

In überraschend großen Kreisen (etwa drei Viertelmeter im Durchmesser), die mit strengem Blattornamente und zwei Reihen perlenähnlicher Formen umrandet sind, sehen wir Elefanten, die auf dem Rücken mit einem schabrackenartigen Tuche bedeckt sind, in Seitenansicht dargestellt, und zwar immer in je zwei Kreisen gegeneinander gekehrt; unter den Beinen der Tiere ist strenges Rankenwerk zu sehen, dessen aufsteigender Stamm sich über ihrem Rücken wie eine Baumkrone ausbreitet. Solche Baumdarstellungen finden sich übrigens nicht selten auf alten Stoffen. Ich bemerke, daß ein unserem Randornamente sehr nahe verwandtes sich auch auf einer gemalten Stoffimitation in der Krypta des Domes zu Chartres befindet; diese Malerei stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem XII. Jahrhunderte. Die früher erwähnten Elefantendarstellungen (zum Beispiele auf der spanischen Reliquienhülle) sind dagegen weit älter; man muß eben bedenken, daß im Mittelalter — wenigstens bis zur gotischen Zeit — Typen und Formen sich jahrhundertelang erhielten.

Heute haben wir in mancher Beziehung ganz anders sehen gelernt als noch vor wenigen Jahren; heute haben wir auch erkannt, daß die altostasiatischen Kunstwerke in Wirklichkeit ganz anders aussahen, als wir bisher annahmen, wo wir eigentlich nur die Werke der letzten zwei bis drei Jahrhunderte kannten; heute könnte man darum ohne Furcht, sich bei vernünftigen Leuten lächerlich zu machen, auf den Gedanken kommen, daß wir hier ein tatsächlich im ferneren Osten ausgeführtes Stück vor uns haben. Allerdings werden wir uns auch erinnern, daß die Beeinflussung der verschiedenen Gebiete besonders im ersten Jahrtausende der christlichen Ära eine durchaus gegenseitige war; wir finden in China ebensogut ursprünglich Indisches, Persisches und Griechisches, wie im Mittelmeergebiete Chinesisches, ursprünglich Indisches oder Persisches.

Was aber vor allem gegen die Herkunft des Stoffes aus dem ferneren Osten spricht, ist die neugriechische Inschrift, die sich unten im Stoffe — wie es wenigstens in allen bisherigen Berichten heißt — eingewebt findet. Die Inschrift läßt eine genaue Datierung nicht zu, nennt aber die Namen griechischer (byzantinischer) Würdenträger und den Zeuxippos, die kaiserliche Werkstätte, die sich an den kaiserlichen Palast in Konstantinopel anschloß. Wir müssen danach also annehmen, daß wir eine byzantinische Nachahmung eines, wohl durch chinesische Stoffe vermittelten, indisch-buddhistischen Motives vor uns haben.*

Wenn wir auch einige halbwegs vergleichbare Stoffe kennen, so ist ihre Zahl doch so gering, daß jedes, und besonders ein so bedeutungsvolles Stück, das genaueste Studium verdient.

* Die obenerwähnte Inschrift deutete nach den Gewährsmännern, die Bock am angegebenen Orte anführt, wohl auf das XII. Jahrhundert. — In einer Wiener Zeitung wurde vor wenigen Tagen berichtet, Geheimrat Lessing aus Berlin, der die Stoffe zur Untersuchung übernahm, hätte erklärt, der „Elefantenstoff" wäre gar kein Gewebe, sondern eine Stickerei; bei diesem Berichte liegt aber wohl jedenfalls ein Mißverständnis vor, denn Bock beschreibt die Webetechnik zu genau, als daß man einen solchen Irrtum voraussetzen dürfte. Vielleicht hat sich aber die Inschrift als gestickt herausgestellt; das wäre an sich nicht unwahrscheinlich. Doch muß man eben die Untersuchung abwarten. Sollte dies aber zutreffen, so brauchte auch die Ausführung des Stoffes nicht griechisch zu sein.

Wenn man erst erkennt, welche fast ungeheuren Ausblicke auf die Wege uralten Handels und den Austausch uralter Kulturgüter solche Stücke eröffnen, dann wird man die feierliche Eröffnung altgeweihter Stätten zu wirklich wissenschaftlichem Zwecke wohl nicht mehr frivol finden.

Die Tagesberichte haben eben übersehen, unser Augenmerk darauf hinzulenken. Oder sollten die Ergebnisse der neueren Forschung wirklich noch so wenig bekannt sein? Dann wird man diesen Hinweis vielleicht um so entschuldbarer finden.

Selbstmord oder Unfall?

Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Es ist jetzt die Zeit der Unfälle. Der Sport, dem heutzutage aus einem förmlichen Pflichtgefühl ein ansehnlicher Teil der Ferien gewidmet wird und welcher eigentlich der Erholung dienen soll, fordert täglich seine Opfer. Und immer wieder werden bei solchen Anlässen seine vielfachen Gefahren erörtert. Was ist nicht in den letzten Jahrzehnten alles über die Gefahren der Alpenwelt geschrieben worden! Aber eines Feindes wird hiebei nie gedacht, eines Feindes, der in den Verunglückenden selbst seinen Sitz hat. Das ist der Lebensüberdruß, die Lebensunlust, Lebenslangeweile, Lebensverachtung und wie die Zustände alle heißen mögen, deren Gemeinsames im Negativen liegt, im Mangel an Lebensfreude, Lebensselbstverständlichkeit.

Von einem vorgefaßten Gedanken geleitet, habe ich mir in vielen Fällen angelegen sein lassen, den persönlichen Verhältnissen Verunglückter nachzuforschen und neige mich seither immer mehr der Anschauung zu, daß es sich bei der überwiegenden Mehrzahl nur um eine Art versteckten Selbstmordes handelt. Da gibt einem gewiegten Touristen auf einer Klettertour, die er so und so oft mit sicherem Gelingen ausgeführt hat, das Gestein nach und er stürzt in die Tiefe. Beim Leichenbegängnis fehlt seine Frau. Bald danach sieht man sie mit einem anderen in den Bergen, in denselben Bergen. Da läßt sich ein erfahrener Gletscherbesteiger „unbegreiflicherweise", allen Mahnungen der Führer zum Trotz, aus Kaprize, wer weiß warum, nicht anseilen und fällt in eine Spalte, wo ihn der kalte Tod umarmt. Dann erfährt man, daß er im Leben genugsam angeseilt, nein, angekettet, angeschmiedet war oder sich wenigstens so fühlte. Dort droben wenigstens wollte er von Fesseln frei sein, auf einige Stunden oder - für immer. Was von den alpinen Unfällen gilt, das gilt natürlich auch von den anderen. Da wagt sich ein junges Mädchen, des Schwimmens nur mangelhaft kundig, weit in den See hinaus, verliert die Kraft und versinkt. Nur, merkwürdig, ohne Hilferuf. Vor kurzem hat sie den dritten Bräutigam verloren. Ein Dienstmädchen verabsäumt in der Eile der häuslichen Obliegenheiten, sich beim Fensterputzen anzugurten — und in irgend einem anderen Bezirk werden seit ein paar Wochen ihre Poste restante-Briefe nicht mehr behoben. Einem Automobilfahrer passiert an einer scharfen Straßenbiegung ein Malheur. Die Antigleitvorrichtung, ob man sich auf eine ganz verlassen könnte! Über das Vermögen des Verunglückten aber wird der Konkurs eröffnet. Ein Arbeiter, der jahrzehntelang in einem gefährlichen Betrieb tätig war, hat auf einmal Anstände wegen unvorsichtiger

Hantierung. Seine Bekannten sagen, die häuslichen Zwistigkeiten gehen ihm im Kopf um und machen ihn „zerstreut". Endlich gelingt es ihm doch, den unseligen Unglücksfall herbeizuführen. Die Benzinexplosion kostet ihm das Leben.

Die seelische Verfassung der Selbstgefährder ist leicht zu analysieren. Daß jemand mit dem Leben förmlich abschließt wie mit einer Rechnung und sich auf Grund der Bilanz eine Kugel durch den Kopf schießt, ist ein nicht gar häufiger Grenzfall. Viel öfter kommt es vor, daß jemand im Affekt, von Angst, Sorge, Verzweiflung überwältigt, zur tödlichen Waffe greift, ohne erst lange zu überlegen. Zu diesen Affekten führt aber eine fein abgestufte Reihe von Unlustgefühlen, die, ihrer Stärke entsprechend, das Leben mehr oder weniger entwerten. Dann kommt es nicht zum Selbstmordentschluß, sondern zu bloßen Selbstmordgedanken, zum innerlichen Kokettieren mit dem Selbstmord, zu bloßen Todesphantasien, zu vagen, traurigen Ahnungen. Wie im einzelnen Falle das Bewußtsein durch die Lebensunlust umgestaltet wird, hängt vor allem von der Rolle ab, die das Unbewußte spielt. Wer sich alles selber offen eingesteht, ist viel besser daran als der andere, welcher sich bei allem Peinlichen scheu vorbeidrückt, der es zur Seite schiebt, ins Unbewußte, wo es dann, der bakteriziden Wirkung der Bewußtseinssonne entrückt, sein Unwesen treibt. Solche Leute sind vor sich selbst nicht sicher und sie spüren das wohl. Da kann jemand auf einmal nicht mehr aus dem Fenster des vierten Stockes hinaussehen, wo er schon ein Jahrzehnt haust, einem anderen graut plötzlich vor allen tiefen Wassern, einem dritten vor Rasiermessern. „Ich weiß selber nicht, warum auf einmal", hört man solche Leute sagen. Daß der Selbstmordgedanke einer von jenen ist, welche der Verdrängung am leichtesten anheimfallen, bedarf keiner Erörterung. Das Grauenhafte, die Erinnerung an Vorbilder, die peinlichen Nebengedanken an Angehörige und Freunde, all das ist ein hinreichender Grund zum Wegschauen. Aber gerade dadurch gewinnen die bösen Geister Kraft. Gespenster muß man fest anschauen, wenn man sie zum Weichen bringen will.

Der Unerfahrene möchte meinen, daß sein gesamtes Handeln den Motiven entspringt, die er sich aufzählt. Dem ist aber keineswegs so. In den meisten Fällen kann man behaupten, daß die Motive ihren Namen führen a non movendo. Sie sind nur Strohmänner, den wirklich treibenden Kräften vorgeschoben. Gerade das kräftigste Handeln, gerade die unwiderstehlichsten Impulse haben im Unbewußten ihren Grund. Ganz natürlich: denn was man nicht ins Bewußtsein fördern kann, das kann man nicht mit bewußten Gegenargumenten bekämpfen. Die Mächte des Unterbewußtseins sind vor den feindlichen Mächten des lichten Bewußtseins wohl geschützt, sie sind in ihrem Walten ganz ungestört. Aber man muß unterscheiden: gewisse Schachte der Seele sind überhaupt für uns unzugänglich, unserer Organisation oder der derzeitigen Entwicklung des Menschengeschlechtes entsprechend. In anderen Fällen, und von diesen ist hier hauptsächlich die Rede, besteht eine besondere Anlage, Unbewußtes zu bilden. Unpsychologisch könnte man von einer Wehleidigkeit sprechen, die peinlichen Eindrücken aus dem Wege gehen heißt, von einer Feigheit, den Dingen gerade ins Gesicht zu sehen.

Ob nun die Sache so liegt, daß der fatale Entschluß erst im Anrücken ist, oder daß der Selbstmordgedanke zurückgedrängt wurde, auf keinen Fall verliert er durch die Entfernung seine Kraft. Ganz im Gegenteil. Die Art, wie unbewußte Motive aufs Handeln Einfluß nehmen, ist sehr verschieden. Meistens erscheint den Handelnden ihr Benehmen sonderbar, unerklärlich. Ich weiß nicht, in welchem Roman folgende Szene

geschildert ist: der Held der Erzählung, ein vielgeprüfter Mann, dem Fährlichkeiten aller Art das Leben verbittern, der aber tapfer Stand hält und mit trotzigem Selbstbewußtsein den Kopf hochhält, macht einmal nach einer schlaflosen Nacht einen Spaziergang durch die Straßen der Großstadt. Er ist ein Kind der Großstadt und bewegt sich als solches mit gewiegter Sicherheit in den vom Wagenverkehr belebten Straßen. An diesem Morgen nun frönt er einem merkwürdigen Drang, seine Fertigkeit im Ausweichen auszuprobieren. Ein Wagen der Straßenbahn braust heran. Mit nachlässigem Blick mißt er die Distanz und geht gemächlich übers Geleise — vom zornbleichen Wagenführer mit Beschimpfungen überhäuft. Ein halber Meter hat noch gefehlt, denkt er sich, geübt wie ich bin, könnt' ich es auf einen Zentimeter ankommen lassen. Und er läßt es ankommen. Die Sache macht ihm Spaß. Der Ärger der Fuhrleute erhöht nur sein Selbstbewußtsein. Er vergißt all seine Sorgen und schlendert mit ausgeheiterter Miene dahin. An einer Straßenkreuzung rast ein Fiaker daher, ein elegantes Gefährte mit Gummirädern. Ein ganz leiser Gedankenansatz regt sich in seinem Hirn, etwa wie: Gummi tut nicht so weh, und wieder versucht ers, diesmal zu knapp, das eine Pferd streift ihn, er stürzt, ohne sich zu verletzen, zu Boden. In diesem Augenblick wird ihm der Sinn seines Beginnens klar, zum erstenmal läßt er den Kopf hängen; er erkennt, das Unglück hat ihn doch überwältigt, er wollte sich's nur nicht eingestehen, aber auf einem Umweg kams zutage. Aus einem tapfern Streiter hatte das Geschick einen feigen Selbstmörder gemacht, der sich seine selbstvernichtenden Tendenzen hinter dem anscheinend harmlosen geschickten Ausweichen verbarg. Er sagte sich bei vollem Bewußtsein: Ich will ausweichen, im Unterbewußtsein aber dröhnte eine mächtige Stimme: Laß dich überfahren! Und so mag der Hergang bei vielen Unglücksfällen sein. Da hat jemand einen unsicheren Tritt vor sich. Er sagt sich, warum soll gerade der nachgeben! Und wenn auch: ich halte mich oben, ich husche drüber hinweg. Und im Unterbewußtsein trägt er die stille Hoffnung, daß ihn, den Müden, doch endlich einmal ein Stein nicht tragen, daß ein Griff nicht halten oder ein Seil reißen werde. Mitunter lugt das Unbewußte mit verstellter Miene aus der Tiefe hervor; dann sagt einer lachend: Huhu, wenn ich jetzt so losließe! Und schaut noch lachend in die Tiefe, da stürzt ihn schon der unheimliche Kobold, der aus ihm heraslacht, mit starker Faust hinab. Ein anderer spielt mit der Pistole, stellt sich vor den Spiegel und monologisiert: Wenn ich jetzt losdrückte, was wär's? Und ehe er sich's versieht, hat jemand das Züngel abgedrückt. Wer? Er selber, einer in ihm, ein anderer in ihm.

Fälle dieser Art wären geeignet, allgemeine Betrachtungen über die Psychologie des Selbstmordes anzustellen; ob es sich nicht dabei, wie bei allen übrigen mit Selbst beginnenden Begriffen um eine Spaltung der Persönlichkeit handelt, so daß sich der Selbstmord von der andern Tötung nur dadurch unterschiede, daß Mörder und Gemordeter in einer Haut beisammen wohnen. Die Psychopathologie führt uns ja extreme Fälle vor, wo die zwei zu einem Individuum (sic!) zusammengeschweißten Persönlichkeiten an Fähigkeiten, Anlagen, Charakter so verschieden sind wie nur irgend zwei wildfremde Menschen. Auch sind Fälle bekannt, wo sich diese zwei Persönlichkeiten grimmig befehden und verfolgen. Von da aus fällt dann auf viele Vorkommnisse ein Licht, welche als Handeln eines Individuums gegen sich selbst schlechterdings unverständlich, unlogisch sind.

In allem, was ein Mensch tut, kommt sein Charakter zum Ausdruck. So auch beim Selbstmord. Der Tatkräftige, Selbstherrliche wird sich auch hier nicht verleugnen. Wer

gewohnt ist, sein Handeln nur in sich selber zu begründen, wird auch diesen Entschluß ohne Herbeiziehung anderer Faktoren fassen. Nun gibt es aber Naturen, welche alles lieber als ein Selbst sein wollen, die sich immer raten und helfen lassen und jegliche Autonomie nicht als Befreiung, sondern als Last empfinden, die daher immer nach einem Suggestor Ausschau halten, ja Suggestionen förmlich provozieren; die nichts tun, ohne vorher jemand gefragt zu haben: „Soll ich's tun?" in der Hoffnung, darauf ein energisches „Natürlich!" als Antwort zu erhalten. Solche Menschen werden auch in äußerster Lebensbedrängnis die Last der Entschließung vermeiden. Sie liefern sich lieber mit verbundenen Augen dem Zufall zur Hinrichtung aus. Schicksal, versetz' mir du eins, ich vermag's nicht! das dürfte die Formel für ihre Seelenverfassung sein. Sie *wollen* verunglücken. Sie steigern das Risiko. Das Unglück soll ihnen wenigstens auf halbem Wege entgegenkommen.

Die Ansicht, die ich hier geäußert habe, läßt sich kurz so zusammenfassen: Vielen Unglücksfällen liegt ein Todeswunsch zu grunde. Wenn man bei solchen Anlässen häufig sagen hört: Es geschieht ihm schon recht! so wird dieser Ausspruch nicht viel weniger oft am Platz sein, in dem Sinn, daß von den Schicksalsmächten dem stillen Wunsche des Verunglückten willfahrt wurde. Dieser Wille zum Unfall macht es erklärlich, daß ihn jemand vorhersagen kann. „Ich hab eine Ahnung, daß mir diesmal etwas geschieht", sagt einer, und richtig trifft's zu. In seiner „Psychopathologie des Alltagslebens" bespricht *Freud* den Fall eines Offiziers, dem seine Mutter verstorben war und der vor einem Rennen von der Ahnung geplagt wurde, es werde ihm ein Malheur zustoßen. Und so geschah es auch. Er hatte einfach aus Trauer um seine Mutter einen versteckten Selbstmord verübt. Wenn man etwas selber tut, kann man es leicht prophezeien.

In Fällen, wie den bisher erwähnten, führt die Lebensunlust den Unfall direkt herbei; sie bringt den Menschen, wenn auch gegen seinen bewußten Willen, in Situationen, die den Untergang sicher oder höchst wahrscheinlich machen. Nun ist noch eine Unfallsvariante denkbar und sicher häufig zutreffend. Wenn jemand auch ohne sein bewußtes oder unbewußtes Verschulden in eine lebensgefährliche Lage kommt, so ist es für den Ausgang von größter Wichtigkeit, mit wie viel Lebensenergie er sich um sein bedrohtes Leben wehrt, oder kurz gesagt, wie viel Lebensenergie er *hat*. Denn das Leben trägt die Erhaltungstendenz schon in sich selbst. Wo Leben ist, da ist auch Lebenerhaltungstrieb. Mangel dieses Triebes ist ein Beweis für Mangel an Leben. Die Lebensintensität oder das Lebensquantum ist eben in der Tat nicht bei allen Menschen gleich. Je weniger einer zu verlieren hat, desto leichter gibt er's hin. Namentlich, wenn in einer Gefahr körperliche Geschicklichkeit und geistige Regsamkeit ausschlaggebend sind, wird jemand, der auf dem Alleseinsstandpunkt steht, leicht gegen die äußeren Gewalten den Kürzeren ziehen. Er ist noch nicht so weit, den Tod zu sich zu laden, aber wenn er von selber kommt, breitet er ihm die Arme gastlich entgegen.

Es müßte interessant sein, eine eigene Unfallstatistik anzulegen, um sie mit der Selbstmordstatistik zu vergleichen. Die Zahl der Selbstmorde weist bekanntlich zwei Maxima im Jahre auf, eines im Sommer und eines im Spätherbst. Obwohl bei den Unfällen zahlreiche zeitlich modifizierende Umstände in Betracht kommen — z. B. die Ferien — so ist es doch nicht ausgeschlossen, daß sich ein Parallelismus konstatieren ließe.

Was die Nachforschung über Tote ergibt, bestätigt die Analyse bei Lebenden. Da ist ein Waghalsiger, dem kein Bravourstück kühn genug ist und der zu Tode erschrickt, sowie man ihm die Motive seiner Waghalsigkeit aufdeckt. Das Leben setzt nur derjenige aufs Spiel, welcher es nicht aufrichtig liebt. Wenn man jemandem den Sachverhalt einmal klar gemacht hat, kann er gewöhnlich auch im Bewußtsein Spuren entdecken, welche auf das Vorhandensein von Selbstmordgedanken im tiefsten oder Halbdunkel der Seele schließen lassen; z. B. plötzliche Vorliebe für traurige Lektüre, für Geschichten, die schlecht ausgehen, eigentümliches Interesse für die Unfallschronik in der Zeitung, Gedanken an Lebensversicherung „für alle Fälle" und dergleichen.

Vor Gefahren aller Art ist man durch nichts besser geschützt, als durch Liebe zum Leben. Lebenslust verbürgt Lebenserhaltung. Gar vielen, die krank am Gemüt dahinschleichen, kann geholfen werden. Die bloße Erkenntnis, die Einsicht in den Mechanismus der kranken Seele hat schon einen hohen Erlösungswert. Wissen ist Macht, und Wissen über sich selbst, Macht über sich selbst. Wer sich in seiner Seele auskennt, der ist Herr im Haus und vor den Schlingen und Fallen sicher, welche ihm von den unheimlichen Mächten der Tiefe gestellt werden. Wohin das Licht des Bewußtseins leuchtet, da ist kein Fehltritt möglich. Aber allen kann doch nicht geholfen werden. Und von diesen kann man, wenn ihnen ein Unfall zustößt, beruhigt annehmen, daß ihnen wohler ist.

Die Kleiderprinzessin.

Von Hermann Ubell.

Ich kenn' eine reizende kleine Frau
Mit Märchenaugen grüngraublau,
Mit Händchen so weich wie türkischer Samt
Und Blondhaar, das wie die Sonne flammt.

Doch alles dieses, ich weiß es genau,
Teilt sie mit manch anderer hübschen Frau;
In einem wichtigen Punkte bloß
Ist sie vor allen Gefährtinnen groß.

Denn Kleider ersinnt sich die zierliche Kleine,
Wie sie keine Herzogin, keine
Prinzessin herrlicher tragen kann:
Mit ihnen betört sie so Weib wie Mann.

Kleider, die lächelnd alles ausplauschen,
All das Süße, das sie umrauschen:
Wie der Busen lauscht, wie die Hüfte
schwillt,
Wird von ihnen dem fragenden Blick enthüllt.

Kleider, die ernsthaft und feierlich schweigen
Von all dem Reiz, der ihr zu eigen;
Die priesterlich und nonnenhaft
Ihre Jugend halten in strenger Haft.

Andre, die bleich wie Mondlicht weben,
Wie Wolken Blütenduftes schweben;
Und wieder andre, die brennen rot
Wie die Sünde, wie Blut und Tod ....

Aber ihr allerschönstes Kleid
Kennt kein Menschenkind weit und breit;
Der Mond und die Sterne bloß haben's geseh'n
Schimmernd ihren Leib umweh'n.

Es paßt ihr so gut, sie trägt es so leicht,
Das Kleid, das vom Scheitel zur Sohle ihr
reicht,
Das ihr nirgend zu eng und nirgend zu weit:
Ihrer Nacktheit perlenblasses Kleid ...

Chronik.

Technik.*

Vor wenigen Wochen ist Josef Monier hochbetagt in Paris gestorben. Die Tagesblätter und auch Fachblätter haben diese Tatsache sehr kurz und bündig verzeichnet, während sie sonst Männern, deren Leben ziemlich nutzlos war und spurlos vergeht, lange Nachrufe widmen ... Und Monier hat doch einer neuen Epoche im Bauwesen, hat dem Jahrhundert des Eisenbetons seinen Namen verliehen. Man behauptet in Fachkreisen: nicht ganz mit Recht. Neben den Kübeln aus Zement mit Eisengerippe, die Monier auf der Weltausstellung in Paris im Jahre 1867 vorführte, standen Träger und Gewölbe, die Coignet aus armiertem Beton gebaut; ja — schon im Jahre 1855 hatte Lambot in Paris einen Kahn aus Zementmörtel und Eisen gezeigt. Aber weder Coignet noch Lambot verstanden, ihren Gedanken in die Praxis einzuführen. Monier, der einfache Gärtner, dagegen war Erfinder und Geschäftsmann; er fügte Idee an Idee, nahm Patent auf Patent und verkaufte sie mit Erfolg zunächst an deutsche Firmen. Im Jahre 1885 erwarb die Patente Ingenieur G. A. Wayß in Berlin und von diesem Zeitpunkte an ist das Zeitalter des Eisenbetons zu rechnen.

Erst jetzt, da theoretisch gebildete Ingenieure durch umfassende Versuche und Studien die wissenschaftliche Grundlage schufen, gewann die Erfindung Moniers ihren Wert und ihre Bedeutung — erst jetzt faßte der Eisenbeton sicheren Fuß im Bauwesen und begann seinen Siegeslauf durch die kultivierten Länder der Erde, alle anderen Baustoffe in ihrem Verwendungsgebiete bekämpfend und erfolgreich beschränkend.

Die Tätigkeit, auf Verbreitung und Durchbildung der Bauten aus Eisen und Beton gerichtet, streift gegenwärtig mitunter schon an die Grenze der Spekulation: fachlich und kaufmännisch. Der Gedanke Moniers ist ja außerordentlich günstig für vielseitige Fruktifizierung; es bestehen zurzeit mehr als 200 Patente für verschiedene „Eisenbetonsysteme", von denen freilich nur wenige, wie Wayß, Koenen, Hennebique, Melan u. a. in der bautechnischen Weltpraxis dauernde Anerkennung errungen haben. Die Eisenbeton-Bauanstalten tauchen an allen Orten auf — und das ist erfahrungsgemäß niemals noch ein besonders gutes Prognostikon gewesen; mit wachsender Konkurrenz sinkt in der Regel die Güte der Ware; man hat es am Schlackenzement erlebt, wie schwer die Folgen solchen Tuns auf den besten Produkten lasten, wie leicht der wohlverdiente gute Ruf eines Baustoffes durch derartige „Massenerzeugung" geschädigt und wie lange es währt, ehe er wieder zurückerrungen wird, weil die Gegner naturgemäß nur das schlechte Produkt kennen wollen. Darin nun hat der Eisenbeton mit dem Schlackenzement große Ähnlichkeit, daß die Güte des Baustoffes und die Güte des daraus hergestellten Bauwerkes ganz besonders von der Ehrlichkeit der ausführenden Firma abhängig sind.

Auch auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung steht der Eisenbeton in voller Blüte; es ist ein noch wenig erhelltes und in manchen Punkten wohl sehr schwer erhellbares Arbeitsfeld, das der Forscher betritt, wenn er darangeht, die Spannungen in einem Bauwerke aus Eisenbeton zu ermitteln. Das gewährt natürlich großen Reiz, intensive Anziehungskraft für den Fachmann, dem es zugleich die aussichtsvolle Hoffnung eröffnet, leichter als auf gründlich durchpflügtem Felde einen goldenen Fund zu machen. Auch ist es füglich eine billige Sache, dort neue Theorien aufzustellen, wo die Wissenschaft auf dunklem Pfade wandelt und jeder Angriffspunkt selbst leicht ins Schwanken geraten kann. Es ist erfreulich, daß einzelne Fachleute, wie z. B. Emperger — einer der energischesten Apostel des Eisenbetons, für den er in seiner Zeitschrift „Beton und Eisen" erfolgreich wirkt — in zutreffender Weise den Pfad praktischer Versuche betreten. Emperger hat erst in diesen Tagen eine Arbeit veröffentlicht, welche sich mit der wichtigen Frage der Abhängigkeit der Bruchlast eines Betoneisenbalkens von der innigen Verbindung des Betons und Eisens im Balken befaßt und welche die Ergebnisse von Versuchen darstellt, die Emperger mit „seinen beschränkten privaten Hilfsmitteln" durchführte. Er hat dabei keine Förderung seitens der staatlichen Behörden gefunden, die er zu solchen Arbeiten verpflichtet hält. Uns kann dies nicht wundernehmen. Österreich war jenes Land, in dem der Eisenbeton zuerst und rasch sich ausbreitete — in unserer Gutmütigkeit müssen wir nun doch den anderen Staaten die Freude gönnen, uns zu überflügeln ...

Eine andere, praktisch wertvolle Arbeit, die auch in gewissem Sinne Eisenbetonbauten betrifft, spendet der Österreichische Ingenieur- und Architekten-Verein in der Denkschrift über die von ihm durchgeführten Brandversuche in einem Modelltheater aus Eisenbeton. Der Verein der Techniker in Oberösterreich hat zuerst, vor mehr denn zwanzig Jahren, unter

* Vergl. Bd. VI, Heft 78, der „Österr. Rundschau.

dem gewaltigen Eindrucke der Ringtheaterkatastrophe, Brandversuche an einem Theatermodelle durchgeführt, um den Einfluß festzustellen, den die bei großen Bränden auftretenden Drücke auf den Verlauf und die Ausbreitung des Brandes ausüben.

Der Theaterbrand in Chicago, wenn auch beispiellosem Leichtsinn entsprungen, führte zu den in größerem Maßstabe, mit Unterstützung der Regierung vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereine unternommenen Brandversuchen. Das Modelltheater erhebt sich auf dem Materialplatze der Firma G. A. Wanß & Co. in Wien; durchwegs aus Eisenbeton erbaut, entspricht es im Raummaßstabe von 1 : 27 einem Theater für etwa 1200 Personen; alte Theaterdekorationen mit Resten von Imprägnierung, Papier und Holz in Massen verwendet, bildeten Nahrungsstoffe für die Brände, die in künstlicher Weise mit großer Heftigkeit und rasch anwachsend entfacht wurden. Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß auch das beste Modell bei sklavischer Nachahmung der Wirklichkeit doch niemals die Wirklichkeit selbst erreicht und daß alle die möglichen Verhältnisse und Erscheinungen, welche in natura oft unerwartet auftreten, doch nicht Berücksichtigung finden können — aber immerhin boten die Versuche, die unter verschiedenen Umständen eingeleitet wurden, Einblicke in die Erscheinungen bei Bränden, aus denen heraus eine wertvolle Nutzanwendung erwachsen kann.

Das wichtigste Ergebnis der 27 Brandversuche ist die Erkenntnis von der Abänderungsbedürftigkeit unseres Theatergesetzes und der darauf fußenden Verordnungen. Die Versuche zeigen auch die Richtungen an, in welchen diese Abänderungen sich zu bewegen haben: große Aufspeicherungsräume für die entstehenden Rauchgase, um ihr Abfließen in den Zuschauerraum zu verzögern; genügend weite Rauchabzüge mit selbsttätig sich öffnenden Absperrvorrichtungen; sichere Führung des eisernen Vorhanges; Imprägnierung aller feuerfangenden Stoffe, Anwendung des elektrischen Lichtes für die Haupt- und für die Notbeleuchtung bei voller gegenseitiger Unabhängigkeit der einzelnen Lampen des letzteren Systems; leistungsfähige mechanische Lüftungsanlagen gesondert für Zuschauerraum und Bühne..... Der Österreichische Ingenieur- und Architektenverein hat die Bildung eines ständigen Theaterbrandkomitees ins Auge gefaßt, das sich unablässig mit allen Fragen der Theatersicherheit beschäftigen soll. An den Behörden wird es nun sein, in die Praxis einzuführen, was wissenschaftliche Forschung als notwendig ergeben hat — und an dem Publikum ist es, die Behörden stetig an ihre Pflichten zu mahnen, sich selbst aber auch vor allem zu jener „Ruhe in Gefahr" zu erziehen, ohne die im rechten Augenblicke die besten und wirksamsten Einrichtungen ihren Endzweck verfehlen müssen, die Zuschauer vor Tod und Verderben zu schützen.

Zu den innerpolitischen Ereignissen der letzten Wochen, die weite Kreise interessierten und selbst die Wahlreform in den Hintergrund zu drängen vermochten, zählte an wichtiger Stelle die Hafenbaufrage in Triest. Sie hatte einige Monde vorher auch die technische Welt, soweit sie solchen Baufragen Aufmerksamkeit schenkt, ein wenig in Erregung versetzt. Anlaß hiezu gaben bedeutende Setzungen und Senkungen der im Bau begriffenen Moli, welche ernste Bedenken gegen die Art der Bauausführung wach werden ließen. Diesen Bedenken hatte der technische Rat Nándor Nádory in einem Vortrag im Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereine Ausdruck gegeben und hatte damit eine ebenso lange, als vielseitige und fesselnde Diskussion ins Leben gerufen. Max Maria von Weber soll einst gesagt haben, daß zwölf Techniker, wenn sie ein fachliches Thema erörtern, dreizehn verschiedene Meinungen haben..... Das Wort ist vielleicht weniger boshaft, als in der Natur der Sache begründet; wenn Dinge zu beurteilen sind, für deren Beurteilung die wichtigsten Grundlagen fehlen, dann kann es nicht wundernehmen, wenn jeder Fachmann seine besondere Anschauung und der eine oder andere vielleicht deren zwei hegt....

Die Molomauern sind auf mächtigem Schlammgrunde von überaus ungleicher Tragfähigkeit errichtet; selbst auf kleine Entfernungen kann von einer Gleichmäßigkeit des Schlammes keine Rede sein; die Widerstandsfähigkeit wechselt von Schritt zu Schritt. Ist es nun schon schwierig, auf Schlamm hohe Schüttungen zu bewirken und starke Mauern zu gründen, so wächst naturgemäß die Schwierigkeit, wenn der Baugrund ungleich tragfähig ist, wenn — wie Emperger zutreffend bemerkte — die Schüttung gleichsam auf einzelne feste Spitzen gestellt ist, die in die Masse eindringen und die Zerstörungen hervorrufen. Solche besondere Verhältnisse verlangen besondere und gründliche Studien. Wie ein »Ceterum censeo Carthaginem esse delendam« wiederholen alle Fachleute und mit besonderem Nachdrucke auch Hofrat Schoen, daß vor allem die Tragfähigkeit des Bodens untersucht werden muß.... Die Bauleitung in Triest hat aber den gleichen Fehler begangen, wie ihre Ehehälfte, die politische Verwaltung: sie ist etwas voreilig, jedenfalls aber wenig vorbereitet ans Werk gegangen. Und zu der einen Schuld gesellte sie eine andere; Hofrat Schoen, ein gründlicher Kenner der Bodenverhältnisse im

Triester Hafen, hat die erstere, wie die letztere in geistreicher, streng fachlicher Weise zergliedert; er hat darauf hingewiesen, daß die Bauleitung über alles, was im letzten Vierteljahrhundert auf dem Gebiete des Hafenbaues an Erfahrungen gesammelt und an Fortschritten erzielt wurde, achtlos hinweggegangen ist und zu einer Baumethode griff, die schon Boemches vor einem halben Menschenalter aus der Erkenntnis heraus, die er selbst beim Hafenbau in Triest erworben oder sagen wir richtiger mit schweren Opfern errungen hatte, als unzweckmäßig für die Triester Bodenverhältnisse bezeichnete. Die verschiedenen Fachleute, die in der erwähnten Diskussion zu Worte kamen, haben verschiedene Vorschläge gemacht, wie man der Heimtücke des Schlammgrundes ohne Gefahr für das Bauwerk Herr werden könnte.... Nach den offiziösen Fachblättern zu urteilen, scheint man nicht gewillt, die gewählte Bauausführung zu ändern. Dem Vorwurfe, an die Arbeit geschritten zu sein, ehe die Vorstudien gründlich vollendet waren, begegnet man mit der Behauptung, daß bei einem so bedeutsamen Werke die Studien niemals aufhören können...

Wie es den Anschein gewinnt, kommt im Gegensatze zu den Bauleitungen des Triester Hafens und der Alpenbahnen die Bauleitung der Wasserstraßen in Österreich mit den Vorstudien nicht zu Ende. Man will, wie an höchster Stelle der Bauleitung selbst betont wurde, das Wort wahr machen, daß man in Österreich lange studiert, ehe man ein großes Werk beginnt, daß es dann aber auch gut wird. Alle Anerkennung diesem Grundsatze, der aber auch nur solange gilt, als er nicht — langweilig wird; füglich gehört zur Lösung großer Fragen nicht nur der Fleiß, der alles gründlich prüft, erwägt und erprobt, sondern auch der Mut, der auf gewonnener Überzeugung entschlossen aufbaut und wagt. Kann es Wunder nehmen, wenn das endlose Studium schließlich doch in Köpfen, die nicht vor jeder „Autorität" sich beugen, den Gedanken reifen läßt, daß es denen, welche die technische Verantwortung tragen, nun etwas bange vor der Tat wird: Kanäle über Gebirge zu bauen. Wäre es nicht dasselbe — technisch und wirtschaftlich: eine Zahnradbahn in die Ebene zu verlegen?

Professor Alfred Birk.

Besprechungen.

Leopold von Schroeder: Baltische Heimat-, Trutz- und Trostlieder. München, 1906. J. F. Lehmanns Verlag.

Ein stolzes Ruhmesblatt deutscher Kultur ist die Geschichte der deutschen Balten in Rußland. Seit 700 Jahren in einem Gebiete ansässig, dessen alte Bevölkerung ihnen in heimlicher oder offener Feindschaft gegenüberstand, sind sie in wahrhaft bewundernswerter Weise ihrer hohen Sendung treu geblieben. Von den baltischen Ritterburgen strahlte manches helle Licht in die Welt hinaus, Zeugnis gebend von deutscher Charaktergröße, deutschem Idealismus und deutscher Wissenschaft. Aber trotz aller Treue gegen Rußland und verbrieften Rechten wurde in den letzten Jahren das Los der deutschen Balten ein überaus hartes. Was dann in allerjüngster Zeit durch den Aufstand der Letten und Esthen, die von russischen Agitatoren gegen die Deutschen zu Mord und Brand waren aufgestachelt worden, an unsäglichem Leid über sie hereinbrach, das ist wohl in schmerzlicher Erinnerung eines jeden deutschen Herzens. Wer sich über die Geschichte und die jüngste Vergangenheit der deutschen Balten eingehender belehren will, dem sei die von Geisler herausgegebene und von deutschen Balten verfaßte Schrift „Die deutschen Balten. Zu Hilf und Ehr eines bedrohten Bruderstammes", bestens empfohlen. Derselben Absicht wie diese Schrift, auf die deutschen Balten aufmerksam zu machen, dient auch der vorliegende Gedichtband Schroeders, des hervorragenden Indologen unserer Wiener Universität. Selbst ein Sohn des bedrängten Stammes und ein lebendiges Zeugnis seiner hohen wissenschaftlichen Kultur, schlägt er in seinem Buche alle Töne des Gottvertrauens, der Heimatliebe und des trotz aller Not unbeugsamen Stolzes an, welche von jeher in der Seele eines jeden deutschen Balten erklangen. Schlicht und einfach und oft von volkstümlicher Kraft sind diese Lieder, die nicht den tauben Schmuck prunkender Worte, wohl aber die Helle einer warmen, echten Empfindung an sich tragen. Deutscher Protestantismus, wie er in Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott", so markig, stolz und doch so kindlich fromm zum Ausdrucke kommt, erfüllt auch diese Lieder. Voll Zartheit und feiner Poesie sind die Gedichte, die in Jugenderinnerungen schwelgen und lieblich malt uns der Dichter die eigenartige Schönheit seiner Heimat:

„Wie eine Braut im Feierkleide,
Geschmückt mit schimmerndem Geschmeide,
Liegst du vor meinen Blicken da!
Du meine Ehr', du meine Freude,
Du meine holde Augenweide,
Ich grüße dich, Livonia!
Mit deinen holden, reinen Frauen,
Den dunklen Wäldern, grünen Auen,
Mit deinen Burgen, Strömen, Höh'n,
Livland, mein Heimatland, wie bist du schön!"

Den Schluß der Sammlung bilden einige Gedichte, die lettische oder esthnische Sagen zum Stoffe haben, aus denen ich besonders „Koit und Aemmarik" hervorheben möchte und welche auch dafür Zeugnis ablegen, daß die Deutschen

in den baltischen Provinzen auch in das geistige Leben der alten Bevölkerung einzudringen suchten, ebenso wie sie helfend und fördernd ihrem wirtschaftlichen Leben gegenübergestanden sind. Möge das Büchlein, dessen Reinertrag den Deutschen Rußlands zu gute kommen soll, nicht übersehen werden und einen Widerhall in den Herzen der deutschen Stammbrüder wachrufen!

Càmillo D. Susan.

Henrica Baronin Glaser: „Wege ohne Umkehr." Wien, 1906. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Hofverlagsbuchhandlung Carl Fromme.

Dieses Werkchen eines feinen, in sich gekehrten Geistes trägt kein Motto an der Stirne; wenn ich dürfte, würde ich ihm die Worte aus Lessings „Neuen Hypothesen über die Evangelien" voransetzen: „Den wahren Weg einschlagen, ist oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert sein, gibt allein Verdienst." Alle Wesen, die in diesen Skizzen schattenhaft und doch voll starker Eindrucksfähigkeit an uns vorübergleiten, wandeln als ihres Schicksals eigene Werkmeister den Weg, den ihnen das Gefühl vorzeichnet, wandeln ihn, nicht durch den leisesten Gedanken an ein Zurück beirrt; daher der Titel. Allein trefflicher noch als der Titel besorgt der gedämpfte, harmonisch ausgeglichene Ton den Zusammenschluß sämtlicher Teilchen zu einem Ganzen. Die überlegene Ruhe eines von Haus aus gewiß nicht leidenschaftslosen, aber nach mehr oder minder heftigen Seelenkämpfen abgeklärten Gemüts spricht aus jedem Blatte des Büchleins zu uns, dessen unaufdringliche Lehrhaftigkeit man sich gerne gefallen läßt; denn man fühlt hinter jedem Worte die warme Liebe zum Menschen. Der Reichtum an dichterisch tief und psychologisch richtig beobachteten Zügen steht im umgekehrten Verhältnisse zum winzigen Umfange; die dickleibigen Romane „beliebter" Erzähler, geschrieben für Leute, die ihre Zeit totschlagen wollen, werden von jeder einzelnen dieser Bluetten an geistigem Feingehalt übertroffen. Es käme auf den Versuch an, ob der poetische Atem der Verfasserin nicht auch für ein Werk größeren Kalibers auslangen würde. Aber für das Gelingen möchte ich doch nicht mein bißchen kritischen Prophetismus verpfänden; denn die Seele ihrer Kunst ist sichtlich die Kürze.

So enthält die erste Skizze „Auf ebenem Wege" gewiß den Kern einer Novelle. Über dem Ende, dem lautlosen Todesgange zweier Liebenden ins Wasser, liegt nicht bloß die Stimmung, sondern auch etwas von der ergreifenden Tragik der Meisternovelle Gottfried Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe". Aber es würde auch Kellers Überzeugungskraft dazu gehören, um durch die einleuchtende Motivierung alles Geschehens den grandiosen Schluß als den natürlichen Ausfluß von Anfang und Mitte erscheinen zu lassen.

In den folgenden Skizzen verflüchtigt sich das novellistische Element immer mehr, es kommt nur zur Studie, zur Momentaufnahme. Bisweilen empfängt man den bestimmten Eindruck, daß die Verfasserin nach Modellen und Erlebnissen gearbeitet hat. Viel eher als an einen spielerischen Einfall läßt sich in der geistreichen Antithese „Die Saat" an eine Anregung aus der Wirklichkeit, ja wahrscheinlich aus der nächsten Umgebung während eines Sommeraufenthalts denken. Die Saat besteht darin, daß ein berühmter deutscher Gelehrter gelegentlich eines Kaisertoasts am 18. August im „Dolomitenhof" zu San Giuliano mehr durch den hinreißenden Schwung als Inhalt seiner Rede die tiefste Wirkung auf ein junges Tiroler Weib übt, das sich Mutter fühlt. Da, in dieser gesteigerten Empfänglichkeit, wird die körperlich Gesegnete auch geistig befruchtet und der Keim geht über auf das junge Leben in ihr, das etwa zwei Jahrzehnte nachher in Berlin zu den Füßen des nämlichen Universitätsprofessors sitzt und den Quell der Wissenschaft durstig in sich aufnimmt, und, wieder ein paar Jahre später, als Privatdozent nun seinerseits den greisen Jubilar in einer Festrede feiert! Was die experimentelle Psychologie sich längst zu erforschen bemüht, das mystische Dunkel des Wechselverhältnisses zwischen Rezeption und Produktivität, das wird hier blitzartig erhellt.

Die gleiche unbewußte Neigung zur Behandlung von Grenzfällen zwischen Poesie und Wissenschaft verrät die Studie „In die Nacht", indem sie das kühle, nichts weniger denn als Liebe zu bezeichnende Gewohnheitsverhältnis zwischen zwei Menschen bis über den geistigen und leiblichen Tod des Mannes hinaus verfolgt. Nach einem geringfügigen Streit mit der Frau verfällt er plötzlich in Wahnsinn; sie mißt sich die Schuld daran bei und stirbt ihm, von Gewissensbissen gefoltert, bald nach. „So hat der Mann, der sie vielleicht nicht geliebt, den sie vielleicht nicht geliebt, sie nachgezogen in die Nacht." Aber auch die wahre, zur selbstverleugnenden Hingabe bereite Liebe findet eine echt frauenhafte Verklärung in zwei Märchen für Große. In dem einen zwingt die Selbstaufopferung eines reinen Frauenherzens den Beherrscher der Gegenwart, den „Zweifel", von dem Geliebten abzulassen; in dem anderen sucht eine treulos verlassene Maid „Vergessen", aber da sie nach einer mühseligen Wanderung den wunderwirkenden Trank endlich in Händen hält, kehrt sie sich ab: nein, sie kann nicht vergessen. Wenn sie ihre köstlich-schmerzlichen Erinnerungen nicht mehr hätte, welchen Inhalt besäße ihr Leben noch? Da haben wir Goethes „Trocknet nicht, trocknet nicht Tränen der Weh-

mut“ in einer anderen Form. Wir Männer kommen ziemlich übel weg; immer ist es das Weibchen, das enttäuscht, betrogen, zum Leiden verurteilt wird, auch in der Fabel „Die kleine Schwalbe und der Wetterhahn“. Ich finde diese Auffassung nicht nur ein wenig unbillig, sondern, offen gestanden, auch überholt. Strindbergs zielbewußt einseitiger Weiberhaß bedeutet ja gerade dagegen den bei aller Übertreibung notwendigen Rückschlag. Allein, vielleicht ist es nur Zufall; keineswegs hat die Verfasserin mit den modernen Frauenrechtlertendenzen etwas zu schaffen. Alte und neue oder, genauer gesagt, gemütliche und verstandesmäßige Richtung begegnen sich in dem Büchlein in ungleicher Stärke und jene überwiegt. Davon legt auch die spärlich eingestreute Lyrik ein hinlänglich deutliches Zeugnis ab. Als einen Appell des Gemüts an die Gemüter gibt es sich schließlich auch äußerlich durch die Widmung des Ertrages zu gunsten des Pestalozzi-Vereines zur Förderung des Kinderschutzes. So mag sich's jung und alt auf den „Wegen ohne Umkehr“ wohl sein lassen. Dr. Emil Horner.

Feuilleton.

Aus der Bukowina.

(Prähistorische Funde. Freiluftmuseum in Czernowitz. Entwicklung des Postwesens.)

Eine der interessantesten prähistorischen Fundstätten in der Bukowina ist unstreitig das Dorf Szipenitz am nördlichen Pruth-Ufer, unfern der Eisenbahnstation Lużan. Die hier gemachten Funde gehören nämlich der sogenannten altmykenischen Kulturschichte an, welche einen bedeutenden Teil des Außenlandes der Karpathen umfaßt.

Von Süden zieht das Gebiet dieser Kultur den Dnjestr und Dnjepr aufwärts über Rumänien, Südrußland, die Bukowina und Galizien und scheint ihre schwachen Ableger nach Böhmen zu entsenden.

Entdecker der merkwürdigen, unter dem heutigen Dorfe Szipenitz gelegenen neolithischen Ansiedlung ist Lehrer Basil Areńczuk, der bereits am Anfang der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts die ersten Grabungen ausführte. Im Jahre 1893 wohnte der Berichterstatter der vom Kustos Szombathy hier veranstalteten Forschung bei; im folgenden Jahre hat Kustos Szombathy ebenfalls kurze Zeit hier gearbeitet. Nachher hat Lehrer Areńczuk die Grabungen an verschiedenen Stellen seines Grundes fortgesetzt, wobei er von seinem Amtsgenossen, Lehrer Prokopowicz aus Kotzman, unterstützt wurde. Schon die Grabungen des Jahres 1893 hatten zur Erkenntnis geführt, daß man es mit einer spätneolithischen Ansiedlung zu tun habe, deren Hütten aus Reisig geflochten und mit Lehm verklatscht waren. Eine Feuersbrunst hatte diese zerstört: die Wandbewurfstücke, in denen man die Abdrücke der die Wände bildenden Stäbe deutlich erkannte, waren ziegelrot gebrannt. Im Jahre 1893 sind die Reste einer, im folgenden Jahre die einer zweiten Hütte gefunden worden. Im erstgenannten Jahre wurden auch die Spuren eines alten Töpferofens entdeckt. Im Jahre 1894 hat Kustos Szombathy feststellen können, daß die Hütte viereckig war; Tonscherbenhaufen lagen an zwei Stellen des Innenraumes und ließen erkennen, daß die Gefäße auf ihrem alten Platz stehen geblieben und durch den sich anhäufenden Schutt zerdrückt worden waren. Neben diesen Reisighütten waren, wenn spätere Beobachtungen des Lehrers Areńczuk richtig sind, auch Wohngruben in Verwendung gewesen; wenigstens glaubt er, eine Reihe von Funden einer solchen Behausung entnommen zu haben. In den Jahren 1903 und 1904 hat sodann der Berichterstatter an diesem merkwürdigen Fundort, zusammen mit dem Herrn Gutsbesitzer E. v. Kostin, zahlreiche Grabungen angestellt, welche seither vom Letztgenannten selbst fortgeführt werden. Diese Grabungen haben die Erkenntnis der interessanten Kulturgeschichte von Szipenitz wesentlich gefördert.

Einen Hauptteil der Funde von Szipenitz bilden die massenhaft vorkommenden Gefäße und Gefäßscherben. Die Tongefäße sind von der mannigfaltigsten Form und Größe aus fein geschlämmtem, gut gebranntem Ton, die außen und zuweilen auch innen mit Malereien von zumeist braunroter Farbe bedeckt sind. Die Motive entsprechen ganz dem altmykenischen Typus; vorwiegend sind Spirallinien, doch auch geometrische Ornamente. Die Phantasie des Zeichners schuf die mannigfaltigsten Abwechslungen.

Vor allem erregen die großen Vorratsgefäße unsere Aufmerksamkeit. Eines derselben weist eine Höhe von 46 *cm* und einen größten Durchmesser von 54 *cm* auf; es ist eines jener großen Szipenitzer Gefäße, die sich durch sehr schmalen Boden, sehr breiten Bauch und wieder sehr schmale Öffnung auszeichnen. Diese Urne ist in ihrem oberen Teil vom Bug bis zum Hals bemalt. Ihr steht eine zweite in Gestalt und Ausstattung sehr nahe; sie ist ebenfalls etwa 46 *cm*

hoch und hat im Bug einen größten Durchmesser von 56 *cm*. An Größe steht diesen Urnen ein Gefäß von 35 *cm* Höhe und 52 *cm* größter Breite nahe. Es hat die Gestalt des unteren Teiles der Urnen und weist somit eine sehr breite Öffnung auf. Dieses Gefäß ist unbemalt. Es war ursprünglich mit acht kleinen Henkeln versehen, welche nahe am Rande in gleichmäßiger Entfernung voneinander angeordnet waren; einige von ihnen sind gegenwärtig abgeschlagen. Ähnliche Gefäße sind in größerer Zahl gefunden worden. Neben diesen Riesengefäßen erscheinen Töpfe in der verschiedensten Form und Größe, einzelne sind kaum einige Zentimeter hoch. Wenige von diesen Gefäßen haben Ohren; dann sind es zumeist kleine Ansätze mit wagrechter Durchbohrung, durch die wohl eine Schnur gezogen werden konnte. Auch die Henkel des oben beschriebenen großen Gefäßes sind so beschaffen. Viele von diesen Töpfen sind bemalt. Besonders interessant sind die Reste eines Gefäßes, das mehrere Ausflußöffnungen aufweist. Auch Becher sind gefunden worden. Daran reihen sich die Schüsseln, teils ganz schlicht kegelstumpfförmig, teils mehr teller- und vasenförmig. Einige von ihnen weisen bald innen, bald außen gemalte Verzierungen, teils aus bogenförmigen, teils zwischen parallelen Linien im Zickzack gezogenen geraden Linien auf. Auch die Größe der Schüsseln ist sehr veränderlich: die kleinste hat nur 7 *cm* oberen Durchmesser, die größte 46 *cm*. Eine hat ovale, trogförmige Gestalt und hatte vier Füßchen, von denen eines fehlt. Am merkwürdigsten von allen Gefäßen sind jene Doppelgebilde von der Form eines Opernglases oder Feldstechers. Diese Doppelgestelle bestehen aus je zwei doppeltrichterförmigen Teilen, die untereinander mittels verschieden geformter Stege in Verbindung stehen. Jeder dieser Doppeltrichter kann entweder von oben nach unten durchbohrt sein, so daß die trichterförmigen Höhlungen miteinander in Verbindung stehen oder es ist dies auch nicht der Fall. Aus der Beschaffenheit der Objekte ersterer Art geht hervor, daß sie nicht als eigentliche Gefäße gedient haben könnten; vielmehr wird man sich der Ansicht anschließen dürfen, daß sie Unterlagsgestelle für die oft mit sehr kleinen Boden versehenen und daher wenig standfesten Schüsseln und sonstigen Gefäße gedient haben. Diese Gefäße sind übrigens mit ähnlich gefundener gemalter Keramik aus Ostgalizien verwandt.

Gemeinsam sind diesen Fundorten auch die weiblichen Idole mit sehr unvollkommener Kopf- und Armbildung, stark gekennzeichneten Brüsten und in einen konischen Stumpf verschmolzenen Beinen und Füßen. In der Bukowina ist bis vor einigen Jahren nur eines aus Sereth bekannt gewesen, welcher Ort durch seine zahlreichen prähistorischen Funde ausgezeichnet ist. Nun kennen wir aus Szhpenitz eine Reihe solcher Figuren; die größte ist 20 *cm* lang. Es möge nur noch mitgeteilt werden, daß die erwähnten weiblichen Idole, wie Kustos Szombathy festgestellt hat, bis in die charakteristischen Details mit den zahlreichen Astarteidolen übereinstimmen, welche von der Balkanhalbinsel, aus Kleinasien, Zypern u. s. w. bekannt sind. An diese Menschenfigürchen reiht sich eine Anzahl von interessanten Tierbildchen, besonders Rindern und Widdern. Solche Figürchen sind auch als Gefäßverzierungen benützt worden.

Von sonstigen Geräten aus Ton seien noch Tonkugeln mit Durchbohrungen und Spinnwirtel genannt. An Steingeräten wurden gefunden Schlagkugeln aus Feuerstein, deren Oberflächen deutlich die Spuren von sehr zahlreichen Schlägen aufweisen; kleine, schön zugeschlagene Pfeilspitzen, Messer sowie Schaber aus Feuerstein; Steinmeißel (Beile ohne Stielloch); eine steinerne Reibplatte, die deutlich eine ausgeriebene flache Aushöhlung zeigt und zwei Reibsteine.

Zahlreich sind die Funde aus Geweih und Knochen. Aus diesem Material sind allerlei Ahlen und Pfriemen hergestellt. Ein Geweihstück ist an der Spitze meißelförmig zugeschliffen und ist am andern Ende quer durchbohrt. Ein anderes Stück ist mit einem Loch an einem Ende derart versehen, daß es einer Röhre gleicht; an diesem Ende scheint eine Rille vorhanden gewesen zu sein, doch ist die durch sie vom Hauptstück abgesonderte Partie jetzt abgebrochen: wir könnten somit einen Hornbohrer für Steinwerkzeuge vor uns haben, der mittels einer Bogensehne in Bewegung gesetzt wurde. Aus Knochen sind schön zugeschliffene Ahlen und Pfriemen hergestellt. Zwei andere Knochenwerkzeuge bestehen aus gespalteten Röhrenknochen; diese sind an einem Ende schief abgeschnitten und der Schnitt ist schön zugeschärft. Diese Werkzeuge scheinen beim Glattschaben der mit freier Hand hergestellten Tongefäße benützt worden zu sein. Erwähnenswert ist auch ein dolchförmig zugearbeiteter Röhrenknochen; das Gelenk gab einen handlichen Griffknauf. Auch unbearbeitete Hörner und Knochen werden in großer Anzahl gefunden.

Ein Teil der erwähnten Funde dürfte aus einem Grabe herrühren. Es fanden sich nämlich unter einer gebrannten Tonschichte mehrere Gefäße und andere Tongeräte. In einem der Töpfchen lagen einige verbrannte Knochenteilchen; ein anderes war mit einer erdigen roten Masse gefüllt. Auf der eingebrannten Tonschicht lag ein großes, zum Teil verschlacktes

Österr. Kunstschätze VIII, 96, 97.

Gefäß, das hier einem Feuer ausgesetzt sein mußte. Leider steht dieser Fund bisher vereinzelt da, weshalb ein abschließendes Urteil noch nicht möglich ist.

*

Ein bedeutungsvoller Fortschritt auf dem Gebiet ethnographischer Forschungen wird in der Bukowina vorbereitet. Dieses Land ist mit seinen zahlreichen interessanten Völkergruppen ein überaus dankbares Gebiet für die Volksforschung. Hausbau, Hausrat und Kleidung bieten ebenso wie die Überlieferungen noch überaus viel Ursprüngliches, das vielleicht aus den Arbeiten des Berichterstatters über die Huzulen bekannt sein dürfte. Doch auch hier ist die ausgleichende Kulturkraft an der Arbeit. Deshalb hat der Unterzeichnete schon vor 15 Jahren in einem Artikel der „Bukowiner Rundschau" die Gründung eines ethnographischen Museums angeregt, indem er auf die soeben kurzerwähnten Umstände hinwies. Als hierauf im Jahre 1892 das Bukowiner Landesmuseum neu errichtet wurde, glaubte man mit der Angliederung einer ethnographischen Abteilung auskommen zu können. Wohl kam der Berichterstatter später zur Erkenntnis, daß nur ein Freiluftmuseum allen Ansprüchen genügen könnte; doch zweifelte er an dessen Zustandekommen in der Bukowina und regte daher vor vier Jahren in einem Artikel der „Zeit" (Wien) die Errichtung eines solchen Museums im Wiener Prater an. Im vorigen Jahr hat nun sein Fachkollege, Prof. Dr. Herzberg-Fränkel der als Rektor Magnifikus dem Landtag der Bukowina angehörte, mit großem Eifer und überzeugender Beredsamkeit die Landesvertretung der Bukowina für die Errichtung eines Freiluftmuseums in Czernowitz gewonnen. Die Begründung seines Antrages hat Univ.-Prof. Herzberg-Fränkel in einer besonderen Schrift niedergelegt. In dieser sagt er unter anderm: „Für die Volkskunde liefert aber merkwürdigerweise die kleine Bukowina ein viel reicheres und wertvolleres Material, als weit zivilisiertere und weit günstiger gelegene, reiche Länder. Das ist eigentlich nicht merkwürdig, sondern es liegt in der Natur der Sache. Denn erstlich ist das Material der Bukowina wertvoll, weil hier verschiedene Völker und Völkersplitter nebeneinander siedeln, die alte Traditionen mitgenommen haben und sie weiterentwickeln. Dann aber ist das Material wertvoll wegen eines Umstandes, der in volkswirtschaftlicher und politischer Beziehung nicht sehr erfreulich ist, nämlich wegen der kulturellen Zurückgebliebenheit des Landes. Uns allen und mir nicht minder als Ihnen wäre es lieber, wenn wir diese ehrbaren Überreste beiseite schaffen könnten, wenn stattliche Bauernhäuser, wie wir sie in den Alpenländern bewundern, wenn landwirtschaftliche Maschinen und andere Apparate einer fortgeschrittenen Kultur, wie wir sie in gesegneteren Ländern sehen, bei uns zu finden wären. Was aber dem Patrioten unerfreulich ist, reizt den Forscher. Es reizt den Forscher, daß hier noch primitive Zustände herrschen, daß hier ein reiches Material aufgesammelt ist, das man anderwärts vergebens sucht. Wenn Sie — ich brauche den Landeskindern nichts zu sagen, ich brauche es ihnen bloß in Erinnerung zu bringen — wenn Sie durch die Dörfer der Bukowina wandern, so sehen Sie Häuser, deren Wände aus Ruten geflochten sind, Sie finden im Gebirge Blockhäuser, die einen alten Kulturzustand repräsentieren. Sie finden Öfen und Heizanlagen, die heute in anderen Ländern schon überwunden sind. Sie finden einen sehr merkwürdigen Hausrat, es kommen z. B. Bänke aus einem Stammstück vor, das auf Ästen ruht, die die Stelle der Füße vertreten, oder Leuchter von ähnlich naturwüchsiger Art. Jagd- und Ackergeräte, Ölpressen und dergleichen Gegenstände finden sich in großer Anzahl. Ich kenne diese Dinge nur aus den Schriften und Mitteilungen meines Kollegen, Professor Kaindl, weniger aus eigener Anschauung. Sie können also, wie gesagt, in jedem Hause eine Menge solcher Dinge sehen, die anderwärts nicht mehr zu finden oder aber in entlegenen Gegenden nur hie und da zu sehen sind. Dieser Reichtum der Bukowina an primitivem Hausrat hat weit über die Grenzen des Landes Aufmerksamkeit erregt, vornehmlich durch das Verdienst des Herrn Professors Kaindl. . . . . Alle diese schönen Dinge nun, sowohl Hausrat, als Stickereien, Webereien u. s. w., sind — das wird jeder von ihnen zugeben — gegenwärtig höchst gefährdet, und zwar einfach durch die Tatsache der fortschreitenden Kultur . . . . Sie gehen vor unseren Augen ganz zu grunde. Auch bei den Bauern wechselt, wenn auch langsamer, Mode und Geschmack. Man stickt und webt heute anders als vor 30 oder 40 Jahren. Dann verschwinden auch die Farben, insbesondere zeigt sich das in der Weberei. Man findet nur noch in Rezepten die alten schönen Pflanzenfarben und es ist nicht mehr daran zu denken, sie wieder ins Leben zu rufen. Heute stehen die Weberei und die Stickerei im Zeichen des Anilin."

Da Professor Herzberg „Skansen", das berühmte schwedische Freiluftmuseum, aus eigener Anschauung kennt und den Eindrücken, welche er dort empfangen, in beredten Worten Ausdruck zu verleihen verstanden hat, so gelang es ihm, für seinen Antrag ein großes Interesse zu erregen. Es wurde vom Landtag zunächst eine Geldsumme für die nötigen Vorarbeiten

bewilligt, und so ist begründete Hoffnung vorhanden, daß die Bukowina in ihrer Landeshauptstadt ein, wenn auch bescheidenes, doch interessantes Freiluftmuseum erhält.

*

Zu den bemerkenswertesten Zeugnissen des Aufschwunges, den die Bukowina seit ihrem Anfall an Österreich (1774) nahm, gehört die Entwicklung des Verkehrswesens. Wie traurig es um dieses zur Zeit der moldauisch-türkischen Herrschaft stand, geht aus dem Berichte zweier Jesuiten hervor, welche im Jahre 1689 die Bukowina durchreisten. In diesem heißt es nämlich: „Ehe wir aber obengedachtes Campolonge (Kimpolung, in der südlichen Bukowina) erreichten, mußten wir uns vorher in den bekannten Wald Bukowinas wagen; dieser erstreckt sich über vierzig Wegstunden .... Der Weg durch diesen Wald ist sehr mühsam; die Straßen oder Steige sind so enge und ungebahnt, ja auch die Erde selbst von unsauberm und morastigem Gewässer dermaßen durchgeweicht, daß beinahe nicht vorzukommen ist. Wir mußten nichtsdestoweniger durch dieses Gebiet reisen und schlimmen und mühsamen Wegen folgen, so daß ich oft befürchtete, niemals wieder herauszukommen. Gleichwohl beschwerte uns die Ungelegenheit der Wege beiweitem nicht so sehr als der Schrecken, den uns die Räuber verursachten. Denn als wir in den erwähnten Wald und seine grausame Wildnis hineingeraten waren, kamen uns viele Rotten zu Gesichte. Weil sie aber die Mannschaft, die uns auf Schloß Jablonow bis Jassy mitgegeben war, wahrnahmen, ergriffen sie die Flucht. So kamen wir schließlich gesund und unverletzt aus Bukowina und gelangten in das moldauische Flachland, wo die Weiterreise sich weit bequemer gestaltete."

Diesem kläglichen Zustand hat erst die Besitzergreifung des Landes durch Österreich ein Ende gesetzt. Kaum waren am 31. August 1774 die österreichischen Truppen ins Land gerückt, so wurde schon am 1. September zwischen Czernowitz und Sniatyn (Galizien), wo der Oberkommandierende, General von Splény, sich damals aufhielt, eine Feldpost eingerichtet, sowie zur Herstellung einer Schiffsbrücke über den Prut „die benötigt Anstalten gemacht." Die Erbauung trefflicher Straßen wurde bald darauf in Angriff genommen.

Jetzt erst begann sich auch das Postwesen zu entwickeln. Die ersten Nachrichten erhalten wir aus Czernowitz, das von der österreichischen Verwaltung zu ihrem Sitz erwählt worden war. Der erste Postmeister war Johann Paul Vogel. Er hatte beim zweiten Garnisonsregiment in Czernowitz gedient und im Jahre 1780 als Furier seinen Militärabschied erhalten, worauf er sich, wahrscheinlich in privater Weise, mit der Bestellung von Briefen beschäftigte. Zwei Jahre darauf, im Dezember 1782, wurde „dem Briefsammler zu Czernowitz Paul Vogel" vom „Obristen Reichs-, Hof- und General-Erb-Land-Postmeister v. Paar" mitgeteilt, „daß zu Czernowitz eine ordentlich Poststation angelegt und solche Ihm Paul Vogel mit einer Amtsbesoldung von jährlich 150 fl. und 37 fl. 30 kr. Quartiergeld, dann 104 fl. Ritt-Geld verliehen werden solle." Nachdem sodann zufolge des Auftrages Kaiser Josefs II. vom Jahre 1783 – der Kaiser hatte damals die Bukowina besucht – die noch heute benützte vorzügliche Straße nach Siebenbürgen angelegt worden war, erfolgte an derselben im Jahre 1789 die Eröffnung des Postamtes in Dornawatra. Über die fernere Entwicklung gibt die folgende Tabelle eine Übersicht:

bis 1850	entstanden	13	Postämter
1850–1860	„	8	„
1861–1870	„	21	„
1871–1880	„	27	„
1881–1890	„	8	„
1891–1900	„	32	„
1901—1906	„	31	„
	zusammen	140	Postämter.

Außerdem wurden seit 1903 etwa 60 Postablagen errichtet. Mit dem Ausgestalten des Telegraphenwesens wurde in der Bukowina im Jahre 1854 begonnen, und zwar entstand in diesem Jahr das Telegraphenamt in Czernowitz. Das nächste war jenes von Suczawa (1858). Hierauf wurden errichtet:

1862–1870	9	Ämter
1871–1880	9	„
1881–1890	15	„
1891–1900	24	„
1901–1906	31	„
zusammen	90	Ämter.

Um den gewaltigen Aufschwung der Entwicklung in den letzten 15 Jahren zu kennzeichnen, mögen noch folgende Notizen dienen.

		1890	1905
Gesamtzahl der Postanstalten ...		79	192
Eine Postanstalt entfällt auf	km²	132	54
„ „ „ „	Einwohner	8.184	3.892
Brief- und Fahrpostporto inklusive Wertzeichen	K	488.444	1.264.000
Telegraphen-Einnahmen	„	98.416	247.070
Telephon-Einnahmen	„	0	20.623
Postanweisungen: Einzahlung	„	12,880.630	37,828.109
„ Auszahlung	„	8,596.910	35,712.614
Postsparkasse: Einzahlung ..	„	5,280.940	34,783.502
„ Auszahlung ...	„	1,668.482	14,092.574
Geldverkehr bei sämtlichen Postämtern des Bezirkes	K	54,460.344	218,968.672
Von Bukowiner Redaktionen der Postanstalt zur Versendung übergebene Zeitungen und periodische Druckschriften ...		524.696	1,604.630

	1890	1905
Aufgegebene Telegramme	81.764	287.541
Angekommene Telegramme	103.859	316.979
Transit-Telegramme	454.304	954.223

Besondere Verdienste hat sich um die Entwicklung der Postanstalten der Bukowina im letzten Jahrzehnt der Vorstand der Post- und Telegraphendirektion in Czernowitz, Hofrat Josef Edler von Posch, erworben. Die vorstehenden Mitteilungen beruhen zum größten Teil auf den von ihm veranlaßten Erhebungen.

Raimund Friedrich Kaindl.

Rundschau.

11. August. Enthüllung der Büste Hansens im Parlamentsgebäude. — Dr. Franz Roser (geb. 1825), ehemaliger Reichsratsabgeordneter in Braunau i. B. †.

12. Baurat Paul Kortz (geb. 1850) in Maria Enzersdorf †. — Eröffnung der internationalen Bienenzuchtausstellung in Leoben.

14. Beginn der Musikfeste in Salzburg zur Feier von Mozarts 150. Geburtstag. — Minister Dr. Pacak hält vor seinen Wählern in Kuttenberg eine Rede über die politische Lage. Er erklärt, daß die österreichische Politik nur eine Resultante aller Kräfte sein könne und er sei überzeugt, daß das gegenwärtige Kabinett, namentlich sein Präsident, dem tschechischen Volk jene Wertschätzung angedeihen lassen werde, damit es in allen Zweigen der Verwaltung dem deutschen als vollkommen gleichberechtigt und gleichwertig gegenüberstehe. Die Wahlreform werde keine absolute, aber doch eine gerechtere Ausgleichung der nationalen Kräfteverhältnisse bewirken. Das Verhältnis beider Reichshälften soll einer Stabilität zugeführt werden und bei der Lösung dieser Frage müsse auch das böhmische Volk werktätig beteiligt sein.

15. Die XXIII. Synode der altkatholischen Kirche Österreichs wird in Graz abgehalten. — Friederike Gräfin Protesch-Osten, geb. Goßmann (geb. 1838), in Gmunden †.

19. Eröffnung des 53. Deutschen Katholikentages in Essen.

20. Eröffnung der Pyhrnbahn (Linz—Selzthal).

21. G. d. K. Edmund Freiherr von Krieghammer (geb. 1832) in Ischl †. — Maler Eugen Felix (geb. 1837) in Wien †.

22. Franz X. Pawlik (geb. 1865), Medailleur, in Mödling †.

23. FML. Eduard Ritter von Mingazzi de Modigliano (geb. 1828) in Landshag (Ob.-Österr.) †.

24. Gustav Graf Blome (geb. 1829), Mitglied des Herrenhauses, in Kissingen †.

*

Zur Reform des Dualismus. Ein „alter Soldat", der in einer Zeit zur Fahne geschworen, „da der österreichische Doppeladler vom Belt bis Sizilien mächtig und die österreichische Flagge in den levantinischen Gewässern vorherrschend war", veröffentlicht soeben (bei Wagner in Innsbruck) „Beiträge zur Reform des Dualismus". Er will „keine Klage über geschwundene Größe" anstimmen. Vielleicht wäre dies aber für seinen Zweck, die Verhältnisse in der Monarchie einer Besserung zuzuführen, wirksamer gewesen, als jene in sich vielfach widerspruchsvollen Betrachtungen anzustellen, deren Resultate, so gut sie auch gemeint sein mögen, gewiß nicht geeignet sind, das Reich der Habsburger zu seiner einstigen gebietenden, in sich geschlossenen Stellung zurückzubringen. Der Verfasser bespricht den Dualismus in seiner bisherigen Entwicklung und will, daß „in die dualistische Form ein Regulativ eingeschaltet werde, das einem Mißbrauch der größeren Kraft des einen Teiles vorbeugen kann." Er erörtert sodann die Verhältnisse der beiden Staaten im dualistischen Verband und gelangt hiebei zu dem Schlusse, daß es ganz unmöglich sei, die Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit der Armee durch Konzessionen auf wirtschaftlichem Gebiet retten zu wollen, da eine gemeinsame Armee gemeinsame staatliche Ziele voraussetzt, wirtschaftliche Aufgaben aber heute den Kernpunkt der Staatenpolitik bilden. Soweit die Schrift den geltenden Dualismus angreift, ist gegen sie manches einzuwenden. Freilich ist es nicht schwer, die Unhaltbarkeit dieser Staatsform zu schildern, nachdem sie sich selbst bereits ad absurdum geführt hat; trotzdem lassen die einleitenden Erörterungen manches Gute erhoffen. Leider trügen die vom Verfasser aus seinen Betrachtungen gezogenen Folgerungen diese Erwartungen, denn was er schließlich positiv vorschlägt, ist eine armselige Flickarbeit, die darauf hinausliefe, die bestehenden Verhältnisse nur durch eine präzisere Fassung der Ausgleichsgesetze zu stabilisieren. Von Bedeutung scheint hiebei lediglich der Vorschlag, daß die Votierung der Handelsverträge durch die Delegationen geschehen sollte. Abgesehen von dem Schlußwort an die Deutschen in Österreich, das durchaus lobenswert ist, stellen sich diese Betrachtungen als Gedanken dar, die nicht zu Ende gedacht wurden, was um so bedauerlicher ist, als sie im Kern manches Wahre und Interessante enthalten.

—nk—

*

Wiener Theater. Noch haben die Kunstflagellanten, die den Kelch keiner Erstaufführung an sich vorübergehen lassen, ihre Erinnerung an die dramatischen Genüsse des vergangenen Spieljahres nicht ganz im Neuschnee der Tiroler Berge begraben, nicht ganz in den Seebädern verpritschelt oder im Automobil verradelt und schon werden wieder die Soffittenlichter aufgedreht und man muß die

Abende, die man lieber noch im Freien verbringen möchte, wieder im Theater verſitzen, um als wachſamer Chroniſt ſein Werden zu beobachten und ſeine Tagesgeſchichte zu ſchreiben. Immer kürzer wird die Zäſur der Theaterferien, immer früher ſetzt die Novitätenjagd ein, beginnt der kritiſche Bütteldienſt. Wer ganz gewiſſenhaft ſein wollte, dürfte den Staub des Wiener Straßenpflaſters überhaupt nicht von ſeinen Füßen ſchütteln; denn ſeitdem Gabor Steiner in „Venedig" eine veritable Operettenbühne aufgeſchlagen und mit der Errichtung der „Pariſiana" ein intimes Sommertheater für Strohwitwer und erotiſche Feinſchmecker geſchaffen hat, ſeitdem Joſef Jarno auf ſeiner vom Affentheater zur Singſpielhalle und von der Singſpielhalle zum Fürſt-, Jantſch- und Luſtſpieltheater emporgeſtiegenen Praterbühne die Novitätenhatz auch im Sommer fortſetzt, weiß man nie, ob man nicht etwa doch ein bemerkenswertes Bühnenereignis verſäumen könnte. Und die Ungewißheit, ob aus einer verſäumten Première nicht irgend ein künſtleriſcher Gewinn zu ziehen geweſen wäre, hinterläßt in jedem wahren Theaterfreund ein unangenehmeres Gefühl als das überzeugte Bewußtſein der Beuteloſigkeit, ſelbſt wenn damit eine ärgerliche Enttäuſchung verbunden war. Dieſe fließt von ſelber ab, wie das Waſſer vom Gefieder eines Schwimmvogels, während die Ungewißheit eines Verſäumniſſes erſt hinterher zu bohren und zu nagen beginnt.

Die Wiener Theaterfreunde, die noch in der Sommerfriſche weilen, können beruhigt ſein: ſie haben bisher nichts verſäumt. Die Operette „Tauſend und eine Nacht", die die berauſchend ſüße „Indigo"-Muſik von Johann Strauß zu neuklingendem Leben erweckt, können ſie im September noch in „Venedig" und, wenn die bisherigen Jubiläums-Aufführungen nicht trügen, vielleicht ſpäter gar auch noch im „Orpheum" nachholen. Der „Pariſiana" dagegen leuchtete heuer kein guter Stern. Alles, was ſie in dieſen vielverregneten Sommertagen brachte, war ſchal und nichtig, vermochte den ſonſt ſo willig ſchmunzelnden Lippen ihres Stammpublikums kaum ein froſtiges Lächeln abzugewinnen, kaum ein Dutzend Hände zu freiwilligem Beifall zu bewegen, trotzdem Gabor Steiner es ſich teure Gäſte, wie Eugen Burg, Illa Palmay und Helene Fehdmer hat koſten laſſen, um den Darbietungen perſönlichen Reiz zu verleihen. Umſonſt. Auch das Luſtſpieltheater machte nur wenig von ſich reden. Ein einziger Verſuch löſte einen kleinen kritiſchen Streit aus und dieſer Verſuch war nichts anderes als eine mißglückte Nachahmung des Reinhardtſchen Experimentes, die Offenbach-Operette „Orpheus in der Unterwelt" ohne Operettenkräfte aufzuführen. Wenn aber zwei das Gleiche tun, iſt es nicht immer dasſelbe und was bei Max Reinhardt in Berlin recht iſt, muß bei Joſef Jarno im Prater nicht billig ſein. Rechtfertigte ſich dort des Experiment durch den Reiz, hervorragende Schauſpieler in ungewohnten Aufgaben zu ſehen und durch eine prunkvollparodiſtiſche Ausſtattung, die über die Mängel der geſanglichen Interpretation hinweghalf, ſo wurden hier nur dieſe Mängel offenbar, weil kein ähnlicher Erſatz da war, um ſie zu verdecken. Es gibt Leute, die ſich jedes Experiment, das Direktor Jarno unternimmt, als künſtleriſche Reformtat aufſchwätzen laſſen. Sie taten auch pflichtſchuldigſt entzückt über die „Orpheus"-Aufführung im Luſtſpieltheater und wiegten ſich noch in dem ſtolzen Bewußtſein, als ſeine Kunſtkenner vereinſamt zu ſein. Es muß auch ſolche Käuze geben.

Der Auguſt iſt erfahrungsmäßig kein Premièrenmonat und trotzdem haben neben jenen drei Sommerbühnen, die vom alten in das neue Spieljahr hinüberleiten, drei Winterbühnen bereits vier Erſtaufführungen gebracht. Was werden uns erſt ſeine elf Brüder beſcheren, wenn ſchon die Vorſaiſon mit Volldampf und Hochdruck einſetzt! Das Deutſche Volkstheater eröffnete ſeinen Novitätenreigen mit der Erſtaufführung des ulkigen Schwiegermutterſchwankes „Madame Bonivard" von Biſſon und Mars, in dem Felix Galipaux bei ſeinem vorjährigen Gaſtſpiele im Theater an der Wien Triumphe galliſcher Verlegenheitskomik feierte. Damals ſchien der betagte Schwank, der auf der gleichen Bühne vor zwanzig Jahren mit Girardi in der Hauptrolle nicht viel gemacht hatte, für Wien neu entdeckt worden zu ſein. Denn bald darauf erſchien er mit Herrn Schönfeld im Jubiläumstheater als Lückenbüßer zwiſchen den Opernaufführungen dieſer Bühne. In dem Spielplan des Deutſchen Volkstheaters iſt er offenbar Herrn Kramer zuliebe aufgenommen worden, der die ihm gewährte Rollengunſt durch ein wirklich munter und launig bewegtes Spiel rechtfertigte. Er folgt zwar unverkennbar den von Galipaux vorgezeichneten grotesken Linien, aber es ſteckt doch ſo viel perſönliche Liebenswürdigkeit in ihm, daß man mehr als die beſcheidene Freude an einer gelungenen Kopie haben konnte.

Auch das Theater in der Joſefſtadt eröffnete ſein Spieljahr im Zeichen franzöſiſcher Leichtfertigkeit. Was aber hier programmatiſche Verſicherung iſt, daß der Kurs der alte bleibt, ſollte auf der Bellaria ſich nicht von ſelbſt verſtehen. Der Name Deutſches Volkstheater legt immerhin nationale Verpflichtungen auf, die deshalb noch nicht gleichbedeutend zu ſein brauchen mit nationalem Puritanismus. Weit weniger franzöſiſch als die erſte Neuheit des

Deutschen Volkstheaters ist eigentlich die der Josefstädter Bühne: „Das kleine Postfräulein" von Alfred Capus. Dieses niedliche Lustspiel pendelt so graziös zwischen Pikanterie und spießbürgerlichem Liebessentiment hin und her und die Tugend wird so reichlich belohnt, daß es den Eindruck macht, als wäre es die Folgeerscheinung einer Reaktion. Als hätte Argus es gewittert, daß man in Paris der Pikanterie um ihrer selbst willen müde zu werden und sich nach jenem keuscheren Zustand des Geschlechterverhältnisses zurückzusehnen beginnt, den man einst Liebe nannte. In dem empfindsamen Liebeshandel zwischen dem schönen Postfräulein und einem geistig beschränkten, aber herzensguten und edlen Vicomte bringt erst der letzte Akt eine Wendung ins echt Gallische. Doch auch hier resigniert das Laster im Sprühregen pikanter Pointen und die reine Liebe siegt genau so, wie im deutschen Lustspiele ältesten Datums. Die durch die Hand des Vicomte reich belohnte Tugend fand in Fräulein Hofteufel eine Vertreterin von entzückender Einfachheit und Natürlichkeit. Das komische Gegenspiel besorgte Herr Maran auf seine unfehlbar parodistische Art, von der sich zum Schlusse einige ernst gebrachte Töne elegischer Resignation doppelt wirksam abhoben.

Sonst ist den Erstaufführungen vor der eigentlichen Saisoneröffnung, die sich sozusagen hinterm Rücken des Publikums vollziehen, gewöhnlich keine Bedeutung beizumessen. Das Raimund-Theater hat indes schon mit seiner zweiten Augustneuheit die verheißungsvolle Talentprobe eines neuen Mannes gebracht. Es ist ein in der Tendenz zwar verspätetes, aber ehrlich gemeintes Volksstück, das das alte Thema von den grausamen Vätern, die sich den Liebeswünschen ihrer Kinder mit Standesvorurteilen widersetzen, bühnenwirksam verarbeitet. Die vier kurzen Aufzüge von Karl Metz, die den etwas anspruchsvollen Titel „Bürgerliche Mesalliance" führen, sind unverkennbar von der Bauernkomödie „Der Doppelselbstmord" inspiriert. Was aber Anzengruber von vornherein so glücklich im Komödienstil anlegt, daß das gute Ende eine natürliche Folge ist, donnert Karl Metz anfangs so tragisch auf, daß man bei ihm die Wendung zur glücklichen Lösung als einen unerwarteten Gewaltakt empfindet, als eine Konzession der besseren Absicht an den schlechteren Geschmack der Menge. Gewiß, der neue Mann rennt offene Türen ein und sein müßiges Beginnen würde verdrießen, läge in seinem volkstümlichen Eifer nicht eine gewinnende Treuherzigkeit, die sich in den Empfindungen zwar versteigt, aber im Ausdruck immer natürlich bleibt und zuweilen Töne anschlägt, darin sich Scherz und Ernst zu wirklichem Volkshumor verdichten. In der runden und lebendigen Darstellung des überaus beifällig aufgenommenen Stückes erwiesen sich von den neuen Leuten, womit Direktor Gettke sein Ensemble ergänzte, die Herren L'Allemand und Ander, sowie Fräulein Silten als Zuwachs, der künstlerischen Gewinn verspricht und eine Erweiterung des Repertoires erhoffen läßt, was das Raimund-Theater sehr notwendig hat. Es muß wieder herauskommen aus der wienerischen Kolportagetheatralik, der es im Vorjahre huldigte und aus der noch seine erste diesjährige Neuheit, das Volksstück „Wiener Typen" von Emma Seydl und M. Eichstädt, ihre Wirkungen zog. Nach den Julistürmen, die Viktor Silberer im Schoße des Raimund-Theatervereines angefacht hat, war dieses Eröffnungsstück kaum geeignet, das erschütterte künstlerische Vertrauen zur Direktion Gettke wieder zu befestigen. Und gerade dies müßte jetzt ihr erstes und letztes Ziel sein, zumal heuer auch von den Variété- und Spezialitätenbühnen eine gefährliche Konkurrenz droht. Fast ihnen allen wurde die Aufführung von dramatischen Werken gestattet. Das Apollotheater hat sich eigens darauf eingerichtet und bei Ronacher wurde der Konzertsaal zur Vergrößerung der Bühne herangezogen, um Raum zu gewinnen für die Pflege des Ausstattungsballetts im großen englischen Stil. Sämtliche Wiener Bühnen sind denn auch schon eifrig am Werke, sich für den Wettbewerb zu rüsten. Kein Tag, wo nicht Waschzettel umfangreiche Novitätenlisten verkünden, und der Mehrverbrauch von Hektographentinte und Gelatine läßt auf eine üppige Blüte des Theatergeschäftes schließen. Wird all den Bemühungen ein Winter des Mißvergnügens oder der Kassastürme folgen? Das ist die bange Frage, deren Beantwortung leider erst das Ende der Saison bringt.

Theodor Antropp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 96, 97. □ Redaktionsschluß 25. August 1906. □ Ausgegeben 30. August 1906. □□ Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Die Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad wurde auf den 9. September d. J. verschoben.

* * *

Eine neue Stenographie. Im Verlage der Buchhandlung Karl Graeser & Kie., Wien, ist ein neues stenographisches Werk: „Die Eilschrift" von Dr. Anton Frey erschienen. Es umfaßt gegen 200 Seiten und behandelt in erschöpfender Weise alles, was zum Wesen einer vollkommenen Stenographie gehört. Durch mancherlei Vereinfachungen ist es dem Verfasser gelungen, eine Stenographie zu schaffen, welche die herrschenden Systeme an Kürze der Darstellung übertrifft. Um sein System in der Öffentlichkeit einzuführen und ein vollgültiges Zeugnis über die Brauchbarkeit der neuen Schrift zu erhalten, hat sich der Verfasser entschlossen, bis auf weiteres Exemplare seines Buches, dessen Ladenpreis 5 K beträgt, gratis an solche Personen abzugeben, welche die „Eilschrift" ernstlich studieren und erlernen wollen. Zuschriften sind zu richten an Dr. Anton Frey, Wien, I. Herrengasse 13.

* * *

Zeitungsjubiläum. Am Sonntag den 26. August feierte die „Frankfurter Zeitung" das Fest ihres 50jährigen Bestehens. Die Redaktion gab aus diesem Anlasse neben einer reichhaltigen Festnummer eine umfangreiche „Geschichte der Frankfurter Zeitung" heraus.

* * *

Die großen Bibliotheken der Zoologen Professoren Dr. Selenka und Dr. v. Bock und des Mathematikers Geheimen Rats Professor Dr. Bauer, sämtlich in München, sind in den Besitz von Dr. H. Lüneburgs Sortiment und Antiquariat (Franz Gais) in München übergegangen.

* * *

Eine Versammlung für Volkskunde und Volkskunst wird vom 7. bis 9. September aus Anlaß der 3. Deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden veranstaltet werden.

* * *

In der Zeit vom 1. bis 4. Oktober 1906 findet zu Berlin in den Räumen der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität der Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge statt.

Büchereinlauf.

Eduard Fuchs. Die Frau in der Karikatur. München. Albert Langen.

Die Hypnose im Alltagsleben. Mit 15 Abbildungen. Von Max Lindner. Dresden, 1906. E. Pierson.

Thomas Herkalović. Vorgeschichte der Okkupation Bosniens und der Herzegowina. Mit Bildnis des Verfassers. Zagreb, 1906. Miltvoj Majcen.

Helene Schott. Wandererphantasie. Dresden, 1906. E. Pierson.

F. Paulsen. Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig. B. G. Teubner.

L. Heinrich Rath. Zur Frauenfrage. Dresden, 1905. E. Pierson.

Die Dietzhgau-Bahn Meran—Mals. Von Theodor Christomannos. Buchschmuck und Umschlag von Tony Grubhofer. Innsbruck, 1906. A. Edlinger.

Heinrich Heine. Auch ein Denkmal. Von Adolf Bartels. Dresden, 1906. C. A. Koch.

Eingesendet.

Klösterle Natürlicher Sauerbrunn Lithion-Quelle
Hochfeines Tafelwasser.
Überall erhältlich! Eigene Niederlage:
WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Bilinер SAUERBRUNN
Eigene Niederlage: I. Augustinerstr. 10

Franz Josef-BITTERQUELLE
von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.
DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlögelmühl.
Redaktionsschluß für Heft 98, 99, 7. September 1906.

Inseraten-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.—, 1/8 Seite K 20.—, 1/4 Seite K 35.—, 1/2 Seite 1/2 Seite K 60.—, 1/1 Seite K 100.—. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.

Nordseebäder **WESTERLAND** und WENNINGSTEDT

Frequenz 1905: 22.152 Personen.

Stärkster Wellenschlag der Westküste — Familien-Strandbäder und getrennte Damen- und Herrenbäder. Reinste Seeluft. Unvergleichlich schöner Strand.
Illustr. Prospecte versendet gratis d. Badedirektion Westerland.

Solbad Bernburg Anhalt.

Im ganzen Jahr geöffne
Sol-, Moor-, Licht-, Dampf- und säurebäder.
Prospekt gratis durch die städtl verwaltung.

Johannisbad,

Riesengebirge. — Wildbad, besonders für Nervöse und geistig Überanstrengte. 650—708' Seehöhe, ö. U. W. B. Direkter Wagenverkehr Berlin—Breslau. Ausk. erteilt Kurkommission Johannisbad.

Lussinpiccolo.

Südlichster und wärmster österreichischer Winterkurort nächst Pola, erstes im Süden erbautes Inhalatorium System Dr. Bulling.
Auskunft erteilt die Kurvorstehung.

Das erste Moorbad der
Franzensb
besitzt die stärksten Stahlquelle verdauliche Eisensäuerlinge, Glaubersalzwässer, Lithionsä Natürliche, kohlensäurereichst Mineral-, Sol- und Strombä kräftige Moorbäder, Dampf-, elektrische Wannen- u. Lichtbäd mechanisches Institut, Inha Österreichs hervorrag. Ber Bewährt bei: Blutarmut, B Rheumatismus, Gicht, Nerv Frauenkrankh., Herzkrankh., Sa bis Septemoer. Prospekte g

Wasser-, Luft- und Sonnenheilstätte
Wällischhof
Maria-Enzersdorf am Gebirge b. Wien. Beste Erfolge in den meisten chronischen Erkrankungen. Ärztliche Leitung Dr. Marius Sturza. Saison Mai bis Sept.

In vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat dieser Größe
pro Monat M. 6.—
auf 6 Mon. M. 30.—
bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Wildbad.

Altbewährte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus ꝛc. Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

Ab Berlin und Hamburg 4, ab ab Magdeburg 7, ab Ko 6 Stunden. Bahntrajektverkehr mark 2 Stunden. Frequenz: 19 spekte a. d. bekannten Ausg des Verbandes deutscher Ostse a. d. Badeverwaltun

»OBSERVER«

Telephon Nr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

WIEN, I. Concordiaplatz 4

liest sämtliche Wiener Tages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der österr.-ung. Monarchie und des Auslandes (welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochenschriften, und versendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren.

Der »OBSERVER«

ist in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas seinen Auftraggebern *Preßstimmen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema* schnellstens zu liefern.

Für alle

Amateurphotographen

die mit wirklich

künstlerischem Erfolg

arbeiten wollen, ist ganz unentbehrlich

Der Amateu

Illustrierte Monatsschrift für Amateurphotographie und Projekti

denn er bietet eine Fülle von wertvollen Anregungen und Ratschlägen.

Der Preis beträgt ganzjährig K 6.—

Probenummern gratis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie di vom Verlag Carl Konegen (Ernst Stülpnag Wien, I. Opernring 3.

Die diesjährige interparlamentarische Konferenz für internationale Schiedsgerichte.

Von Ernst v. Plener.

Die diesjährige interparlamentarische Konferenz fand in London statt und hatte einen besonders glänzenden Verlauf. Der Besuch war sehr zahlreich, leider nicht auch aus Österreich, die Beratungsgegenstände waren besser vorbereitet als in früheren Jahren und die Patronanz der Regierung des Konferenzortes kam noch niemals zu einem so starken Ausdrucke, als wie diesmal die englische Regierung zu gunsten der Tendenzen der Konferenz demonstrierte. Die Eröffnungsrede des englischen Ministerpräsidenten, Sir Henry Campbell-Bannerman, schlug einen so warmen und enthusiastischen Ton an, pries die Ziele der internationalen Vereinigung, die Ausdehnung der internationalen Schiedssprechung und den allmählichen Stillstand der militärischen Rüstungen in so nachdrücklichen Worten, wie sie kaum ein begeistertes Mitglied der Versammlung, niemals aber noch der verantwortliche Chef der Regierung einer Großmacht gefunden hatte. Der Premierminister erzielte eine geradezu sensationelle Wirkung durch seine Sympathiekundgebung für die russische Duma, deren plötzliche Auflösung gerade am Eröffnungstage der Konferenz telegraphisch gemeldet wurde. Die anwesenden russischen Dumamitglieder, welche das höchste Interesse der Versammlung erregten und voraussichtlich die Helden der ganzen Tagung geworden wären, erklärten jedoch ziemlich unvermittelt, daß sie nach dem Auflösungsdekret an den Verhandlungen der Konferenz nicht mehr teilnehmen könnten und verließen den Saal und auch sofort London. Nur das Mitglied des Reichsrats (gegenwärtig erste Kammer), Fürst Chilkow, blieb ruhig zurück, ohne sich der Erklärung der Dumamitglieder anzuschließen, aber auch ohne mit einem Wort darauf zu erwidern.

Die Versammlung fand im Parlamentsgebäude, in der sogenannten Royal Gallery, einem Vorsaal des Oberhauses, statt, der — eine merkwürdige Ironie des genius loci — mit großen Schlachtenbildern (Trafalgar und Waterloo) geschmückt ist. Es war sicher das erstemal, daß Nichtengländer sich in den bekanntlich streng gehüteten Räumen von Westminster Palace versammelten und ihre Beratungen abhielten.

Der erste Gegenstand der Tagesordnung war aus einer vorjährigen Anregung der amerikanischen Gruppe hervorgegangen, welche in Brüssel den Antrag auf Schaffung eines internationalen Parlaments mit einer Art Exekutive eingebracht

hatte. Der Antrag war so weitgehend und würde in die legislative Selbständigkeit und die Souveränität der einzelnen Staaten so sehr eingreifen, daß schon der Rat (Ausschuß) der Konferenz ihn nicht empfehlen konnte und nur als bescheidenen Rest des amerikanischen Gedankens die Periodizität der Haager Konferenz und die eventuelle Einsetzung einer internationalen Kommission für die Kodifikation des Völkerrechts und für die tunlichste Vereinheitlichung gewisser Gesetze in Vorschlag brachte. Zugleich aber knüpfte sich an diesen Punkt der Tagesordnung ein naheliegender anderer Gedanke, ob es nämlich nicht möglich wäre, die interparlamentarische Union, die ja selbst eine Art internationale parlamentarische Vereinigung darstellt, formell besser zu organisieren, um ihr mehr einen repräsentativen Charakter zu geben. Gegenwärtig ist die Beschickung der Konferenz ganz formlos, es kommen von jeder Gruppe der verschiedenen Länder so viele Mitglieder, als sich eben dazu bereit finden. Die Mitglieder der Gruppe des Konferenzortes sind begreiflicherweise in der Regel die zahlreichsten und auch sonst richtet sich die Zahl der Teilnehmer nach der Nähe des Konferenzortes; so waren z. B. heuer unverhältnismäßig viele Belgier in London anwesend. Die Abstimmungen der Konferenz geschehen nach Köpfen, es kann sich daher sehr leicht ereignen, daß die Mitglieder des Konferenzortes und eines nahegelegenen Landes zusammen mehr Stimmen haben, als die Vertreter aller übrigen Länder. Bisher waren glücklicherweise die meisten Abstimmungen unbestritten, da die Resolutionen im Rat vorbereitet werden, so daß das Plenum gewöhnlich ein einstimmiges Votum abgibt. Allein es hat trotzdem auch nicht an Zwischenfällen gefehlt, wo die Vollversammlung gespalten war, und in einem solchen Fall ist die Abstimmung eine reine Zufallssache. Es wurde daher der Gedanke aufgeworfen, irgend einen Schlüssel für eine länderweise Abstimmung zu finden. Ein Vorschlag war, daß das Land des Konferenzortes nicht mehr Stimmen haben solle, als das am stärksten vertretene fremde Land, was auch eine willkürliche Bestimmung wäre. Ein anderer, mehr durchdachter Vorschlag ging dahin, nach Analogie schon bestehender internationaler Unionen, jedem Lande nach Bevölkerungszahl und Außenhandel eine bestimmte Zahl von Stimmen zu erteilen, andere wieder wollten, daß die Parlamente der einzelnen Länder ihre Delegierten wählen, was wohl nicht von allen Parlamenten zu erlangen wäre. Angesichts der ziemlich weit auseinander gehenden Meinungen wurde diese Frage als noch nicht spruchreif dem Rate zur Vorberatung zugewiesen.

Der amerikanischen Initiative entsprang auch der zweite Gegenstand der Tagesordnung, die Abfassung eines Muster-Schiedsgerichtsvertrages. Mr. Bartholdt, der Präsident der amerikanischen Gruppe, dem der große Erfolg der Konferenz in St. Louis zu verdanken ist, hatte im vorigen Jahre in Brüssel einen Vertragsentwurf vorgelegt, der einmal zu weit ging und dann die schiedsgerichtliche Organisation, wie sie durch die Haager Konferenz geschaffen wurde, wesentlich ändern würde. Die vorberatende Kommission konnte sich daher diesem Entwurf nicht anschließen, wenn sie gleich den Wert dieser Vorarbeit nur anerkennen mußte. Sie

erklärt, allerdings mit dem Vorbehalt, daß die Streitfrage nicht die Unabhängigkeit und die Lebensinteressen der vertragschließenden Teile berühre (der vage Vorbehalt der nationalen Ehre ist gleichfalls eliminiert). Sodann wird erklärt, daß die vertragschließenden Teile sich verpflichten, diese Vorbehalte nicht zur Geltung zu bringen in einer Reihe namentlich angeführter Streitfragen. Auf dieses Schema wurde auch unser Entwurf aufgebaut. Im ersten Artikel verpflichten sich die vertragschließenden Teile, die sich zwischen ihnen ergebenden Streitfälle dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten, soweit diese weder die Unabhängigkeit, noch die Lebensinteressen, noch die Betätigung der Souveränität, noch die Interessen dritter Staaten berühren. Damit ist das Prinzip des Schiedsverfahrens im allgemeinen anerkannt und werden zugleich mit einer kleinen Einschränkung die Vorbehalte gewahrt, auf welche die Mächte, gegenwärtig wenigstens, absolut nicht verzichten wollen. Die Beurteilung, ob der Streitfall unter einen dieser Vorbehalte fällt, steht jedem einzelnen Streitteil zu. Im Artikel III verpflichten sich die vertragschließenden Teile für folgende Fälle diese Vorbehalte nicht zu erheben, d. h. das schiedsgerichtliche Verfahren für die bezeichneten Fälle als obligatorisch gelten zu lassen: Auslegung und Anwendung nachstehender Verträge: Handels- und Schiffahrtsverträge, Verträge über internationalen Arbeiterschutz, über Post, Telegraphen und Telephon, submarine Kabel, Eisenbahnen, Verhütung von Schiffszusammenstößen, literarisches und artistisches Eigentum, Patente, Markenschutz, über Handelsgesellschaften, Münz- und Maßwesen, gegenseitige Armenunterstützung, Rinderpest, Phylloxera, über internationales Privatrecht, gerichtliches Verfahren, Auslieferung, ferner Grenzstreitigkeiten soweit sie an Ort und Stelle zu lösen sind, Schadenersatzansprüche, sofern der Entschädigungsanspruch anerkannt ist. Die übrigen Artikel betreffen das Verfahren und sind nicht von allgemeinem Interesse. Die Haager Organisation wird unbedingt aufrechterhalten, die bisherige Praxis des Haager Tribunals hat in der allerletzten Zeit durch Vereinfachung und Verwohlfeilung des Verfahrens die Anrufung des Schiedsgerichtes unzweifelhaft erleichtert, so daß es unklug wäre, prinzipielle Änderungen an einem Werke vorzuschlagen, dessen Zustandekommen bekanntlich nur mit Überwindung der größten Schwierigkeiten gelungen ist. Der Vertragsentwurf ist so abgefaßt, daß er sowohl als acte général für alle Haager Signatarmächte, als auch zur Grundlage von Einzelverträgen dienen kann. Die Konferenz nahm den Entwurf einstimmig an, und fügte nur auf Antrag Mr. Bartholdts noch zwei Zusätze zu der Aufzählung der Schiedsfälle hinzu, nämlich die Streitfälle über diplomatische und konsularische Privilegien und über fremde Staatsanleihen. Der letzte Punkt betrifft die unter dem Namen Dragodoktrin bekannte Kontroverse über zahlungssäumige südamerikanische Republiken, womit sich auch der diesjährige panamerikanische Kongreß in Rio beschäftigt hat. Es ist das Verdienst des Präsidenten Roosevelt, in diesem Falle im Interesse des öffentlichen Kredits die von einigen südamerikanischen Staaten hier angerufene Monroedoktrin nicht in ihrer ganzen Exklusivität gelten zu lassen. Der Vertragsentwurf hat die Bedeutung, daß er für eine ganze

Reihe von Fragen die obligatorische Schiedssprechung postuliert, also einen wesentlichen Schritt nach vorwärts tut, auf der anderen Seite ist er bestrebt, der namentlich bei den großen Staaten herrschenden Auffassung über die Notwendigkeit, für rein politische Fragen ausgiebige Vorbehalte zu machen, tunlichst entgegenzukommen. Wollen kleinere oder neutrale Staaten oder Staaten, zwischen welchen voraussichtlich die Gefahr politischer Konflikte nicht besteht, den weitgehenden Typus, z. B. des dänisch-holländischen Schiedsgerichtsvertrags, der alle Streitfragen ohne Unterscheidung und ohne Vorbehalt der Schiedssprechung überweist, als Muster nehmen, so steht ihnen dies selbstverständlich frei und bildet auch kein Hindernis dagegen, daß sie mit anderen Staaten einen mehr eingeschränkten Vertrag unterzeichnen, gerade so wie es auch möglich ist, daß im Falle der Annahme unseres Entwurfs ein Staat bei Abschließung eines Schiedsgerichtsvertrages mit einem oder mehreren anderen Staaten die Liste der obligatorischen Schiedsfälle entweder erweitert oder restringiert.

Der ständige Ausschuß der Konferenz hatte im Nachhang zu dem Vertragsentwurf auch noch eine Resolution beantragt, wonach die Staaten sich verpflichten mögen, in Streitfällen, welche nach dem Wortlaut des Schiedsgerichtsvertrags nicht vor ein Schiedsgericht gehören, keinen Akt der Feindseligkeit zu unternehmen, bevor sie nicht die Mediation einer oder mehrerer befreundeter Mächte angerufen haben. Als dieser Resolutionsentwurf in Debatte stand, beantragte Mr. Bryan, der bekannte demokratische Präsidentschaftskandidat der Vereinigten Staaten, eine Resolution, daß in solchen Fällen die Streitteile vor Eröffnung der Feindseligkeiten den Streitfall vor das Haager Tribunal oder sonst ein unparteiisches internationales Gericht zur Untersuchung und Prüfung bringen mögen. Der Gegenstand dieses Antrags war eigentlich eine teilweise Reproduktion des vorjährigen amerikanischen Entwurfs und die Anrufung einer in den Haager Beschlüssen vorgesehenen Einrichtung, nämlich die Einsetzung von internationalen Untersuchungskommissionen über eine streitige questio facti. Aber die Begründungsrede, die Mr. Bryan bei diesem Anlaß hielt, gab der eigentlich nicht neuen Sache eine außerordentliche Bedeutung durch die glänzende, eindrucksvolle Beredsamkeit des Antragstellers, der als einer der größten politischen Redner der Vereinigten Staaten gilt. Sein prachtvolles Organ, seine Kunst des Vortrags, abwechselnd eindringlich und ruhig zu argumentieren und dann wieder mit begeistertem Schwung an alle idealen Regungen der Zuhörer zu appellieren, machte seine Rede zum oratorischen Glanzpunkt der ganzen Versammlung. Dem Ausschuß fiel es nicht schwer, die Bryansche Resolution mit seiner eigenen ursprünglichen Resolution zu kombinieren, beide Vorschläge innerhalb des Rahmens der Haager Konferenzbeschlüsse zu halten und mit Hinweis auf das glückliche Gelingen der internationalen Untersuchungskommission in der Affäre der von der russischen Flotte angeschossenen Huller Fischerboote einen einstimmigen Beschluß der Konferenz herbeizuführen.

Ein schwierigeres Thema bildete die Frage der Abrüstung oder, wie man sich vorsichtiger ausdrückte, des Stillstandes in den Rüstungen. Der Gegenstand wurde

bekanntlich auf der Haager Konferenz nicht erledigt, sondern für eine nachfolgende Konferenz vorbehalten. Da nun nach allen Nachrichten die zweite Haager Konferenz im Frühjahr 1907 zusammentreten soll und auch einzelne Regierungen gewillt sind, diese Frage dort wieder aufzuwerfen, so war es begreiflich, daß die interparlamentarische Konferenz, die ja diesmal wesentlich für die nächste Haager Konferenz vorarbeiten wollte, diesen Gegenstand auf ihre Tagesordnung setzte. Ihre Aktion war wesentlich unterstützt durch die Haltung der englischen Regierung. Schon die Rede des Premierministers, der im Namen des Königs und der Regierung die Einstellung der übermäßigen Rüstungen als dringend notwendig bezeichnete, hatte das Terrain vorbereitet, noch wirksamer aber als alle Reden waren die gerade während der Tagung der interparlamentarischen Konferenz erfolgten Erklärungen der englischen Regierung im Unterhaus über sofort zu vollziehende Reduktionen im Armee- und Marinebudget. Nach den Eröffnungen des Kriegsministers soll der Präsenzstand der Armee um mehr als 10.000 Mann vermindert werden und nach jenen des Sekretärs für die Marine soll im Flottenbauprogramm ein Einhalt eintreten, der direkt mit den eventuellen Beschließungen der nächsten Haager Konferenz in Zusammenhang gebracht wird. Es sollen nämlich eines der neuen großen Schlachtschiffe nach dem Typ Dreadnought, welches auf dem Bauprogramm dieses Jahres stand, sowie einige kleinere Schiffe heuer nicht in Angriff genommen werden; England kann damit auf der Konferenz auf einen praktischen Schritt seinerseits hinweisen und dadurch seine Einladung an die andern Mächte, seinem Beispiele zu folgen, sehr nachdrücklich unterstützen. Vorsichtigerweise fügte aber der Marinesekretär hinzu, daß, wenn im Haag eine solche allgemeine Reduktion der Rüstungen nicht zustande käme, dann wieder das ganze ursprüngliche Flottenprogramm zur Ausführung kommen würde; man würde also im ungünstigen Falle ein Baujahr verlieren, dafür aber für dieses Jahr einen Betrag von mehr als 2 Millionen Pfund Sterling ersparen. Dieser sehr beachtenswerte Schritt der englischen Regierung, welche ihre während der Wahlkampagne gemachten Versprechungen sehr prompt einlöst, wird auf der Haager Konferenz unzweifelhaft eine ganz neue Situation für die übrigen Mächte schaffen, für die interparlamentarische Konferenz waren diese Eröffnungen der englischen Regierung begreiflicherweise maßgebender als es die besten Reden sein konnten. M. d'Estournelles de Constant hielt einen langen und instruktiven Vortrag über das ganze Abrüstungsproblem und nach einer verhältnismäßig kurzen Debatte wurde eine Resolution angenommen, welche den Wunsch ausspricht, daß die Frage der Rüstungsbeschränkungen auf das Programm der nächsten Haager Konferenz gestellt werde.

Die übrigen Beratungsgegenstände betrafen das Recht der Neutralen und Kriegsseerecht. Es wurde der Wunsch geäußert, den Begriff der Kriegskonterbande möglichst einzuschränken und privates Eigentum auch der kriegführenden Teile zur See zu respektieren. In der Debatte hierüber war bemerkenswert, daß es mehrere englische Stimmen waren, die sich für die Freiheit des Privateigentums

zur See aussprachen, während bisher die communis opinio in England sich immer gegen eine solche Einschränkung des Prisenrechts ausgesprochen hat.

Den Abschluß der Konferenz bildete ein großartiges Luncheon in Westminister Hall unter dem Vorsitz des Lord Chancellors. Die alte ehrwürdige Halle, in der sich die größten Staatsaktionen und Staatsprozesse der englischen Geschichte abgespielt haben, die in ihrer einfachen Größe einen imponierenden Eindruck macht, war ohne viel Ausschmückung in einen Bankettsaal umgewandelt und in der Einräumung dieser grandiosen historischen Stätte an die internationalen Gäste lag vielleicht die größte Artigkeit seitens der englischen Regierung und des Parlaments. Am nächsten Tag empfing der König, der sich für die Arbeiten der Konferenz sehr interessierte, die Vertretung der einzelnen Gruppen in Buckingham Palace und fand für alle freundliche und aufmerksame Worte. Auf seine Veranlassung wurden die Konferenzmitglieder auch zu einem Besuch von Windsor Castle eingeladen, dessen Sammlungen und Kunstschätze bekanntlich eine große, für den Touristen nicht immer leicht zugängliche Sehenswürdigkeit sind. Der Lordmayor gab einen großen Empfang in Mansion House und ein großes Bankett im Crystal Palace schloß die Feierlichkeiten in London ab. Am darauffolgenden Tage war noch eine Exkursion nach der Isle of Wight und nach Portsmouth veranstaltet, in dessen Dockyards die friedensfreundlichen Konferenzmitglieder die riesigen neuen Schlachtschiffe, darunter auch den vielgenannten „Dreadnought" neben der alten „Victory", Nelsons zu sehen bekamen.

Der Verlauf der Konferenz war dank der großen Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit der englischen Gruppe, insbesondere ihres Präsidenten Lord Weardale und des Sekretärs Mr. Cremer, ein glänzender Erfolg; dazu kam der Eindruck der Großartigkeit Londons und des englischen Lebens überhaupt, so daß die diesjährige Konferenz eine der angenehmsten Erinnerungen in der Reihe der verschiedenen Jahresversammlungen der interparlamentarischen Union bilden wird. So wie die Union sich in den letzten Jahren entwickelt hat, ist ihre Bedeutung unzweifelhaft gewachsen; früher von der Presse und den Regierungen kaum beachtet, wird sie in den letzten Jahren als ein Element internationaler Politik angesehen, von den Regierungen ausgezeichnet, sie gilt nicht mehr als eine Versammlung utopischer Enthusiasten, ihre Ziele finden seit der Haager Konferenz ernste Erwägung und teilweise Ausführung seitens der Kabinette. Aber auch abgesehen von den unmittelbaren Erfolgen und dem Inhalt der einzelnen Beschlüsse ist die periodische Vereinigung hervorragender Mitglieder aller Parlamente ein neuer Zug im Weltbild der Gegenwart und es ist nur zu wünschen, daß dieser repräsentative Charakter der Union auch in Österreich mehr begriffen und durch eine starke und intensive Beschickung seitens beider Häuser unseres Reichsrats recht nachdrücklich vor dem Ausland zur Geltung gebracht werde.

Aus Heinrich Laubes literarischen Lehrjahren.

Von Dr. Heinrich Hubert Houben.

Johannes Prölß hat in seinem reichhaltigen Buche „Das junge Deutschland“ (1892) zum ersten Male ein Bild von Heinrich Laubes erster Schriftstellerepoche zu entwerfen versucht. Er nahm seine schärfsten Konturen und frischesten Farben aus Laubes eigenen Erinnerungen und schöpfte nicht aus eigenen Quellen. Die Akten des königlich preußischen Staatsarchivs haben dann ein hübsches Material geliefert, aus dem Ludwig Geiger vor einigen Jahren eine Selbstbiographie und eine Reihe weiterer Mitteilungen veröffentlicht hat. Er machte es sich zur Aufgabe, auf Grund dieser von ihm flüchtig durchblätterten Akten dem jungdeutschen Schriftsteller ein ganzes System von Unrichtigkeiten und Lügen in den „Erinnerungen“ nachzuweisen, und es stände schlecht um Laubes bisher oft gerühmte Wahrheitsliebe, wenn Geigers angebliche Feststellungen auch nur halbwegs richtig gewesen wären. Eine neue Durchsicht der Akten hat jedoch erwiesen, daß die ganze Anklagerede gegen Laube auf völligen Entstellungen und unvollständigen Mitteilungen aus diesen wichtigen Dokumenten, verblüffend falschen Deutungen derselben und mangelhaftester Vertrautheit mit Laubes Schriften beruhte. Die Resultate dieser neuen Revision haben die Zuverlässigkeit der Laubeschen Lebenserinnerungen, bis auf die kleinen zeitlichen Verschiebungen, die jedem Autobiographen unterlaufen, klar erwiesen und ich habe in meiner soeben erscheinenden Laube-Biographie* eine zuverlässige Grundlage geben können, auf der sich nunmehr Laubes Leben aufbaut.

Ehe es jedoch zu einer völlig abschließenden Darstellung des Lebens und Wirkens Laubes kommen kann, bedürfen wir noch zahlreicher Mitteilungen von ungedruckten Briefen sowohl aus seiner späteren Zeit praktischer Theatertätigkeit, wie aus den ersten Anfängen seines literarischen Schaffens. Besonders seine erste literarische Epoche, die zugleich die Blütezeit des „Jungen Deutschlands“ gewesen ist, bedarf noch zahlreichen Materials, da nur allzu wenig bisher ans Tageslicht gekommen und das Wichtigste leider durch ärgerliche Zufälle vernichtet worden ist. Um so höher ist daher jeder Beitrag zu bewerten, der uns aus den Dreißigerjahren über die jungdeutschen Schriftsteller und in diesem Falle über Heinrich Laube neue Tatsachen und Gesichtspunkte erschließt.

Aus den ersten beiden Jahren schriftstellerischer Versuche Laubes, 1829 und 1830, bin ich in der Lage, zwei interessante Briefe mitteilen zu können, an die sich manche Erörterungen knüpfen lassen. Der erste ist an keinen Geringeren als an Ludwig Uhland gerichtet; die Stuttgarter Hofbibliothek bewahrt ihn auf. Er ist seinem wesentlichen Inhalt nach, eine Aufforderung an den schwäbischen Großmeister, Beiträge zu senden für eine Zeitschrift, die Laube im Jahre 1829 herausgab. Seit 1828 studierte Laube in Breslau Theologie, vorher war er in Halle Burschenschafter gewesen und hier so eifrig bei der Sache, daß er sich ein gewaltiges Renommee auf dem Paukboden und am Biertische erworben hatte. Später mußte er für seine burschenschaftlichen Sünden hart genug büßen. Auch in Breslau stand er noch so tief im ungezügelten Studentenleben, daß er auf ein Haar die ganze Wissenschaft an den Nagel gehängt und akademischer Fechtmeister geworden wäre. Hier in Breslau bestand nun ein literarischer Verein, eine Reihe von jungen Dilettanten sammelte sich, um sich gemeinsam an der Lektüre ihrer poetischen oder

* 1. Band von Laubes ausgewählten Werken, im Verlag Max Hesse, Leipzig. 10 Bände.

kritischen Erzeugnisse zu ergötzen. Mehr aus Neugierde zunächst und barbarischer Schadenfreude geriet auch Laube in diesen Kreis. Im Anfang war er die prinzipielle Opposition, durch die Debatte wurde sein Interesse geweckt, er begann sich umzusehen, um Beweise für seine unbarmherzigen kritischen Urteile zu gewinnen. Seine realistische Betrachtung und sein kerniges Urteil verschafften ihm Ansehen und als der Plan ausgeheckt wurde, eine Zeitschrift dieses poetischen Vereines herauszugeben, erschien Laube als der geborene Redakteur. Mittlerweile hatte ihn auch das Theater gefesselt, aus dem bummelnden und dreinschlagenden Studenten war ein Bücherwurm und leidenschaftlicher Theaterbesucher geworden.

Diese Studentenzeitschrift nun, die der 23jährige Laube herausgab, hieß hoffnungsvoll „Aurora" und erschien vom 5. Juli bis 30. Dezember 1829. Der vom Herausgeber verfaßte Prospekt hatte das „Emporheben der humoristisch-satirischen Erzählung und des Märchens" versprochen, ferner alle Arten von Gedichten, auch Proben von dramatischen, kritische Beurteilungen aller neuen Erscheinungen in jedem Gebiete der Literatur und des Theaters sowohl innerhalb wie außerhalb Breslaus, ein Programm, das mit den dürftigen Mitteln des Poetenvereines natürlich nicht annähernd zu erreichen war. Die Lyrik war die eigentliche Domäne dieser jungen Dichter; man wetteiferte in Sonetten, Romanzen, Trink- und Studentenliedern, Liebesgedichten und Versrätseln. Die Nachahmung guter Vorbilder, besonders Ludwig Uhlands, förderte auch einiges Gelungene zutage, z. B. eine Ballade vom „schwarzen Douglas" von E. A. v. Mühlbach. Auf Romanzen und Balladen waren die jungen Poeten durchwegs am besten eingeschult und auch Laube tat hier tapfer mit. Für Erzählungen und Märchen hatte die Zeitschrift, die allwöchentlich in einer nur vierseitigen Nummer erschien, natürlich wenig Raum übrig, so sehr auch die Mitarbeiter in ihrer „blitzblauen Romantik" gerade die Pflege des Märchens für ein brennendes Bedürfnis hielten. Ebensowenig war die Berücksichtigung der ganzen neueren Literatur durchzuführen, man behalf sich mit epigrammatischen Anzeigen. Laube und einer dieser jungen Freunde, Heinrich Wenzel, schrieben Xenien in sichtlicher Gemeinschaft wie einstmals Goethe und Schiller, ja ein ganzer Xenienkampf entbrannte in den schlesischen Journalen für und wider die „Aurora". Der etwas übermütige Ton der jungen Dichterlinge, die sich etwas darauf zu gute taten, eine Zeitschrift von „einigermaßen wissenschaftlichem Anstrich" auf die Beine gebracht zu haben, hatte natürlich die gesamte Konkurrenz verschnupft und es wurde von den sich bildenden Parteien mit epigrammatischer Wut auf einander losgedichtet, daß die Späne flogen. Laube bestritt unter dem Pseudonym „Alethophilos" den Hauptinhalt seines Blattes, und zwar spielte er, von den lyrischen Versuchen abgesehen, durchaus den Kritiker, besonders des Theaters. Gleich in der zweiten Nummer vom 15. Juli trat er mit einem ganzen Kodex von Grundsätzen seiner Kritik hervor, doch blieb dieser aus Raummangel in seinem Anfang stecken, um erst Ende September wieder aufgenommen und bald abgeschlossen zu werden. Die aktuellen Tagesereignisse schoben sich schon zu sehr in den Vordergrund, Aufführungen neuer Dramen und Gastspiele auswärtiger Künstler. Mit besonnenem Urteil geht Laube an die neuen Produktionen der Dramatiker, hat für Immermann Anerkennung und Tadel in gerechter Verteilung, für die Übersetzungsfabriken kräftige Abwehr, läßt bei Raupach und in der französischen Dramatik die Lustspiele gelten, polemisiert gegen Holtei und eine Legion mittelmäßiger Skribenten, nimmt im Vorbeigehen Heinrich Heine und Immermann

gegen des Grafen von Platen in der Form meisterhafte Angriffe in Schutz und spielt, nachdem er ein halbes Jahr zuvor, seine erste Heldentat, Schiller gegen Wilhelm Wackernagels Kritik mit jugendlicher Vehemenz verteidigt hatte, nunmehr Shakespeare gegen Schiller aus, wegen seiner „größeren Natürlichkeit der Handlung und des Lebens". Und den Maßstab ungefälschter Natur hatte er auch für die Leistungen der Schauspieler. Die Macht des Wortes war es, die ihn völlig zur Kunst Karl Seydelmanns hinriß, der im Juli 1829 in Breslau gastierte; „ein protestantisches Schwert gegen unsere in Nebeln sich ballende Romantik" nannte er später dieses überzeugend klare Wort und damals schon bestritt er seine Kritik mit der Formulierung und Verkündigung des bei ihm Gesehenen: klare Aussprache, Beherrschung des Wortsinns, Dialektfreiheit und müheloſe Bewältigung der Jamben. Laubes Aufsätze für die „Aurora" bewiesen bereits eine offenbare kritische Gewandtheit und brauchbare dramaturgische Gesichtspunkte, von denen er manche fest besaß und andere tastend suchte.

Ein halbes Jahr nur konnte sich die Zeitschrift* fest behaupten, dann starb sie, wie einer der Breslauer Gegner nach Leipzig korrespondierte, an der „galoppierenden Pränumerantenschwindsucht". Die Verbreitung des Blattes sowohl, wie der Stab der Mitarbeiter hatte sich auf den engsten Breslauer Kreis beschränkt. Die Versuche, auch auswärtige Mitarbeiter zu gewinnen, sind offenbar alle gescheitert.

Ein solcher Versuch ist der folgende Brief an Ludwig Uhland, dessen Verse: „Singe, wem Gesang gegeben" und „Nicht an wenig stolze Namen" einen Teil der „Aurora"-Nummern als Motto krönten. Er hatte folgenden Wortlaut:

Hochgeehrter Herr!

Sie mögen es wohl verlernt haben, sich zu wundern, wenn Ihnen Briefe von unbekannter Hand mit unbekanntem Namen zukommen; denn wie könnte ein Schriftsteller, der wie Sie, seinen Namen in die Welt gesandt hat, staunen, daß er an vielen Orten widerklingt und zu ihm zurückgetragen wird.

Vielleicht überheben Sie mich also auch der Notwendigkeit, eines Breiteren Entschuldigungen anzuführen, daß ich mich brieflich an Sie gewendet, ja meine Zuversicht zu Ihrer Teilnahme an literarischen Unternehmungen so hoch gesteigert habe, Ihnen folgende Bitte vorzulegen.

Es besteht auf hiesiger Universität seit mehreren Jahren ein sogenannter poetischer Verein, der jetzt seit einigen Wochen mit einer neuen Zeitschrift, „Aurora" kühnlich genannt, in die Öffentlichkeit herausgetreten ist. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, absonderlich bei gänzlichem Mangel des nervi rerum, kennen Ew. Wohlgeb. vielleicht besser als ich, dem dabei das mißliche Geschäft eines Redakteurs geworden ist. Da wir nun dieses Blatt nicht auf die Provinz Schlesien, von der obenein noch ein ganzer Teil dem Strich der Barbaren zugerechnet werden muß, beschränken wollen, so haben wir uns die Freiheit genommen, Ihnen die bis jetzt erschienenen Blätter mit der günstigen Gelegenheit, die uns Herr Seydelmann darbietet, zuzuschicken und Sie herzlich

* Einen vollständigen bibliographischen Grundriß mit allem zugehörigen Material bietet der eben erschienene dritte Band des „Bibliographischen Repertoriums" (Veröffentlichung der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Berlin).

1830 klar gemacht, daß er ein „Ex-Studiosus der Theologie" sei und das Bedürfnis nach historischen Studien hatte ihn in die Kottwitzer Einsamkeit verlockt. Gefördert wurde diese Tätigkeit durch den Prinzipal, dessen Kinder er unterrichtete; Laube schildert ihn als einen geistvollen Mann, der weniger Wert darauf legte, daß sein Hauslehrer eingefleischter Theologe war, als daß er reiten konnte, Zeitungen las und bei einem Glas Rotwein für ein Gespräch brauchbar war. „Ich wurde ein stiller, arbeitsamer Mensch, der es geradezu ablehnte, wenn man ihn Sonntags einmal mit nach der Stadt nehmen wollte"; Breslau war nur zwei Meilen entfernt. Zur Schriftstellerei reizte ihn damals das Studium der Geschichte jedoch noch nicht, der Theologe mußte erst gründlich vom Historiker ausgetrieben werden. Erst in seiner zweiten Hauslehrerstellung, auf dem Rittergute Jäschkowitz (Sommer 1831 bis ebenda 1832), wurden Laubes erste Schriften, eine Geschichte Polens und eine Sammlung politischer Briefe, zwei Bücher, die den gemeinsamen Titel „Das neue Jahrhundert" führten, entworfen und auch die Grundlage für demnächstigen journalistischen Broterwerb gelegt, wozu er aber auch schon von Kottwitz aus Anstalten gemacht hatte. Er versuchte, für Leipziger Zeitungen zu korrespondieren und schrieb unter anderem vom Frühjahr 1832 an eine große Anzahl von Kritiken für die Brockhausschen „Blätter für literarische Unterhaltung". In einem Brief an Brockhaus vom 7. September 1831 gab er als Empfehlung an, daß alles, was im „Hartmannschen Kometen und Planeten" über Breslau und Schlesien stehe, von ihm herrühre. Diese beiden Zeitschriften haben nun eine höchst konfuse Entwicklungsgeschichte, über die ich einige erklärende Bemerkungen vorausschicken muß.

Vom 1. Jänner 1830 ab erschien die Zeitschrift „Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt". Als Verlag war die Hofbuchdruckerei in Altenburg angegeben; der wirkliche Verleger war aber C. H. F. Hartmann in Leipzig; gelegentliche Anzeigen über die Einsendung von Manuskripten zeigen das. (Vergl. Nr. 14, Nr. 23 der „Reisezeitung".)

Die sächsische Zensur war zu peinlich und so flüchtete alles nach dem liberaleren Altenburg, dessen Zensor ein umgänglicherer Herr gewesen sein muß; Pierers Hofbuchdruckerei hatte den Vorteil davon; eine ganze Reihe von Zeitschriften und Büchern erschien damals unter dieser Verlagsfirma, die aber lediglich die Druckerei war. Der „Komet" erschien sechsmal wöchentlich, mit Einschluß des „Literaturblattes" und der „Zeitung für Reisen und Reisende".

Als Herausgeber nannte sich Karl Herloßsohn, der in Prag 1804 geborene, sehr fruchtbare Schriftsteller, einer der österreichischen Auswanderer, die, wie Laube sagt, hinausgefahren waren, um Dinge drucken zu lassen, über welche man sich in Prag und Wien entsetzte. Um ihn entstand später die österreichische Kolonie in Leipzig, in der die Dichter Alfred Meißner und Moritz Hartmann, und der Gründer der „Grenzboten", J. Kuranda, die bedeutendsten Talente waren.

Am 2. August 1830 erschien in derselben Druckerei eine zweite Zeitschrift: „Unser Planet. Blätter für Unterhaltung, Literatur Kunst und Theater". Ebenfalls alle Wochen sechs Nummern, inklusive der Beilagen „Theaterblatt" und „Literatur- und Kunstblatt". Redigiert wurde der „Planet" unter Verantwortlichkeit von C. H. F. Hartmann in Leipzig. Die Redaktion besorgten aber mehrere Schriftsteller, die ihren Namen verschwiegen, „um nicht durch Rücksichten an der freimütigen Darlegung ihrer Ansichten und

Meinungen" gehindert zu werden. Von Nr. 33 ab wird dann der Kommandit-Gesellschafter Ludwig Storch als Herausgeber genannt.

Diese neue Erscheinung am literarischen Himmel eröffnete nun ihre Laufbahn zunächst mit der Mitteilung, daß der „Komet" für alle Zeiten, also auf immer", verschwunden sei, seine Laufbahn sei eine liederliche gewesen, er habe uns höchstens Dunst bescheert und ähnliches freundschaftliches Charakteristikon im Bilde des gestirnten Himmels. Insofern war die Angabe richtig, als der „Komet" Hartmanns nicht mehr erschien, der „Komet" Herloßsohns dagegen ruhig fortbestand und auch bis zum Jahre 1848 nicht unterging. Es hatte eben zwischen dem Herausgeber und dem Verleger einen Streit gegeben, in dem Herloßsohn den ideellen Besitz des Blattes für sich in Anspruch nahm und ihn auch tatsächlich festhielt; von Nr. 125 ab erschien sein Blatt in Kommission bei Fr. A. Leo in Leipzig. Beide Zeitschriften wurden fortan einträchtig in Altenburg bei Pierer gedruckt. Natürlich entspann sich darob eine scharfe Polemik in beiden Blättern; im „Intelligenzblatt" Nr. 1 zum Planeten entwickelt Hartmann alles, was ihn von Herloßsohn getrennt habe; die liederliche Redaktion desselben, übermäßige Forderungen von Vorschüssen ꝛc. Das „Leipziger Tageblatt" hatte den „Kometen" angegriffen, daß er die Moralität zerstöre, Herausgeber und Verleger schoben die Schuld einer auf den andern. Diesem „letzten Wort" Hartmanns folgte dann noch eine ganze Reihe von polemischen Artikeln und Notizen unter dem stehenden Titel „Buntes". Herloßsohn war vorsichtiger, er hütete sich wohl, für das Konkurrenzblatt Reklame zu machen, er nennt es nur „Unser Verkehr". Dafür gab er aber M. G. Saphir Gelegenheit, in Nr. 45 des „Literaturblattes" zum „Komet" eine kräftige Polemik gegen Hartmann auszufechten, der hier ein „notorischer Lump, bankrott an Geld, Ruf und Verstand" genannt wird. Freundnachbarliche Kollegenschaft! Die stürmischen Wogen legten sich aber schließlich wieder; die von Herloßsohn, wie von Hartmann angekündigte richterliche Entscheidung ist jedenfalls nie erfolgt; Ludwig Storch hielt nicht lange beim „Planeten" aus, im Juni 1832 polemisiert auch er gegen Hartmann in Herloßsohns „Komet". Aber schon da waren die beiden Konkurrenten so weit wieder versöhnt, daß sie sich mit gegenseitigen Empfehlungen ihrer Blätter regalierten.

Herloßsohns Blatt ist das weitaus geschickter redigierte, reichhaltig in kleinen Artikeln, die pikant geschrieben, aber hie und da zum Skandal neigen; sein Mitarbeiterstab für die damalige Zeit war verhältnismäßig bedeutend; wir finden dort Namen wie Th. Hell, L. Bechstein, Castelli, Ludwig Storch, J. B. Rousseau, L. Kruse, Dräxler-Manfred, Elise v. Hohenhausen, O. L. B. Wolff, Krug v. Nidda, Ferd. Stolle, Th. Kind, E. M. Oettinger, Georg Harrys, Harro Harring und viele andere. Der Verleger Hartmann verriet in seiner Polemik, daß Herloßsohn unter den Pseudonymen „Seidel" und „G. Pfeffert" einige gepfefferte Artikel schrieb; Hartmanns Aufforderung an die Mitarbeiter des „Kometen", vom August ab ihre Manuskripte an den „Planeten" zu senden, scheinen diese nur vereinzelt nachgekommen zu sein. Manche Namen finden sich jedoch gleichzeitig in beiden Zeitschriften.

Diese Mitteilungen bilden die Grundlage zum Verständnis des nachfolgenden Briefes, den Laube zweifellos an den Verleger Hartmann schrieb. Für beide Zeitschriften hatte er gearbeitet, für den „Kometen", als er noch Hartmann gehörte, und für den „Planeten", wie der folgende Brief zeigt. Was er allerdings dafür geschrieben, das festzustellen, ist nur möglich durch ausführlichere kritische Untersuchungen. Natürlich kommen zunächst alle

Berichte aus Breslau in Frage, zu denen sich ja auch Laube in dem schon zitierten Briefe an Brockhaus bekennt. Er hat also, wie auch aus dem nächsten Briefe hervorgeht, im Herbst und Winter 1830 doch wohl häufiger Breslau besucht, als er sich später entsann, öfter, als nur zum Schiller-Fest; auch der Brief an Hartmann ist in Breslau geschrieben. Die Breslauer städtischen Theaterberichte für den „Kometen" im ersten halben Jahre 1830 sind nun von mehreren Chiffren unterzeichnet, einmal „†. W." (Nr. 65), dann „A." (78—81), dann „v. H." (Nr. 114—115); spätere Berichte aus dem zweiten halben Jahre, die mit „Dr. Freundlich" (Nr. 121—128), und schließlich „Sonst von H., jetzt Sz." (Nr. 153—154) gezeichnet sind, kommen wohl zunächst für Laube nicht mehr in Betracht. Er hatte sich, das läßt wenigstens der Brief an Hartmann vermuten, ebenfalls mit Herloßsohn überworfen, im folgenden Jahre sich aber wieder mit ihm versöhnt. Der „Komet" hatte in Nr. 163 in einer Korrespondenz aus Bremen seine Travestie „Nicolo Zaganini", eine possenhafte Parodie auf Paganini, kräftig heruntergemacht; Laube hatte diese unter dem Pseudonym „H. Campo", unter dem auch sein „Gustav Adolf" aufgeführt und seine Prologe deklamiert wurden, für den Schauspieler Just geschrieben, der damit, nach der erfolgreichen Première in Breslau am 17. Oktober 1829, in ganz Deutschland herumreiste. Auch hatte Herloßsohn keineswegs die Gewohnheit, für seine Korrespondenten einzutreten, liebte es vielmehr, wenn sie sich im „Kometen" tüchtig in den Haaren lagen. So war auf den Bericht in Nr. 78 ff., der mit „A." unterzeichnet ist, ein scharfer Gegenbericht von dem Anonymus „v. H." gesandt worden und Herloßsohn druckte ihn augenscheinlich freudestrahlend ab. Laube erhielt hier einen tüchtigen Denkzettel. Er selbst hat wahrscheinlich jenen Bericht „A." verfaßt; man denkt an sein Pseudonym „Alethophilos", das er sich schon in der „Aurora" und für seine ersten Schiller-Artikel in den „Freikugeln" beilegte; der Schreiber dieses Berichtes bezieht sich aber auch auf Nr. 65 („†. W."), worin eine sehr lobende Kritik über „Gustav Adolf" gestanden hatte. Herloßsohn hatte übrigens, wie er schon in Nr. 55 erklärt, in Breslau zwei, „aber saumselige", Korrespondenten, und wenn wir Laube nicht zumuten wollen, daß er selbst der Herold seines dramatischen Ruhmes gewesen ist, so mag die erste Korrespondenz wohl von einem anderen herrühren, vielleicht von Laubes Freund Heinrich Wenzel, dem Mitarbeiter der „Aurora". Die Fiktion einer gemeinsamen Autorschaft für beide Artikel ist wahrscheinlich ein redaktioneller Schachzug Herloßsohns; auch später, in Nr. 121 ff., soll der „Doktor Freundlich" wiederum der alte Korrespondent sein. Überraschend ist nur, daß in jenem mit „A." gezeichneten Bericht Karl Schall, Heinrich Laubes Mentor, wegen Mißbrauchs seines eigenen Blattes, der „Breslauer Zeitung", heftig getadelt wird; die Zeit war schon gekommen, wo der Schüler sich mit dem Meister überworfen hatte, und er von der „Breslauer Zeitung" zu dem älteren Konkurrenzblatt, der „Schlesischen Zeitung", übergegangen war. Jedenfalls aber wird Laube in Nr. 114 durch das „Eingesendet" des „v. H.", als der Autor jenes Berichtes festgenagelt, ohne Namensnennung zwar, aber deutlich genug; der Theaterreferent der alten „Schlesischen Zeitung", der ehemalige Redakteur der „Aurora", der Verfasser eines „gewissen Trauerspiels" und der Korrespondent des „Komet" seien ein und dieselbe Person, und zuletzt wird noch der unglückliche „Gustav Adolf" furchtbar heruntergerissen. Vielleicht ist der Verfasser dieser Entgegnung Karl v. Holtei, der sich auf diese Weise für die Kritik revanchierte, die Laube in der „Breslauer Zeitung" seiner „Lenore" angetan hatte.

Die Feststellung der Beiträge Laubes zum „Planeten", vom August 1830 ab, ist noch schwieriger; die Breslauer Berichte sind teils anonym, teils wieder mit anderen Chiffren gezeichnet, und man müßte bezüglich der Theaterberichte ausführlich Laubes damalige Ansichten und zahlreiche Nebenumstände heranziehen. Begnügen wir uns diesmal durch die Mitteilung des nachstehenden Briefes mit der Tatsache, daß Laube für den „Planeten" in der Tat schrieb, neben Berichten vermutlich auch Kritiken ꝛc. Vielleicht führen die nachstehenden Zeilen noch auf weitere Entdeckungen in dieser Richtung. Der Brief an Hartmann lautet nun folgendermaßen:

Breslau, den 30. Dezember 1830.

Ich habe Sie sehr um Entschuldigung zu bitten, geehrter Herr, daß ich Ihren lieben, freundlichen Brief später als recht ist, beantworte — meine Abwesenheit von Breslau führt meine Sache am triftigsten, und Sie werden sich nicht mehr verwundern, wenn Sie erfahren, daß ich eben erst zurückgekommen, eben erst Ihren Brief erhalten habe.

Es ist mir äußerst angenehm, bei Ihnen so viel Anteil für mich erweckt zu haben, daß Sie mir eine Stellung antragen, wo ich unmittelbar, ausgebreiteter und mit allen Kräften bei Ihren literärischen Unternehmungen wirken kann. Sie haben ganz recht erkannt, daß dies mein ernstlicher Wunsch ist, und ich bedauere nur, daß es meine Verhältnisse nicht leicht gestatten, wie Sie mir gütigst antrugen, sogleich auf einige Tage nach Leipzig zu kommen, um mündlich die Sache ins klare und ins reale zu bringen. Meine hiesige Stellung nämlich ist allerdings eine erwerbende, die mir in diesem Augenblicke keine Zeit zu einer Reise gestattet, zumal ich mir, wie oben gesagt, eben Ferien gemacht hatte — indessen ist selbige Stellung eine private, die ich aufgeben kann und will, sobald eine sichere andere mich aufnimmt.

Aus Ihrem freundlichen Schreiben geht hervor, daß Ostern für Sie und Ihre Unternehmungen ein bedeutender Abschnitt ist, und daß Sie bis dahin und von da an eine Stellung für mich begründen könnten.

Hegen Sie also das Vertrauen zu mir, daß ich Ihnen und der literärischen Welt irgendwie ein wenig nützlich werden könnte, so werden Sie mich, sobald Sie mir eine stabile Position antragen, sehr bereit finden. Ich werde also streben, Ihr mir bis jetzt bewiesenes Zutrauen durch meine Beiträge für den „Planeten" zu rechtfertigen, und da ich doch auch selbst fortzuschreiten gedenke, zu steigern. Die Tendenz des „Planeten" habe ich ebenso wie Sie in den Worten „Rivalin des Morgenblattes" ausdrücken, angesehen, und ich verhoffe sicher, daß sie im Laufe des neuen Jahres realisiert werden wird, wenn Sie einigen Korrespondenten, die nur vom Standpunkte der Neuigkeitskrämerei schreiben, die Flügel beschneiden, wenn Sie ihnen nicht an den Hals wollen. Jede Stadt, jedes Land, jede Zeit hat eine allgemeine Tendenz, der Referent kann nur lesenswert schreiben, wenn er alles nach einem Mittelpunkte wie Strahlen nach dem Zentrum führt. Sie können nicht leugnen, daß noch einige Tendenz und Zentrum ignorieren. Nächstens darüber mit den Namen der Städte ein Breiteres. Dann möchten Sie wohl die Bande Herloßsohn und Konsorten ganz fallen lassen; es heißt den Leuten nur in die Hände arbeiten, wenn Sie ihnen zu neuen Gemeinheiten Gelegenheit verschaffen. Ich würde, wäre ich in Leipzig, und die Begebenheit noch nicht beendigt, gegen ihn und all diese negativen Schöngeister, denen vor allem zum Rezensieren das Wichtigste abgeht, das Gewissen, die

für das kurze Vergnügen eines guten oder schlechten Witzes langes Unglück anrichten, die nur einreißen, aber nicht aufbauen können; ich würde, wie gesagt, gegen diese negativen Schöngeister einmal in einer kurzen Literaturgeschichte dieses Genres auftreten, ein möglichst begründetes Anathema über sie aussprechen und dann sie nicht mehr eines Wortes wert achten. Ich versichere Sie, daß Ihnen das Fortsetzen des Bunten gegen Herloßsohn Kompl. nur schadet, weil man zum Verständnis auch wieder des „Kometen" bedarf.

Etwas Ausführlicheres über das Blatt, was ich auch am Ende bequem in das Blatt oder, wenn Sie wollen, in ein anderes schicken könnte, erwarten Sie erst, wenn mir der „Planet" ganz zugekommen sein wird. Ich erhalte ihn äußerst unregelmäßig, die Nummern von 78—85 hat man mir gar nicht geschickt und jetzt hab ich wieder seit vielen Wochen keine gesehen. Sobald ich im ganzen Besitz bin, wird Ihnen, da Sie mir's erlaubt haben, eine lange Kritik, die jedoch fast nur das Unterhaltungsblatt und ein wenig das Theaterblatt hie und da feindlich berühren kann. Aus letzterem werfen Sie nur all die Repertorienschreiber, die von den Schauspielern entzückt sind, jene Aktrice anbeten pp. Das Notwendigste und Bedeutendste dieser Rücksicht muß allerdings zur Geschichte des Theaters da sein, aber wir haben's doch vor allen Dingen mit der dramatischen Kunst zu tun, nicht mit dem, was drum und dran ist.

Hoffentlich ist die empfangene Launsche Novelle besser, als was er früher geschrieben, sonst möchte sie nicht viel Heil bringen und man würde sich des Redakteurs L. Storch wundern, wenn er, damit solche Leute arbeiteten, feiern wollte.

Seien Sie so gut, geehrter Freund, mir sichre und verlässige Nachrichten zu geben, ob mir .... zu einem ernsten Wirkungskreise nun und dadurch Fundament zu einer sicheren Existenz werden kann, für eine prekäre möcht ich freilich meine jetzige fixe nicht umtauschen. Für die „Sachsenzeitung", die Ihnen ein ruhiges Alter begründen zu wollen scheint, fehlen mir allerdings, wie Sie richtig sagen, die Kenntnisse der Institutionen Ihres Landes, indessen dürfte diesen Mangel ein achttägiges Bekümmern darum heben, und so landsmannschaftlich wird sie nicht sein, kosmopolitische Begriffe unnütz zu machen.

Ist es Ihnen denn nun mit Ihren Vorschlägen, die Sie mir machen wollen, Ernst, so möchte ich erst mit etwas Bedeutenderem auftreten, ehe ich ein kritisches oder doch öffentliches Amt bei Ihnen anträte, und das möchte ich nun entweder mit den beiden Tragödien „Gustav Adolf" und „Moritz v. Sachsen" oder mit einer kurzen kritischen Geschichte der neuesten Literatur, zu der mir jetzt die Mittel fehlen, und die ich am liebsten erst bei Ihnen schreiben möchte; vielleicht erreichte ich auch mit einem Bande dramaturgischer Blätter den Zweck. Was meinen Sie zu dem allen?

Ihr Moritz von Gust. Hermann ist sehr jung, und wenn es Ihnen Recht ist, sende ich Ihnen nächstens für den „Planeten" eine breite Beurteilung, die ich am Ende aufs bequemste schreiben kann, da ich alles Historische zu gleichem Zweck wie der Verfasser durchgenommen habe. Dabei werden Sie andere Beiträge erhalten und ich sende Ihnen einen drei geschriebene Bogen langen Neujahrsprolog mit, wenn Sie mir mit umgehender Post gefälligst antworten, ob Ihnen dies und das andere, was ich geschickt, gefällig ist.

Zu selbigem Prolog forderte mich die hiesige Direktion, trotz meiner stets feindlichen Stellung gegen sie auf, fand aber doch bei der ersten Probe, daß er zu grob gegen sie und das Publikum sei.

zeitung" zu redigieren; Theodor Mundt, der jungdeutsche Kollege, hatte nicht unrecht, wenn er an Laube bewunderte, daß er mit weit mehr Mut als Kenntnissen in die Literatur hineingesprungen sei. Die redaktionellen Grundsätze, die Laube über den „Planeten" äußert, die er ja auch schon in der „Aurora" vertreten hatte, sind jedoch zielbewußt und sympathisch.

Im ganzen ist dieser Brief ein aufschlußreicher Beitrag zur Entwicklung des jungen Heinrich Laube; ich verdanke ihn der vor einiger Zeit leider in alle Winde verstreuten Autographensammlung des verstorbenen Bankiers Alexander Meyer-Cohn in Berlin. Möglich ist, daß sich in solchen Sammlungen noch manches wichtige Schriftstück Laubes findet und es wäre wohl zu wünschen, daß mehr Derartiges an die Öffentlichkeit käme. Dann würden wir vielleicht in die Lage kommen, Laubes Romantrilogie „Das junge Europa" eingehender untersuchen zu können, da ihr erster Teil, „Die Poeten", zweifellos viel Selbsterlebtes enthält. Er hat hier die Mitglieder des Breslauer poetischen Vereines, dessen „Aurora" er herausgab, auftreten lassen, und dieses dichterische Erstlingswerk des späteren, oft so nüchternen Dramatikers und Novellisten ist auch vom ästhetischen Standpunkte aus eine wenigstens sehr interessante Leistung.

Lissa.

Aus dem Nachlasse Johannes Zieglers.

Der große Wert, welchen der Besitz von Lissa nicht allein zu maritimen Zwecken während des Krieges, sondern auch aus strategischen und politischen Gründen für die Italiener gehabt hätte, die Überzeugung, daß sie, einmal im Besitz dieser Insel, einen sicheren Ausgangspunkt für alle ihre Unternehmungen gewännen, veranlaßten sie 1866 zu dem Versuche, sich ihrer zu bemächtigen.

Zur besseren Beleuchtung der folgenden Ereignisse ist es nötig, in kurzem die Mittel anzuführen, welche der Verteidigung zu Gebote standen. Die Insel, an ihrer Küste beinahe überall steil und unzugänglich, besitzt dennoch mehrere kleine Einbuchtungen, sowie drei einer Landung mehr oder minder günstige Häfen, nämlich die von San Giorgio, Comisa und Manego. Der Hafen San Giorgio, als der größte und wichtigste, war durch drei Türme und vier Batterien mit der Gesamtzahl von 44 Kanonen, darunter 18 gezogene Hinterlader und sechs Mörser, geschützt. Von diesen wurden während der Instandsetzung der Verteidigung vier Mörser südlich der Hafeneinfahrt beim Turme Wellington und zwei unter dem Fort Georg nördlich derselben hinter Brustwehren aufgestellt. Zur Verteidigung des Hafens von Comisa diente die 500 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Batterie Magnaremi mit acht Hinterladern und zwei Mörsern. Zur Deckung des Zuganges bei Manego diente die ebenso hohe Batterie Napostranje mit vier glatten Kanonen und zwei Hinterladern. Außerdem besaß das Inselkommando noch drei sechspfündige Lahitte-, acht sechspfündige Raketgeschütze, eine halbe glatte sechspfündige Fußbatterie und mehrere achtzehnpfündige Verteidigungsgeschütze. Die Besatzung zählte 1213 Mann Marine-Infanterie, 573 Mann Küsten-Artillerie und 32 Mann Genietruppen. Erst kurz vor dem Angriffe ging ein Bataillon Land-Infanterie zur Südarmee ab, wodurch für den

bedeutenden Umfang der Insel, die Entfernung der Verteidigungsplätze und die Schwierigkeit der Verbindungen, der Besatzungsstand fühlbar gering war.

Lebensmittel gab es für sechs Monate; die Brunnen waren gut mit Wasser versehen.

In der Frühe des 17. Juli erschien ein Kriegsdampfer unter englischer Flagge mit dem Kurs Nordost, umkreiste die Insel und dampfte gegen Südost außer Sicht. Nachmittags passierte ein Kriegsdampfer unter französischer Flagge von Südost nach Nordwest. Beide waren italienische Schiffe. Die Absicht war zweifellos, die Insel auszuforschen; Rekognoszierung unter fremder Flagge ist jedoch eine Verletzung des internationalen Seerechtes. Am 18. Juli ging die Besatzung am Morgen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, als gegen 7 Uhr von der Höhe des Forts St. Georg mit dem Sprachrohr herabgerufen ward: „Schiffe in Sicht; sie steuern gegen Lissa!" Als sie näher kamen, erwiesen sie sich als zehn Panzerfregatten, acht Holzfregatten und Korvetten, ein gepanzertes Kanonenboot und mehrere Avisodampfer. Sie boten einen funkelnden, prachtvollen Anblick im Sonnenschein. Um halb 11 Uhr fielen die ersten Schüsse von der Batterie Magnaremi bei Comisa, welche von vier Panzerschiffen in vollen Lagen erwidert wurden. Nach einer Stunde kamen noch vier Holzfregatten, die das Feuer, als die Panzerschiffe sich später entfernten, allein unterhielten. Gegen 2 Uhr zogen alle Schiffe aus dem Schußbereich dieser Batterie. Im Kampfe bei Comisa unterstützten zwei auf der Höhe Perlic placierte sechspfündige Lahittegeschütze die Batterie Magnaremi durch einige glücklich angebrachte Schüsse. Während und nach diesem mehr als dreistündigen Kampf, in welchem die Batterie wenig, die Besatzung gar nicht gelitten hatte, dampften die übrigen Panzerfregatten und der größte Teil der Holzschiffe längs der Nordküste langsam gegen Fort Georg, der Rest der Holzschiffe in gleicher Weise längs der Südküste gegen den Turm Wellington. Dieses Manöver hatte den Zweck, die Küstenbatterien auszuforschen, denn einige Schüsse der Batterie Napostranje genügten, die dortigen Holzschiffe, welche das Feuer schwach erwiderten, fernzuhalten. Um 11 Uhr waren im Norden die ersten Panzerfregatten im Schußbereiche des Forts Georg; von dort beschossen, zogen sie lautlos vorüber, als wollten sie nur die Widerstandsfähigkeit ihrer Panzer erproben.

Nach wenigen Minuten nahmen sie eine umfassende Stellung, und es entspann sich nun ein heftiger Geschützkampf, an dem nach und nach alle zehn Panzerfregatten teilnahmen. Zu diesen gesellten sich später weitere sechs Holzfregatten, welche an der Küste hinter der Bucht Carober das Fort auch im Rücken beschossen. Die Kanonade war tobend; der Donner der Geschütze brach sich in der Bucht Carober und in den Klüften der Küste und hallte weit über die Wogen des Meeres hin, denn alle Türme und Batterien nahmen am Kampfe teil. Um 4 Uhr explodierte das Pulvermagazin der Batterie Schmidt. Ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft. Die Feuergarbe trieb Erdreich, Steine und Geschütztrümmer hoch empor, die dann prasselnd auf die benachbarten Werke niederhagelten. Von ihrer nur 40 Mann starken Besatzung blieben bloß fünf unversehrt. Die Batterie war ein Trümmerhaufen. Fort Georg, drei Stunden hindurch dem konzentrischen Feuer aller Panzerfregatten und der erwähnten Holzschiffe ausgesetzt, stellte sein Feuer um 5 Uhr nachmittags ein.

Der Feind, nunmehr kühner gemacht, wollte mit vier Panzerfregatten den Hafen forcieren, aber das heftige Feuer der Batterie Zupparina, der es gelang, ein vierundzwanzigpfündiges Hohlgeschoß in der Stückpforte des kühnsten Panzerschiffes — es war

gegen des Grafen von Platen in der Form meisterhafte Angriffe in Schutz und spielt, nachdem er ein halbes Jahr zuvor, seine erste Heldentat, Schiller gegen Wilhelm Wackernagels Kritik mit jugendlicher Vehemenz verteidigt hatte, nunmehr Shakespeare gegen Schiller aus, wegen seiner „größeren Natürlichkeit der Handlung und des Lebens". Und den Maßstab ungefälschter Natur hatte er auch für die Leistungen der Schauspieler. Die Macht des Wortes war es, die ihn völlig zur Kunst Karl Seydelmanns hinriß, der im Juli 1829 in Breslau gastierte; „ein protestantisches Schwert gegen unsere in Nebeln sich ballende Romantik" nannte er später dieses überzeugend klare Wort und damals schon bestritt er seine Kritik mit der Formulierung und Verkündigung des bei ihm Gesehenen: klare Aussprache, Beherrschung des Wortsinns, Dialektfreiheit und müheloſe Bewältigung der Jamben. Laubes Aufsätze für die „Aurora" bewiesen bereits eine offenbare kritische Gewandtheit und brauchbare dramaturgische Gesichtspunkte, von denen er manche fest besaß und andere tastend suchte.

Ein halbes Jahr nur konnte sich die Zeitschrift* fest behaupten, dann starb sie, wie einer der Breslauer Gegner nach Leipzig korrespondierte, an der „galoppierenden Pränumerantenschwindsucht". Die Verbreitung des Blattes sowohl, wie der Stab der Mitarbeiter hatte sich auf den engsten Breslauer Kreis beschränkt. Die Versuche, auch auswärtige Mitarbeiter zu gewinnen, sind offenbar alle gescheitert.

Ein solcher Versuch ist der folgende Brief an Ludwig Uhland, dessen Verse: „Singe, wem Gesang gegeben" und „Nicht an wenig stolze Namen" einen Teil der „Aurora"-Nummern als Motto krönten. Er hatte folgenden Wortlaut:

Hochgeehrter Herr!

Sie mögen es wohl verlernt haben, sich zu wundern, wenn Ihnen Briefe von unbekannter Hand mit unbekanntem Namen zukommen; denn wie könnte ein Schriftsteller, der wie Sie, seinen Namen in die Welt gesandt hat, staunen, daß er an vielen Orten widerklingt und zu ihm zurückgetragen wird.

Vielleicht überheben Sie mich also auch der Notwendigkeit, eines Breiteren Entschuldigungen anzuführen, daß ich mich brieflich an Sie gewendet, ja meine Zuversicht zu Ihrer Teilnahme an literarischen Unternehmungen so hoch gesteigert habe, Ihnen folgende Bitte vorzulegen.

Es besteht auf hiesiger Universität seit mehreren Jahren ein sogenannter poetischer Verein, der jetzt seit einigen Wochen mit einer neuen Zeitschrift, „Aurora" kühnlich genannt, in die Öffentlichkeit herausgetreten ist. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, absonderlich bei gänzlichem Mangel des nervi rerum, kennen Ew. Wohlgeb. vielleicht besser als ich, dem dabei das mißliche Geschäft eines Redakteurs geworden ist. Da wir nun dieses Blatt nicht auf die Provinz Schlesien, von der obenein noch ein ganzer Teil dem Strich der Barbaren zugerechnet werden muß, beschränken wollen, so haben wir uns die Freiheit genommen, Ihnen die bis jetzt erschienenen Blätter mit der günstigen Gelegenheit, die uns Herr Seydelmann darbietet, zuzuschicken und Sie herzlich

* Einen vollständigen bibliographischen Grundriß mit allem zugehörigen Material bietet der eben erschienene dritte Band des „Bibliographischen Repertoriums" (Veröffentlichung der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Berlin).

zu bitten, in irgend einem öffentlichen Blatte ein Urteil darüber abzugeben, vielleicht auch uns selbst durch eine offenherzige Kritik eine Andeutung zu gewähren, ob wir bei reger Teilnahme etwas einer solchen Tendenz Würdiges leisten könnten oder ob es geraten sei, ein Unternehmen, zu dem uns die Kräfte fehlten, aufzugeben.

Die Hochachtung, die wir vor der ganzen schwäbischen Schule und absonderlich vor Ihnen – ne tibi verba blandientia videantur – hegen, führt uns gerade zu diesem selbstgewählten Tribunal, und Sie deuten es vielleicht nicht übel, wenn ich Sie nochmals herzlich bitte, uns Ihre offenherzige Meinung über die causa quaestionis abzugeben. Sollte diese günstig ausfallen, so hätten wir nichts mehr zu wünschen, als daß man in unserem Blatte unter dem Motto zuweilen Ihren Namen oder den eines anderen Dichters des Schwabenlandes finden möchte.

Herrn Seydelmann, der in Berlin die geehrteste Anerkennung seiner Kunstleistungen gefunden hat, senden wir Ihnen mit großem Neid zurück.

Möchten Sie die Absicht meines Schreibens mit günstigem Auge betrachten und einiger Berücksichtigung würdigen und ebenso überzeugt sein, wenn ich Ihnen offen und aufrichtig versichere, daß ich stets mit der größten Hochachtung bin

Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener
H. Laube.

Breslau,
Ohlauer- u. Weintraubeng., Ecke Nr. 1.
10. August 1829.

Daß Uhland auf dieses Schreiben des unbekannten schlesischen Schriftstellers geantwortet habe, ist nicht wahrscheinlich; das wäre ja auch ein Ereignis gewesen für den Breslauer Poetenverein, das in dessen Annalen den strahlendsten Lichtpunkt dargestellt hätte, und Laube hätte gewiß nicht vergessen, von dieser Teilnahme Uhlands Gebrauch zu machen und später davon zu erzählen. Aber er hat davon nie etwas erwähnt, und da Uhland schwieg, setzte man ihn in Nummer 22 nach langem geduldigen Warten vom Motto ab.

* * *

Der zweite Brief ist anderthalb Jahre später geschrieben. Die „Aurora" war längst selig entschlafen. Sie hatte aber dem jungen Redakteur literarische Verbindungen verschafft, die ihm in der ersten Hälfte des Jahres 1830 eine rein literarische Existenz als Theaterkritiker der „Breslauer Zeitung" verschafften. Spärlich genug mag sie gewesen sein, Karl Schalls, des Breslauer Falstaffs, lachende Freigebigkeit war wohl ihre Hauptquelle. Die Honorare für Festprologe, die Laube dem Breslauer Theaterdirektor Piehl schrieb, und für die dreimalige Aufführung seines ersten nicht gedruckten Trauerspiels „Gustav Adolf, König von Schweden" — die Uraufführung fand am 14. März 1830 statt — diese geringen Einkünfte reichten schwerlich aus, ein flottes Burschenleben und die Symposien mit Schall zu bestreiten. So zog sich denn Laube aus dem Trubel des literarischen Lebens im Sommer 1830 in den stillen Hafen einer Hauslehrerstelle bei einem Doktor Rupricht in Kottwitz bei Breslau zurück, ohne jedoch seine literarischen Arbeiten ganz zu vernachlässigen. Die Julirevolution, das durch sie plötzlich erwachende Interesse für die laufende Geschichte und die leidenschaftliche Lektüre der Zeitungen hatten ihm schon im Frühjahr

1830 klar gemacht, daß er ein „Ex-Studiosus der Theologie" sei und das Bedürfnis nach historischen Studien hatte ihn in die Kottwitzer Einsamkeit verlockt. Gefördert wurde diese Tätigkeit durch den Prinzipal, dessen Kinder er unterrichtete; Laube schildert ihn als einen geistvollen Mann, der weniger Wert darauf legte, daß sein Hauslehrer eingefleischter Theologe war, als daß er reiten konnte, Zeitungen las und bei einem Glas Rotwein für ein Gespräch brauchbar war. „Ich wurde ein stiller, arbeitsamer Mensch, der es geradezu ablehnte, wenn man ihn Sonntags einmal mit nach der Stadt nehmen wollte"; Breslau war nur zwei Meilen entfernt. Zur Schriftstellerei reizte ihn damals das Studium der Geschichte jedoch noch nicht, der Theologe mußte erst gründlich vom Historiker ausgetrieben werden. Erst in seiner zweiten Hauslehrerstellung, auf dem Rittergute Jäschkowitz (Sommer 1831 bis ebenda 1832), wurden Laubes erste Schriften, eine Geschichte Polens und eine Sammlung politischer Briefe, zwei Bücher, die den gemeinsamen Titel „Das neue Jahrhundert" führten, entworfen und auch die Grundlage für demnächstigen journalistischen Broterwerb gelegt, wozu er aber auch schon von Kottwitz aus Anstalten gemacht hatte. Er versuchte, für Leipziger Zeitungen zu korrespondieren und schrieb unter anderem vom Frühjahr 1832 an eine große Anzahl von Kritiken für die Brockhausschen „Blätter für literarische Unterhaltung". In einem Brief an Brockhaus vom 7. September 1831 gab er als Empfehlung an, daß alles, was im „Hartmannschen Kometen und Planeten" über Breslau und Schlesien stehe, von ihm herrühre. Diese beiden Zeitschriften haben nun eine höchst konfuse Entwicklungsgeschichte, über die ich einige erklärende Bemerkungen vorausschicken muß.

Vom 1. Jänner 1830 ab erschien die Zeitschrift „Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt". Als Verlag war die Hofbuchdruckerei in Altenburg angegeben; der wirkliche Verleger war aber C. H. F. Hartmann in Leipzig; gelegentliche Anzeigen über die Einsendung von Manuskripten zeigen das. (Vergl. Nr. 14, Nr. 23 der „Reisezeitung".)

Die sächsische Zensur war zu peinlich und so flüchtete alles nach dem liberaleren Altenburg, dessen Zensor ein umgänglicherer Herr gewesen sein muß; Pierers Hofbuchdruckerei hatte den Vorteil davon; eine ganze Reihe von Zeitschriften und Büchern erschien damals unter dieser Verlagsfirma, die aber lediglich die Druckerei war. Der „Komet" erschien sechsmal wöchentlich, mit Einschluß des „Literaturblattes" und der „Zeitung für Reisen und Reisende".

Als Herausgeber nannte sich Karl Herloßsohn, der in Prag 1804 geborene, sehr fruchtbare Schriftsteller, einer der österreichischen Auswanderer, die, wie Laube sagt, hinausgefahren waren, um Dinge drucken zu lassen, über welche man sich in Prag und Wien entsetzte. Um ihn entstand später die österreichische Kolonie in Leipzig, in der die Dichter Alfred Meißner und Moritz Hartmann, und der Gründer der „Grenzboten", J. Kuranda, die bedeutendsten Talente waren.

Am 2. August 1830 erschien in derselben Druckerei eine zweite Zeitschrift: „Unser Planet. Blätter für Unterhaltung, Literatur Kunst und Theater". Ebenfalls alle Wochen sechs Nummern, inklusive der Beilagen „Theaterblatt" und „Literatur- und Kunstblatt". Redigiert wurde der „Planet" unter Verantwortlichkeit von C. H. F. Hartmann in Leipzig. Die Redaktion besorgten aber mehrere Schriftsteller, die ihren Namen verschwiegen, „um nicht durch Rücksichten an der freimütigen Darlegung ihrer Ansichten und

Meinungen" gehindert zu werden. Von Nr. 55 ab wird dann der Romanschriftsteller Ludwig Storch als Herausgeber genannt.

Diese neue Erscheinung am literarischen Himmel eröffnete nun ihre Laufbahn zunächst mit der Mitteilung, daß der „‚Komet' für alle Zeiten, also auf immer", verschwunden sei, seine Laufbahn sei eine liederliche gewesen, er habe aus hohlem Dunst bestanden und ähnlichen freundschaftlichen Charakteristiken im Bilde des gestirnten Himmels. Insofern war die Angabe richtig, als der „Komet" Hartmanns nicht mehr erschien, der „Komet" Herloßsohns dagegen ruhig fortbestand und auch bis zum Jahre 1848 nicht unterging. Es hatte eben zwischen dem Herausgeber und dem Verleger einen Streit gegeben, in dem Herloßsohn den ideellen Besitz des Blattes für sich in Anspruch nahm und ihn auch tatsächlich festhielt; von Nr. 125 ab erschien sein Blatt in Kommission bei Fr. A. Leo in Leipzig. Beide Zeitschriften wurden fortan einträchtig in Altenburg bei Pierer gedruckt. Natürlich entspann sich darob eine scharfe Polemik in beiden Blättern; im „Intelligenzblatt" Nr. 1 zum Planeten entwickelt Hartmann alles, was ihn von Herloßsohn getrennt habe; die liederliche Redaktion desselben, übermäßige Forderungen von Vorschüssen ꝛc. Das „Leipziger Tageblatt" hatte den „Kometen" angegriffen, daß er die Moralität zerstöre, Herausgeber und Verleger schoben die Schuld einer auf den andern. Diesem „letzten Wort" Hartmanns folgte dann noch eine ganze Reihe von polemischen Artikeln und Notizen unter dem stehenden Titel „Buntes". Herloßsohn war vorsichtiger, er hütete sich wohl, für das Konkurrenzblatt Reklame zu machen, er nennt es nur „Unser Verkehr". Dafür gab er aber M. G. Saphir Gelegenheit, in Nr. 45 des „Literaturblattes" zum „Komet" eine kräftige Polemik gegen Hartmann auszufechten, der hier ein „notorischer Lump, bankrott an Geld, Ruf und Verstand" genannt wird. Freundnachbarliche Kollegenschaft! Die stürmischen Wogen legten sich aber schließlich wieder; die von Herloßsohn, wie von Hartmann angekündigte richterliche Entscheidung ist jedenfalls nie erfolgt; Ludwig Storch hielt nicht lange beim „Planeten" aus, im Juni 1832 polemisiert auch er gegen Hartmann in Herloßsohns „Komet". Aber schon da waren die beiden Konkurrenten so weit wieder versöhnt, daß sie sich mit gegenseitigen Empfehlungen ihrer Blätter regalierten.

Herloßsohns Blatt ist das weitaus geschickter redigierte, reichhaltig in kleinen Artikeln, die pikant geschrieben, aber hie und da zum Skandal neigen; sein Mitarbeiterstab für die damalige Zeit war verhältnismäßig bedeutend; wir finden dort Namen wie Th. Hell, L. Bechstein, Castelli, Ludwig Storch, J. B. Rousseau, L. Kruse, Dräxler-Manfred, Elise v. Hohenhausen, O. L. B. Wolff, Krug v. Nidda, Ferd. Stolle, Th. Kind, E. M. Oettinger, Georg Harrys, Harro Harring und viele andere. Der Verleger Hartmann verriet in seiner Polemik, daß Herloßsohn unter den Pseudonymen „Seidel" und „G. Pfeffert" einige gepfefferte Artikel schrieb; Hartmanns Aufforderung an die Mitarbeiter des „Kometen", vom August ab ihre Manuskripte an den „Planeten" zu senden, scheinen diese nur vereinzelt nachgekommen zu sein. Manche Namen finden sich jedoch gleichzeitig in beiden Zeitschriften.

Diese Mitteilungen bilden die Grundlage zum Verständnis des nachfolgenden Briefes, den Laube zweifellos an den Verleger Hartmann schrieb. Für beide Zeitschriften hatte er gearbeitet, für den „Kometen", als er noch Hartmann gehörte, und für den „Planeten", wie der folgende Brief zeigt. Was er allerdings dafür geschrieben, das festzustellen, ist nur möglich durch ausführlichere kritische Untersuchungen. Natürlich kommen zunächst alle

Berichte aus Breslau in Frage, zu denen sich ja auch Laube in dem schon zitierten Briefe an Brockhaus bekennt. Er hat also, wie auch aus dem nächsten Briefe hervorgeht, im Herbst und Winter 1830 doch wohl häufiger Breslau besucht, als er sich später entsann, öfter, als nur zum Schiller-Fest; auch der Brief an Hartmann ist in Breslau geschrieben. Die Breslauer städtischen Theaterberichte für den „Kometen" im ersten halben Jahre 1830 sind nun von mehreren Chiffren unterzeichnet, einmal „†. W." (Nr. 65), dann „A." (78—81), dann „v. H." (Nr. 114—115); spätere Berichte aus dem zweiten halben Jahre, die mit „Dr. Freundlich" (Nr. 121—128), und schließlich „Sonst von H., jetzt Sz." (Nr. 153—154) gezeichnet sind, kommen wohl zunächst für Laube nicht mehr in Betracht. Er hatte sich, das läßt wenigstens der Brief an Hartmann vermuten, ebenfalls mit Herloßsohn überworfen, im folgenden Jahre sich aber wieder mit ihm versöhnt. Der „Komet" hatte in Nr. 163 in einer Korrespondenz aus Bremen seine Travestie „Nicolo Zaganini", eine possenhafte Parodie auf Paganini, kräftig heruntergemacht; Laube hatte diese unter dem Pseudonym „H. Campo", unter dem auch sein „Gustav Adolf" aufgeführt und seine Prologe deklamiert wurden, für den Schauspieler Just geschrieben, der damit, nach der erfolgreichen Première in Breslau am 17. Oktober 1829, in ganz Deutschland herumreiste. Auch hatte Herloßsohn keineswegs die Gewohnheit, für seine Korrespondenten einzutreten, liebte es vielmehr, wenn sie sich im „Kometen" tüchtig in den Haaren lagen. So war auf den Bericht in Nr. 78 ff., der mit „A." unterzeichnet ist, ein scharfer Gegenbericht von dem Anonymus „v. H." gesandt worden und Herloßsohn druckte ihn augenscheinlich freudestrahlend ab. Laube erhielt hier einen tüchtigen Denkzettel. Er selbst hat wahrscheinlich jenen Bericht „A." verfaßt; man denkt an sein Pseudonym „Alethophilos", das er sich schon in der „Aurora" und für seine ersten Schiller-Artikel in den „Freikugeln" beilegte; der Schreiber dieses Berichtes bezieht sich aber auch auf Nr. 65 („†. W."), worin eine sehr lobende Kritik über „Gustav Adolf" gestanden hatte. Herloßsohn hatte übrigens, wie er schon in Nr. 55 erklärt, in Breslau zwei, „aber saumselige", Korrespondenten, und wenn wir Laube nicht zumuten wollen, daß er selbst der Herold seines dramatischen Ruhmes gewesen ist, so mag die erste Korrespondenz wohl von einem anderen herrühren, vielleicht von Laubes Freund Heinrich Wenzel, dem Mitarbeiter der „Aurora". Die Fiktion einer gemeinsamen Autorschaft für beide Artikel ist wahrscheinlich ein redaktioneller Schachzug Herloßsohns; auch später, in Nr. 121 ff., soll der „Doktor Freundlich" wiederum der alte Korrespondent sein. Überraschend ist nur, daß in jenem mit „A." gezeichneten Bericht Karl Schall, Heinrich Laubes Mentor, wegen Mißbrauchs seines eigenen Blattes, der „Breslauer Zeitung", heftig getadelt wird; die Zeit war schon gekommen, wo der Schüler sich mit dem Meister überworfen hatte, und er von der „Breslauer Zeitung" zu dem älteren Konkurrenzblatt, der „Schlesischen Zeitung", übergegangen war. Jedenfalls aber wird Laube in Nr. 114 durch das „Eingesendet" des „v. H.", als der Autor jenes Berichtes festgenagelt, ohne Namensnennung zwar, aber deutlich genug; der Theaterreferent der alten „Schlesischen Zeitung", der ehemalige Redakteur der „Aurora", der Verfasser eines „gewissen Trauerspiels" und der Korrespondent des „Komet" seien ein und dieselbe Person, und zuletzt wird noch der unglückliche „Gustav Adolf" furchtbar heruntergerissen. Vielleicht ist der Verfasser dieser Entgegnung Karl v. Holtei, der sich auf diese Weise für die Kritik revanchierte, die Laube in der „Breslauer Zeitung" seiner „Lenore" angetan hatte.

Die Feststellung der Beiträge Laubes zum „Planeten", vom August 1830 ab, ist noch schwieriger; die Breslauer Berichte sind teils anonym, teils wieder mit anderen Chiffren gezeichnet, und man müßte bezüglich der Theaterberichte ausführlich Laubes damalige Ansichten und zahlreiche Nebenumstände heranziehen. Begnügen wir uns diesmal durch die Mitteilung des nachstehenden Briefes mit der Tatsache, daß Laube für den „Planeten" in der Tat schrieb, neben Berichten vermutlich auch Kritiken ꝛc. Vielleicht führen die nachstehenden Zeilen noch auf weitere Entdeckungen in dieser Richtung. Der Brief an Hartmann lautet nun folgendermaßen:

Breslau, den 30. Dezember 1830.

Ich habe Sie sehr um Entschuldigung zu bitten, geehrter Herr, daß ich Ihren lieben, freundlichen Brief später als recht ist, beantworte — meine Abwesenheit von Breslau führt meine Sache am triftigsten, und Sie werden sich nicht mehr verwundern, wenn Sie erfahren, daß ich eben erst zurückgekommen, eben erst Ihren Brief erhalten habe.

Es ist mir äußerst angenehm, bei Ihnen so viel Anteil für mich erweckt zu haben, daß Sie mir eine Stellung antragen, wo ich unmittelbar, ausgebreiteter und mit allen Kräften bei Ihren literärischen Unternehmungen wirken kann. Sie haben ganz recht erkannt, daß dies mein ernstlicher Wunsch ist, und ich bedauere nur, daß es meine Verhältnisse nicht leicht gestatten, wie Sie mir gütigst antrugen, sogleich auf einige Tage nach Leipzig zu kommen, um mündlich die Sache ins klare und ins reale zu bringen. Meine hiesige Stellung nämlich ist allerdings eine erwerbende, die mir in diesem Augenblicke keine Zeit zu einer Reise gestattet, zumal ich mir, wie oben gesagt, eben Ferien gemacht hatte — indessen ist selbige Stellung eine private, die ich aufgeben kann und will, sobald eine sichere andere mich aufnimmt.

Aus Ihrem freundlichen Schreiben geht hervor, daß Ostern für Sie und Ihre Unternehmungen ein bedeutender Abschnitt ist, und daß Sie bis dahin und von da an eine Stellung für mich begründen könnten.

Hegen Sie also das Vertrauen zu mir, daß ich Ihnen und der literärischen Welt irgendwie ein wenig nützlich werden könnte, so werden Sie mich, sobald Sie mir eine stabile Position antragen, sehr bereit finden. Ich werde also streben, Ihr mir bis jetzt bewiesenes Zutrauen durch meine Beiträge für den „Planeten" zu rechtfertigen, und da ich doch auch selbst fortzuschreiten gedenke, zu steigern. Die Tendenz des „Planeten" habe ich ebenso wie Sie in den Worten „Rivalin des Morgenblattes" ausdrücken, angesehen, und ich verhoffe sicher, daß sie im Laufe des neuen Jahres realisiert werden wird, wenn Sie einigen Korrespondenten, die nur vom Standpunkte der Neuigkeitskrämerei schreiben, die Flügel beschneiden, wenn Sie ihnen nicht an den Hals wollen. Jede Stadt, jedes Land, jede Zeit hat eine allgemeine Tendenz, der Referent kann nur lesenswert schreiben, wenn er alles nach einem Mittelpunkte wie Strahlen nach dem Zentrum führt. Sie können nicht leugnen, daß noch einige Tendenz und Zentrum ignorieren. Nächstens darüber mit den Namen der Städte ein Breiteres. Dann möchten Sie wohl die Bande Herloßsohn und Konsorten ganz fallen lassen; es heißt den Leuten nur in die Hände arbeiten, wenn Sie ihnen zu neuen Gemeinheiten Gelegenheit verschaffen. Ich würde, wäre ich in Leipzig, und die Begebenheit noch nicht beendigt, gegen ihn und all diese negativen Schöngeister, denen vor allem zum Rezensieren das Wichtigste abgeht, das Gewissen, die

für das kurze Vergnügen eines guten oder schlechten Witzes langes Unglück anrichten, die nur einreißen, aber nicht aufbauen können; ich würde, wie gesagt, gegen diese negativen Schöngeister einmal in einer kurzen Literaturgeschichte dieses Genres auftreten, ein möglichst begründetes Anathema über sie aussprechen und dann sie nicht mehr eines Wortes wert achten. Ich versichere Sie, daß Ihnen das Fortsetzen des Bunten gegen Herloßsohn Kompl. nur schadet, weil man zum Verständnis auch wieder des „Kometen" bedarf.

Etwas Ausführlicheres über das Blatt, was ich auch am Ende bequem in das Blatt oder, wenn Sie wollen, in ein anderes schicken könnte, erwarten Sie erst, wenn mir der „Planet" ganz zugekommen sein wird. Ich erhalte ihn äußerst unregelmäßig, die Nummern von 78—85 hat man mir gar nicht geschickt und jetzt hab ich wieder seit vielen Wochen keine gesehen. Sobald ich im ganzen Besitz bin, wird Ihnen, da Sie mir's erlaubt haben, eine lange Kritik, die jedoch fast nur das Unterhaltungsblatt und ein wenig das Theaterblatt hie und da feindlich berühren kann. Aus letzterem werfen Sie nur all die Repertorienschreiber, die von den Schauspielern entzückt sind, jene Aktrice anbeten pp. Das Notwendigste und Bedeutendste dieser Rücksicht muß allerdings zur Geschichte des Theaters da sein, aber wir haben's doch vor allen Dingen mit der dramatischen Kunst zu tun, nicht mit dem, was drum und dran ist.

Hoffentlich ist die empfangene Launsche Novelle besser, als was er früher geschrieben, sonst möchte sie nicht viel Heil bringen und man würde sich des Redakteurs L. Storch wundern, wenn er, damit solche Leute arbeiteten, feiern wollte.

Seien Sie so gut, geehrter Freund, mir sichre und verlässige Nachrichten zu geben, ob mir .... zu einem ernsten Wirkungskreise nun und dadurch Fundament zu einer sicheren Existenz werden kann, für eine prekäre möcht ich freilich meine jetzige fixe nicht umtauschen. Für die „Sachsenzeitung", die Ihnen ein ruhiges Alter begründen zu wollen scheint, fehlen mir allerdings, wie Sie richtig sagen, die Kenntnisse der Institutionen Ihres Landes, indessen dürfte diesen Mangel ein achttägiges Bekümmern darum heben, und so landsmannschaftlich wird sie nicht sein, kosmopolitische Begriffe unnütz zu machen.

Ist es Ihnen denn nun mit Ihren Vorschlägen, die Sie mir machen wollen, Ernst, so möchte ich erst mit etwas Bedeutenderem auftreten, ehe ich ein kritisches oder doch öffentliches Amt bei Ihnen anträte, und das möchte ich nun entweder mit den beiden Tragödien „Gustav Adolf" und „Moritz v. Sachsen" oder mit einer kurzen kritischen Geschichte der neuesten Literatur, zu der mir jetzt die Mittel fehlen, und die ich am liebsten erst bei Ihnen schreiben möchte; vielleicht erreichte ich auch mit einem Bande dramaturgischer Blätter den Zweck. Was meinen Sie zu dem allen?

Ihr Moritz von Gust. Hermann ist sehr jung, und wenn es Ihnen Recht ist, sende ich Ihnen nächstens für den „Planeten" eine breite Beurteilung, die ich am Ende aufs bequemste schreiben kann, da ich alles Historische zu gleichem Zweck wie der Verfasser durchgenommen habe. Dabei werden Sie andere Beiträge erhalten und ich sende Ihnen einen drei geschriebene Bogen langen Neujahrsprolog mit, wenn Sie mir mit umgehender Post gefälligst antworten, ob Ihnen dies und das andere, was ich geschickt, gefällig ist.

Zu selbigem Prolog forderte mich die hiesige Direktion, trotz meiner stets feindlichen Stellung gegen sie auf, fand aber doch bei der ersten Probe, daß er zu grob gegen sie und das Publikum sei.

Nun zu einem unwesentlich Wesentlichen oder wesentlich Unwesentlichen: Ich habe bis jetzt 10 Rh. von Ihnen erhalten; 20 Rh., die Sie später bei Max auf mich angewiesen, sind mir nicht gezahlt worden, weil die Handlung meinte, sie habe jetzt nichts an Sie zu zahlen. Sie verwiesen mich neulich auf Neujahr, und ich erlaube mir darum, Sie jetzt um Geld zu bitten, da mir dieser Artikel, wie oft, ausgegangen ist. Die hiesigen Buchhandlungen sind sehr lahm, und es mangelt mir zum Arbeiten für Sie hier so sehr an Material, wie Wolfgang Menzel Überfluß hat. Das ist nun einer, mit dem wir zuerst und zuletzt freundlich und feindlich anbinden müßten, um den „Planeten" mächtig zu machen, wenn wir die Pygmäen ad acta gelegt haben, was nicht schwer sein wird.

Versichern Sie Herrn Dr. Storch meiner größten Hochachtung, entschuldigen Sie mein eiliges, schlechtes Schreiben, woran meine Reise und Eile, die ich nun für nötig erachtete, Schuld sind, und erfreuen Sie mich bald mit Nachrichten. Ich werde darauf mit meinen Einwendungen harren.

Nehmen Sie die innige Versicherung vollkommener Hochachtung, mit der ich verbleibe

Euer Wohlgeboren

ergebener Freund

Hr. Laube.

Breslau,
Albrechtsstraße Nr. 33, 2. Treppe.

Auffällig ist nun zunächst in diesem Briefe, daß Laube seine Abwesenheit von Breslau, also seinen Hauslehreraufenthalt in Kottwitz, als eine Art Ferienausflug darstellt, jedenfalls dem Verleger über die wahre Art seiner „erwerbenden, privaten Stellung" keinen reinen Wein einschenkt. Wichtig ist der ganze Brief als überzeugendes Dokument dafür, daß der Vierundzwanzigjährige schon damals sehr energische literarische Ambitionen hatte, und die Tatsache, daß der Verleger Hartmann dem Herausgeber der kurzlebigen „Aurora" und dem Breslauer Theaterkritiker einen redaktionellen Posten antrug, beweist, daß Laubes schriftstellerisches Renommee immerhin schon durchgedrungen war. Wir sehen ferner, daß eine Geschichte der Literatur schon damals von ihm geplant wurde; bekanntlich hat er sie erst 1836/37 in seiner Muskauer Gefangenschaft ausgeführt. Überraschend genug ist es, daß er, seit anderthalb Jahren erst vom Fechtboden und von der Bierbank ab- und zur Literatur und zum Theater hingezogen, gleich eine kritische Geschichte der neuesten Literatur schreiben will; Karl Schall hätte zweifellos als die Hauptquelle dazu gedient. An solchen Plänen aber war der junge Laube reich; ein Brief an Cotta vom 1. Februar 1832 entwickelt sogar den Plan einer allgemeinen Bildungsgeschichte der Menschheit, zu der sich die Literaturgeschichte bereits ausgewachsen hatte; drei Bände sollte sie umfassen. Interessant für die Geschichte des „Jungen Deutschland" ist ferner Laubes Stellungnahme gegen Wolfgang Menzel, den allmächtigen Redakteur des Stuttgarter „Literaturblattes", der 1835 die ganze jungdeutsche Literatur dem Büttel überlieferte; schon damals reizt es den kecken Schriftsteller, mit dem Literaturpapste anzubinden, wie er denn auch bald darauf als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" (Jänner 1833 bis Juli 1834) der erste der Jungdeutschen war, der Menzels Tyrannei abschüttelte und seine Unfehlbarkeit bestritt. Bezeichnend für Laubes dreiste, schnell fertige Handhabung seiner literarischen Tätigkeit ist übrigens der Glaube, daß ein „achttägiges Bekümmern" um die Einrichtungen Sachsens ihn befähigen würde, gleich auch die von Hartmann ebenfalls verlegte „Sachsen-

zeitung" zu redigieren; Theodor Mundt, der jungdeutsche Kollege, hatte nicht unrecht, wenn er an Laube bewunderte, daß er mit weit mehr Mut als Kenntnissen in die Literatur hineingesprungen sei. Die redaktionellen Grundsätze, die Laube über den „Planeten" äußert, die er ja auch schon in der „Aurora" vertreten hatte, sind jedoch zielbewußt und sympathisch.

Im ganzen ist dieser Brief ein aufschlußreicher Beitrag zur Entwicklung des jungen Heinrich Laube; ich verdanke ihn der vor einiger Zeit leider in alle Winde verstreuten Autographensammlung des verstorbenen Bankiers Alexander Meyer-Cohn in Berlin. Möglich ist, daß sich in solchen Sammlungen noch manches wichtige Schriftstück Laubes findet und es wäre wohl zu wünschen, daß mehr Derartiges an die Öffentlichkeit käme. Dann würden wir vielleicht in die Lage kommen, Laubes Romantrilogie „Das junge Europa" eingehender untersuchen zu können, da ihr erster Teil, „Die Poeten", zweifellos viel Selbsterlebtes enthält. Er hat hier die Mitglieder des Breslauer poetischen Vereines, dessen „Aurora" er herausgab, auftreten lassen, und dieses dichterische Erstlingswerk des späteren, oft so nüchternen Dramatikers und Novellisten ist auch vom ästhetischen Standpunkte aus eine wenigstens sehr interessante Leistung.

Lissa.

Aus dem Nachlasse Johannes Zieglers.

Der große Wert, welchen der Besitz von Lissa nicht allein zu maritimen Zwecken während des Krieges, sondern auch aus strategischen und politischen Gründen für die Italiener gehabt hätte, die Überzeugung, daß sie, einmal im Besitz dieser Insel, einen sicheren Ausgangspunkt für alle ihre Unternehmungen gewännen, veranlaßten sie 1866 zu dem Versuche, sich ihrer zu bemächtigen.

Zur besseren Beleuchtung der folgenden Ereignisse ist es nötig, in kurzem die Mittel anzuführen, welche der Verteidigung zu Gebote standen. Die Insel, an ihrer Küste beinahe überall steil und unzugänglich, besitzt dennoch mehrere kleine Einbuchtungen, sowie drei einer Landung mehr oder minder günstige Häfen, nämlich die von San Giorgio, Comisa und Manego. Der Hafen San Giorgio, als der größte und wichtigste, war durch drei Türme und vier Batterien mit der Gesamtzahl von 44 Kanonen, darunter 18 gezogene Hinterlader und sechs Mörser, geschützt. Von diesen wurden während der Instandsetzung der Verteidigung vier Mörser südlich der Hafeneinfahrt beim Turme Wellington und zwei unter dem Fort Georg nördlich derselben hinter Brustwehren aufgestellt. Zur Verteidigung des Hafens von Comisa diente die 500 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Batterie Magnaremi mit acht Hinterladern und zwei Mörsern. Zur Deckung des Zuganges bei Manego diente die ebenso hohe Batterie Napostranje mit vier glatten Kanonen und zwei Hinterladern. Außerdem besaß das Inselkommando noch drei sechspfündige Lahitte-, acht sechspfündige Raketgeschütze, eine halbe glatte sechspfündige Fußbatterie und mehrere achtzehnpfündige Verteidigungsgeschütze. Die Besatzung zählte 1213 Mann Marine-Infanterie, 573 Mann Küsten-Artillerie und 32 Mann Genietruppen. Erst kurz vor dem Angriffe ging ein Bataillon Land-Infanterie zur Südarmee ab, wodurch für den

bedeutenden Umfang der Insel, die Entfernung der Verteidigungsplätze und die Schwierigkeit der Verbindungen, der Besatzungsstand fühlbar gering war.

Lebensmittel gab es für sechs Monate; die Brunnen waren gut mit Wasser versehen.

In der Frühe des 17. Juli erschien ein Kriegsdampfer unter englischer Flagge mit dem Kurs Nordost, umkreiste die Insel und dampfte gegen Südost außer Sicht. Nachmittags passierte ein Kriegsdampfer unter französischer Flagge von Südost nach Nordwest. Beide waren italienische Schiffe. Die Absicht war zweifellos, die Insel auszuforschen; Rekognoszierung unter fremder Flagge ist jedoch eine Verletzung des internationalen Seerechtes. Am 18. Juli ging die Besatzung am Morgen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, als gegen 7 Uhr von der Höhe des Forts St. Georg mit dem Sprachrohr herabgerufen ward: „Schiffe in Sicht; sie steuern gegen Lissa!" Als sie näher kamen, erwiesen sie sich als zehn Panzerfregatten, acht Holzfregatten und Korvetten, ein gepanzertes Kanonenboot und mehrere Avisodampfer. Sie boten einen funkelnden, prachtvollen Anblick im Sonnenschein. Um halb 11 Uhr fielen die ersten Schüsse von der Batterie Magnaremi bei Comisa, welche von vier Panzerschiffen in vollen Lagen erwidert wurden. Nach einer Stunde kamen noch vier Holzfregatten, die das Feuer, als die Panzerschiffe sich später entfernten, allein unterhielten. Gegen 2 Uhr zogen alle Schiffe aus dem Schußbereich dieser Batterie. Im Kampfe bei Comisa unterstützten zwei auf der Höhe Perlic placierte sechspfündige Lahittegeschütze die Batterie Magnaremi durch einige glücklich angebrachte Schüsse. Während und nach diesem mehr als dreistündigen Kampf, in welchem die Batterie wenig, die Besatzung gar nicht gelitten hatte, dampften die übrigen Panzerfregatten und der größte Teil der Holzschiffe längs der Nordküste langsam gegen Fort Georg, der Rest der Holzschiffe in gleicher Weise längs der Südküste gegen den Turm Wellington. Dieses Manöver hatte den Zweck, die Küstenbatterien auszuforschen, denn einige Schüsse der Batterie Napostranje genügten, die dortigen Holzschiffe, welche das Feuer schwach erwiderten, fernzuhalten. Um 11 Uhr waren im Norden die ersten Panzerfregatten im Schußbereiche des Forts Georg; von dort beschossen, zogen sie lautlos vorüber, als wollten sie nur die Widerstandsfähigkeit ihrer Panzer erproben.

Nach wenigen Minuten nahmen sie eine umfassende Stellung, und es entspann sich nun ein heftiger Geschützkampf, an dem nach und nach alle zehn Panzerfregatten teilnahmen. Zu diesen gesellten sich später weitere sechs Holzfregatten, welche an der Küste hinter der Bucht Carober das Fort auch im Rücken beschossen. Die Kanonade war tobend; der Donner der Geschütze brach sich in der Bucht Carober und in den Klüften der Küste und hallte weit über die Wogen des Meeres hin, denn alle Türme und Batterien nahmen am Kampfe teil. Um 4 Uhr explodierte das Pulvermagazin der Batterie Schmidt. Ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft. Die Feuergarbe trieb Erdreich, Steine und Geschütztrümmer hoch empor, die dann prasselnd auf die benachbarten Werke niederhagelten. Von ihrer nur 40 Mann starken Besatzung blieben bloß fünf unversehrt. Die Batterie war ein Trümmerhaufen. Fort Georg, drei Stunden hindurch dem konzentrischen Feuer aller Panzerfregatten und der erwähnten Holzschiffe ausgesetzt, stellte sein Feuer um 5 Uhr nachmittags ein.

Der Feind, nunmehr kühner gemacht, wollte mit vier Panzerfregatten den Hafen forcieren, aber das heftige Feuer der Batterie Zupparina, der es gelang, ein vierundzwanzigpfündiges Hohlgeschoß in der Stückpforte des kühnsten Panzerschiffes — es war

„Rè d'Italia" — zur Explosion zu bringen, sowie die Wirkung der aus der Mörserbatterie beim Turme Wellington geworfenen Bomben hielten den Feind schon auf, bis schließlich die neu in den Kampf eingetretene Batterie Madonna durch einige gute Schüsse ihn zum Rückzug aus dem Hafen zwang.

Gegen 6 Uhr richteten alle Panzerfregatten das heftige Feuer gegen den Turm Wellington, der nur durch die Batterie Zupparina und den Turm Bentink unterstützt wurde, denn auch die Batterie Mamula hatte ihr Feuer eingestellt.

Die gegen den Wellington in zahlreichen Lagen geschleuderten riesigen Hohlgeschosse richteten arge Verwüstungen in den Werken an, gingen aber auch oft über den 600 Fuß hoch gelegenen Turm hinaus und entzündeten, wo sie auffielen, die Gebüsche des steinigen Bodens. Der Feind hatte es auf die Vernichtung dieses Turmes und der anschließenden Mörserbatterie abgesehen, aber an der hohen Lage beider Werke sowie an der Ausdauer ihrer Besatzung scheiterte die feindliche Absicht, und die kleine Batterie sandte ihrem mächtigen Gegner bei seiner Entfernung von der Küste noch einige Bombenwürfe als letzten Gruß nach. Gegen 8 Uhr abends zog die feindliche Flotte sich zurück und blieb bei acht Seemeilen von der Küste entfernt.

Am selben Abend wurde die telegraphische Verbindung mit dem Festlande unterbrochen. Der Dampfer „Egitto", der einen Schuß in den Körper erhielt, ward in dem Augenblick, als die Panzerschiffe in den Hafen eindrangen, versenkt, damit er nicht vom Feinde fortgeschleppt würde.

Zwei Dritteile der Festungsgeschütze waren noch in brauchbarem Zustand. Die Erschöpfung der Truppen, die Notwendigkeit ihrer Kampfbereitschaft in den Werken sowie der Übelstand, daß alle Einwohner der Insel sich geflüchtet hatten, ließen die Auswechslung aller beschädigten Lafetten nicht zu. Man mußte sich begnügen, mit den teilweise hergestellten und noch brauchbaren Geschützen die Fortsetzung des Kampfes für den kommenden Morgen ruhig abzuwarten.

* * *

Am 19. Juli um 7 Uhr früh kam die feindliche Flotte wieder heran. Sie war um das Turmschiff „Affondatore" und ein zweites gepanzertes Kanonenboot vermehrt, konzentrierte sich diesmal gleich gegen den Hafen San Giorgio und eröffnete mit drei Panzerfregatten und einigen Holzschiffen das Feuer gegen das Fort Georg und dessen Nebenwerke auf große Entfernung.

Das Fort erwiderte mit einigen Schüssen.

Um 8 Uhr steuerten alle Panzerfregatten nach Nordwest, die Holzschiffe längs der Küste gegen Comisa. Diese näherten sich dann dem Fort Georg und beschossen es mit kräftigen Lagen. Der Feind schien die Absicht zu haben, die das Pulvermagazin deckende Traverse zu zerstören, dieses sodann direkt zu beschießen, in die Luft zu sprengen und das Fort auf solche Weise gründlich zu vernichten. Aber wahrscheinlich veranlaßte der geringe Erfolg gegen die Traverse ihn zur Einstellung seines Feuers und er zog sich zurück. Am Nachmittag erschien er jedoch wieder und eine Panzerfregatte eröffnete lagenweise den Geschützkampf gegen das Fort Georg. Samt diesem antworteten die Türme Wellington und Bentink, sobald die feindlichen Schiffe ihnen näher kamen.

Um 5 Uhr nahmen noch drei Panzerschiffe an dem Kampfe teil und bald darauf verstärkten alle Holzschiffe das Feuer aus der Stellung, die sie am Vormittag hinter Carober eingenommen hatten. Sie suchten von neuem das Magazin, welches gegen tausend Zentner Pulver enthielt, in die Luft zu sprengen.

Der Kanonendonner war furchtbar. Das Fort hatte zuletzt nur noch drei Geschütze kampffähig und konnte nicht lange mehr standhalten; es war größtenteils durchlöchert; die Mannschaft fand keine Deckung mehr. Als aber dann auch das Dach des Pulvermagazins weggeschossen und jeden Augenblick die Explosion zu befürchten war, blies man zum Rückzug. Den Turm Wellington berücksichtigte der Feind an diesem Tage nicht, vermutlich weil die hohe Elevation der Geschütze seine Raperten schädigte.

Nach ununterbrochenem Kampfe nahmen vier Panzerfregatten Richtung, den Hafen zu forcieren, während „Rè d'Italia" die Batterie Zupparina und den Turm Bentink beschäftigte, welche die einzigen noch tätigen Werke der Westseite des Hafens blieben. Unter solchen Umständen gelang es diesen vier Panzerschiffen, in das Innere des Hafens und auf 600 Schritt vor die Batterie Madonna zu gelangen. Die Panzerfregatte „Formidabile" dampfte voran und gab eine Breitseite nach der andern ab. Dann folgten die andern mit gleichen Lagen gegen diese nun allein tätige Hafenbatterie, denn die Batterie Zupparina konnte ihre Geschütze nicht dahin wenden, der Turm Wellington seine Bomben nur sehr vorsichtig und selten werfen.

Die Feldgeschütze auf der Höhe San Cosmo nahmen mit einigen glücklichen Stechschüssen am Kampfe teil, selbst die hinter der Batterie Madonna auf halbem Hange des Berges aufgestellte Infanterie konnte ihre Kampflust nicht zügeln und hatte das Vergnügen, durch Gewehrschüsse die Flagge des „Formidabile" herunterzuschießen, während die Batterie Madonna mit sieben noch tätigen Kanonen den Panzerfregatten so kräftig entgegentrat, daß sie den Hafen bald verließen.

Die abziehende vierte Panzerfregatte „Formidabile", welche als erste eingedrungen war, hatte Anker geworfen. Der Umstand, daß sie schließlich ihr Feuer nahezu einstellte, während die Batterie sie noch beschoß, läßt vermuten, daß sie mit ihrem Schiffsmanöver vollauf beschäftigt war, um endlich mit Rücklassung ihres Ankers unter dem Feuer der genannten Batterie und des Turmes Wellington sich zu entfernen. Das Hurra der Besatzungen gab ihr das Geleite bis fern hinaus.

Von der Erhaltung der Batterie Madonna hing das Schicksal des folgenden Tages ab. Fiel sie endlich, was vorauszusehen war, unter dem furchtbaren Breitseitenfeuer des Feindes, so blieb Lissa in dessen Hand. Wie Tags zuvor, entfernte sich die Angriffsflotte gegen 8 Uhr abends und blieb wenige Seemeilen vor dem Hafen. Die Ermüdung der Truppen machte während der Nacht weitere Anstrengungen zum Ausbessern der Werke schwierig, den Ersatz der bis auf zwei Dritteile unbrauchbar gewordenen Lafetten nur teilweise möglich. Es blieben nur ein Geschütz in der Batterie Zupparina, zwei im Turme Bentink, fünf im Turme Wellington, sieben in der Madonna-Batterie und die im Innern der Insel befindlichen achtzehnpfündigen Verteidigungkanonen, sowie die Feld- und Raketengeschütze, mit denen man die nächsten Angriffe zu bekämpfen hatte. Dies war blutwenig gegen die ungeheure Übermacht der gepanzerten Schiffe und jedermann machte sich auf das Schlimmste gefaßt.

Der Feind hatte schon über 30.000 Geschosse im Gewicht von 24.000 Zentnern gegen die Verteidigungswerke geschleudert und am nächsten Morgen sollte die Fortsetzung statt-

finden. In der Nacht trat Nebel ein und von diesem begünstigt, versuchte der Feind an mehreren Stellen Landungen, so bei Punta Rupiski, wo zwei bei Perlic aufgestellte Lahitte-Kanonen, bei Stoncica, wo Granitwürfe aus den Haubitzen auf Turm Wellington das Unternehmen verhinderten. Bei Chiave wurde eine Dampfbarkasse mit drei großen Landungsbooten im Schlepp von Marine-Infanterie zurückgeschlagen. Doch auf die Dauer wäre der Widerstand fruchtlos gewesen.

Auch in der Morgendämmerung blieb die Insel in dichten Nebel gehüllt wie in ein Geheimnis. Der Mangel an jeglicher Fernsicht, das Nahen eines unsichtbaren Feindes machte auch die Tapfersten beklommen, zumal da die Meldung kam, daß er eine große Landung in den Buchten Chiave und Gradac vorbereite. Alle ergriff Furcht vor dem Schicksal Lissas; der ganze schwere Kampf schien nutzlos gewesen zu sein.

Da teilten die Strahlen der Sonne den Nebel, und es bot sich das herrlichste Schauspiel. Das österreichische Geschwader dampfte mit voller Kraft heran, Tegetthoffs Flaggenschiff an der Spitze.

* * *

Es ist nötig, vorerst nach Fasana zurückzukehren.

Nachrichten, welche Tegetthoff vom Landes-Generalkommando in Zara erhielt, konnten ihn nicht in Zweifel lassen, daß die italienische Flotte mit ihrem Angriff auf die Insel Lissa nicht, wie er anfangs geglaubt, eine Verschleierung ihrer Absichten vorhatte, um das österreichische Geschwader von seiner Operationsbasis abzuleiten und dadurch sich freie Hand im nördlichen Golf der Adria zu verschaffen, sondern, daß es sich in der Tat um die Eroberung der Insel handle.

Er entschloß sich daher, den Feind bei Lissa anzugreifen und ihn von dort zu vertreiben. Am 19. Juli, vormittags 10½ Uhr, stieg das Flaggensignal: „Feuer vorschieben" auf seinem Schiff „Erzherzog Ferdinand Max" in die Höhe; um 11 Uhr setzte das ganze Geschwader, mit Rücklassung des Dampfers „Lucia" sich in Fahrt und steuerte gegen Südost. Unter Kap Compare ordnete es sich zu drei Divisionen in Keilordnung, in welcher die Panzerschiffe den ersten, die ungepanzerten Batterieschiffe den zweiten, die Kanonenboote den dritten Keil bildeten. Tegetthoffs Flaggenschiff übernahm die Führung an der Spitze des ersten Keils. Mit acht Meilen Geschwindigkeit dampfte das Geschwader gegen Lissa bei Südost-Brise, die gegen Abend auffrischte.

Tegetthoff verbrachte einen Teil der Nacht damit, noch einmal alle Möglichkeiten durchzugehen, welche der Ausfall des Treffens mit der überlegenen Seemacht Italiens bieten könnte. Auch ein Rückzug war gründlich überdacht. Alle Kommandanten waren mit den Absichten des Admirals so vertraut, daß sein Tod keine Verwirrung hervorgebracht hätte.

Der Plan, nach welchem das Geschwader seinen Angriff auf die italienische Schlachtordnung vollführen sollte, bestand in folgendem:

Die italienische Panzerdivision war an der Tête durch einen Massenangriff zu durchbrechen, um ihre Auflösung und damit ein allgemeines Schlachtgetümmel auf nächste Gefechtsdistanz herbeizuführen; denn nur auf solche Weise schien es möglich, das Übergewicht des Feindes einigermaßen wettzumachen. Ein anderer Vorgang, welcher die feindliche Aufstellung unversehrt ließ, hätte die Gefahr mit sich gebracht, daß die Italiener alle ihre Kräfte hätten verwerten können. Selbst ein Angriff und ein Durchbrechen der

Quere schien nicht zweckmäßig, da hiebei die Lage des Feindes, je nach dem Belieben des Augenblicks, das Fahrwasser für eine selbständige Aktion frei behielt, die Holzfregatten des Gegners aber der Quere seiner Panzerdivision nahe lag, weshalb man befürchten mußte, mit dem Geschwader in ein Kreuzfeuer zu geraten.

Infolge dieses Manövers wurde der Feind gleichzeitig von der Insel ab gegen See gedrängt und dadurch für das österreichische Geschwader der Hafen von Lissa, welchen die italienische Flotte bisher verlegte, frei.

Durch die Anordnung, mit voller Kraft zu fahren, wurde einerseits bezweckt, vermöge der Schnelligkeit des Angriffes jedes Gegenmanöver des Feindes zu vereiteln, anderseits für die Schwäche der eigenen Artillerie einigermaßen Ersatz zu finden. Denn neben dem Vorteil, daß hiedurch der weit stärkeren Artillerie des Gegners ein sicheres Ziel entzogen wurde, galt auch den Kommandanten der österreichischen Schiffe als Richtschnur, ihr Feuer nur dann abzugeben, wenn sie von dessen Wirkung auf den Feind überzeugt seien. Vor allem war ihnen empfohlen, durch wohlangebrachte konzentrierte Lagen die geringere Beschaffenheit ihrer Geschütze denen des Feindes gegenüber womöglich auszugleichen.

Am 20. Juli, vor Tagesanbruch, war der Himmel in Wolken gehüllt, das Wetter stürmisch, und die aus Südost hochgehende See ließ Zweifel aufkommen, ob der Kampf möglich sein würde. Als der Morgen graute, ließ Tegetthoff den Dampfer „Stadium" in Begleitung zweier Panzerschiffe vorausfahren. Um 7 Uhr meldeten diese Ausluger sechs Schiffe in Sicht. Doch bald entzogen Nebel und Dunst sie wieder dem Blicke. Der Seegang war um diese Zeit so hoch, daß die kleineren Panzerschiffe ihre Stückpforten schließen mußten. Es regnete stramm. In Hinblick auf die nautische Sicherheit der Schiffe lag die Aufnahme des Kampfes jetzt hart an der Grenze eines gefährlichen Wagnisses. Doch Tegetthoff wich keinen Augenblick von dem einmal gefaßten Beschlusse ab. Unaufhaltsam vorwärts ging es dem Feinde entgegen.

Da hellte plötzlich das Wetter aus Nordwest sich auf, und bei allmählicher Annäherung gegen Lissa, welches aus südlicher Richtung Schutz gegen den Wellengang bot, nahm dieser nach und nach ab. Um 10 Uhr brach die Sonne durch. Man gewahrte auch sofort die Insel und vor ihr im Halbkreise die italienische Flotte in zwei Gruppen getrennt, welche, wie es schien, sich zu vereinigen suchten. Nach den späteren Aussagen von Gefangenen waren um diese Zeit die Holzfregatten des Feindes unter Comisa, um die Landungstruppen wieder zurück einzuschiffen, denn der Admiral der italienischen Flotte wußte bereits um das Nahen Tegetthoffs.

Um 10½ Uhr gab Tegetthoff das Signal: „Klarschiff zum Gefecht". Dann: „Formation Angriffswinkel in drei Divisionen". Die Panzerschiffe erhielten das Signal: „Den Feind anlaufen, um ihn zum Sinken zu bringen". Das Signal „Divisionsdistanz auf Schiffsdistanz schließen", konnte nicht mehr vollständig befolgt werden, da der Admiral zu schnell lief und hinreichende Zeit nicht mehr übrig blieb.

Von den Schiffen erscholl vieltausendstimmiges Hurra.

In einem Augenblick war alles zum Gefecht klar.

Die italienische Flotte formierte sich nun in Kielwasserlinie, die Panzerschiffe voran. Die Spitze der Kolonne kommandierte der Konteradmiral Vacca, das Zentrum der Admiral Persano, welcher sich vom „Rè d'Italia" auf das panzerumhüllte Widder- und

Turmschiff „Affondatore“ begeben hatte, den Rücken deckte der Kommodore Ribotti. Vizeadmiral Albini mit acht Fregatten und allen den kleineren Fahrzeugen bildete in nicht zu weiter Entfernung von den Panzerschiffen eine zweite, gleichsam eine Reserveabteilung.

Das österreichische Geschwader dampfte mit voller Maschinenkraft gegen die italienische Schlachtlinie, Tegetthoff mit der Panzerfregatte „Ferdinand Max“ voran.

„Principe di Carignano“, welcher an der Spitze der Kolonne war, gab um 10¾ Uhr den ersten Schuß und gleich darauf, nachdem die feindliche Schlachtordnung in zwei Teile getrennt war, entwickelte sich das allgemeine Breitseitengefecht.

Die Schiffe hüllten sich in weiße Pulverwolken, aus denen die Stechflammen der Kanonen hervorzuckten, und da von allen Seiten geschossen wurde, gab es einen furchtbaren Donner ab, den man auf dem Festlande bis nach Zara hörte.

Der Durchbruch geschah durch den Abstand der Panzerschiffe an der Tete des Gegners zwischen dessen drittem und viertem Schiff. Die Abstände waren, wenn auch nicht bedeutend, doch immerhin groß genug, daß die feindlichen Schiffe der Queue Spielraum hatten, um einen Zusammenstoß unter sich zu vermeiden. Wäre die feindliche Linie völlig geschlossen gewesen, so würde das Durchbrechen der Tete wahrscheinlich nicht ohne augenblickliche Rückwirkung auf die Queue des Feindes geblieben sein, sowie sich für die österreichischen Panzerschiffe eher Anlaß geboten hätte, gleich bei Beginn des Kampfes durch Rammstöße sich die Aussicht auf den endlichen Erfolg zu sichern. Indessen war mit dem Durchbruch der Zweck vorderhand erreicht; die italienische Linie war getrennt, die Mêlée eingeleitet und die feindlichen Schiffe sahen sich zu einem isolierten Handeln genötigt.

Die vorn abgeschnittenen Schiffe waren „Principe di Carignano“, „Castelfidardo“ und „Ancona“. Die Schiffe des hinteren Teiles der italienischen Kielwasserlinie fielen nördlich ab und näherten sich den österreichischen Holzschiffen. Infolgedessen ließ Tegetthoff ebenfalls nördlich abfallen, um den Fregatten Luft zu machen.

Gleich von den ersten Schüssen ward Linienschiffskapitän Erik af Klint, Kommandant der Fregatte „Novara“, getroffen; eine Granate riß ihn mitten auseinander. Schiffsleutenant Schröder übernahm sofort das Kommando. Ein zweites Opfer war Linienschiffskapitän Freiherr v. Moll, Kommandant des Panzerschiffes „Drache“; ihm ward die obere Hälfte des Kopfes weggeschossen. Zuerst vertrat ihn Schiffsfähnrich Wenprecht, sodann Schiffsleutenant Mathieu.

Die Schlacht tobte in voller Wut. Es entstand eine förmliche Jagd zwischen den österreichischen und italienischen Schiffen. Zum Glück waren die letzteren alle grau angemalt, so daß man sie flugs erkennen konnte. Die Flaggen waren meistens nicht zu sehen, denn der Pulverrauch bildete im Verein mit dem tiefdunklen Kohlenrauch aus den Schloten eine große Wolke, in welche die Masten hineinragten. Daher gingen die Österreicher auf alles los, was grau, die Italiener auf alles, was schwarz war im Dämmerlichte unter diesem Wolkendach.

Die mittlere Gruppe der italienischen Ordnung, nämlich „Rè d'Italia“, „Palestro“ und „San Martino“, war mit mehreren österreichischen Panzerschiffen in hitzigem Gefecht, bei welcher Gelegenheit „Palestro“ in Brand geschossen wurde.

Das bei Fasana so sorgfältig eingeübte Feuer konzentrierter Breitseiten kam wirksam zur Anwendung; oft wurden dem Gegner förmliche Breschen in den Körper geschlagen, nachdem die Panzerkleidung zertrümmert war.

Die Italiener hatten es namentlich auf das Linienschiff „Kaiser" abgesehen. Dieses ging, als die erste Division im Begriffe stand, Schlachtlinie zu bilden, und die italienische Holzdivision sich steuerbords befand, nach dieser Seite ab, um anzugreifen. Gleich darauf sah Kommodore v. Petz jedoch, daß die letzten Schiffe der feindlichen Panzerdivision die Linie verließen und gegen ihn losteuerten. Befürchtend, daß sie die hinteren Schiffe der österreichischen Aufstellung angreifen und vielleicht abschneiden würden, fiel „Kaiser" zu ihrer Deckung backbords ab und steuerte gegen den rasch sich nähernden Feind. Unmittelbar darauf wurde er an Backbord, sodann an Steuerbord und endlich an beiden Borden von vier Panzerschiffen angegriffen. Unter ihnen befand sich das Turmschiff „Affondatore", Kommandant Ritter v. Martini, welches, direkt auf „Kaiser" losfahrend, diesem zwei 300-pfündige Hohlgeschosse beibrachte, was von verheerender Wirkung war. Das eine Geschoß demontierte zwei Kanonen und machte deren Mannschaft kampfunfähig; das andere verwundete die Mannschaft am Steuerrad. Er gab auch Kleingewehrfeuer ab, von dem eine Kugel den in der Kreuzmars postierten Linienschiffsfähnrich Robert Proch in die Stirn traf, so daß er tot auf Deck herabstürzte. Gleich darauf aber ward das feindliche Turmschiff von zwei konzentrierten Lagen derart getroffen, daß es gleich umkehrte und aus dem Schußbereich des Linienschiffes fuhr. Da gewahrte der Kommodore v. Petz das Panzerschiff „Rè di Portogallo", welches, von Steuerbord kommend, die Absicht zeigte, den „Kaiser" zu rammen. Das italienische Schiff war früher vom Pulverdampf verdeckt gewesen; der Kommodore bemerkte es daher erst, als es schon ziemlich nahe war. Er hätte nun durch rasches Abfallen dem Anrennen ausweichen können, doch da backbords hinter dem Linienschiffe auf kurze Entfernung der Dampfer „Elisabeth" und die Korvette „Friedrich" sich befanden, diese daher der Gefahr ausgesetzt waren, den dem „Kaiser" zugedachten Stoß zu erhalten, anderseits aber zu hoffen war, durch einen Stoß des Linienschiffes die feindliche Panzerfregatte kampfunfähig zu machen, so fiel der Kommodore zuerst etwas nach Steuerbord ab, gab dann das Ruder hart an Backbord, erhielt zwar noch eine Lage des Gegners, rannte ihm aber mittschiffs auf den Leib. Dies war ein vorzüglich schönes Manöver. Da der Stoß nicht ganz senkrecht, sondern in einem stumpfen Winkel erfolgte, so glitt die feindliche Panzerfregatte längs der Backbordseite des Linienschiffes ab, erhielt unmittelbar darauf eine Lage aus den vorderen Geschützen und ein auf ihr Deck abgefeuertes Projektil des vorderen 24-Pfünders und zum Schluß eine Lage der ganzen Flanke.

So brach das Linienschiff sich Bahn. Die Havarien, die es dabei erhielt, waren schwer. Es verlor die Gallion, das Bugspriet brach und der ganze Fockmast stürzte rücklings auf den Rauchfang. Der Maschinenrauch ohne Schlot machte sofort auf Deck eine ungeheuere schwarze Wolke, so daß es aussah, als ob das Schiff brenne. Um das Deck zu klären, damit die gefallene Fockbemastung und der Wust von Takelwerk, der zum Teil über dem zermalmten Rauchfang hingeworfen lag, nicht in Brand geriete, war „Kaiser" gezwungen, sich aus dem Gefecht zu entfernen. Den Rückzug benutzte „Affondatore" zu wiederholten Versuchen, das Linienschiff zu rammen, wurde aber von diesem dreimal mit konzentrierten Breitseiten zurückgeschlagen, wobei ihm einer seiner Drehtürme durch Geschosse so verkeilt ward, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

Darauf fuhr das Linienschiff langsam dem Hafen von Lissa zu.

Konteradmiral Vacca hißte das Signal: »Formate prontamente una linea di fila senza soggezione di posto.« „Affondatore" dampfte durch die österreichischen Holzfregatten,

welche dem Stoße auswichen, während sie ihm Breitseiten versetzten, zog sich dann unter dem Schutz des Pulverrauches aus der Melée, nahm Richtung gegen die italienischen Holzschiffe, am Top die Signale: »Attaccate il nemico« und »Doppiate la retroguardia nomica.« Aber es wird gesagt, es sei auf der italienischen Flotte nicht allgemein bekannt geworden, daß Admiral Persano sich vom „Rè d'Italia" auf den „Affondatore" überschifft hatte. Sie hielten „Rè d'Italia" noch für das Flaggenschiff, von dem sie die Signale erwarteten, konnten aber seine Bemastung in der ungeheuren Wolke von Rauch, die sich weithin über die See legte, nicht wahrnehmen.

Die italienischen Holzschiffe blieben unter der Küste von Lissa und sandten von dort aus den österreichischen Schiffen ihre Breitseiten zu, welche aber, der großen Ferne halber, nur geringe Wirkung hatten. „Affondatore" fuhr immer im großen Bogen herum und versuchte zu rammen, was ja sein eigentlicher Beruf war; allein man merkte jedesmal die Absicht und wich ihm aus. Manövriert wurde auf beiden Seiten mit erstaunlichem Geschick; die Kaltblütigkeit und den Mut des Feindes konnte man vielfach bewundern. Die Italiener griffen übrigens, statt in die Division der österreichischen Holzschiffe zu brechen, beständig die Panzerschiffe an, um diese zuvörderst abzutun, wurden aber auf eindringliche Art zurückgewiesen. Die kleinen österreichischen Kanonenboote tummelten sich mitten im Gewühl herum, brachten einen guten Schuß an, wo sie konnten und neckten die schwerfälligen Ungeheuer. Sah ein großes unserer Schiffe ein kleines in Gefahr, so eilte es dahin und nahm den Kampf auf sich.

Auf der Fregatte „Adria" wäre es fast zu einem schlimmen Ausgang gekommen. Sie hatte sich dem Linienschiff genähert, um ihm aus seiner Bedrängnis im Kampfe mit den vier feindlichen Panzerschiffen zu helfen, als zwei von diesen sich auf sie warfen. Sie entging dem Rammstoß, erhielt aber vier schwere Schüsse, nämlich drei achtzigpfündige Granaten und ein hundertfünfzigpfündiges Sprenggeschoß an der Wasserlinie, welche explodierten und im Zwischendeck an drei Stellen zündeten. Teils von den Granatsplittern, teils von den durchschlagenden Stücken des Kettenpanzers wurden vier Mann schwer, zwei Mann leicht verwundet. Zwei Kalfaterer, prächtige, von Eifer beseelte Leute, waren eben mit dem Verstopfen des durch das achtzigpfündige Geschoß verursachten Loches beschäftigt, als das hundertfünfzigpfündige Projektil einschlug, explodierte, diese Leute förmlich zerriß und zündete. Zugleich wurde die Vorkammer des vorderen Pulvermagazins mit glühenden Granatsplittern übersät und nur dem raschen Öffnen der Wasserhähne, wodurch die Granatsplitter ertränkt wurden, ist es zu danken, daß das Feuer die Pulverkammer nicht weiter erfaßte und daß die Fregatte nicht in die Luft flog.

Der Kampf wogte hin und her, doch konnte dies nicht lange mehr so dauern; die italienische Übermacht hätte vielleicht endlich den Vorsprung gewinnen können. Da begegnete das österreichische Admiralschiff „Ferdinand Max", das schon an zwei feindliche Panzerfregatten Rammstöße, wenn auch nicht mit tödlichem Erfolge, abgegeben hatte, dem großen Panzerschiff „Rè d'Italia".

Als der Kommandant des „Ferdinand Max", Linienschiffskapitän Freiherr von Sterneck, die graue Breitseite in einer ihm passenden Richtung sah, vollführte er sein kühnes Manöver. Zwei Auswege standen dem feindlichen Schiffe offen: seitwärts wenden und damit den Kurs mit dem des herankommenden Schiffes fast parallel machen, indem er so den Anprall abschwächte; oder sich geradezu gegen „Ferdinand Max" legen und

versuchen, wer am besten den Stoß beizubringen vermöge. „Rè d'Italia" wählte jedoch keinen dieser Auswege, sondern zögerte, stoppte und versuchte sich zu retten, indem er rückwärts ging.

„Ferdinand Max" schoß mit einer Fahrt von 11½ Knoten durch das Wasser, aber in einer Entfernung von 20 Faden ließ Sterneck die Maschine plötzlich anhalten, damit das Schiff nicht allzu tief in das feindliche dringen und sich dadurch selbst gefährden möchte. Die Geschwindigkeit blieb dennoch groß genug, und „Ferdinand Max" rannte sein Vorderteil gerade in die Flanke des Feindes hinter dem Fockmast. Der Stoß war so gewaltig, daß beide Schiffe sich hoben. „Rè d'Italia" lehnte sich hinüber; die starke Eisenhülle wandte sich ab, der Bauch hob sich gegen den Angreifer, welcher seinen Vorsteven über ihn schob, dann wieder herunterkam, durch Platten, Planken und Spanten krachend.

Der Feind hatte eine furchtbare Bresche von 132 Quadratfuß, wie man später an „Ferdinand Max" messen konnte, dessen Eisenbug, so weit er eingedrungen war, sich von Farbe entblößt und blank gescheuert zeigte.

Das verletzte Schiff legte sich auf die Seite, so daß man jeden Mann an Deck sehen konnte. Man sah die Leute händeringend aus den Luken kommen. Der Anblick war entsetzlich, als das ganze Deck des feindlichen Schiffes sich aufstellte, die auf Deck stürzenden Leute allmählich den Boden verloren und Menschen und Geschütze nach Lee hinabglitten.

Als „Rè d'Italia" im Sinken begriffen war, kam noch eine Salve von Kleingewehrfeuer aus seinen Marsen und von seinem Deck gegen das Deck des „Ferdinand Max", eine Tapferkeit, von der Tegetthoff tief bewegt war. Sein Adjutant, Freiherr v. Minutillo, der sich an die Spitze der Entermannschaft gestellt hatte, ward hiebei von einer feindlichen Gewehrkugel schwer verwundet.

Man sah auch Leute nach dem Hinterdeck laufen und es schien, als wollten sie die Flagge an der Gaffel streichen; doch ein wackerer Offizier wehrte es ihnen, und so ging „Rè d'Italia" mit der Nationalflagge in sein Grab hinunter. Der Name dieses feindlichen Offiziers ist Razzetti.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen; der Kanonendonner verstummte, als das Wasser die herrliche Panzerfregatte anfüllte und hinter ihr drein in die Leere rauschte, die sie zurückgelassen hatte. Das Wasser wirbelte noch auf, und dann war alles vorbei. Jedermann blickte betäubt in die Tiefe, bis sich die Oberfläche mit schwimmenden und ertrinkenden Menschen bedeckte, deren Hilfegeschrei das Ohr zerriß.

Der erste Gedanke war auf die Rettung der Unglücklichen gerichtet. Tegetthoff gab Befehl, die Maschine anzuhalten und Boote zu streichen. Aber diese waren zerschossen; nur ein einziges war noch schwimmfähig. Als man im Begriffe war, es hinabzulassen, erneuerte sich der Kampf; das Geschützfeuer der italienischen Panzerschiffe mahnte an die eigene Sicherheit. „Ferdinand Max" hatte in der Tat die höchste Zeit, auf sich selbst bedacht zu sein, denn mit voller Kraft kam ein italienisches Panzerschiff von Backbord gegen ihn heran; nur die Kaltblütigkeit Sternecks und die Steuerfähigkeit der Fregatte bewahrten diese vor einem Schicksale, wie es dem „Rè d'Italia" beschieden war. Die beiden Schiffe gingen so dicht an einander vorbei, daß Tegetthoff glaubte, sie würden sich gegenseitig die Kanonen abstreifen. In der Tat konnte die Bedienungsmannschaft der Backbordbatterie die Setzer in die Geschütze nicht einführen. Bei dieser Gelegenheit sah

der Steuermann Kerkovich eine große italienische Flagge über das Deck wehen; er faßte deren Zipfel, legte ihn um eine Klampe, ein Ruck und das riesige Banner blieb als Trophäe zurück.

Als der Kampf sich mehr und mehr vom Schauplatze der Katastrophe entfernte, kam der Raddampfer „Elisabeth" herbei, um die Schwimmenden zu retten. Aber ein feindliches Panzerschiff kreuzte sein Kielwasser und richtete das Feuer auf ihn, hielt aber bei den Unglücklichen an. Vorwärtslaufend, um aus dem Schußbereich zu kommen, kehrte der Kommandant, Fregattenkapitän Oesterreicher, als er kurz darauf, ohne daß sie helfen konnte, die feindliche Panzerfregatte wieder fortsteuern sah, in die Nähe der Stelle zurück, um Rettungsversuche zu machen, wurde jedoch abermals vertrieben. Die Italiener konnten auch nicht retten, denn ihre Schiffe gingen über den Platz, wo die Unglücklichen mit ihrem Geschicke kämpften, und man sah keine Boote, die zu ihrer Hilfe wären gestrichen worden. Auch die Panzerfregatte „Habsburg" mußte einmal mitten durch eine Schar mit dem Tode Ringender fahren.

Der Schraubenschooner „Narenta" ging ebenfalls dahin. Sein Kommandant, Linienschiffsleutnant Spindler, gewahrte vor sich eine große Zahl an zwei langen Spieren und vielem kleinen Holzwerk sich klammernder Leute im Wasser schwimmen. Er ließ sofort die Maschine stoppen und nach Steuerbord abfallen, um sie nicht zu überfahren. Gleichzeitig gab er Befehl, Boote zu streichen, um die Armen zu retten, die fortwährend Pietà! schrien und die Hände bittend gegen „Narenta" ausstreckten; doch zwei feindliche Schiffe vereitelten das Bemühen durch Schüsse und die Kugeln trafen ihre eigene schwimmende Mannschaft.

So hinderten die italienischen Kriegsschiffe, indem sie den Kampf nicht unterbrachen, auch wohl, weil er sich als Wirkung aus Ursachen beiderseits fortsetzte, nicht unterbrechen konnten, ohne es zu wollen, die Rettung ihrer Leute.

Nach der Schlacht wurden die Überlebenden von unserer Flottenmannschaft aus dem Wasser gehoben und freundlich gepflegt.

Die kurze Pause nach dem Sinken des „Rè d'Italia" war bald vorüber, und die Schlacht tobte noch gewaltiger als zuvor. Das Dröhnen der Geschütze wollte nicht aufhören. Auf dem von Rauchwolken oft ganz verdüsterten Kampfplatz dauerte die Jagd der Kolosse fort.

Da kam der Brand auf dem Panzerschiffe „Palestro" zu vollem Ausbruche und es verließ die Schlacht, Kurs Nordwest. Die italienischen Holzschiffe, vorausetzend, daß seine Maschine nicht gestoppt werden könne, umgaben ihn und verfolgten denselben Kurs.

Gegen 2 Uhr schienen die feindlichen Panzerfregatten sich sammeln und neu formieren zu wollen. Demgemäß beschloß Tegetthoff, sein Geschwader ebenfalls zu sammeln und sodann in der ursprünglichen Formation und Divisionsordnung zu einem erneuerten Angriff überzugehen. Um dies zu beschleunigen, dabei Verwirrung zu meiden und die eigenen Divisionen der ungepanzerten Schiffe in ihren Bewegungen zu decken, ward vorerst für den Kurs Nordost die Kielwasserlinie angeordnet, und zwar die Kolonne der Panzerdivision zunächst und dem Feinde gegenüber, steuerbords dieser Division die zweite und dann die dritte.

Diese Aufstellung konnte in kürzester Frist gemacht werden. Zugleich war es in die Hand der Kommandanten gelegt, im günstigen Augenblicke durch gleichzeitiges Abfallen

nach Backbord in Staffelform wieder gegen den Feind vorzugehen oder, wenn nötig, die Winkelordnung anzunehmen.

Die italienische Panzerflotte hatte sich mittlerweile gesammelt und, während die Holzschiffe in nordwestlicher Richtung steuerten, in Kielwasserlinie, „Affondatore" an der Spitze, mit nördlichem Kurse formiert. So standen die Gegner sich abermals gegenüber; diesmal jedoch waren die Unseren zwischen Lissa und dem Feind. Vor beiden Aufstellungen lag „Palestro" in Flammen. Nun wendeten die italienischen Panzerschiffe neuerdings östlich in der offenbaren Absicht, das brennende Schiff aufzunehmen.

„Affondatore" gab die ersten Schüsse ab. Panzerfregatte „Kaiser Max" wurde abgeschickt, „Palestro" zu jagen und ihm womöglich den Weg abzuschneiden. Tegetthoff auf seinem Flaggenschiffe fiel gegen den Feind ab, um den Kampf zu erneuern und „Kaiser Max" im Jagen zu unterstützen. Doch gelang es „Palestro", die Linie der Seinen zu gewinnen.

Plötzlich stieg eine ungeheure Rauchsäule in den Himmel auf, ein betäubender Knall erschütterte die Luft: „Palestro" war in die Luft geflogen.

Dies war um 2½ Uhr.

Nach wenigen gewechselten Schüssen wendete der Feind westlich gegen Ancona, und das Feuer ward eingestellt. Eine Verfolgung wäre nutzlos gewesen.

Über die Gründe, sie nicht zu unternehmen, äußerte sich Tegetthoff: „Ich meinerseits glaubte einen Angriff nicht erneuern zu sollen, da es sehr möglich war, daß der Feind, durch die eben gemachten Erfahrungen belehrt, eine Erneuerung des Nahkampfes vermeiden und auf große Distanzen Vorteile zu erringen suchen werde. Hiezu stand ihm immer noch eine bedeutend überlegene Zahl von Schiffen — seine Holzdivision war vollkommen intakt — zu Gebote und seine weit überlegene Artillerie, der wir nur wenig oder nichts entgegenzusetzen hatten. Die kaiserliche Flotte hatte nur einige Aussicht auf Erfolg bei einem Handgemenge, wie das eben durchgemachte, und zu einem solchen sollte es wieder kommen, wollte der Feind seine Unternehmung auf Lissa nicht vollends aufgeben. Der italienische Admiral tat letzteres."

Tegetthoff hatte seine Absicht, die Insel zu entsetzen, erreicht.

Die Kanonenboote gingen nun nach Lissa, die Panzer- und Holzfregatten blieben noch zwei Stunden draußen, um die abfahrende italienische Flotte zu beobachten, und liefen dann auch in den Hafen ein, wo sie das Linienschiff „Kaiser" zwar stark beschädigt, aber vollkommen seetüchtig fanden.

Am Abend ging folgendes Telegramm ab:

„Eskaderkommandant Konteradmiral Tegetthoff an Se. Exzellenz den Ersten Generaladjutanten Sr. Majestät Feldmarschalleutnant Grafen Crenneville:

Heute vormittags unter Lissa feindliche Flotte, 34 Schiffe stark, darunter „Affondatore" und 11 andere Panzerschiffe, angetroffen. Im Verlaufe des Kampfes mit Panzerfregatte „Erzherzog Ferdinand Max" eine große feindliche Panzerfregatte in den Grund gerannt, eine andere wurde in die Luft gesprengt. Linienschiff „Kaiser", von vier feindlichen Panzerschiffen umgeben, verdrängte sie alle, rannte eines an, verlor Fockmast, Bugspriet, 22 Tote, 82 Verwundete. Gefallen: Linienschiffskapitän Erik af Klint und Heinrich Freiherr v. Moll, beide gleich bei Eröffnung des Gefechtes, dann Linienschiffsfähnrich Robert Proch. Schwer verwundet: Linienschiffsleutnants Josef Frank und

Franz Freiherr v. Minutillo, Linienschiffsfähnriche Hugo Pogatschnigg und Ferdinand Gebhardt; leicht verwundet: Linienschiffskapitän Karl Kern, Linienschiffsleutnants Julius Steiskal und Hermann Freiherr v. Spaun, Seekadetten Ignaz Mader, Viktor Sambuchi, Eduard Hanslik, August Süß und Hlosscheck. Kommodore v. Petz durch Holzsplitter sehr leicht im Gesichte verwundet. Von der Mannschaft, mit Ausnahme der des Linienschiffes, 10 Tote, 42 Verwundete. Die Verwundungen auf dem Flaggenschiffe größtenteils vom Kleingewehr der sinkenden Fregatte. Havarien mit Ausnahme der des Linienschiffes sehr gering. Eskader vollkommen kampffähig, Mannschaft vom besten Geiste beseelt.

Nach zweistündigem Kampfe den Feind verdrängt, Lissa entsetzt. Gestern sind vier feindliche Panzerfregatten nach Lissa eingelaufen, wurden durch gut gezieltes Feuer der Strandbatterien aus dem Hafen getrieben, nachdem sie den Lloyddampfer „Egitto“ mit Granaten beschossen. Kommandant desselben, Linienschiffsleutnant Stratti, ließ das Schiff rechtzeitig versenken und verhinderte dadurch dessen Wegnahme.

Drei Landungen bei Comisa wurden durch die Besatzung kräftig zurückgewiesen.“

Bald darauf kam das Telegramm unseres Kaisers an Tegetthoff:

„Ich ernenne Sie zum Vizeadmiral. Meinen Dank den Offizieren und der Mannschaft meiner tapferen Flotte.“

Als durch Signal diese Antwort kundgemacht war, stiegen die Matrosen auf Wanten und Raaen, und tausendstimmiges Hurra erschütterte die Luft.

Am 21. Juli nachmittags wurden die Toten begraben.

Um 9 Uhr abends setzte das Geschwader sich in Bewegung und traf am nächsten Tage in Fasana ein, wo es mit Jubel empfangen ward.

Die Taten reden für sich selbst; darum ist es hier überflüssig, sie mit prunkvollen Worten zu begleiten. Doch angesichts des Geschwaders weniger Schlachtschiffe, die zum Teil notdürftig mit Ketten gepanzert waren, und der im Vergleich mit der feindlichen Macht geringen Schwere ihrer Geschütze ist der Ausdruck wohl gestattet, daß die Männer der kaiserlichen Marine unter Tegetthoffs Führung eine Selbstverleugnung und Tapferkeit gezeigt, welche an den Opfermut der Römer erinnern, als diesen noch des Staates Heil das höchste Gebot war.

Die Schlacht bei Custozza war geschlagen und von Erzherzog Albrecht ruhmvoll gewonnen. Aber aus den Gefilden Böhmens und Mährens kam nur traurige Botschaft. Der Feind war bis in die Nähe Wiens vorgerückt. Alles war in düsterer Stimmung und fürchtete den Ausgang der Friedensunterhandlungen, die schon begannen. Da warf der Glanz von Lissa einen Strahl der Freude in die Gemüter, und der Glaube an Österreich wurde von neuem angefacht. Doch nicht allein bei uns, sondern im ganzen durch Zwiespalt zerrütteten Deutschland freute man sich über den Sieg Tegetthoffs und der Seinen, selbstverständlich am Strande der Nordsee am meisten, denn dort war er ein unvergeßlicher Freund von Helgoland her, aber auch an den preußischen Küsten waren alle, welche Sinn für die See haben, darüber in stiller Zufriedenheit. Die Dänen erfüllte Stolz, einst mit solchem Gegner gekämpft zu haben.

Tegetthoffs Ruhm verbreitete sich über die ganze Erde, drang zu allen Völkern, die das Meer befahren. Man schätzte ihn um so höher, als die italienische Flotte in der Schlacht glänzende Beweise von Tapferkeit, Aufopferung und seemännischem Geschick gegeben hatte. Die Ehren, mit welchen der junge Vizeadmiral überhäuft ward, sind zahl-

reich. Unser Kaiser bestätigte seine Wahl zum Kommandeur des Ordens Maria Thereziens mit großer Freude.

Außer Wien ernannten sieben Städte der Monarchie ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Erzherzog Albrecht, der nach Fasana gekommen war, um das Geschwader zu besichtigen, schrieb ihm am 14. August 1866 aus dem Hauptquartier in Görz: „Die gestern vorgenommene Besichtigung der Euer Hochwohlgeboren unterstehenden k. k. Eskader konnte nicht verfehlen, den vorteilhaftesten Eindruck zurückzulassen und es gereicht mir zu besonderer Befriedigung, einige Worte der Anerkennung an Sie, den tapferen Führer dieses größten Teiles der österreichischen Seestreitkräfte, zu richten.

Wenige Tage nach dem heroischen Kampfe bei Lissa fand ich die Flotte, die dort einen weit überlegenen Gegner so glänzend besiegte, in einem alle Erwartungen übertreffenden Zustande vollkommener Schlagfertigkeit.

Offiziere und Mannschaft sind sichtlich vom vortrefflichsten Geiste militärischer Disziplin und echter Kameradschaft beseelt, durch das lohnende Bewußtsein treuerfüllter Pflicht gehoben und durch die vollgültig erprobte Leistungsfähigkeit in Mut und Selbstvertrauen gestählt.

Möge die kaiserliche Marine durch die wohlwollende Fürsorge unseres Allergnädigsten Kriegsherrn, durch die opferwillige Mitwirkung des dankbaren Vaterlandes in edlem Wetteifer und treuer Waffenbrüderschaft mit den Soldaten der Landarmee einer schönen Zukunft und jener raschen, mächtigen Entwicklung entgegengehen, die nicht nur erreichbar, sondern notwendig ist, um Österreichs Macht und Sicherheit zur See zu wahren, hochwichtige nationalökonomische Interessen der Monarchie zu schützen und zu fördern.

Ihnen aber, Herr Vizeadmiral, der mit Kopf und Herz am rechten Flecke die rühmlichen Kämpfe der Flotte ebenso tatkräftig und umsichtig vorzubereiten, als klug und tapfer durchzuführen wußte, wird mit Recht für alle Zeiten ein ehrenvolles Blatt der Erinnerung in der Geschichte unserer hoffnungsvollen Monarchie gewahrt bleiben. Empfangen Sie nochmals meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu den schönen Erfolgen Ihrer braven Eskader, seien Sie meiner vollen Anerkennung und Hochachtung versichert."

Vizeadmiral Hans Birch v. Dahlerup, in früherer Zeit Oberkommandant der kaiserlichen Marine, deren innern Dienst zu organisieren er aus Dänemark berufen war und der dann, in den Ruhestand versetzt, nach seiner Heimat zurückkehrte, schrieb am 31. Juli 1866 aus Kopenhagen an Tegetthoff: „Altersschwach und krank, wie ich bin, muß ich doch dem Drange meines Herzens folgen und Ihnen, Herr Vizeadmiral, meine Freude bezeugen über den glorreichen Sieg, welchen die österreichische Eskader bei Lissa unter Ihrem Kommando erfochten hat.

Reif überlegt, klar und kühn im entworfenen Plane, tapfer in der Ausführung, hat die Schlacht bei Lissa einen Glanz über die österreichische Flagge und Österreichs Kriegsmarine verbreitet, der durch lange Zeiten strahlen wird und sie, wenn auch nicht in numerischer Stärke, jedoch im Kriegsruhme mit den größten Marinen der Welt gleichstellt. Sie stehen jetzt, Herr Vizeadmiral, als der erkorene Günstling der Kriegsgöttin da und dies mit Recht, denn zweimal und in steigendem Grade haben Sie die Eigenschaften an den Tag gelegt, welche Sie dieser Gunst würdig machen. Eine schöne Zukunft liegt der österreichischen Kriegsmarine offen; jeder Zweifel an ihrer Notwendigkeit und ihren Wert für den Staat muß von nun an verstummen.

So lange ich atme, werden meine besten Wünsche und Interessen der österreichischen Marine gehören; brachte mich doch mein Lebenspfad in nähere Berührung mit ihr, welcher ich einige der schönsten Erinnerungen meines ganzen Lebens verdanke."

Von Erzherzog Ferdinand Max, Kaiser von Mexiko, erhielt Tegetthoff aus dem Schlosse Chapultepec unter dem Datum 24. August 1866 folgendes Schreiben: „Der ruhmvolle Sieg, welchen Sie gegen eine überlegene, in großen maritimen Traditionen erzogene und tapfere Flotte errungen haben, hat mein Herz mit der reinsten Freude erfüllt. Als ich die Schicksale der mir so teuer gewordenen Marine in andere Hände legte und der Mission entsagte, mein Geburtsland dort groß und mächtig zu machen, wo sich die Geschicke hochstrebender Nationen erfüllen, blickte ich hoffnungsvoll auf Sie und die junge Generation von Offizieren und Mannschaften, die ich stolz unter meiner Führung wachsen und in edlem Wetteifer sich entfalten sah. Ich fühlte mich in dem Gedanken gehoben, der Adria einen Kern von Schiffen zurückzulassen, denen ein Stab kenntnisreicher und todesmutiger Offiziere und eine tapfere Mannschaft die kriegerische Seele einhauchte. Hat mich auch die Vorsehung auf andere Pfade geleitet, so lodert doch deshalb in meinem Herzen noch das heilige Feuer maritimen Ruhmes, und es war ein schöner, ein freudiger Tag für mich, als ich die heldenmütige Flotte, der ich meine ganze Jugendkraft geweiht hatte, unter ihrer heldenmütigen Führung mit blutigem Griffel den 20. Juli 1866 in die Bücher der Seegeschichte verzeichnen sah; denn mit dem Seesiege von Lissa tritt die von Ihnen befehligte Flotte in die Reihe jener, deren Flagge das Symbol des Ruhmes ist, Ihr Name in die der Seehelden aller Zeiten."

Die Friedensverhandlungen mit Italien gingen nur langsam vorwärts, was insofern Schaden tat, als jeder Tag Kriegsbereitschaft viel Geld kostete. Um ihnen mehr Nachdruck zu geben, beabsichtigte Erzherzog Albrecht eine Diversion des Geschwaders nach der italienischen Küste. Das Unternehmen ließ sich unschwer ausführen, da alle Schiffe wieder gefechtstüchtig waren, die feindliche Flotte aber übel zugerichtet im Hafen von Ancona lag, wo sogar das Widderschiff „Affondatore" nach seiner Rückkehr von Lissa infolge der erhaltenen Verletzungen gesunken war. Das Geschwader unter Tegetthoff ging am 11. August in besagter Absicht zunächst nach Triest. Schon dieser Schritt erregte auf der anderen Seite der Adria Aufsehen genug, um den Abschluß des Waffenstillstandes zu beschleunigen.

Als nun sämtliche Schiffe in der Bucht von Muggia vor Anker lagen, und das dankbare Triest, welchem Persano nach erlangter Oberherrschaft auf der Adria eine Brandschatzung von zwanzig Millionen Francs zugedacht hatte, seiner Verehrung Tegetthoffs in zahlreichen Besuchen des Geschwaders Ausdruck gab, war die Mutter des Admirals von Graz gekommen, um nach seiner neuesten Tat den geliebten Sohn zu begrüßen. Nun war es merkwürdig und rührend zugleich, wie sie an dessen Seite durch die Kolonnen der Schiffe fuhr und von jedem Bord die Matrosen schrien: »Ecco la madre del sior ammiraglio! La madre del sior Teghetoffe!« Dann liefen sie ohne Befehl an den Wanten hinauf auf die Raaen und schrien hurra, ohne Befehl, ohne Bootsmannspfeife, aus freiem Antrieb, aus vollem Herzen und immer von neuem: »Evviva la madre del sior Teghetoffe!«

Sie sah im Boote, auf dem Admiralschiff und überall während ihres Aufenthaltes in Triest die Ehrerbietung und Liebe, welche man ihrem ruhmgekrönten Sohne entgegen-

trug, und oft glänzten Tränen in ihrem Auge, aber es waren Tränen der Freude über ihn. Doch er, anspruchslos wie immer, erkannte sie nicht als solche und sagte einmal in liebenswürdiger Einfalt zu einem Freunde: „Ich weiß nicht, warum meine Mutter immer weint, so oft sie mich sieht."

Das Stelldichein.

Ein Nachtstück.*

Von Richard Schaukal.

Der Marquis de Troailles, ein blutjunger Attaché der französischen Mission in Wien, genoß das heitere Leben dieser hellen Stadt mit der bewunderungswürdigen Ausdauer eines neu Angekommenen. In jeder schönen Frau sah er das Ziel eines siegreichen Angriffs. Er hatte sich schon in den ersten Tagen nach seinem Eintreffen in allen Häusern des Adels einführen lassen und da er noch in der Hochflut der Saison seine Zuteilung erlangt hatte, war er auch alsogleich mitten im Tumulte der gesellschaftlichen Lustbarkeiten. Seine feurige Jugend, sein lebhaftes Auge, der Liebreiz seiner feinen Züge, die etwas von einem vortrefflich gezogenen Pferde besaßen, die Anmut seiner gewandten Höflichkeit, nicht zuletzt auch der Ruf großer Reichtümer — er war der einzige Sohn ihn vergötternder Eltern — boten ebensoviele Garantien der glücklichsten Attachements. Und bereits besaß der vielfach Gerühmte, heimlich Beneidete, auch einen nicht zu verachtenden Feind, ein Umstand, der das Interesse, das man an dem schönen Fremden nahm, nur noch steigern konnte. Ohne viel nach bestehenden Beziehungen zu fragen, hatte der Marquis unter andern der Gräfin Fanny Hohenmauth, Gattin eines hohen Funktionärs der Monarchie, seine begehrende Huldigung zu Füßen gelegt und, gewohnt nicht allzu lange zu tändeln, nachdem er der entzückenden Frau ein paarmal an drittem Ort begegnet war, sie allein zu Hause zu finden, die günstigste Gelegenheit wahrgenommen. Durch die verdüsterten Spiegelsalons mit den vom Fußboden aufreichenden chinesischen Vasen und den vergoldeten Pfeiler-Konsolen war er, vom Lakaien geführt, in das Boudoir der Gräfin gelangt, die ihn — sie hatte sich eigentlich überraschen lassen — etwas verlegen empfing. Gräfin Fanny wußte, warum sie bangte. Es war die Stunde, da sie jeden Augenblick George Allan Seymours Besuch gewärtigen mußte. Dies aber war der Gebieter der reizenden Dame. Der Marquis, nachdem er sich mit einem Blicke vergewissert hatte, daß sie allein sei, küßte der Gräfin mit zarter Inbrunst die schmale Hand, und, indem er diese Hand in der seinen behielt, sah er, das von lockigem Haar umrahmte Jünglingsantlitz erhebend, mit einem seiner schmachtendsten Blicke in die kornblumenblauen Augen. Ihre Befangenheit stieg, da er sich mit der Ritterlichkeit des geborenen Frauenfreundes auf ein Knie niederließ und an die leis Erschauernde folgende Worte richtete: „Gräfin, Sie sehen, daß ich alles auf der Degenspitze trage: Ehre, Leben und Herz. Ich liebe sie vom ersten Augenblick an, da ich das Glück hatte, Sie zu sehen. Ich bin Ihrer mit allen Gedanken des Tages und der Nacht. Ich kenne kein anderes Ziel als Sie. Hier lege ich mein Geschick in Ihre kleinen Hände!" Nach diesen mit einer wohlklingenden gedämpften

* Aus einem im „Wiener Verlag" demnächst erscheinenden Novellenband.

Stimme rasch, aber deutlich gesprochenen Worten erfaßte der Marquis auch die andere Hand der Dame, vereinte beide sanft, indem er sie mit der Rechten umfaßte, und legte die Linke leicht an die Stelle, wo unter dem Spitzenjabot sein junges Abenteurerherz pochte. Da schlug die kleine Pendüle auf dem weißen Marmorkamine die vierte Stunde. „Stehen Sie auf, Marquis," sagte die Gräfin mit einer Stimme, in der dem Knienden Verheißung zu beben schien, „stehen Sie auf! Es könnte jemand kommen." Der Marquis jedoch, ohne sich von der Stelle zu rühren, rief: „Sagen Sie, ob Sie mich lieben können, Gräfin, ob ich Sie lieben darf!" Da dem durch Angst geschärften Gehöre der Gräfin soeben durch die Flucht der anstoßenden Gemächer nahende Schritte vernehmbar wurden, entwand sie mit einer vom Entsetzen gestärkten Bewegung des Oberkörpers ihre Hand der Umklammerung des ungestümen Liebhabers, und, indem sie einen Schritt zurücksprang, flüsterte sie, nur um diesen gefährlichen Auftritt zu beendigen, mit geschlossenen Augen — der Marquis deutete das Zeichen günstig — „Vielleicht". Sofort stand er auch wieder auf seinen Füßen, schob den Degen zurecht und legte die Hand auf die Lehne eines mit lilarotem Damast überzogenen Fauteuils. Die Schritte erklangen nun unmittelbar hinter seinem Rücken. Er wandte sich um. Der Bediente meldete Mr. George Allan Seymour, und der Gemeldete folgte ihm fast auf den Fersen. Der Marquis sah ihn an und erkannte in ihm seinen Feind.

Allan Seymour war ein hochgewachsener Mann von einigen Dreißig. Vollendet war die Schmalheit seiner Hüften, vollendet die Breite seiner Schultern, auf denen ein runder mächtiger Nacken saß. Dieser trug einen dämonischen Kopf. Das Gesicht war von Leidenschaften zerrissen. Der Mund schien eine aufgebrochene Spalte. Die Augen wanderten unaufhörlich.

Die Gräfin war einer Ohnmacht nahe. Die beiden Diplomaten begrüßten einander kalt. Und als der Marquis nach einem kurzen, gleichgültigen Gespräche ging, schlug jener, der sich rasch wieder gesetzt hatte, gelassen Bein über Bein. Diese Bewegung erfüllte den Scheidenden mit einer unsäglichen Wut.

Zwei Tage darauf, bei einer großen Cour, sagte der Marquis zu der schönen Gräfin: „Gräfin, ich will nichts wissen von einem Nebenbuhler. Aber, auf daß Sie sicher seien, habe ich mit Ihrer Kammerfrau ein Einverständnis getroffen." Die Gräfin erbleichte. Die Kühnheit dieses Vorgehens war ihr wie eine Verheißung gewalttätiger Ereignisse.

Das Einverständnis mit der Kammerzofe hatte sich einfach genug treffen lassen. Der Bediente des Marquis war beauftragt worden, noch an demselben Abende, da der Marquis de Troailles der Gräfin seinen ersten, so ungewöhnlichen Besuch abgestattet hatte, sich dem Mädchen zu nähern und ihm die Liebe seines Herrn anzutragen. Er hatte den Befehl zur vollsten Zufriedenheit beider Teile ausgeführt. Er konnte alsbald dem Marquis berichten, daß Pepi, die übrigens ein äußerst liebenswürdiges Geschöpf wäre, sich der Ehre solcher Zuneigung völlig bewußt sei. Darüber, wie sein Gebieter dazu gekommen sein möchte, ihrer gewahr zu werden, hatte dem Verschlagenen der Augenblick hinweghelfen müssen. Er beließ der Angelegenheit den Rosenschimmer eines duftigen Geheimnisses, was das junge Ding nur um so sehnsüchtiger zu stimmen geeignet war.

Am dritten Tage nach jenem ersten Besuche, gegen 11 Uhr nachts, fand sich der Marquis, der durch seinen Bedienten alle Wege hatte ebnen lassen, im dunkeln Mantel unter den Arkaden des zweiten Hofes im Palais Hohenmauth ein. Ein Windlicht beleuchtete den langen Korridor, der zu den Küchen und Gesinderäumen führte. Leise trat

der Jüngling in den Hof. Rund um den mit Steinen gepflasterten innern Raum liefen in nahezu doppelter Stockhöhe, wie im Vorderhause, Galerien.

Er hatte nicht allzu lange gewartet, als ein leichter Schritt sich aus der Tiefe des finsteren Korridors vernehmen ließ. Zaghaft kam Pepi heran und fühlte sich alsogleich zärtlich umfangen. Das Mädchen unter die Leuchte ziehend, wo er es mit einem prüfenden Blicke musterte, sagte der Marquis: „Meine süße Kleine, wo ist deine Kammer?" Nach dieser kurzen Ankündigung eines romantischen Liebesunternehmens, das der Zofe seit zweimal vierundzwanzig Stunden den Kopf verwirrte, und nachdem er sie noch herzhaft abgeküßt und an sich gepreßt hatte, gab er ihr durch eine entschiedene Wendung seines Körpers zu verstehen, daß er nunmehr mit ihr zu gehen bereit sei. Das arme Ding, das sich beileibe nicht einen so raschen Verlauf des Abenteuers vermutet hatte, versuchte einige Abwehr. Aber der energische Arm des jungen Mannes zwang sie zu einer kleinen Wendeltiege, die von oben her düster erleuchtet war. Ohne weiteren Widerstand, willenlos, ließ sie sich von dem mit der Örtlichkeit bald Vertrauten führen. Der Marquis genoß in den sanften Armen dieser demütigen Magd seiner Wünsche ein ungestörtes Vergnügen, das ihm um so reizender erscheinen mußte, als er das Manöver mit der Kammerjungfer eingeleitet hatte, ohne im entferntesten die Möglichkeit eines so annehmbaren Genusses zu gewärtigen.

Einige Tage hatte er seine bescheidene Kleine mit den Abfällen sozusagen einer großen Passion zu beglücken gewußt, als er die Zeit für gekommen erachtete, das Abenteuer in seinem Sinne zu nutzen. Mittlerweile war er auch in anderer Richtung nicht müßig gewesen. Er hatte sich wieder einmal, und zwar zur Stunde, da Seymour sich bei der Gräfin einzufinden pflegte, im Boudoir der verehrten Frau gezeigt und nicht versäumt, den schweigsamen Allan, den er diesmal durch Beharrlichkeit mit ihm fortzugehen nötigte, in der vertraueneinflößenden Sorglosigkeit frischer Jugend auf das charmante Verhältnis aufmerksam zu machen, das ihm sich im Hotel Hohenmauth durch einen liebenswürdigen Zufall ergeben hätte. Der Unglückliche ahnte nicht, daß Seymour durch diese Mitteilung, hinter der er nichts anderes als eine Finte zu argwöhnen imstande war, nur um so wachsamer seinen Schritten nachzuspüren bewogen ward. Er glaubte, alles getan zu haben, den schwerfälligen Gefährten über einen etwaigen Verdacht zu beruhigen, dessen völlige Grundlosigkeit darzutun die unumwundene Aufklärung ihm bei seiner Menschenunkenntnis geeignet erschien.

Bei einer Pirutschade war es, daß sich der Marquis, der, mit den andern Kavalieren wetteifernd, Gräfin Fanny die üblichen Huldigungen dargebracht hatte, scheinbar harmlos an ihre Seite tretend, indem sich ihr Wagen wieder in Bewegung setzte, diese schnellen Worte ihr fast ins Ohr zu flüstern unterfing: „Gräfin, ich werde morgen nachts in Ihrem Schlafgemach auf Sie warten." Während die Lippizaner in immer rascherem Trabe sich der Kortege anschlossen, hatte die Gräfin an der Seite ihres schwerhörigen Gatten Zeit, sich über die Kühnheit dieser Ankündigung zu beruhigen. Selbstverständlich würde sie dem mehr als tollen Unternehmen rechtzeitig noch zu steuern wissen. Der Abend des kommenden Tages war einem großen Empfange geweiht, den der Gesandte Spaniens den Vertretern der Mächte und der Elite der Gesellschaft gab. Spät genug angesetzt, mochte sich das Fest, wenn sich die Mitglieder des Hofes zurückgezogen hätten, wohl weit über Mitternacht erstrecken. Immerhin war es von dem Marquis eine Vermessenheit

sondergleichen, mit der Neigung des Grafen zu langwierigen Spielpartien rechnend, eine verhältnismäßig so frühe Stunde für ein Stelldichein unter dem ehelichen Dache seiner Dame zu wählen. Die Gräfin ertappte sich in einiger Verlegenheit bei Erwägungen über die Möglichkeiten, nicht etwa, wie der Marquis von seinem frevelhaften Beginnen durch energische Zurechtweisung abzubringen sei, sondern wie die Ausführung des in seiner Verruchtheit so verführerischen Unternehmens sich wohl gestalten würde. An diesem Nachmittage ergab sich keine Gelegenheit, den Marquis zu warnen; denn schon hatte sich die zuerst beabsichtigte schroffe Zurechtweisung des jungen Mannes in mißbilligenden Tadel, dieser aber im Verlaufe der stummen Erörterung in eine dem Leichtsinnigen nicht vorzuenthaltende Warnung verwandelt, ohne daß die Gräfin sich dieses Umschwungs ihrer Anschauung völlig bewußt geworden wäre.

Als Gräfin Fanny am andern Tag erwachte und ihr auf silberner Platte von Pepi das Frühstück serviert wurde, fiel ihr — es war hoher Mittag — das bevorstehende Ereignis dieser Nacht ein und, indem sie sich eines frühern andeutenden Wortes des Marquis, das sie anfangs wohl verblüfft hatte, später jedoch von ihr im geselligen Taumel wieder vernachlässigt worden war, entsann, glaubte sie, ein übriges getan zu haben, wenn sie dem Mädchen mit strengen, aber nicht weiter bei der peinlichen Sache verweilenden Worten die gefährliche Betrauung verwies. Kaum aber hatte sie der mit gesenkten Augen sie bedienenden Zofe auch nur den Namen des Marquis genannt, als das Mädchen, sich und sein vermeintliches süßes Geheimnis verraten wähnend, weinend der Gräfin zu Füßen fiel und sie um Gottes und aller Heiligen willen beschwor, ihm ihre Gnade nicht zu entziehen. Die Verwirrung der Magd deutete die Gräfin in ihrem Sinne, sie verbat sich jedes weitere Wort, verwies Pepi ernstlich ihre Unvorsichtigkeit, und, innerlichst gerührt über die mutige Hartnäckigkeit des schönen Jünglings, der sich wirklich schon aller Mittel und Wege, zu seinem Ziele zu gelangen, versichert zu haben schien, entließ sie sie mit der zweideutigen Weisung, in Hinkunft ihr eigenes Wohlergehen besser im Auge zu behalten. Keinen Moment ward sie gewahr, daß, hätte das Mädchen wirklich als die vertraute Unterhändlerin des Marquis vor ihr gestanden, ein ganz anderes Benehmen der erzürnten Herrin am Platze gewesen wäre. Pepi entfernte sich mit Zittern. Ein Briefchen, ihr am Morgen von jenem findigen Bedienten zugesteckt, hatte ihr den Besuch des vornehmen Geliebten für diese Nacht in Aussicht gestellt. Sie wußte sich keine Möglichkeit, diesen Besuch hintanzuhalten, war aber entschlossen, den Marquis diesmal nicht in ihre Stube einzulassen. „Diesmal", wiederholte sie sich. Denn mit heißem Erröten gestand sich das arme Ding, daß ein jähes Abbrechen der süßen Verbindung ihm das Herz auf Lebensdauer versehren müßte.

Der Abend kam heran. Die Gräfin ließ sich von Pepi beizeiten ankleiden. Im hohen Spiegel ihres Trumeaus fing sie gelegentlich scheue Blicke der Zofe auf, die zu bemerken sie sich selbst verwehrte. Während ihr Pepi mit bebenden Fingern das Haar ordnete, waren die Gedanken der beiden Frauen bei dem kühnen Abenteurer, der unterdessen, von Seymour zur Besichtigung eines vor kurzem aus England eingetroffenen jungen Pferdes eingeladen, das unruhige Tier auf der Reitbahn zwischen seinen Schenkeln auf die in seinen Muskeln noch verborgenen, erst zu entwickelnden Fähigkeiten prüfte. Mit verschränkten Armen, finster lauernden Blickes wie immer, stand der Besitzer inmitten des mit feinem Sande bestreuten Kreisrundes, während die Frühlingsdämmerung langsam

einfiel. Durch einen seiner Spione war er in Kenntnis des von dem Franzosen mit Pepi für heute verabredeten Stelldicheins, und argwöhnisch wie nur je der an die Reize einer andauernden Liaison gewöhnte Liebhaber einer nicht eben unzugänglichen Frau, hatte er dieses- wie jedesmal seine besondern Vermutungen. Auch war sein Plan in ihm zum Entschlusse gereift. So oft der Marquis das Kammermädchen aufsuchte, hatte Allan die Gräfin — mit der er sich fast täglich irgendwo traf — nicht aus den Augen gelassen. Auch war ein Bedienter des Hauses bestochen, der über die Zusammenkünfte des sorglosen Pariser mit der kleinen Kammerzofe zu berichten hatte.

Strahlend in Jugend und Schönheit, der die innerliche Erregung einen neuen eigentümlichen Reiz verlieh, erschien die Gräfin auf der spanischen Botschaft. Sie war so entouriert, daß geraume Zeit weder Allan noch der Marquis sich ihr zu nähern in die Lage kamen. Der Engländer sagte ihr, als er ihr die Hand küßte — es stand nur der apostolische Nuntius unmittelbar daneben, ein paar jüngere Herren waren, als sie den Günstling kommen sahen, bewundernd und nicht ohne einige Scheu vor dem berühmten Fechter zurückgetreten — „Der Kutscher hat Order." Die Gräfin erzitterte. In ihren Diensten befand sich seit einigen Wochen ein Kutscher, den Seymour dem Grafen abgetreten hatte, ein jenem blind ergebener todsicherer Landsmann. Da ihre Zusammenkünfte sich in der Flucht der Saisonvergnügungen dem beiderseitigen Wunsche nicht häufig genug ergeben hatten, war zwischen den Beteiligten das Übereinkommen getroffen worden, daß der Kutscher die Gräfin an gewissen Abenden, während ihr Gemahl dem geliebten Spiel oblag, auf eine Stunde zu Seymour führte, dann aber, wenn er den Grafen nicht abholte, leer nach Hause fuhr, während die Gräfin später zur pünktlich festgesetzten Heimkehr einen von Seymour bereit gehaltenen Mietwagen bis an die Hinterpforte des Palais benützte. Es war im Laufe dieser Wochen niemals vorgekommen, daß der alternde Gatte die Gemächer seiner jungen Frau zur Nachtzeit besucht hätte. Die Anwesenheit des Wagens genügte. Früher hatte man sich mit Tagbesuchen begnügt, jetzt waren diese kurzen nächtlichen Stelldichein als eine Gunst dazugekommen, die die vor Seymours Jähzorn zitternde Gräfin ihm nicht abzuschlagen wagte, obgleich sie jedesmal mehr tot als lebendig nach Hause kehrte.

Die Ankündigung hatte sie wie ein Blitzstrahl getroffen. Sie behielt so viel an Geisteskraft, ihm nicht sofort abzusagen, was unfehlbar nur Unheil gestiftet haben würde. Aber ihr Kopf rang nach einer annehmbaren Ausflucht, die sich im Laufe des vorgeschrittenen Abends ergeben würde. Als sie nach dem spät servierten Souper mit qualverdunkelten Blicken Allan suchte, war er nicht zu entdecken. Er hatte sich bereits in seine Wohnung begeben, denn er hielt es nicht für nötig, weitere Verabredungen zu treffen. „Heute haben Sie Ihre Seladons bald verlassen, teuerste Gräfin", sagte eine näselnde Stimme neben ihr, als sie, die Hand an die hochwogende Brust gedrückt, einen Augenblick geistesabwesend auf ihre Fußspitzen starrte. Es war eine alte Exzellenz, die sich diese Vertraulichkeit gegen die junge Frau herausnahm. Sie lächelte mit ihren weißen geraden Zähnen und sagte: „Sie haben sich beide heute nicht allzu sehr angestrengt." Aber während sie diese Worte aus der umschnürten Kehle hauchen ließ, hatten ihre gehetzten Gedanken nichts als den verblutenden Verzweiflungsschrei: Was tun, um Gottes willen, was tun! Denn daß auch der Marquis sich seiner Ansage getreu erweisen würde, stand ihr über jeden Zweifel.

Dieſer hatte, ohne ſich von jemand zu verabſchieden, ſeinen Wagen beſtiegen und ſich zu einer Straßenkreuzung führen laſſen, die, in einiger Entfernung des Hotels Hohenmauth, abgelegen genug war, das Ziel ſeiner Fahrt zu verbergen. Zu Fuß — er entließ den Kutſcher — ſetzte er den Weg fort, alle Glückſeligkeit des Freibeuters im Herzen. Bald ſtieg die dunkle Maſſe des alten Hauſes vor ihm auf. Die Toreinfahrt ſtand offen. Der Pförtner ſchlief wie gewöhnlich. In ſeinen Mantel gehüllt glitt der Marquis an der gegenüberliegenden Wand vorbei durch einen Gang zum zweiten Hofe. Wieder ſah er über ſich das hohe Kreisrund der altertümlichen Emporen, deren eine — das wußte er — vor dem Schlafgemache der Gräfin gelegen war. Der Mond hatte einen Hof. Der heftige Frühlingswind gelangte nicht hinab in den ſtillen Keſſel, aber die am Himmel ſtürmiſch treibenden Wolken verrieten ſeine junge, drängende Kraft. Pepi, die in dem obern Stock an einem der aneinanderſtoßenden Glasfenſter der geſchloſſenen Galerie voll Bangen gelauſcht hatte, erſchien in Haſt, mit den Zeichen hochgradiger Erregung. „Die Gräfin weiß alles," ſtieß ſie mit keuchender Bruſt hervor. „Du haſt ihr doch nicht geſtanden?" rief der Marquis. Das Mädchen mußte ſich erſt beſinnen, ob und was es geſtanden haben könnte. Es erinnerte ſich wirklich nicht mehr des Inhaltes der demütigenden Unterredung, obwohl ihm alle Begleitumſtände bis auf den Reflex der durch ſeine Hand gleitenden Haarflechten ſeiner Herrin bewußt waren. Nach einigen ſchlecht genug verſinnlichten Kreuzfragen hatte der Marquis ſich ſo weit vergewiſſert, daß die Dame ſeiner Wünſche nicht etwa in die allzu fleiſchlichen Umwege eingeweiht ſein konnte, die ihn zum Ziele zu führen beſtimmt waren. Der Eiferſucht des Weibes in der Gräfin hätte er ſeine Sache nicht ausliefern mögen. Als er nach einigem Sträuben in Pepis Kammer angelangt war, verlangte er, wie von einer plötzlichen Neugierde geſtachelt, das Schlafzimmer der Gräfin zu ſehen. Im Gefühle doppelten Unrechts gegen die Herrin, die ſich ihr im beſondern erſt heute ſo gütig erwieſen hatte und deren ihr anvertraute häusliche Stille ſie durch das heimliche Einführen eines Fremden ungeſcheut unterbrochen, ja geſchändet zu haben ſich würde vorwerfen müſſen, ließ ihn die Zofe ein. Er verweilte lange im Anblicke der einzelnen Gegenſtände des ſchweigenden, von Weiß beherrſchten Raumes. Stumm hielt die Zofe Wacht über allzu vorwitzige Blicke ihres Beherrſchers. Da er eine dritte Tür bemerkte — die eine führte zu einem Ankleidezimmer, die zweite in einen kleinen Vorraum, an den ſich das vordere Stiegenhaus ſchloß — wollte er wiſſen, wohin ſie leite. Pepi öffnete und ruhige Mondeshelle drang in das Gemach, umſpülte das bereitete Bett. Sie traten auf eine Art von verglaſtem Altan, eine der Emporen, die ſich um den Hof reihten. Er ſah durch das Fenſter — es ſtand halb offen — in eine ziemliche Tiefe auf die Steinflieſen des zweiten Hofes hinab. In dieſem Augenblick erſcholl ein dumpfes Rollen hinter Mauern. „Die Gräfin!" rief das Mädchen erſchreckt. Auch den Marquis hatte dieſes Geräuſch merkwürdig ins Herz getroffen. Es war nicht die gewohnte ſieghafte, nur nach Erfüllung durſtige Zuverſicht, die in dem Auflauſchenden ihre ſtolzen Flügel breitete, es war wie die dumpfe Ahnung eines ungewiſſen Schickſals, das ihn überſchattete. Auch eine plötzliche Erinnerung an das milde Geſicht ſeiner fernen Mutter ſtieg wie eine mahnende Viſion vor ſeinen innern Augen auf. Schon aber hatte die Kammerfrau ihn faſt fußfällig beſchworen, das Schlafzimmer augenblicklich zu verlaſſen. Er zögerte. Er konnte ſich nicht trennen von der Ruhe dieſer erwartenden Wände, dem ſchlichten Betpult, auf deſſen dunkelbrauner Diele ſie ihre täg-

liche Andacht verrichten mochte, dem schneeigen Bett, auf dem das sanfte Mondlicht flutete. Da man im Korridor unten eine Glastür gehen hörte, erzitterte Pepi am ganzen Körper, und indem sie ihre Bitte nochmals, eindringlicher und ihre eigene gefährdete Person in den Vordergrund schiebend, wiederholte, wollte sie den Marquis, an den sie sich, wenn er nicht an ihrer Brust lag in der Stille der Nacht, kaum heranwagte, leise an der Schulter in das Nebengemach drängen. Er aber war, als hätte er Zeit und als ginge ihn die ganze Sache nichts an, in seltsamen Heimatsgedanken, zu denen ihn der sanft leuchtende Mond stimmte, wieder durch die geöffneten Türen auf den Altan getreten und stand, die Hand auf die Fensterbrüstung gelegt, in den Anblick des lichtgebadeten Hofes versunken. Diesen Moment benutzte die vor Sorge um ihre Sicherheit ganz außer Besinnung gebrachte Kammerzofe, hinter ihm die Tür zu schließen und mit einer raschen Bewegung auch alsogleich zu versperren. Er sah sich auf der Empore unmittelbar vor dem Schlafzimmer seiner Dame mit sich selbst und dem Mond eingeschlossen. Die Sache kam ihm nicht eben anheimelnd vor. Er klopfte, aber er hörte wieder eine Tür gehen und unterließ die Wiederholung des vorläufig wohl vergeblichen Versuches, das Mädchen an sein Versäumnis zu mahnen.

Pepi war der Gräfin entgegengeeilt, die, unfähig, sich den Gefahren zu stellen, die ihr aus dem Zusammentreffen der beiden Rivalen drohten, ihren Gatten durch das Vorschützen einer plötzlichen Unpäßlichkeit vermocht hatte, vom Spieltische, unwillig genug aber nach außen höflich wie immer, sich zu ungewohnter Zeit zu erheben und sie auf ihre dringende Bitte nach Hause zu begleiten. Der von Seymour, den er fürchtete wie den Teufel, angewiesene Kutscher hatte, da er also den Grafen ins Schloß zu bringen sich genötigt sah, sofort nach seiner Ankunft im Stalle die Pferde einem der schlaftrunkenen Stallburschen übergeben und war spornstreichs zu seinem Gebieter gelaufen, ihn über das Geschehnis aufzuklären. Seymour, dessen Wagen im Hofe hielt, ließ den Mann, nachdem er seine Meldung, ohne ein Wort zu erwidern, entgegengenommen hatte, stehen, wo er stand, und fuhr unverzüglich zum Hotel Hohenmauth. Auch auf die geringsten Vorsichtsmaßregeln verzichtend, ohne Degen, im leichten Nachtgewande, wie er war, begab er sich mit seinen festen Schritten — den Wagen hieß er ihn erwarten, als handelte es sich um eine Staatsvisite — zum Portier, ließ sich die Rückkunft des Grafen und der Gräfin bestätigen, dankte kalt für die Auskunft und schritt, als wäre es heller Tag, ruhig durch den Gang, durch den der Marquis gekommen war, in den zweiten Hof. Der Pförtner, der sich längst abgewöhnt hatte, über die Absichten gewisser Herren sich Gedanken zu machen, blickte ihm kopfschüttelnd nach, doch da er den Wagen halten sah, dessen Laternen ihren Schein in die Einfahrt sandten, während das Schnauben der Pferde im Gewölbe widerhallte, sprach er sich mit einer unwillkürlichen Handbewegung von aller Schuld frei und trollte sich wieder zu seinem Weibe, ihm für den Rest der Nacht die Betreuung des Hotels überlassend.

Seymour, der sich, sowie er sich dem mondbeschienenen Platz näherte, wieder in die Wächterrolle fand, die er seit einiger Zeit angenommen hatte, blieb unter dem Hoftore stehen und musterte sorgfältig mit dem scharfen Auge des Jägers zuerst den Hof selbst, dann seine Umgebung. Langsam hob er seine Augen zu den Emporen. Voll beschienen vom Monde, stand, noch immer träumend — denn die Gräfin hatte sich, ihre Furcht kaum bemeisternd, bei ihrem Gatten verweilt — oben, hinter den Scheiben des gegenüber-

liegenden Altans, der Marquis. Seymour erkannte ihn sofort. Unwillkürlich fuhr seine Hand nach dem Platze der gewohnten Waffe. Aber er ließ sie alsbald sinken, denn ein unheimlicher Gedanke war mit der Deutlichkeit einer Erscheinung plötzlich vor ihm aufgetaucht. Leise verließ er seinen Posten und stieg, vorsichtig Schritt vor Schritt setzend, die Treppe, die ins erste Stockwerk führte, hinauf. Von dem kleinen Vorplatze zweigte ein schmaler Gang ab. Er durchschritt ihn, betrat ein Zimmer, in dem eine Wanne stand, und befand sich mit einer Wendung nach rechts in dem rückwärts an das Schlafgemach der Gräfin anstoßenden Raum, durch den die Kammerzofe sich gewöhnlich, indem sie einige Garderobestätten passierte, über eine kleine Wendeltreppe unmittelbar aus ihrer im Erdgeschosse gelegenen Kammer zu ihrer Herrin begab. Hier hielt Seymour und überlegte. Entweder wartete der Marquis auf die allgemeine Ruhe im Hause, oder er war hinausgetreten, während die Gräfin sich entkleidete. Die Stille im Schlafgemach beruhigte ihn über diese Annahme. Fanny war noch nicht in ihrem Zimmer eingetroffen. Er erinnerte sich, daß er ja wie ein Rasender herangefahren war; seit der Nachricht des Kutschers waren keine zehn Minuten verstrichen.

Die Gräfin hatte Tee kommen lassen, den sie in Gesellschaft ihres Mannes trank. Sie fühlte sich wohler. Er sah ihr einigermaßen mißtrauisch unter die Lider. Was bedeutete diese plötzliche zärtliche Annäherung der Frau, die ihm seit Jahren schon aus dem Wege ging? Sein geschwächtes Gehör hatte ihn frühzeitig verbittert. Als sie ihn dann allein ließ, saß er nachdenklich, die Hand auf dem silberbeschlagenen Stocke, während sein Schatten, da die Kerzen langsam niederbrannten, riesengroß an der Wand hinauf wuchs. . . .

Mit hochklopfendem Herzen erwartete Pepi draußen die Gräfin. Diese wollte das Mädchen befragen, unterließ es aber. Nur nicht verlassen durfte sie heute die Zofe. Sie befahl ihr, das eigene Bett bei ihr im Zimmer aufzuschlagen. Pepi erschrak. Sie hatte sich noch keine rechte Vorstellung davon gemacht, wie sie den Marquis befreien sollte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als den Liebhaber einzugestehen.

Aller ihrer Zweifel überhob sie jedoch eine schreckliche Erscheinung. Als sie der Gräfin, mit dem hochgehaltenen Doppelleuchter voranschreitend, die Tür geöffnet hatte und nun zurücktrat, blieb die Herrin, wie von einer entsetzlichen Ahnung gewarnt, an der Schwelle stehen. Ihr Zögern hatte kaum einen Augenblick angedauert. Sie faßte sich, überschritt die leichte Erhöhung und — stand Allan Seymour gegenüber. Mit einem durchdringenden Schrei ließ Pepi, die hinter ihr gefolgt war, den Leuchter fallen. Sie glaubte, einen Mörder zu erblicken. Dunkel herrschte im Gemache, denn auch der Mond war von einer Wolke verfinstert. Seymour ergriff das Mädchen bei der Rechten, schleuderte es in die Mitte des Zimmers und deutete mit einer gebieterischen Handbewegung auf die Tür, die ins Nebengelaß führte. Es entfloh, geduckt, wie ein Schläge fürchtender Hund. Die Gräfin hatte beide Hände an ihre heftig atmende Brust gepreßt. Ihr schwindelte. Allan fing sie auf. Er geleitete sie zu einem Diwan, ließ sie darauf niedergleiten und verschloß mit zwei raschen Umdrehungen des Schlüssels die Tür zum Korridor. Ruhigen Schrittes trat er dann zur Balkontür und zog die Gardinen vor. Ein vorsichtiger Blick streifte den in die äußerste Ecke des gläsernen Käfigs geduckten Marquis, der instinktiv die Augen schloß. Dann begann sich Seymour gelassen zu entkleiden. . . .

Der Marquis war, auf Knien und Händen schleichend, bis unter das noch immer offen stehende Fenster seines unfreiwilligen Lauscherpostens gelangt. In fieberhafter Auf-

regung erwog er nur den einen Gedanken: wie hinab in den Hof gelangen? Er versuchte, sich die Tiefe vorzustellen und schauderte, denn die Verhältnisse des Hauses waren weit über den gewöhnlichen. Ein Sprung war unmöglich. Er vermied jede Bewegung, da er sich unfehlbar durch seinen Schatten auf den Vorhängen hätte verraten müssen ... Eine grausige Frage sprang plötzlich in ihm auf: Hatte ihn Seymour bemerkt? Er verwarf diesen Einfall sofort. Dann hätte er ihn ja nicht hier belassen dürfen. Es wäre zu einem Entscheidungskampf gekommen. Er tastete unwillkürlich nach seinem Degen; der fehlte. Er erinnerte sich, ihn bei Pepi an die Kommode gelehnt zu haben....

Unten in der Toreinfahrt stand die an allen Gliedern zitternde Zofe und strengte sich an, den Geliebten zu erblicken. Wohin war er verschwunden? Er konnte doch nicht während ihrer kurzen Abwesenheit unvorsichtiger- oder tollkühnerweise in das Schlafgemach getreten sein? Jetzt bemerkte sie etwas wie einen Schatten an der Tür, die nach innen führte, und ersah die vorgezogenen Stoffe. Was ging dort oben vor? Ihr stand das Herz still ... Sie erraffte sich. Ohne die Folgen ihres Beginnens zu erwägen, eilte sie zum Pförtner. Vor seinem matt erleuchteten Fenster stockte sie. Nein, das war der richtige Ausweg nicht. Der Gedanke an den Grafen machte sie schaudern. In ihrem armen Kopfe drehten sich die Geschehnisse dieser Nacht wie ein Wirbel. Rettung für den Eingeschlossenen mußte geschafft werden.... Und, an dem von der langen, schwarzen Bank im Vorzimmer aus seinem Halbschlummer überrascht auftaumelnden Kammerdiener vorbei, stürzte sie, ohne anzuklopfen — er hörte das Pochen ja doch nicht — in das Zimmer, wo noch immer der Graf, auf den Krückstock gestützt, vor sich hinträumte. Bei dem Anblick des Mädchens sprang er empor. Seine gelbe, magere Hand klammerte sich an die Tischkante. Heiser stieß er hervor: „Was gibt's!" „Die Frau Gräfin ..." Mehr konnte Pepi nicht stammeln. Bis in die Kehle schlug ihr das Herz. Einen Leuchter ergreifend, stolperte der Graf durch die Tür. Neugierig schloß sich der Kammerdiener dem seltsamen Zuge an ...

Der Marquis hörte in seinem Glasgehäuse, daß eine Tür aufgestoßen wurde. Seiner Sinne beraubt vor Angst — er glaubte nicht anders, als es könnte nur ihm gelten — fuhr er auf und schwang sich über die Brüstung des Fensters. Da hing er nun über dem schweigenden Hof, voll beschienen vom Mondlicht, beide Arme innen um die Täfelung geklammert, in einer verzweifelten Lage ... Der Graf klopfte an die Tür zum Schlafzimmer seiner Gemahlin. Seymour, sich halb erhebend, bedeutete ihr, zu antworten. Sie rief: „Wer ist da?" „Ich!" schrie der Graf. „Bist du zu Bett? Mach auf!" Die Gräfin klammerte sich an Seymour. Er stieß ihren Arm weg und flüsterte: „Ich gehe. Mach' ihm dann auf." Und er begann, sich anzukleiden. Während sie mit fliegenden Pulsen Licht schlug und den drängenden Gatten mit einer dem Schluchzen nahen Stimme beschwichtigte — schon war sie an der Tür, um Seymour zur Eile anzutreiben — zog dieser mit einem Ruck die Vorhänge vor dem Balkon auseinander. Er hatte sich diesen Triumph aufsparen wollen, denn er war vom Anfang an gewillt, den Feind zum Sprung und so zum Selbstmord zu zwingen. Er konnte Fanny nicht verlassen, ohne ihr gezeigt zu haben, daß, wo George Allan Seymour herrsche, ein Nebenbuhler verloren sein müsse. Als der Marquis, dessen Augen wie gebannt an der Tür hingen, die Vorhänge sich bewegen sah, ließ er mit einem Schrei die Brüstung los. Der dumpfe Aufschlag seines Körpers hallte herauf. „Da liegt dein Knäblein", sagte Seymour. Der Mondschein floß um ihn. Schon aber hatte er auch die Klinke zur Kammer niedergedrückt und war verschwunden.

Die Tür, vom Grafen mit einem Fußtritt gesprengt, flog ins Zimmer. Er stürmte zur Balkontür, riß sie auf, stürzte hinaus und lehnte sich weit über den Rand. Unten lag ein Mann . . .

Seymour hatte im Schatten des Torweges seinen Blick über den Hof wandern lassen. Wenige Schritte vor ihm schwamm der zerschmetterte Leichnam des Marquis in einer großen Blutlache. Oben beugte sich der weiße Kopf des Grafen vor . . .

Seymour schritt durch den Gang und das erste Tor — die Pförtnerin, die Pepi gefolgt war, stand schon eifrig tratschend bei den Lakaien — zu seinem wartenden Wagen und sagte dem Kutscher, ihn an der Schulter aus dem Schlummer rüttelnd: „Nach Hause."

Zu Gentzens politischen Wandlungen.

Ungedruckte Briefe.

Mitgeteilt von August Fournier.

Baron Johann Wessenberg, der österreichische Staatsmann, der auf dem Wiener Kongreß die deutsche Verfassungsfrage in die letzte Form brachte, später in den Dreißigerjahren, auf der Londoner Konferenz, den neuen belgischen Staat gegen die Reaktion sicherstellen half, darauf seiner liberalen Gesinnung wegen in Metternichs Ungunst geriet, um nach dem Sturze des gewaltigen Ministers, 1848, selbst vorübergehend die Regierungsgeschäfte der Donaumacht zu leiten — Wessenberg hat zu verschiedenen Zeiten mit Friedrich Gentz in einem intimen Briefwechsel gestanden. Aus des Letzteren Tagebüchern ist das längst bekannt. Nur von den Briefen selbst war bisher noch keiner zutage getreten, was man umsomehr bedauerte, als Wessenberg in einer eigenen Schrift über Gentzens Art und Wesen insbesondere dessen Briefe gerühmt hatte. „Sein Geist", heißt es da, „sowie die Schärfe und die Originalität seines Verstandes treten nirgends mehr als in seinen Briefen zutage. Anziehend durch eine glänzende Einbildungskraft, durch die Kühnheit seiner Ideen, durch die Lebhaftigkeit und die Wärme seines Stils, sowie durch einen unerschöpflichen Vorrat an dem, was die Engländer unter ‚humour' verstehen, übertrifft der Wert seiner Briefe vielleicht noch den seiner gepriesensten Werke." * Dieses hohe Lob eines Kundigen mußte, wenn man es auch bereits durch alles, was von Gentzens Briefen bisher veröffentlicht ward, bestätigt fand, den Wunsch wecken, gerade solche an Wessenberg kennen zu lernen. Er schien unerfüllt bleiben zu sollen, bis endlich in allerjüngster Zeit, beim Ordnen des Wessenbergschen Nachlasses im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, eine Anzahl davon zum Vorschein kam. Sie sind größtenteils deutsch, einige davon französisch abgefaßt und stammen aus verschiedenen Lebensperioden des großen Politikers: mehrere aus den Jahren 1809 und 1810, andere aus der Epoche der Befreiungskriege und den dem zweiten Pariser Frieden von 1815 folgenden Zeiten, wieder andere aus Gentzens zwei letzten Lebensjahren. Sie behandeln fast alle die Verhältnisse des Tages oder doch einzelne wichtige Staatsgeschäfte, auch Finanzfragen und sind, da sie einen hohen Grad von Vertraulichkeit in der Besprechung öffentlicher Dinge zeigen, schon da-

* Arneth, Wessenberg. II. 193.

durch historisch interessant und wertvoll.* Nicht minder aber sind sie es als Beiträge zur Charakteristik dessen, der sie schrieb, und ergänzen darin in willkommener Weise die oft recht lückenhaften Notizen des Journals. Namentlich dokumentieren sie — und das ist ein besonderer Reiz dieser Blätter, in denen sich Gentz unumwundener gab als vielleicht je sonstwo — mitunter eine ganz unerwartete Übereinstimmung in der Auffassung der politischen Zeitströmungen des „reaktionären" mit dem „liberalen" Staatsmann. Beide hatten sich schon in den ersten Jahren des Jahrhunderts in Berlin kennen gelernt, als Gentz noch in preußischen Diensten stand und Wessenberg dem österreichischen Gesandten Grafen Philipp Stadion als diplomatische Hilfskraft beigegeben war Damals wird neben Stadion auch dessen Legationssekretär sich bemüht haben, dem bereits weithin berühmten Publizisten den Weg nach Österreich zu bahnen.** Als bald darauf Wessenberg nach Frankfurt und Kassel ging, stand er sicher eine Zeit hindurch noch mit Gentz im Briefwechsel, denn dieser spricht im Jahre 1809 von der Wiederaufnahme einer früheren (ancienne) Korrespondenz. Davon ist uns nichts erhalten, und sie dürfte auch keine sehr rege gewesen sein. Es brauchte offenbar längere Zeit, und genauere Bekanntschaft war nötig, ehe sich zwei Männer von so verschiedenartigem Charakter wie diese beiden ineinander fanden. Gentz, der geistsprühende, glänzende Causeur von den geschmeidigsten Manieren, eitel und stolz auf die gesellschaftliche Rolle, die er in den vornehmsten Kreisen spielte, Wessenberg dagegen eine zurückhaltende Natur, nicht sehr gewandt im geselligen Verkehr und etwas ungelenk in der Konversation, wenig anziehend und gewinnend anderen gegenüber — man versteht, daß sie erst nach eingehender wechselseitiger Kenntnis ihrer guten Eigenschaften über manchen trennenden Eindruck hinwegkamen. Dann allerdings begann ein näheres Verständnis, dessen Vertraulichkeit erst wieder abnahm, als Gentz zu Beginn der Zwanzigerjahre völlig in das reaktionäre Fahrwasser geriet und Dinge verteidigte, die Wessenberg verurteilte. Aus dieser Zeit der österreichischen Repressionspolitik in Deutschland und Italien liegt denn auch kein einziger Brief vor. Erst aus den Jahren 1831 und 1832, als sich die Zeitumstände und Gentzens Auffassung derselben aufs neue geändert hatten, sind uns einige erhalten.

So zerfallen sie von selbst in drei Gruppen, von denen hier die mittlere, aus den Jahren 1813 bis 1819, mitgeteilt werden soll.*** In ihr tritt des Schreibers Hinneigung zu einer etwas freieren Staatsauffassung am deutlichsten hervor. Diese Briefe dürften daher manchem etwas Neues sagen. Durch ihre schöne Form aber werden sie sicher vielen ein Vergnügen gewähren.

* * *

Im Jahre 1812 hatte Napoleon mit einer halben Million Streiter seinen Zug nach Rußland unternommen, um seinem Herrschertriebe die fernsten Grenzen des Weltteils zu

* Wessenbergs Briefe an Gentz haben sich noch nicht gefunden. Sie dürften wohl von diesem vor seinem Tode verbrannt worden sein.

** In einem Schreiben von Gentz an Graf Kolowrat vom Jahre 1830 heißt es: „Als ich im Jahre 1802 Berlin verließ . . . begab ich mich, durch den verstorbenen Grafen Stadion und andere bedeutende österreichische Staatsmänner aufgemuntert . . . nach Wien." (Veröffentlicht von Schlitter in den „Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung", Bd. XIII.)

*** Das Ganze wird den Gegenstand einer selbständigen Publikation bilden.

erkämpfen — und war gescheitert. In kläglichen Resten kehrte die „Große Armee" wieder. Nirgends war man von diesem Ausgang des Unternehmens mehr überrascht als in Wien, wo man, mit dem Gewaltigen im Bunde, auf seine Siege Pläne neuer Kräftigung gebaut hatte. Damit war es nun freilich vorbei. Dagegen ergab sich aus dem Machtverlust des Alliierten eine neue Konjunktur, die mit Erfolg zu nützen der österreichischen Politik eine schwierige Aufgabe darbot. Metternich, der, wie wenige, sich gelenkig zu wenden und den Veränderungen des Augenblicks anzupassen wußte, hat sie zu lösen verstanden. Sofort hatte er sein Ziel ins Auge gefaßt: dem Staatsschiff der Donaumacht aus dem Kielwasser des französischen Empire heraus einen unabhängigen Kurs zu gewinnen und auf dem Kontinent etwas wie das frühere Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen. In diesem Bestreben fand er Gentz als treuen Helfer an seiner Seite. Dieser, der ursprünglich ohne festes Amt für Österreich gewonnen worden war, hatte sich in der letzten Zeit in den bureaukratischen Mechanismus des Wiener auswärtigen Amtes eingefügt und war dessen Leiter persönlich für die Zuwendung einer einträglichen Berichterstattung an den Fürsten der Walachei zu Dank verpflichtet. Bald wird ihn der Titel „Hofrat" zieren. Die große Freiheit seiner Feder, die ihm früher als Publizisten einen vollgültigen Namen verschafft hatte, war damit freilich dahin, aber so völlig ins Gewöhnliche herabgesunken, für Stellung und Gehalt zum bloßen Lohnschreiber geworden, wie man wohl gemeint hat, war er damit doch noch bei weitem nicht. Er ist jetzt allerdings ganz für Metternich; aber nicht bloß deshalb, weil dieser sein vielvermögender Chef war, sondern weil nunmehr dessen Absicht seiner seit Jahren gehegten Überzeugung entsprach, es sei die Vorherrschaft der revolutionären französischen Macht so weit zu beschränken, daß ein die Ruhe verbürgendes System politischer Gegengewichte an ihre Stelle treten könne. Erreichte man das auf friedlichen Wegen, wie es Österreichs schlechten militärischen und finanziellen Verhältnissen am besten entsprach, so war auch nach seiner Meinung viel gewonnen und ein verdienstvolles Werk, dabei mitgewirkt zu haben. Freilich werde man, wenn es ohne Krieg nicht abgehe, nicht vermeiden können, zu den Waffen zu greifen; den Versuch aber, die neue Gestaltung der Dinge diplomatisch für die Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe und des Selbstbestimmungsrechtes der Staaten auszunützen, müsse man wagen.

Die Macht, mit der man dabei ganz besonders rechnete, denn sie hielt mit ihren Zugeständnissen den Frieden, mit ihrem Gelde den Krieg in Händen, war England. Metternich sandte darum Anfang 1813 Wessenberg nach London, damit er dort zum Nachgeben rate, da Napoleon — allerdings mit allerlei Vorbehalten seiner Machtstellung — gegen Österreichs „Entremise" nichts einwandte, und Gentz gab dem Abgesandten Briefe an zwei hervorragende britische Politiker mit auf den Weg, mit denen er früher in Verkehr gestanden hatte. Es war ein kurzes Schreiben an Vansittart, ehedem Sekretär, später Kanzler des Schatzamtes, und ein langes an Mackintosh, den gelehrten Juristen, der sich jetzt in den Reihen der Whigs einen Platz im Parlamente suchte. Der erste Brief enthielt kaum mehr als den Wunsch, die alten guten Beziehungen zwischen England und Österreich wieder hergestellt zu sehen, die durch die Heirat der Kaiserstochter mit Napoleon getrübt worden waren und just Gentzen am Herzen lagen, den zwar „an Österreich langjähriger Aufenthalt, mannigfache Interessen und das Wohlwollen fesseln, das er dort gefunden", der sich aber „durch Gefühl, Überzeugung und

alles, was den Menschen in seinen eigenen Augen erheben kann, mit England verknüpft fühlt". Inhaltreicher ist der zweite Brief. Hier predigt Gentz den Frieden Großbritanniens mit Frankreich, indem er die Gründe zu widerlegen sucht, aus denen man ihm in London widerstrebte. Er stellt sich dabei als „Adoptiv-Engländer" auf „britischen Boden". „Die aufgeklärtesten Männer Ihres Landes," schreibt er, „scheinen überzeugt zu sein, daß mit einem Menschen, wie Bonaparte, jeder Friede weit gefährlicher wäre als die unbegrenzte Fortdauer des Krieges. Einzelne fügen allerdings hinzu: ‚solange Frankreich nicht in seine alten Grenzen zurückkehrt'. Diese Überzeugung setzt sich aus zwei ganz verschiedenen Elementen zusammen. Das eine ist Euer Haß gegen Bonaparte und der, den Ihr ihm gegen England zuschreibt. Das zweite ist die Idee, die Ihr Euch von der Überlegenheit seiner Begabung macht, und wie er sie gegen Euch gebrauchen könnte." Den wechselseitigen Haß will Gentz nicht bestreiten, wohl aber die Größe Napoleons, und er eifert gegen den englischen Minister Wellesley, der unlängst in einer Rede von »the great person at the head of the French government« gesprochen hatte. Für die Leute auf dem Kontinent sei dieses Phantom längst zerstört, denn sie wüßten, daß in diesem Manne nicht *eine* große Eigenschaft wohne, und daß er auch seine militärischen Erfolge weniger seinen Berechnungen und seinem Verdienste, als der schlechten Kriegführung seiner Feinde und der beispiellosen Kühnheit zu danken habe, mit der er, „der erste Charlatan der modernen Zeiten", daraus Vorteil zog. Und so fährt Gentz weiter fort, mit ungerechter Übertreibung dem Franzosenkaiser alles abzusprechen, was ihn den Briten in Friedenszeiten gefährlich erscheinen lassen könnte. Auf der andern Seite wieder setzt er die Kräfte der Kontinentalmächte tief herab, um Englands Rechnung auf sie als hinfällig, die Fortführung des Krieges als hoffnungslos und ein Abkommen mit Napoleon als das kleinere Übel zu erweisen. Denn selbst, wenn Österreich und Preußen und Dänemark und Schweden sich an Rußland anschlössen, wären sie noch immer nicht stark genug, Napoleon mit seiner Macht in die territorialen Grenzen des königlichen Frankreichs zurückzuzwingen. „Angenommen, einer Eurer ersten Männer — Lord Wellesley zum Beispiel, denn ich brauche einen, der mit allgemeinen Talenten die Kenntnisse für die militärischen Mittel eines Landes verbindet — unternähme eine Rundreise von drei oder vier Monaten von Stockholm nach Kopenhagen, von da nach Berlin und Wien und schließlich nach Rußland: mein Kopf falle auf dem Schafott, wenn er, zu Euch zurückgekehrt, nicht erklärt, daß alle diese Mächte zusammen — geschwächt, materiell und moralisch herunter, verarmt, desorganisiert durch zehn Jahre unglücklicher Kriege — weder einen einzigen General besäßen, der einen Offensivkrieg im großen zu leiten, noch einen einzigen Staatsmann, der ihre Hilfsquellen zu erschließen und zu sammeln genug Genie hätte, und daß sie deshalb außer Stande wären, Deutschland und Italien wieder zu erobern, um Frankreich auf seine Grenzen von 1792 einzuschränken! Jener Mann würde Euch auch sagen, daß in den Jahren 1801, 1805, 1806, vielleicht (obwohl ich es nicht glaube) 1809, zwei dieser Mächte noch hingereicht hätten, diesen Erfolg zu erringen, daß aber, was damals noch möglich war, nunmehr unmöglich sei und es — da bei einer Fortdauer des Krieges diese innere Schwäche der Staaten sich steigern und die großen Männer nicht wie der Regen vom Himmel fallen — in einem, zwei, fünf Jahren nur noch mehr sein würde." Darum solle man auf billige Zugeständnisse hin Frieden schließen und nicht unerreichbaren Zielen nachjagen.*

* Die beiden (französisch geschriebenen) Briefe liegen der Korrespondenz mit Wessenberg bei.

Beide Briefe erreichten ihr Ziel nicht. Wessenberg gab sie nicht ab. Er mochte dafür seine Gründe haben. Mackintosh spielte im Parlament keineswegs die Rolle, die Gentz vorausgesetzt haben mochte, und bei den Männern der Regierung fand der österreichische Gesandte, als er nach zweimonatlicher Reise, Ende März, an seinem Bestimmungsort eintraf, eine so wenig günstige Disposition für seine Anträge vor, daß ihm derartige Hilfsmittel, wie Gentzens Brief eines war, ganz unwirksam erschienen. Auch mochte er dessen Argumente, seine Geringschätzung des Imperators z. B., nicht billigen, dem er sehr schätzbare administrative Talente zuerkannte. Dazu war in England die Kriegsluft durch die Schläge, die Napoleon in Rußland erfahren hatte, gewaltig vermehrt worden, und die öffentliche Meinung ging überwiegend nach dieser Seite. Sie war jetzt überdies gerade auf Österreich schlecht zu sprechen, weil man in Wien ein von Hormayr ausgesonnenes Komplott zur Aufwieglung Tirols unterdrückt und den englischen Agenten King, der seinen Beutel dabei im Spiele gehabt, ausgewiesen hatte. Endlich — und das war das Wichtigste — hatte sich die europäische Situation inzwischen wesentlich geändert: das preußische Volk hatte seine nationale Kraft in unerhörtem Enthusiasmus dem König Friedrich Wilhelm zum Kampfe gegen den französischen Druck zur Verfügung gestellt und ihn zum Abschluß eines Waffenbundes mit Rußland gedrängt. Gut daß Gentzens Briefe nicht an ihre Adressen gelangten, in denen er seinen Kopf dafür verwettet hatte, daß nichts mehr in Europa eines offensiven Aufschwunges fähig sei. Sein eigenes Vaterland, das Volk, dem er entstammte, straften ihn Lügen. Und dazu kam, daß nun auch Österreich selbst eine kräftigere Sprache zu führen begann und den Fürsten Schwarzenberg nach Paris sandte, damit er dort die neugewonnene Unabhängigkeit der österreichischen Politik erkläre und dadurch beitrage, Napoleon wenigstens zum Frieden auf dem Kontinent zu bestimmen. Wenn das nun aber nicht gelang? Dann, meinte jetzt auch Gentz, bleibe dem Wiener Hof nur noch der Anschluß an die verbündeten Preußen und Russen übrig. Ja, er schlägt da in einem Schreiben an Wessenberg vom 30. März 1813 schon recht kriegerische Akzente an, und am 11. April wiegt er sich gar in der Hoffnung, daß nun, „wo alle Völker von gleichen Wünschen wider Napoleon beseelt seien", dieser „nicht wieder aufstehen könne". Und so war damals in der Tat die Stimmung am Wiener Hofe.

Sie schlug aber bald genug um, als der Franzosenkaiser im Mai die Verbündeten bei Lützen geschlagen hatte und an der Grenze Böhmens vorwärtsrückte. Da konnte jetzt Kaiser Franz nur mit Mühe davon abgehalten werden, die begonnenen Rüstungen wieder einzustellen, und erst als Anfang Juni ein Waffenstillstand für Österreich die Gefahr beseitigte, vor der Zeit in den Kampf verwickelt zu werden, schöpfte man neuen Mut. Am 27. Juni wurde zu Reichenbach ein Vertrag mit den Alliierten abgeschlossen, der den Beitritt der Donaumacht zur Koalition für den Fall in Aussicht stellte, daß Napoleon gewisse Bedingungen, die man ihm vorlegen wollte, zurückwies. Diese Bedingungen waren nicht allzu hart, und der Franzosenkaiser nahm auch in einer denkwürdigen Zusammenkunft mit Metternich in Dresden Österreichs bewaffnete Vermittlung an. Voll Zuversicht und Friedenshoffnungen kehrte der Minister aus Sachsen zu seinem Monarchen nach Böhmen zurück, wo auf den Schlössern von Opotschno, Gitschin und Ratiborschitz unter den Diplomaten der Ostmächte weiter verhandelt wurde.

In Opotschno und dann in Ratiborschitz, das der Herzogin von Sagan gehörte, hatte sich schon vorher Gentz eingefunden. Er ist jetzt wieder ganz — so wie er es in den

Briefen an die Engländer gewesen war — für den Frieden und hat nicht harter Worte genug für „die russischen und preußischen Faiseurs, die nur nach Krieg und Gegenrevolution (!) dürsten und keinen anderen Gedanken haben, als Österreich darein zu verwickeln". Wenn doch Napoleon von den Forderungen Franz I. nur so viel zugestehen wollte, daß Österreich „sich mit Ehren zurückziehen könnte", wünscht er in einem Briefe vom 4. Juli. Welcher Kontrast zwischen diesem und dem Schreiben vom April! Da kriegerische Entschlossenheit bis zum Leichtsinn, dort Friedenssehnsucht bis zur Hoffnungslosigkeit — ein treues Abbild der schwankenden Haltung des österreichischen Kabinetts. Aber Gentzens Sehnsucht nach dem Frieden wird nicht erfüllt werden. Auf dem Prager Kongreß, wo es weder Napoleon noch seinen Gegnern mit Ernst um einen Vergleich zu tun war, mußte auch Metternich — wollte er nicht eine unwürdige Rolle spielen — vom Frieden abschwenken, und Österreich ging ins Lager der Verbündeten.

Ein Jahr später war das Empire aufgelöst, der Imperator gestürzt und nach Elba verbannt. In Wien aber versammelte sich der Kongreß der siegreichen Mächte, um das in Unordnung geratene Europa wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Gentz und Wessenberg sind dabei beschäftigt: dieser als zweiter Bevollmächtigter Österreichs neben Metternich, jener als Protokollführer der Konferenz, die sich mit den territorialen Fragen zu befassen hatte. Natürlich fehlen jetzt unter ihnen gewechselte Briefe. Nur ein einziger ist erhalten. Er ist vom 9. April 1815 datiert, aus einer Zeit, wo alle brennenden Fragen bereits gelöst waren und die Mächte, unter sich einig, dem von seiner Insel nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon Vernichtung zugeschworen hatten. Das Schreiben betrifft das Talleyrandsche Projekt, der ersten wider jenen erlassenen Ächtungsurkunde vom 13. März noch ein zweites Schriftstück folgen zu lassen, worin dargetan werden sollte, daß auch der fabelhaft rasche Zug des Kaisers von Cannes nach Paris an der Spitze der ihm wieder zugefallenen Armee und der Umstand, daß er dort wieder die Herrschaft ergriff, an dem ersten Entschluß der Souveräne nichts zu ändern vermöchten. Wessenberg und Gentz waren gegen diese neue Kundgebung (die schließlich auch unterblieb); Metternich aber schwankte, was in dem Briefe recht launig angedeutet wird, wobei es auffällt, daß Gentz von seinem Chef nicht mehr in dem Tone unbedingter Hingebung spricht, der ihm in den letzten Jahren so geläufig gewesen war.

Der Grund hievon lag wohl darin, daß Gentz selbst auf dem Kongreß zu einer wichtigen Persönlichkeit geworden war. Und er wird noch steigen, wenn er, nach der erneuten Besiegung des verfemten Franzosenkaisers, zu den Unterhandlungen über den zweiten Frieden mit Frankreich nach Paris berufen werden wird. Als er dann im Spätherbst 1815 von dort zurückkehrte, bewog ihn z. B. der Großherzog von Baden mit Bitten, länger, als er vorhatte, in Karlsruhe zu verweilen. Kurz, er war jetzt ein Mann von Bedeutung in der großen Politik, fühlte sich und ertrug es deshalb schwer, daß man in Wien nach seiner Heimkehr weniger aus ihm machte als er wünschen mochte. Auch fiel es ihm gar nicht leicht, aus den großen und heiteren Verhältnissen in der französischen Hauptstadt, wo er mitten in den Geschäften und im Verkehr mit den hervorragendsten Persönlichkeiten, mit Wellington, Talleyrand u. a., gestanden hatte, sich in die eingeschränkte Enge des Wiener Lebens zurückzufinden, um so weniger, als hier auf den großen Festesrausch des Kongresses eine herbe Ernüchterung gefolgt war. Und dazu kam noch eins. Er hatte in Frankreich Geschmack an dem dortigen konstitutionellen Leben

gewonnen und sich gewaltig gegen die absolutistisch gesinnten Ultraroyalisten in der „unauffindbaren Kammer“ und ihre Versuche erbost, die Verfassung und mit ihr zugleich die Grundlagen der geistigen Kultur, wie er meinte, zu zerstören. Und nun fand er die aristokratische Gesellschaft in Wien — in der er fast ausschließlich verkehrte — in genau demselben reaktionären Fahrwasser. Seine Briefe sind darüber voll schlechter Laune. Überall sieht er trostlose Verhältnisse, geistige und materielle Gesunkenheit, und dazu eine Regierung, der er nichts Gutes nachsagt. „Hier“ — schreibt er am 26. Dezember 1815 an Wessenberg, der sich damals in Frankfurt aufhielt — „gibt es jetzt keinerlei Gesellschaft, keinerlei Vergnügen außerhalb seiner eigenen vier Wände, keinerlei interessante Konversation, kein Mittel, Ideen auszutauschen oder zu entwickeln. Darauf war ich vorbereitet. Aber darüber noch hinaus herrscht eine Unzufriedenheit, eine Gleichgültigkeit gegen alles Gute, ein Mißtrauen, ein Ekel, eine düstere Apathie, die alles übertreffen, was ich davon in Wien in den unglückseligsten Zeiten sah. Was in Paris geschah, wird ungefähr so betrachtet, wie Vorgänge in Caracas oder Spanisch-Guyana. Die einzige politische Frage, die man an Sie richtet, ist: ‚Wann werden sie uns das Innviertel oder Salzburg wiedergeben?‘ Es ist wahr, der Verfall der Kurse, die außerordentliche Teuerung, die Not, die daraus für viele entsteht, und das Schweigen der Regierung über jedes Reform- oder Verbesserungsprojekt erklären zum großen Teil diese nahezu feindselige Stimmung. Unter einer in jeder Hinsicht schlechten Regierung, einer schwachen und unfähigen Finanzverwaltung und der dümmsten und niederträchtigsten Polizeiadministration, die es je gab (la plus stupide et la plus infâme qui ait jamais paru sur la terre), ist das Urteil der Menge sich allein überlassen und kann nichts anderes als greuliche Vorstellungen und widerwärtige Hirngespinste erzeugen.* „Hören wir nie auf“, ruft er am Schlusse dem Freunde zu, „für den Triumph des Guten, der wahren Freiheit und alles dessen uns zu verschwören, was die Menschennatur ehrt und erhebt!“ Der wahren Freiheit! Was galt Gentzen als solche? Nach welchem Maß teilte er sie zu? Verstand er sie etwa als konstitutionelle Freiheit? Nach seinen Briefen schiene es so.

Die Situation in dem »Caput mortuum«, wie er Wien nannte, änderte sich nicht so bald. „Selten vergeht ein Tag,“ schreibt er am 3. Jänner 1816, „wo ich mich nicht über das elende Gewäsch versteinerter oder halb verfaulter Puristen — so hießen die wiener Ultrareaktionären — ärgern müßte. Diese Leute haben keine andere Furcht, als daß der König von Frankreich zu milde regieren möchte. Unsere Ansichten sind ihnen völlig fremd ... und es wird zeitig genug dahin kommen, daß Sie und ich zum Lohn unserer zwanzigjährigen Arbeiten auf die Liste der politischen Ketzer gesetzt werden.“ Und ist es

* Gentzens Zorn über die österreichische Polizei rührte namentlich von der Neugier her, mit der sie seine Sendungen aus Paris mit Beschlag belegt hatte und seine Briefe ebenso eifrig überwachte wie alle anderen. (Vergl. „Tagebücher“, I., 438.) Wessenberg sandte ihm einmal zum Gebrauche für ihre Korrespondenz eine Chiffre zu. „Ich danke Ihnen,“ schreibt er zurück, „aber ich glaube nicht, daß mir das viel nützen wird. In der sicheren Überzeugung, daß nichts dieser unanständigen Aufsicht entgeht, die Männern gegenüber, wie wir es sind, sich sicher verdoppelt, wie wollen Sie da, daß ich auch nur das Geringste der Post anvertraue? Versäumen Sie es nur nicht, mir zuverlässige Gelegenheiten zu nennen, ich werde sie stets mit Eifer benützen.“ Gentz als Opfer der österreichischen Polizei! Wahrlich ein interessantes historisches Faktum, das herkömmlichen Vorstellungen wenig entspricht.

denn nicht schon Ketzerei, wenn er den Großherzog von Baden eifrig in dessen Vorhaben bestärkt, seinem Lande eine Verfassung zu geben, wenn er mit abfälligen Äußerungen über die heilige Allianz nur zurückhält, weil er ohnedies weiß, wie Wessenberg über sie denkt, oder wenn er den Höfen Europas ihre „Wasserscheu vor allem, was nur an liberale Ideen und Formen erinnert", zum Vorwurf macht, durch die 1815 „das kontrarevolutionäre Element in Frankreich auf den Thron gesetzt wurde"? Ist das wirklich Gentz? Gentz, der verbissene Reaktionär? Der Freund jenes Adam Müller, der für den Staat nach einer theologischen Grundlage rief und der Omnipotenz der Fürsten nur mit der des Papstes ihre Grenzen zog? Fast möchte man meinen, die konnivente Natur des Schreibers habe sich in diesen Briefen ein unaufrichtiges Opfer auferlegt, um dem liberal gesinnten Wessenberg zu gefallen. Aber diese Vermutung träfe nicht das Richtige. Gentz war damals wirklich — wenn auch gewiß kein „politischer Ketzer" — so doch ein entschiedener Gegner der französischen Reaktion, von deren Attentaten auf die Verfassung und die ohnehin sehr gemäßigte Regierung des Herzogs von Richelieu er nach der entgegengesetzten Seite gedrängt worden war. Vor Jahren hatte er einmal an Johannes von Müller, den Geschichtschreiber, geschrieben: „Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Kultur bis zum Märtyrertum arbeiten." Dazu fühlte er sich jetzt verpflichtet, so wie er sich in den Zeiten der erobernden Revolution zu konservativer Abwehr berufen geglaubt hatte; denn „wenn Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden."* Nach diesem Bekenntnis, das uns ein Richtmaß für seine jeweilige Haltung an die Hand gibt, ist seine politische Gesinnung keine feststehende, sondern immer nur eine relative, von den jeweilig vorherrschenden Strömungen bedingte und beeinflußte gewesen, die sie heute mehr nach links, morgen mehr nach rechts schoben. Daher geht es nicht an, ihn irgend einer festen Parteirichtung zuzurechnen und ihn ein- für allemal mit einer Etikette zu versehen. Im Jahre 1816 wenigstens finden wir ihn durchaus als Gegner der theosophisch-reaktionären Lehrmeinung, deren Bekennern man ihn so oft beigezählt hat. Adam Müller selbst mußte das erfahren, denn Gentz lehnte nicht nur dessen katholisch-rückschrittliche „Staatsanzeigen", sondern die ganze romantische Richtung in der Staatsauffassung ab, und berief sich gegen sie auf Montesquieu und Delolme, den Verfasser der »Constitution del'Angleterre«, „die solche Stümper nicht waren, als man sie heute schildert".**

Auch stößt ihn ganz besonders das Unpraktische in der neuen Staatslehre ab. „Alles, was nicht durchaus praktisch ist, ekelt mich heute an, und hieraus entspringt eine Stimmung, in welcher es sehr schwer ist, sich mit dem Überirdischen zu beschäftigen." Freilich lag von den zwei Gebieten, auf denen Gentz praktisch zu arbeiten verstand, das eine, die auswärtige Politik, fürs erste brach. Dagegen gab es auf dem anderen, dem der Finanzen, um so mehr zu tun. Und hier leistete er jetzt „Volontärdienste", wie er an Müller schreibt, für die ihn Kaiser Franz besonders entlohnte. Österreichs Papiergeldmisere, die während der Kriegsjahre unerträglich geworden war, mußte endlich abgeholfen werden. Und wenn es früher nicht möglich gewesen war, weil die Vorherrschaft Frankreichs immer aufs neue den Frieden störte, so mußte man jetzt um so rascher die endgültig erkämpfte

* Schlesier, „Schriften von Friedrich von Gentz", IV, 176 ff.

** „Briefwechsel zwischen Gentz und Adam H. Müller", S. 221.

Ruhe des Weltteiles dazu nützen. Schon vor fünf Jahren hatte Gentz einmal seine Meinung darin abgeben können. Seitdem hat er manches, namentlich in Frankreich, gelernt und ist nun in voller Übereinstimmung mit Graf Stadion, der jetzt als Finanzminister die allmähliche Einziehung des Staatspapiergeldes mittels einer neu zu gründenden Zettelbank vorschlägt, während Wessenberg, der ebenfalls für einen tüchtigen Volkswirt galt, sich für eine rasche, unter Umständen gewaltsame Tilgung der Wertzeichen aussprach. Interessant ist nun, daß in Gentzens Briefen an den Letzteren insbesondere die Kühnheit des Stadionschen Planes gerühmt wird, der dem Kaiser zumutete, seine absolute Herrschergewalt durch die öffentliche Verpflichtung selbst einzuschränken, daß er nie wieder Papiergeld ausgeben wolle, die „konstitutionelle" Bedeutung des Schrittes, wie Gentz es nannte. Und daß Franz I. darauf einging und seinen Entschluß in den Junipatenten von 1816 aller Welt kundtat, weiß Gentz nicht genug zu betonen. Ja, selbst als das neue Unternehmen am Mißtrauen der Bevölkerung und an der neidischen Gier der Bankiers zu scheitern droht, tritt er dennoch dafür gegen Wessenberg ein und tut es mit einer Schärfe, die ihn selbst um die Fortdauer ihrer Beziehungen besorgt macht. Ein Brief vom 16. Oktober 1816 geht darin sehr weit, aber doch auch wieder in einer Form, die ihn zu dem Allerbesten zählen läßt, was Gentz je geschrieben hat. Er bleibt darin voll Zutrauen auf den nunmehr gewagten Schritt. Und er sollte Recht behalten. Denn man fand an einem höher verzinslichen sogenannten Arrosierungsanlehen, das die nötigen Deckungsmittel lieferte, einen Ausweg, und das Geldwesen Österreichs kam endlich doch in leidliche Ordnung.*

Außer den Briefen von 1816 findet sich einer aus dem Anfange des Jahres 1819 vor, der uns Gentz noch immer in derselben Sinnesrichtung zeigt.** Er freut sich über den Sieg der liberalen Regierung in Frankreich und spricht geringschätzig über die Wiener aristokratische Gesellschaft, die in dem Erfolge des Kabinetts Dessolles-Decazes einen Triumph der Demokratie beklagt. Dieses Schreiben dürfte aber das letzte Zeichen einer etwas freieren Staatsauffassung aus seiner Feder für mehr als ein Jahrzehnt sein. Der Briefwechsel mit Wessenberg hörte auf, der mit den Karlsbader Beschlüssen des Jahres 1819 nicht einverstanden war, an denen Gentz eifrig mitgearbeitet hatte. Dieser trat nun, gedrängt durch die Ereignisse in Deutschland — das Attentat von Sand auf Kotzebue vor allem —, eingeschüchtert durch die Ermordung des Herzogs von Berry in Frankreich, durch die Revolutionen in Spanien und Italien, dem „Beharrungssystem" Metternichs und seines Herrn mit seiner Überzeugung näher. Mit seiner vollen Überzeugung? So muß es wohl gewesen sein, denn die Briefe, die wir aus den Zwanzigerjahren von ihm kennen — an Müller, Pilat u. a. — atmen eine ganz andere Gesinnung als die früheren an Wessenberg. Es kommt so weit, daß er, als 1824 in Frankreich die Zensur wieder eingeführt wird und Chateaubriand dagegen auftritt, diesen, in dem er vor acht Jahren den Reaktionär verurteilte, als „Schuft" traktiert.*** Und hierin kann am Ende nichts Auffallendes sehen, wer sich jener zitierten Stelle aus dem Briefe an Johannes v. Müller

* Über die Transaktion des Jahres 1816 und die neue „Nationalbank" vergl. Beer, „Österreichs Finanzen im XIX. Jahrhundert", S. 96 ff. und 422 ff.

** Briefe aus den ersten Monaten des Jahres 1818, von denen das „Tagebuch" (II. 194 ff.) meldet, sind nicht erhalten.

*** „Aus dem Nachlaß Friedrich v. Gentz'", I, 98.

erinnern will. Durch die Gewaltsamkeiten von unten, durch Dolch und Empörung herausgefordert, erschien eben Gentzen abwechslungsweise wieder der Moment gekommen, „bis zur Halsstarrigkeit altgläubig" zu werden. Er wurde es, und er blieb es so lange, bis unter dem Regiment Karls X. „Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität" ihr Spiel auch ihm zu toll trieben, und auch ihm in Österreich die Dinge gar zu weit nach rechts liefen. Da wandte er sich aufs neue nach der anderen Seite. Und da fand er auch wieder den Weg zu Wessenberg.

1.

Wien, den 10ten März 1813.

Ich habe Ihnen durch den Courier des Gr. Metternich nicht schreiben wollen, weil ich wußte, daß Graf Hardenberg* diesen Abend nach Breslau ging, und das mir eine weit zuverlässigere Gelegenheit schien. Dem Rieger habe ich bloß ein kleines Billett mitgegeben, enthaltend ein paar Commissionen, die ich Ihnen jedoch bestens empfehle.

Die mit King vorgefallenen Geschichten sind über alle Maßen fatal. Daß er in das Hormayrsche Complot, wenigstens geldgebend, mit verwickelt war, ist schwer zu leugnen; in wie weit aber, und ob er selbst sich im Geringsten vergangen zu haben glaubt, wird erst ans Licht kommen, wenn Metternich ihm ankündigen wird, daß er von hier fort soll; bis jetzt scheint er nicht zu ahnden, daß man es weiß; und es war also keine Möglichkeit, ihn darüber zu hören. Der Tanz soll morgen oder übermorgen beginnen; und ich bin in wahrer Angst vor dieser Explosion. Besitzt man nicht sehr stringente Beweise, oder glaubt King, er habe gegen Oesterreich nicht gefehlt, indem er Tyroler und Vorarlberger Insurrections-Projekte mit Geld unterstützt, so wird die Sache sehr böse werden. Wie dem aber auch sey, King kann und darf nun nicht bleiben; und so sehr ich mich, wie Sie wissen, seiner annehme, so überzeugt bin ich jetzt von der Nothwendigkeit seiner Abschaffung. Die Bitterkeit war wechselseitig aufs höchste gestiegen. Metternich sah in ihm nichts mehr als einen Verschwörer und persönlichen Feind, King, seitdem einer seiner Couriere bey Weißkirchen angefallen und beraubt worden, in Metternich nichts als einen Minister-Banditen.** Hierzu die unheilbaren Mißverständnisse mit Hardenberg. Unter solchen Umständen ist Auflösung der Verhältnisse der einzige Rath; und ich würde Ihnen dies eröffnet haben, wenn auch nicht der Ihnen jetzt zugekommene Befehl die Sache schon zur Entscheidung gebracht hätte.

In der Hauptangelegenheit ist es seit Ihrer Abreise sehr gut gegangen. Die Nachricht von der Allianz zwischen Rußland und Preußen hat auf Metternich und, wie es scheint, auch auf den Kayser, sehr nachdrücklich gewirkt. Seit 8 Tagen wird eine Sprache geführt, die an dem endlichen Resultat der Crisis kaum mehr einen Zweifel läßt. Schwarzenberg soll in wenig Tagen nach Paris gehen, und dort erklären, daß Oesterreich aufhört, eine secondäre Rolle zu spielen, daß von Entremise und dergleichen Trash nicht weiter die Rede sein kann, daß Oesterreich für sich selbst handeln muß, und daß es die Grundsätze der Preußisch-Russischen Allianz vollkommen billigt! Wenn diese Eröffnungen

* Der hannöversche Gesandte in Wien.

** Über Kings Teilnahme an dem Komplott und den Überfall auf seinen Kurier Danelon siehe Wertheimer, „Die Revolutionierung Tirols im Jahre 1813", „Deutsche Rundschau", Juli 1904.

nicht sofort zum Frieden führen, so soll er zu verstehen geben, daß nun nichts übrig bliebe, als in dem ausgesprochenen Sinne zu handeln. So soll die Instruktion für Schwarzenberg, die freylich noch Niemand gesehen hat, lauten*; daß sie aber so lauten werde, ist gegen Humboldt** förmlich erklärt, und die von ihm darüber aufgesetzte Depesche ist von Metternich korrigirt und sanctionirt worden.*** Dieselben Aeußerungen sind Stackelberg mitgeteilt, der seit 8 Tagen wieder hier „residirt".† Dieselben soll Hardenberg — sogar mit einer eventuellen Anfrage wegen etwaniger Subsidien begleitet — nach England gelangen laßen; und ich zweifle nicht, daß man in gleichem Sinne auch Ihnen geschrieben haben wird.

Die große Hoffnung ist noch immer, daß Schwarzenberg den K. Napoleon dahin bringen werde, Deutschland, Italien und Spanien durch den Frieden abzutreten.†† Sie wißen, daß diese Hoffnung, daß der Gedanke des Ascendant, welches man über Napoleon erworben zu haben glaubt, eigentlich stets der Naevus der ganzen Unterhandlungen war. Gestern hat man nun erfahren, daß Otto††† zum Staats-Minister und Chef einer neuerrichteten Section diplomatique des Conseil d'état ernannt worden ist; und auf diesen Umstand legt Metternich einen bedeutenden Wert.

Das Wichtigste ist immer, daß unser Cabinet in seinen Erklärungen gegen Rußland Preußen und England nun dergestalt vorwärts gegangen ist, daß es schwer hält zu begreifen, wie selbst im Fall eines gänzlichen Scheiterns der Negociation — dies Scheitern müßte denn seinen einzigen Grund in ausschweifenden Forderungen von Seiten Englands haben — wir je wieder zurücktreten könnten. Also, entweder Friede auf große Bedingungen — oder Theilnahme Oesterreichs an der Coalition — ich sehe jetzt keinen andern Ausweg mehr.

Daß Ihre Lage hiedurch wesentlich und sehr vortheilhaft geändert ist, werden Sie selbst am besten begreifen; und es gereicht mir zum unendlichen Vergnügen, daß ich dies mit einiger Zuversicht glauben darf. Mit welcher Sehnsucht ich den Nachrichten von Ihnen entgegenharre, vermag ich nicht zu beschreiben; alle höchsten Zwecke und Interessen meines Lebens vereinigen und concentriren sich in diesem Moment; und Sie glauben mir gewiß, mein vortrefflichster Freund, wenn ich hinzusetze, daß die Satisfaction, die Ihnen bevorsteht, keins der geringsten Motive zur Hoffnung und zur Freude für mich ist. Der Himmel segne Sie auf allen Ihren Schritten. Gentz.

* Ganz so lautete sie nun freilich nicht. Sie ist bei Oncken, „Österreich und Preußen im Befreiungskriege", I., 439 ff., abgedruckt.

** Wilhelm v. Humboldt vertrat damals Preußen am österreichischen Hofe.

*** Metternich vertraute aber Humboldt auch das Geheimnis an, daß Österreich weder finanziell noch militärisch für die offene Teilnahme am Kriege im Stande sei. Siehe Oncken, I., 319.

† Graf Stackelberg, der Gesandte Rußlands, hatte sich 1812 während des Krieges, an dem Österreich als Hilfsmacht Napoleons teilnahm, in Graz aufgehalten, und kehrte erst wieder nach Wien zurück, nachdem der Wiener Hof mit dem Zaren einen Waffenstillstand geschlossen und seine Truppen zurückgezogen hatte.

†† In der Instruktion für Schwarzenberg hatte diese Hoffnung nicht Ausdruck gefunden; von einer Herausgabe Italiens zum Beispiel war darin nicht die Rede, von der Spaniens nur als einer Sache, die lediglich England anginge.

††† Bisher französischer Gesandter in Wien.

2.

Wien, den 30ten März 1813.

Dieſen Brief, mein vortrefflichſter Freund, erhalten Sie durch King. Die letzte Periode ſeines Aufenthaltes in Wien war für mich eine Quelle vieler böſer Stunden, da ich ihn doch einmal in dieſer Criſis nicht verlaſſen konnte, noch wollte. Hardenberg, von vielen Seiten autor malorum, war wohlweislich nach Breslau gegangen, von da er noch bis jetzt nicht zurück iſt. Indeſſen iſt King's letzter Abſchied doch noch viel erträglicher geworden, als ich geglaubt hatte. Graf Metternich, der Anfangs feſt entſchloſſen war, ihm die an Sie ergangene Depeſche zu leſen zu geben, hat nach dreywöchentlichem Aufſchub, und nachdem es ſo weit gekommen war, daß King ſeiner Seits um Rückſicht bat, jenen Entſchluß gänzlich aufgegeben und, ſtatt deſſen, ihn geſtern ſo behandelt, daß man wahrlich geneigt wird, zu glauben, er habe ſein früheres Verfahren bereut. Wie dem auch ſei, King verdient in jeder Hinſicht große Schonung und es würde mich ſchmerzen, wenn er in England Unannehmlichkeiten erlebte. Ich habe es für Pflicht gehalten, mich wenigſtens einigermaßen über die Sache zu erklären, und folgendes ſind die Worte eines Briefes an Cooke,* den ich King mitgegeben habe: »C'était une de ces complications malheureuses amenées par une espèce de fatalité plutôt que par le tort d'aucun des partis intéressés. Car je crois, en honneur et conscience, que le juge le plus sévère, après avoir mûrement examiné le cas, se verrait obligé d'absoudre également et Mr. de Metternich, et Mr. de Hardenberg, et Mr. King. Quant à la conduite générale de celui-ci, à sa loyauté, à son zèle, à ses bonnes intentions, à ses efforts infatigables pour la cause de son pays, tout homme impartial, qui les a connus, doit lui rendre un témoignage positif.« In dieſem Sinne wünſchte ich die unangenehme Sache auch von Ihnen behandelt. Und übrigens ſorgen ſie nur dafür, daß uns kein Stock-Engländer, ſondern ein wohlunterrichteter, brauchbarer, und für dieſen Horizont berechneter Menſch hieher geſchickt werde.

Sie werden nun wohl ſchon von mehr als einer Seite her wiſſen, wie ſehr ſich die Dinge ſeit Ihrer Abreiſe hier entwickelt und verändert haben. Die Allianz zwiſchen Rußland und Preußen war das entſcheidende Signal. Seitdem iſt alles in einem Sinne gegangen, der wirklich das Größte erwarten läßt. Unſre Verbindungen mit Rußland und Preußen haben ſich unglaublich ausgedehnt und befeſtiget. Vieles was zu Anfang des Februar noch in ganzer oder halber Dunkelheit ſchwebte, iſt jetzt klar geworden. Wir haben uns gegen jene beyden Höfe dergeſtalt erklärt, daß es mir jetzt faſt eben ſo ſchwer ſchiene, weiter zurückzutreten als wäre von dem Bruch des feyerlichſten Traktats die Rede. Die Inſtructionen für Schwarzenberg ſind Ihnen höchſt wahrſcheinlich mitgeteilt worden. Schw. ſelbſt hat alle ſeine Anſtalten ſo getroffen, als wenn er mit Sicherheit darauf rechnete, vor Ende des April von Paris zurück zu ſeyn. Er iſt auf jeden Fall beſtimmt, die Armee in Böhmen zu commandiren. Sein bisheriges Corps ſoll ſich binnen 14 Tagen nach Böhmen ziehen, wo alsdann 60.000 Mann verſammelt ſeyn würden. Das Corps in Galizien, über 40.000 Mann ſtark, ſoll, wenn die Sache zur Entſcheidung kömmt, durch Ungarn marſchiren, dort alles, was noch diſponibel iſt, mit ſich vereinigen, und dann nach Clagenfurt gehen, wo (in der Vorausſetzung einer raſchen Execution) vor der Mitte Juny 70.000 Mann den Marſch nach Italien antreten können. Der Kayſer ſelbſt iſt mit dem eingeſchlagenen Gange vollkommen einig; er hat vor

* Sekretär im britiſchen Miniſterium des Äußern.

8 Tagen durch den Prinzen Ferdinand von Coburg dem Kayser von Rußland und dem Könige von Preußen persönlich Versicherungen überbringen laßen, ja, gegen den letzten sogar sie durch einen Brief bestätiget.* Das Publicum ahndet noch wenig von diesen Maßregeln; ich halte aber die Entschlüsse für unwiderruflich.

Jetzt ist die größte Gefahr, die uns droht, die, welche der Zeitverlust herbey führen kann. Ich fürchte, Napoleon wird die Schwartzenbergschen Anträge weder bestimmt genug abweisen, noch annehmen. Er wird sich zu einer Friedens-Unterhandlung bereit erklären, ja vielleicht sogar, in der Hoffnung Zeit zu gewinnen, die von Oesterreich (mit vieler Weisheit, wie es scheint) ausgesprochene Basis, anerkennen, Werden dann nicht sofort Präliminarien unterzeichnet, oder läßt Oesterreich in seinen Rüstungen auch nur im Geringsten nach, so könnten schlimme Folgen daraus entstehen. Denn den Kräften des Nördlichen Deutschland setzt er bis zum 1. Juni gewiß mehr als 200.000 Mann entgegen.

Ein großes Uebel wäre es, wenn unter den jetzigen Umständen England gar zu viel Hartnäckigkeit zeigte, und sich so benähme, daß Napoleon uns sagen könnte: „Was helfen mir alle Eure weisen Vorschläge? Seht hier Eure bevorstehenden Alliirten! Nichts als Verfolgungs-Krieg wollen sie. Ihr, die Ihr mich zur Mäßigung ermahnt, kann diese Sprache von Euch gebilligt werden?" Ich gestehe Ihnen, daß ich einigermaßen erschrocken bin, als ich gestern die aus Paris mitgeteilten Berichte eines gewissen Des Bassyns gelesen habe, der mit einem Versuch, die Gefangnen-Auswechselung dort zu tractiren, in der Mitte Februar insgeheim nach London geschickt wurde, und in den ersten Tagen des März wieder abgegangen seyn muß. Es ist möglich, daß dieser Bandit, der, wie man aus seinen Berichten ersieht, ein brennender Anhänger Napoleons ist, sich in England so verhaßt, oder so verdächtig gemacht hat, daß man deshalb nichts mit ihm zu schaffen haben wollte. Aber, was er sagt, läßt in der That besorgen, daß wenigstens einige Haupt-Personen der Regierung von Friedens-Unterhandlungen gar nichts hören wollen.** — Mit welcher Ungeduld sehe ich Ihren ersten Berichten entgegen!

Seit 14 Tagen ist hier, weil mit Wallis*** gar nicht mehr von der Stelle zu kommen war, ein Finanz-Comité niedergesetzt, welches die Mittel zur Aufbringung der Fonds für bevorstehende außerordentliche Ausgaben untersuchen und Vorschläge darüber tun soll. Stadion ist Präsident, Wrbna Vize-Präsident, dann Graf Larisch, Herberstein, Barbier und zwey Hofräthe von der Kammer, Assessoren. Da die Einlösungs-Scheine† durchaus nicht vermehrt werden sollen, neue Steuern weder erträglich noch einträglich seyn würden,

* In dem Briefe Franz I. an Friedrich Wilhelm vom 19. März 1813 heißt es u. a., der Prinz von Koburg werde treu wiedergeben, was ihm der Kaiser gesagt, „wenn er E. M. versichert, daß ich an allem, was Preußen Glückliches widerfährt, stets den wahrsten Anteil nehme und nehmen werde und daß ich nie aufhören will, seine Interessen als von den meinigen untrennbar anzusehen." (Wiener Staatsarchiv.)

** Über die verunglückte Sendung Des Bassyns, den die Engländer hinhielten, bis die Sache von den Blättern ausgeplaudert und von der Regierung aufgegeben war, siehe Coquelle, Napoléon et l'Angleterre, pag. 286.

*** Graf Wallis hatte als Hofkammerpräsident den Bankbruch des Jahres 1811 durchgeführt.

† Papiergeld, das im Jahre 1810 an die Stelle der nahezu völlig entwerteten Banko-zettel trat.

und an eigentliche Credit-Operationen nicht zu denken ist, so hat Graf Metternich ein Projekt übergeben, nach welchem die Contribuablen eine zweyjährige einfache Grundsteuer entrichten, und auf die hievon erwachsende Summe (die man auf 30 Millionen schätzt), Anticipationen, unter dem Nahmen von Steuer-Scheinen in Curs gesetzt werden sollen. Ich habe das Projekt — unter den schlechten immer eins der bessern — selbst ausgearbeitet, und vermuthe, die Commission wird dafür stimmen. Dann soll Ungarn ungefähr 10 Millionen ausspucken. Doch diese 40 Millionen werden nicht gar weit reichen; vorausgesetzt auch, daß die neuen Scheine al pari gehen, welches ich deshalb glaube, weil jährl. $^1/_{20}$ derselben durch die eingehende Steuer getilgt würde, also nicht leicht zu besorgen wäre, daß man sie mit gewöhnlichem Papiergeld verwechselte.*

Meine Meynung im Ganzen ist diese: Die Frage, worauf es jetzt ankömmt, kann keine Geldfrage seyn. Hinge die Stellung von Europa an Geldfragen, so wäre alles verloren. Denn alle Welt ist rein bankrott. Heute heißt es: „Toto certatur corpore regni." Wenn die Entschlüsse nur einmal gefaßt sind, die Armeen nur einmal im Felde stehen, wird Gott sie nähren, wie er die Raben nährt. Eine große Gemeinschaft der Güter wird die Stelle aller Finanz-Operationen ersetzen; die pecuniären Probleme werden sich von selbst lösen; und die disponibeln Kräfte aller Individuen werden die Armuth des öffentlichen Schatzes vergessen machen. So ging es schon in Rußland und in Preußen. Warum nicht auch in Oesterreich und im übrigen Deutschland? Es scheint mir, daß Würtemberg, Bayern, ja selbst Sachsen, bedeutende Demonstrationen machen, um sich Oesterreich zu nähern. Was unser Cabinet seit 6 Wochen in der Meynung der übrigen gewonnen hat, können Sie sich kaum vorstellen. Der Kayser von Rußland und der König von Preußen behandeln den Grafen Metternich heute wie ihr Orakel und den ersten Staatsmann der Zeit. Andre sind nicht abgeneigt, in diese Loblieder einzustimmen. Und in der That — er hat sie verdient.

Jetzt noch ein Paar Commissionen, mit denen ich Sie um so mehr belästigen muß, da ich, leider, alle Ursach habe zu glauben, daß der arme Kraus** nie nach England gekommen ist, sondern in Schweden sein Grab gefunden hat. Ich mögte gern $^1/_2$ Dutzend Hemden vom allerfeinsten Percal haben, die man in London fertig findet, und die gewiß ein menschenfreundlicher Courier für mich mitnimmt. Von Büchern vor der Hand nur: A historical view of the domestic Economy of Great-Britain etc. by George Chalmers, continued to 1812 (Longman et C.). Von „Edinburgh-" und „Quarterly Review", und vom Cobbet, sowohl „Register" als „Parliamentary Register" bis aufs Neueste.

Leben Sie wohl, mein würdiger Freund, und schreiben Sie mir bald und viel.

(Fortsetzung folgt.) Gentz.

---

* Gentz irrte. Metternichs Entwurf wurde von der aus Mitgliedern der Tilgungsdeputation und Beamten der Hofkammer zusammengesetzten Kommission nur teilweise angenommen. Es ward ein Gesetz beschlossen, das zwar den Gedanken der Antizipation eines Teiles des Staatseinkommens festhielt, und auch den einer jährlichen Tilgung aus den Steuern, aber mit den 45 Millionen „Anticipations-Scheinen" doch nur, weil man sich nicht verpflichtete, sie nicht zu vermehren, ein neues, schlecht fundiertes Papiergeld schuf. C. S. Luckwaldt, Österreich und die Anfänge der Befreiungskriege. S. 194.

** Kurier.

Stimmungen vom Salzburger Musikfest.

Von Dr. Ernst Decsey.

Und alle Fremden, die nach Salzburg kamen, sprachen von den vielen Fremden, die nach Salzburg kamen. In der Tat: die Legionen der Gebirgspilger, die Legionen der München-Pilger und aller anderen Pilger sind neuerlich durch das Korps der Mozart-Pilger so verstärkt worden, daß man von den vereinigten Pilgerchören mit dem römischen Juristen sagen kann: crescunt in duplum. Man landete an dem vielgesuchten Strande der Salzach, gleich Hanteln seine ehrlich-schweren Reisetaschen in den Händen und hörte an allen Hoteltüren dasselbe achselzuckende Wörtlein: Alles besetzt! Zerknirscht blieb man eine Weile stehen. Aber der Mensch schaut im Stehen dumm aus, bemerkt einmal Rosegger und dies bedenkend, zog man weiter und ließ sich vom nächsten Hotelportier wiederum beruhigend versichern: Alles schon besetzt! Zuletzt kam man in die Verzichterstimmung des Tamino, der vergeblich in den Weisheitstempel strebt und sagte sich mit dem geprüften Prinzen: Auch hier ruft man zurück! Schließlich ist man hochzufrieden gewesen, wenn man für einer Nacht gesichertes Quartier das zahlen durfte, was der deutsche Bürger für ein Monatzimmer herzugeben pflegt. Und machte sich seinen Reim auf eine der vielen Bedeutungen Mozarts, auf eine, die ihm selbst am wenigsten eingefallen wäre: auf seine wirtschaftlich-industrielle. Ja, auf die gute Salzburger Stadt regnet unaufhaltsam eines himmlischen reicher Segen nieder: Mozarts Segen, den sie so gerne ihren Sohn nennt, und den man richtiger den Vater dieses Städtchens nennen könnte, denn er ist es, der ihr Bedeutung und Persönlichkeit, Schicksal und auch — „Anteil" gegeben hat. Er hat diese Stätte eingeweiht, weil er sie betreten hat und wie gewöhnlich die Enkel bei süßen Früchten im Schatten des Baumes sitzen, den der Ahne einst gepflanzt hat, so heimsen auch hier einer unsterblichen Seele Vollertrag die kleinen Sterblichen ein, denen Gegenwart eine Gunst ist.

Alle Fremden in Salzburg sprachen von den vielen Fremden in Salzburg. Aber eigentlich sind lauter gut Bekannte dagewesen: die ganze österreichische Musikwelt, alles, was gut und teuer ist. Nie hat man so oft an einem Tage die geflügelten Worte gehört: „Jessus, sind Sie auch da?" und „Was machen denn Sie da? Serwus!" Und einer erzählte es dem andern, was er da mache. Gewöhnlich war es Musik. Scharen von Philharmonikern bevölkern die Cafés und der Wiener Musikerwitz springt in tollen Kapriolen auf. Kritiker und Sänger sprechen von Kritikern und Sängern, Fachkollegen von Fachkollegen. Natürlich immer das Beste; wie eben gute Bekannte von ihren guten Bekannten. Jünglinge mit Beethoven-Mundwinkeln brüten in Ecken des Café Bazar. Still und nachdenklich wandelt Ludwig Bösendorfer vorüber. Jemand fragte ihn: „Warum gar so still und einsam?" Und Bösendorfer sprach, mehr zu sich selber als zu dem andern: „Ich habe heute Tränen gehabt, nach dem Adagio von Bruckner. Welche überirdische Weihe, welches Ausserben! Und welche Steine hat man dem Armen in den Weg gelegt! . . . Und still und nachdenksam ging er weiter. Da plötzlich taucht Gustav Mahler auf der Straße auf und alles stürzt zu den Fenstern: ihn zu sehen, als hätte man ihn nie gesehen. Mahler ist immer ein Persönlichkeitsschauspiel; man wittert den Diabolus wie man ihn bei Paganini gewittert hat. Also stürzt man zu den Fenstern. Wenn ich sagte: Scharen von Philharmonikern bevölkertern die Cafés, so ist das nur zur Hälfte wahr; so weit es nämlich

mit Gustav Mahler vereinbar war, seit er ankam. Da hatten die Herren harte Robottage, denn er probierte jeden Tag, zu jeder möglichen Stunde, auch in die Nacht hinein. Man ärgerte sich vielleicht, wenn man so lange im Orchester sitzen mußte; aber man ärgerte sich mit Anerkennung und mit Selbstbewußtsein, denn man ahnte, was man leisten werde.

Ein sehr bedeutender Musiker fragt Gustav Mahler nach einer dieser Proben: „Warum probieren Sie denn in einemfort, Herr Direktor? Sie haben ja ihr Wiener Ensemble, das alles auswendig weiß, das Sie kennt und das Sie kennen!" „So", erwiderte Mahler, „spielen wir denn nicht in einem ganz anderen Hause? Ist denn unser Figaro nicht auf das große Wiener Haus gestimmt? Muß ich nicht erst versuchen, wie ich hier, in dem Theaterl das Figaro-Filigran herausbringe? Muß ich nicht vielleicht akustisch und optisch alles ändern? Die Figuren der Sänger erscheinen auf dieser kleinen Bühne schon viel größer; also müssen sie wahrscheinlich viel leiser singen." So stellte er denn den Figaro auf die Akustik und Optik dieses traulichen Theaters ein. Und der Wiener Figaro auf der Salzburger Bühne war etwas, um dessentwillen sich die Reise von Paris oder Berlin her verlohnte: man hätte es nirgends wieder sehen können. Es war die eigentliche Mozartfeier in dieser siebentägigen Mozartfeier. Alles war davon besessen und man spürte, daß Schrittmacher der Großen zu sein, auch Größe erfordert. Im „Don Giovanni" wird Manches unvergessen bleiben; der „Figaro" ist eine Unvergeßlichkeit ... Wenn man die vielen Fremden sah, wunderte man sich, wie alle in dem Theater, das etwa 1000 Plätze hat, Platz finden konnten. Des Rätsels Lösung ist die gewesen: es fanden eben nicht alle Platz. Dies, obwohl das vorsorgende Komitee vier Vorstellungen, also jede zweimal angesetzt und den alten Grundsatz neu angewendet hatte: Teile und herrsche. Allein schon in der zweiten Aufführung des „Don Giovanni" waren Sitzplätze nicht mehr zu haben: nicht gegen Geld, geschweige denn gegen gute Worte; also hingen wir, wie in seligen Wiener Burgtheatertagen, oben auf dem Olymp und es war nicht bloß der Schweiß unseres Antlitzes, in dem wir uns diesen Mozart verdienten. Aber schließlich: was tut man nicht alles fürs Vaterland und in der Tat — dies war ein Kulturfest der Österreicher. Das Beste, was Österreich hervorgebracht hat, seine Musik wurde offenbar in diesen Tagen, die Musik Mozarts, die Musik Beethovens, der ein am Rhein geborener Wiener war, die Musik Bruckners, des österreichischen Kindes. Und wir fühlten: die Tonkunst ist genug, um Österreichs Unsterblichkeit zu sein. Si fractus illabatur orbis austriacus — seine Musik wird weiterschwingen und -klingen in Zeiten und Welten hinaus, die Menschenherzen je erleben.

* * *

Ach, wie schön ist es, hier nächtlich gassatim zu gehen, unterm Sternenschein durch diese alterzbischöflichen Zeilen, an den träumenden Häusern vorbei, über den toten Residenzplatz, wo nur noch die rauschenden Wasser des Hofbrunnens leben. Es sind hier Stimmungen, die ihren Dichter brauchten, wenn sie nicht schon ihren Tondichter gefunden hätten: Mozart, Wolfgang Amadeum Mozart. Kennt einer die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl von Brentano? Hier könnte er sie empfinden lernen, die weichen Mollakkorde der Brentanostimmung. Dort drüben, wo die Post ist, wo unter Bäumen die Grenadiere Schildwacht gestanden haben mögen, kann die einsame traurige Alte gelegen haben, auf den Stufen eines herzoglichen Hauses; und drüben in dem Garten von

Mirabell mit seinen Mauerschnörkeln, Schnörkelstatuen, Ochsenaugen, Heckenwinkeln, Laubtunnels könnte die schöne Gräfin aus halbem Fenster hinabgesehen haben, die Grossinger, der der Herzog nachmals diesen süßen Namen gab: Voil de Grace. O Melancholie der Vergangenheit! Wie wehst du uns durchs Herz, das ewig bittende, wenn wir hier unsere Stunde verträumen, in diesem alten Naturtheater, dem dunkeldunkelverschatteten; wenn wir unsere stille Stunde mit dem fürstlichen Herrn Wolf Dietrich zubringen und den anderen, die mit Behagen Schloß und Garten bauten, mit Behagen in einer geschichteten Gesellschaft lebten und mit Demoiselen in Terassenfrisuren behagliche Spektakel genossen, damals, in den barocken Jahren, die nun tot sind, und schöner scheinen, weil sie tot sind! Und eine andere Melancholie weht uns an: die Melancholie der Gegenwart, wenn uns der traurige, zweifarbene Kirchenbau ansieht, den unsere unbehaglich bauende Zeit draußen aufgerichtet hat. Oder wenn man in der neueren Stadt vor einem Amtsviereckbau gestanden hat, der nach dem Präliminare oder dem Pauschale aussah, der auf kaltem Weg erzeugt, so gar kein Talent hatte, mit dem Stil der alten Stadt zu einem Klange zu verschmelzen. O, wie schön ist es, ihm auszuweichen, nächtlich in der Altstadt gassatim zu gehen, unter dem Sternenschein, und auf einmal die Sehnsucht nach einer vollen Harmonie zu empfinden: nach Klängen, die diese Winkel füllten, die hier in diesen Büschen, Gängen, Laubtunnels leise schluchzten, heimlich kicherten, flüsterten und erstürben. Es ist die Mozart-Sehnsucht. Hier mußte man ihn spielen. Hier ihn hören: seine Divertimenti, Kassationen, Serenaden, hier die selige Haffnermusik von ein paar Musikanteln, von Flöte, stillen Hörnern, Geige, Bratsche und Bassetl .... Man hat in Salzburg viel Mächtiges gehört in diesen Tagen; nur diese einfache und wunderbare Harmonie nicht, die man nur in Salzburg hören könnte. Man gab uns Mozart feierlich in der Aula academica, in einem schönen, hellen, ehrwürdigen Saal, man spielte eine Sinfonie, dann ein Konzert, noch ein Divertimento — viel Mozart — und nach dem Olympier noch den Titanen: Beethoven, die fünfte Sinfonie. Es war zu viel. Und: das Divertimento, wars nicht „fehl am Ort“? Wer ertrug Freiluftmusik zwischen lastenden, schließenden Mauern? Wer ertrug hier eine eigenartige Kunst, die am köstlichsten aus dem Leben zu verstehen ist, mit dem sie verschmolzen war, dem Leben, das sie verschönte, indem sie ihm diente? Nein! Kein Wunder, daß Beethoven des Tages Triumphator wurde, so wie es Bruckner in dem anderen Festkonzert geworden ist. Nein, man hatte zu viel schönen, zu viel feierlichen Mozart, und doch nicht den lebendigen, der nach einem Worte Nietzsches, das Zeitalter Ludwig XIV. und die Kunst Racines und Claude Lorrains in klingendem Golde herausgab. Ach, ich hätte eine schöne Lebensstunde dran gegeben, statt von dem alt gewordenen Saint Saëns ein Klavierkonzert oder von dem trefflichen Pianisten Peters die halbe Edition Peters — vom jungen Mozart ein Divertimento zu hören, eine Kassation oder Serenade dort in den Laubtunnels, den Heckenwinkeln, den Büschen des Gartens Mirabell, während Frauen mit sehnsüchtigen Augen in die Nacht lauschten, und dann nächtlings gassatim gehen zu können, die seltenste der Harmonien im Herzen: die Harmonie von Kunst und Leben.

* * *

In die rauschenden Festakkorde dieser Woche haben die Salzburger Herren geschickt eine gesellschaftliche Note einzufügen gewußt, und man dankt ihnen, wenn man sich des Abends im Kursalon erinnert. Eine durch ihre Unfeierlichkeit warm stimmende Begrüßung.

Die österreichische Musikwelt füllt den Saal: Alles, was gut und teuer ist. Inmitten an achtzig Plätze, reserviert für einen ganz besonderen Künstler, die Wiener Philharmoniker. Man dachte: die Herren vom Komitee verstehen es. Musterhafte Wirte, lächelnde Märtyrer. Der ganzen Menschheit Jammer ist ja in dem einen Worte Komiteemitglied zusammengepreßt. Denn Komiteemitglied eines Musikfestes zu sein, heißt sich freiwillig schinden und rösten lassen zu anderer Vergnügen, und man bewundert solche Idealisten im Frack, die wahren Opfer der Volkswut. Man hatte demnach alle Ursache, die Salzburger Herren anzustaunen wie gelenkig sie hantierten, wie routiniert sie den Apparat bedienten und wie angenehm sie lächelten. Später kamen große Augenblicke, Augenblicke, in denen Reporter „Bewegung" verzeichnen. Lilli Lehmann betritt den Saal. Man akklamiert die Dame, die Frau Cosima von Salzburg. Richard Strauß betritt den Saal. Man akklamiert den Meister. Es wird auf dem Begrüßungsabend viel und anhaltend begrüßt; es kommen später Feierlichkeiten, Höhepunkte: die Reden. Bei solchen Gelegenheiten geht es nicht ohne Festrednerpathos ab, nicht ohne oratorisches Forte und mächtige Geste. Auch die Gemütskiste wird von Zeit zu Zeit geöffnet, der Held als Mensch, als kulturelle Erscheinung gewürdigt, sein Werk in bläuliches Licht getaucht und von allen Seiten beleuchtet. So ist es immer. Zuletzt hatte Lilli Lehmann sich erhoben und mit melodiösem Organ noch allen Mitarbeitenden gedankt und einiges vom künstlerischen Vermächtnisse fallen lassen. Es war ehrlich. Es war gut gemeint. Es machte alles Wirkung. Aber, wie immer, so reizte sonore Feierlichkeit auch hier den Oppositionsteufel hervor, der sich, natürlich nur im Stillen, ganz con sordino, vornehmen ließ: O Mozart! Hätte man dich in deinem armen Leben einmal so offiziell gefeiert, so akklamiert, in bläulich Licht getaucht und von allen Seiten beleuchtet, o Mozart, dessen Anstellungsdekret man hinter Glas und Rahmen nun studieren kann, und das dir bare 800 Gulden fürs Jahr verhieß! Aber die Geschichte liebt die Ironien. Käme heute einer wieder so wie du, mit neuen Bildern der Welt die Seelen ganz zu füllen, käme einer mit der „Abstoßungskraft des Gemeinen" wie du, von der Kürnberger sagte, daß sie den guten Musikanten für ewig zum guten Menschen macht — es würden alle Festflöten jählings verstummen und die Spießer aller Welt würden dich aushungern, wie sie jeden ausgehungert haben, der aus der oberen Welt kam. Der Herr Fachkollege würde dir schlechten Geschmack nachsagen, wie damals als der Don Giovanni neu war, und wenn du deinen Platz an der Tafel der Meister reklamiertest, sagte dir der Aufwärter: „Alles schon besetzt!" Vielleicht gingest du zum Mozart-Fest und hörtest an den Türen vornehmer Hotels: Alles schon besetzt! und kämest in Taminos resignierte Stimmung, der da sagt: Auch hier ruft man zurück! Es ist wahrscheinlich, ja es ist gewiß, daß der Mozart redivivus — wie hätten wir sein nötig! — denselben alten häßlichen Leidensweg müßte gehen, dasselbe schwere Kreuz der Schmerzen müßte tragen, wie alle, alle, denen das Schicksal die furchtbare Gnade Genie in die Wiege legte..... Einer der „Wenigen, die was davon erkannt, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten" .... Aber nach 100 oder 120 Jahren würde man dem Manne Lorbeern winden, dessen Ahnen Maurermeister und Buchbinder gewesen, man würde Feste feiern, es kämen viele Fremde und man sagte: „Wie war er einfach, arm und kindlich sowie göttlich!" Und die Enkel würden wiederum bei süßen Früchten im Schatten des Baumes sitzen, den der Ahne einst gepflanzt, und einer unsterblichen Seele Vollertrag fiele den kleinen Sterblichen anheim, denen Gegenwart eine Gunst ist.

Ein Gutachten Heinrich Laubes über französisches Theater in Wien.

Mitgeteilt von Alexander von Weilen.

Das folgende Aktenstück, aus der Generalintendanz der Hoftheater, vollständig von Laubes Hand geschrieben, bildet die Antwort auf ein vom Minister des Innern, Bach, an den obersten Chef der Hoftheater, Grafen Lanckoronski, geleitetes Gesuch eines gewissen Jean Bertrand Briol, ein französisches Theater in Wien errichten zu dürfen, das auch italienische Opern, Konzerte und Bälle zu geben berechtigt sei. Am 25. Juni 1853 übersendet Lanckoronski Laubes Gutachten ans Ministerium, unter Hinzufügung seiner vollkommenen Zustimmung, die er noch durch einen Hinweis auf französische Komödien, die vor einigen Jahren im Hofoperntheater stattgefunden, unterstützt. Laube war damals in der Geschichte des Burgtheaters noch wenig erfahren, sonst hätte er sich kaum die treffendsten Argumente, die er aus dem Kampfe des französischen und deutschen Schauspiels im XVIII. Jahrhundert am Wiener Hofe hätte holen können, entgehen lassen. Das Gesuch wurde abgelehnt, ebenso wie ein anderes einer Marie Tenes, die von September bis Ende Dezember französische Komödien in einem der Vorstadttheater spielen will. Laube schrieb:

„Eure Exzellenz haben mir aufgetragen, ein motiviertes Votum vorzulegen über die Frage: ob es im Interesse der dramatischen Kunst und insbesondere des k. k. Hofburgtheaters gelegen sei oder nicht, daß in Wien ein stehendes französisches Theater errichtet werde. Es ist diese Frage schon zu wiederholten Malen theoretisch und praktisch in deutschen Landen aufgeworfen und entschieden worden. Selbst die Theorie, in Deutschland so gerne kosmopolitisch, hat sich selten oder gar nicht für ein stehendes französisches Theater erklärt und die Erfahrung hat ohne Ausnahme erwiesen, daß ein solches Theater dem deutschen Schauspiele tiefen Schaden bringt und doch nie und nirgends hat bestehen können. Es ist eine Treibhauspflanze, welche trotz allen Aufwandes an Pflege und Geldopfern überall nach kurzer Zeit verdorrt und überall nur die Wirkung mit sich bringt, dem deutschen Schauspiele Aufmerksamkeit, Pflege und Unterstützung zu entziehen.

Keine Stadt lehrt das so deutlich wie Berlin. Dort hat man, nach Absonderlichkeiten begierig, immer und immer wieder versucht, ein stehendes französisches Theater zu erhalten. Durch die sogenannte französische Kolonie, welche nach Aufhebung des Ediktes von Nantes dort begründet worden, hat sich in Berlin ein zahlreicher Stamm von Familien erhalten, welche französische Sprache und Sitten in sich forterben und also ein quasi nationales Publikum für französisches Schauspiel darbieten. Und trotz alledem hat das dortige französische Theater nie ein anderes als ein erkünsteltes Scheinleben erringen und hat nie ohne stärksten Zuschuß, ja nicht ohne fast vollständige Besoldung aus der königlichen Kasse bestehen können. Die Beschädigung des deutschen Schauspiels aber hat es vollständig zuwege gebracht: Es ist notorisch keine Hauptstadt in Deutschland vorhanden, deren gebildetes Publikum ein so geringes Interesse am deutschen Schauspiele nimmt als das Berliner, keine Hauptstadt, deren deutsches Schauspiel im Verhältnis zu den reichlichen Unterstützungsmitteln von Seite des Königs eine so ungenügende Kunstform und Lebenskraft zeigt als das Berliner. Nach zwanzigjähriger aufmerksamer Betrachtung der dortigen Theaterverhältnisse glaube ich positiv behaupten zu können, daß gerade der hartnäckige

Versuch mit einem stehenden französischen Theater die wichtigste Ursache des Schauspielverfalles in Berlin ist. Wunderlich schlagend ist dabei die Bemerkung, daß gerade das feine Konversationsstück und graziöse Ensemble, welche man am leichtesten gefördert zu haben glaubt durch das stets vorhandene Vorbild französischer Darstellung, daß gerade dies im Berliner deutschen Theater mangelhaft geblieben und in Wien, wo man kein stehendes Vorbild hat, am günstigsten ausgebildet worden ist, auf dem k. k. Hofburgtheater. Ein in der Tat merkwürdiger Beweis, daß gerade in dieser Kunst, der lebendigsten von allen, das fremdartige Vorbild nicht wie in anderen Künsten die erwartete Wirkung äußert. Das Schauspiel hängt organisch und eng mit der Landesart und Sitte zusammen und kann nur aus dieser gesund emporwachsen. Die kleinen äußerlichen Vorteile, welche eine ausgebildete fremdländische Form darbietet, verschwinden vor den Nachteilen, welche fremder Geist, fremde Sitte, fremder Inhalt, den Sinn verwirrend und den Geschmack beunruhigend mit sich bringt. Die dramatische Kunst kann nicht gedeihen, ohne eine gewisse herzliche Teilnahme des Publikums, ohne eine gewisse Sammlung dieses Publikums. Diese Teilnahme und Sammlung wird systematisch zerstört, wenn man durch äußere Reizmittel oder durch kuriose Reizmittel — und ein Schauspiel in fremder Sprache ist das letztere — die Zerstreuung weckt, die unergiebige Vergleiche hervorruft und den einfachen Sinn vernichtet. Es entstehen dann sofort Koterien von sogenannt exklusivem Geschmack, welche heimatliche Formeln bekritteln, um ihre ungewöhnliche Kenntnis fremder Sprache und Art an den Tag zu legen. Andere ahmen diese Exklusiven wieder nach, um auch apart zu erscheinen und der Auflösungsprozeß eines nationalen Geschmackes entwickelt sich in reißender Schnelle; ein gesammeltes Publikum zersplittert sich anfänglich in Parteien, später in Atome und das nationale Schauspiel bezahlt am Ende alle Kosten. Es hört auf, ein natürliches Bedürfnis der Bildung zu sein, es wird allmählich ein Gegenstand bloßer Neugier und verfällt endlich der Gleichgültigkeit, weil man ihm im Sinne eines übereizten kosmopolitischen Geschmackes mit einem gewissen Rechte nachsagen kann: daß es nichts Vollständiges leiste.

Genau so ist es in Berlin ergangen, und ersichtlich infolge fremdartiger theatralischen Reizmittel, namentlich der Einführung eines französischen ständigen Theaters. Vor Einführung dieses fremdartigen Reizmittels hatte Berlin unter Ifflands Direktionsführung ein geschlossenes, jedermann interessierendes Theaterleben, wie es jetzt Wien noch hat in seinem Burgtheater. Mögen wir davor bewahrt bleiben, diesen Zerstörungsgang des nationalen Schauspiels nachahmen zu müssen.

Die ökonomischen Nachteile für das k. k. Hofburgtheater bei Einrichtung eines stehenden französischen Schauspiels liegen auch für die Kurzsichtigen auf der Hand. Das Hofburgtheater wird vorzüglich von demjenigen Teile des Publikums besucht, welcher allein durch seine Bildung Publikum des französischen Theaters werden könnte. Das Hofburgtheater würde also indirekt allein die Geldkosten tragen für ein französisches Theater. Man sage nicht, daß unser Publikum zahlreich und reich genug sei für zwei solche Theater. Eine Zersplitterung beeinträchtigt immer die Kasse und wenn zu deutscher Oper, italienischer Oper und zum Burgtheater auch noch ein stehendes französisches Theater käme, so ist eine solche vierte stehende Ausgabe auch für die Wohlhabenden und Reichen zu viel und sicherlich wenigstens eine Veranlassung zur Beschränkung seiner bisherigen Theaterausgaben. Der anliegende Plan für das französische Theater ist zudem auf einen

sehr stattlichen Stil in den Preisen eingerichtet: das Abonnement der Logen zum Beispiel (1200 fl.) ist um 200 fl. höher als bis jetzt im Burgtheater gewesen; es wird also dem Publikum zugemutet, für das fremde, keines Aufwands in Kostümen, Dekorationen und Komparserie bedürftige Schauspiel mehr zu zahlen, als für das nationale Burgtheater, und wenn ich auch keinen Augenblick zweifle, daß sich trotz solcher Preise das französische Theater nicht halten könne, so ist doch, so lange es da ist, ein großer ökonomischer Verlust für uns sicher.

Ein weiterer ökonomischer Verlust entsteht uns durch das französische Repertoire. Ein siebenmal in der Woche spielendes Theater, wie das Burgtheater, kann niemals die Bearbeitung französischer Lustspiele ganz entbehren, wie streng und wählerisch man sich auch verhalten möge gegen das ganze Eindringen einer fremden Literatur. Um Einförmigkeit und Langweiligkeit nicht einreißen zu lassen, wird man immer darauf bedacht sein müssen, zuweilen die leichten französischen Spiele einzustreuen. Das wird aber unmöglich gemacht, wenn in derselben Stadt, vor demselben Publikum dieselben Piecen schon vorher in der Originalsprache gegeben worden sind. Ihr Reiz ist dadurch verbraucht, und das Repertoire des Burgtheaters verliert diesen wichtigen Beitrag zur Mannigfaltigkeit, verliert also auch an täglicher Anziehungskraft und demgemäß an Einnahmen.

Kurz, vom gewöhnlichen wie vom höheren Standpunkte angesehen, brächte die Errichtung eines stehenden französischen Theaters dem Hofburgtheater nur Nachteile, und wer an der Erhaltung und Förderung dieses Institutes wahrhaften Anteil nimmt, müßte die Errichtung eines stehenden französischen Theaters in Wien für ein Unglück erachten. Dies ist das Votum, welches gewissenhaft abzugeben sich gedrungen fühlt

Euer Exzellenz
treu gehorsamer Diener
Laube."

Wien, den 15. Juni 1853.

Der Gruß.

Von Felix Braun.

O Dante, über dessen tiefstes Träumen
So hoch der Traum zu Beatrice ging,
Daß ihres Grußes zürnendes Versäumen
Dein Herz als namenloses Weh umfing —:
Mir ist in diesen herbstlich-reifen Tagen,
Als müßte ich das Leid, das sie dir bot,
Wie eine Leuchte in den Händen tragen,
Die jeder Atemzug der Nacht bedroht.

Mir ist, als müßt' ich der entgegengehen,
Für deren Namen einst mein Lied erklang
Und dessen Laute mir die Stirn umwehen
Wie immer näher flutender Gesang.
Und doch: mir bangt, daß jenes Lichtes Spende
Erlischt und zitternd meiner Hand entfällt,
Wenn sie mir Fremdling lächelnd beide Hände
An ihres Hauses Tür entgegenhält . . .

Chronik.

Geschichte.

Es soll hier in der Art oder vielmehr in weiter gezogenen Linien als es in diesen Blättern für das Jahr 1904 geschehen ist,* ein Bild des geschichtswissenschaftlichen Betriebes in Österreich für das Jahr 1905 entrollt werden. Indem dabei die Betätigung der einzelnen Nationen als Einteilungsgrund gewählt wird, muß doch bemerkt werden, daß dem Bearbeiter für die Darstellung des Schaffens bei den nichtdeutschen Völkern fast ausschließlich nur Mitteilungen befreundeter Fachgenossen zur Verfügung stehen, deren größere oder geringere Ausführlichkeit auch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Anordnung des Stoffes bedingen muß. Mit dem herzlichen Danke für werktätige Unterstützung muß sich die Bitte um Nachsicht für manche vielleicht ungerecht erscheinende Unvollkommenheit verbinden.

Deutsche.

Daß, wie auf anderen Gebieten, auch in der österreichischen Geschichtswissenschaft die deutsche Arbeit im Vordergrunde steht, wird kein Einsichtiger in Frage stellen wollen. Über die nationalen Grenzen hinaus nimmt auf dem Gebiete der antiken so gut wie der modernen (mittleren und neuen) Geschichte die Universität Wien mit ihren Instituten, gefördert durch Kommissionen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, eine zentrale Stellung ein. Wie für die moderne Geschichte das Institut für österreichische Geschichtsforschung, ist für die antike Geschichte das österreichische archäologische Institut die führende Anstalt.** Eine der größten Organisationen ihrer Art, mit reichem Personalstand und reichen Mitteln, geleitet von Otto Benndorf, einem Manne, bedeutend nicht weniger als Organisator denn als Mann der Wissenschaft, völlig eingelebt in alle Gebiete der Altertumskunde und der Vielheit ihrer Erscheinungen gegenüber von selten fehlendem, immer kritisch begründetem Urteil. Die Ziele des archäologischen Instituts kommen am deutlichsten in den „Jahresheften“*** zum Ausdruck, welche unter der hingebenden Redaktion Benndorfs zu einem allseits anerkannten Organe der Altertumswissenschaft geworden sind. Der im vergangenen Jahre aufgelegte 8. Band erfreut, wie sein Vorgänger, durch Reichtum und Vielgestaltigkeit des Inhalts. Patsch handelt hier über die Bedeutung des heute verödeten Savestusses als antiker Verkehrsstraße, Adolf Wilhelm, der ausgezeichnete Kenner griechischer Inschriften, erläutert aus solchen, wie wenig anmutend sich das Leben im Hellas des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts gestaltet hatte. Jedes „Jahresheft“ enthält einen eingehenden Bericht über den Fortgang der ausgedehnten Ausgrabungen in Ephesos, die von dem Sekretär des Instituts, Rudolf Heberdey, mit vollendeter Sachkunde und zäher Energie geleitet werden. Die bisherigen ortsgeschichtlichen Ergebnisse hat Benndorf in seinem Aufsatze „Zur Ortskunde und Stadtgeschichte von Ephesos“ (1905) bekanntgemacht. Darüber hinaus aber ergeben die Grabungen immer neue bedeutsame Beiträge zur Kulturgeschichte namentlich des „silbernen“ Kaiserzeitalters, des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. In den Jahren 1902 bis 1903 ist man auf die Spuren einer auch inschriftlich bezeugten Bibliothek gekommen, die ein reicher Ephesiner seinen Mitbürgern mit fürstlicher Freigebigkeit gestiftet hat und im Vorjahre glückte es Heberdey, sie vollends aufzudecken: ein reich ausgestatteter Raum für die zahlreichen Gelehrten und Schönredner des „Zeitalters der zweiten Sophistik“, zugleich ein sprechendes Zeugnis für die Einrichtung der antiken Bibliotheken. Auch aus den in Ephesos gewonnenen Inschriften werden sich noch viele Ergebnisse allgemeinen kulturgeschichtlichen Inhalts gewinnen lassen und in dem großartig angelegten Werke „Forschungen in Ephesos“ mitgeteilt werden, dessen 1. Band vor kurzem (1906) erschienen ist. An der vor allem klassischen Stätte der Altertumswissenschaft selbst aber, zu Athen, wird dank dem Zusammenwirken aller berufenen Behörden im März 1907 der Bau eines archäologischen Institutshauses vollendet sein.

Die Durchforschung der eigentlichen Balkanhalbinsel hat sich die Balkankommission der Akademie der Wissenschaften als Ziel gesteckt und in ihrem Auftrage E. Kalinka ein halbes Tausend von bulgarischen Inschriften als „Antike Denkmäler in Bulgarien“ (1905) veröffentlicht. Mag in diesem Zusammenhange der Wunsch nicht unausgesprochen bleiben, daß auch die Pflege der byzantinischen Geschichte in Österreich, das hiezu aus manchen Gründen besonders berufen erscheint, eine Heimstätte finde.

Über der ertragreicheren Fremde ist auch die minder ertragreiche Heimat nicht vergessen

* „Österreichische Rundschau“, II., 135—142.

** Für freundliche Angaben zum altertumsgeschichtlichen Betriebe bin ich Herrn Dr. E. Groag zu besonderem Danke verpflichtet.

*** Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien. VIII., 1905. A. Hölder.

worden. Wie eifrig man etwa in Istrien und Dalmatien am Werke ist und wie schöne Resultate sich da auf anscheinend eng begrenztem Arbeitsfelde ergeben, haben die hübschen Ausführungen über „Nesactium“ in diesen Blättern erwiesen.* Ein neues und würdiges Museum in Spalato wird binnen dreier Jahre vollendet sein, die Arbeiten zur Aufnahme und Erhaltung des Diokletianpalastes in Salona, auf den Brionischen Inseln bei Pola nehmen einen gedeihlichen Verlauf. Den Donaulandschaften endlich sind außer mannigfaltigen Studien in den „Jahresheften“ die Arbeiten der Limeskommission der Akademie der Wissenschaften gewidmet; es gilt hier, Verlauf und Überreste des römischen Limes, des Grenzwalls, in Österreich möglichst genau festzulegen. Meist fällt dieser, wie begreiflich, mit der natürlichen Grenzscheide, der Donau, zusammen. Das jüngsterschienene 7. Heft (1905) enthält die Berichte über die von Oberst von Groller geleiteten Grabungen zu Laureacum, dem alten römischen Emporium, und zu Carnuntum. Immer deutlicher ersteht vor unseren Augen das Bild dieser blühenden Zentren eines lang verrauschten Lebens.

Den Rang des archäologischen Instituts für die alte nimmt für die moderne Geschichte das Institut für österreichische Geschichte ein. Von Stellung und Einrichtung, Zielen und Aufgaben dieser wissenschaftlichen Anstalt, die im November 1904 unter der lebhaften Anteilnahme aller gelehrten Kreise die Feier ihres fünfzigjährigen Bestandes beging, war in dieser Zeitschrift schon eingehend die Rede.** Hier soll nur über den Fortgang der größeren Unternehmungen, die das Institut als eine Zentrale nicht bloß deutschösterreichischen, sondern österreichischen Geschichtsbetriebes überhaupt mittelbar und unmittelbar leitet und fördert, berichtet werden. Ungemein ersprießlich ist auch hier wie bei der alten Geschichte die nahe Beziehung zur Akademie der Wissenschaften, welche außer der Herausgabe ihrer historischen Schriften — Fontes rerum Austriacarum und Archiv für österreichische Geschichte — die historische Betätigung durch kommissionelle Beratung und Geldzuwendungen fördert.

Von den eigentlichen Publikationen des Institutes, den von Oswald Redlich geleiteten Regesta Habsburgica und dem von Franz Wickhoff herausgegebenen beschreibenden Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich sind von jenen bereits 1904 die erste Lieferung, von diesem 1905 zwei erste Bände, enthaltend Tirol (bearbeitet von H. J. Hermann) und Salzburg (bearbeitet von Tietze) erschienen. Mit Überraschung nimmt man den Reichtum namentlich Tirols an kunstvollen Miniaturen wahr und die österreichische Wissenschaft erfüllt auch eine vaterländische Pflicht, wenn sie diese der fachmännischen und allgemeinen Kenntnis erschließt. Die unter E. v. Ottenthals Leitung nahezu ausschließlich von österreichischen Forschern bearbeiteten Regesta Imperii* sind zurzeit in keinem ihrer Teile einem Abschlusse nahe. Für den Anteil Deutschösterreichs an dem großen Nationalwerke der Monumenta Germaniae historica sei auf die Chronik für 1904 verwiesen** und hier bemerkt, daß dieser Anteil ein erfreulich großer und ehrenvoller ist; wir nennen und wiederholen die Namen der österreichischen Mitarbeiter Bretholz-Brünn (Chronik des Cosmas von Prag), Uhlirz-Graz (Annales Austriae), Seemüller-Innsbruck (Hagenchronik), v. Schwind-Wien (Lex Baiuvariorum). Die »Diplomata« (Kaiserurkunden) der Karolinger, das Vermächtnis weiland Mühlbachers, sind nunmehr in ihrem ersten Teile (bis 814) abgeschlossen und werden fortab in Berlin bearbeitet werden. Die in Wien neu eingerichtete und unter Ottenthals Leitung gestellte Abteilung der Stauferurkunden (1125 bis 1268), für die als vornehmste Hilfskraft Dr. Hirsch tätig ist, steht schon mitten in rüstiger Tätigkeit. Den Arbeiten zur Herausgabe des historischen Atlasses der Alpenländer ist ihr ausgezeichneter Leiter, Eduard Richter, am 6. Februar 1905 durch einen vorzeitigen Tod entrissen worden.*** Vielseitig gebildet, eine selten harmonische Natur von überaus gewinnendem Wesen, ist er in seinen späteren Jahren der vornehmste Vertreter einer auf Vereinigung naturwissenschaftlicher und historischer Methode in der Geographie abzielenden Richtung geworden. Immer historischen und geographischen Problemen in gleicher Weise zugewendet, war er stets bemüht, sie ineinander zu verarbeiten, einander dienlich zu machen. Nicht die Geographie als Naturwissenschaft allein war es, die ihn anzog; selbst aus seinen mehr oder weniger rein geographischen Arbeiten spricht die historische Methode. Im Jahre 1895 hatte er das Programm für den historischen Atlas entworfen, trat an die Spitze der von der Akademie der

* P. Sticotti in „Österreichische Rundschau“, VII., 476—477.

** „Österreichische Rundschau“, I., 164—165, II., 135 bis 136.

* „Österreichische Rundschau“, II., 137.

** Ebenda, II., 137.

*** Zur Würdigung Richters: Sieger in „Österreichische Rundschau“, II., 148—151. — Penck in „Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins“. 1905, Heft 3. — Redlich in „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“, XXVII., 197—202.

Wissenschaften hiefür bestellten Kommission, und wurde Herz und Seele des neuen Unternehmens. Ein feindseliges Schicksal hat es ihm versagt, auch nur das Erscheinen der ersten Lieferung des großen Werkes zu erleben, das vor allem seinen Namen tragen wird. An seine Stelle trat in der Kommission Oswald Redlich, neu gewählt wurden in diese v. Luschin und v. Ottenthal. Zurzeit sind die Landgerichtskarten von Salzburg (E. Richter) und Oberösterreich (Strnadt) vollständig, die von Steiermark (Pirchegger) fast vollständig fertiggestellt und werden noch im Laufe dieses Jahres in Druck gelegt werden können; die Landgerichtskarten von Görz (Mell), Kärnten (Wutte) und von Niederösterreich (Grund und Giannoni) gehen ihrer Vollendung entgegen. Die den Karten beigegebenen Erläuterungen („Abhandlungen") werden, zunächst ihrer vier, im Folgebande des „Archivs für österreichische Geschichte" erscheinen.

Sind die „Jahreshefte" das führende Organ für antikgeschichtliche, so sind es die „Mitteilungen" *) für modern-geschichtliche Studien in Österreich. Vorwiegend Fragen der mittleren Geschichte gewidmet, gewähren sie zusehends auch Arbeiten zur neueren Geschichte breiteren Raum. Von den Aufsätzen des Jahrganges 1905 dürften Finkes Studie zur Charakteristik des Königs Philipp des Schönen von Frankreich und die quellenkritische Untersuchung Šustas über die Selbstbiographie Ignatius von Loyolas ein weiteres fachmännisches Interesse in Anspruch nehmen. Šusta gelangt zu einer fast bewundernden Anerkennung für die tiefe Seelenkenntnis des Gründers der Gesellschaft Jesu. In Ausführungen über die auswärtige Politik Maximilians I. kommt Kaser gleich Max Jansen** zum Schlusse, daß der Kaiser doch viel mehr als eine bloße Sportnatur gewesen sei, und daß es ihm an tiefer politischer Einsicht nicht gefehlt habe. Einen bedeutenden Raum nehmen die Besprechungen ein, ohne daß sich dabei über gelegentliche und sehr dankenswerte bibliographische Zusammenfassungen hinaus*** irgendwelche Vollständigkeit erzielen ließe. Eine österreichische historisch-wissenschaftliche bibliographische Zeitschrift, die alle Neuerscheinungen zur österreichischen Geschichte und alle Arbeiten österreichischer Historiker verzeichnen, bei kleineren Arbeiten sich mit bloßer Inhaltsangabe bescheiden, größere in besonderen Referaten behandeln würde, wäre noch zu schaffen. Der Gedanke ist in den jüngeren Wiener historischen Kreisen schon gefaßt worden und harrt noch der Verwirklichung. Es wäre Pflicht aller österreichischen Historiker, zusammenzuwirken, daß er zur Tat gemacht werde.

Das Beiblatt der „Mitteilungen", die kunstgeschichtlichen Anzeigen haben ihr zweites Jahr vollendet und sich jedenfalls die Beachtung der weitesten kunstwissenschaftlichen Kreise errungen. Einer der eifrigsten Mitarbeiter, Wolfgang Kallab, ist in blühenden Jahren an den Folgen eines unglücklichen Falles gestorben. Am Grabe des Verewigten fand Franz Wickhoff ergreifende Worte für dieses schmerzliche Schicksal. Aus der Menge der Referate darf wohl jenes Max Dvořáks über Venturis Storia dell' arte Italiana als besonders bedeutsam, zumal für die ältere, vielfach ganz unklare, venezianische Kunstentwicklung hervorgehoben werden. Wenn im übrigen die Lebhaftigkeit des Temperaments und die Schärfe des Tones in diesen Referaten ein wenig, wie es scheinen will, gedämpft worden ist, wird man dies nur als eine Förderung der guten Sache, der sie dienen, begrüßen dürfen. In diesem Zusammenhange mag auch des regeren Lebens gedacht werden, welches seit den jüngsten Jahren die Tätigkeit der „Zentralkommission zur Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale" erfüllt. Der Mann freilich, der darum vor allem verdient ist, Alois Riegl, ist uns am 19. Juni 1905, noch nicht fünfzigjährig, entrissen worden. Ausgezeichneter Kenner namentlich der Geschichte des Kunstgewerbes, ebenso anregend als Lehrer wie unermüdlich als treibende Kraft in der durch ihn neu belebten Zentralkommission, war Riegl besonders ein tiefgründiger Vertreter der entwicklungsgeschichtlichen Gedanken in der Kunstgeschichte. Über sein Lebenswerk haben sich Berufenere auch in dieser Zeitschrift geäußert;* hier gilt es nur, den schweren Verlust nicht bloß eines gelehrten, sondern auch gütigen und liebenswürdigen Mannes mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes zu verzeichnen.

Ausschließlich neuzeitlichen Aufgaben zugewendet ist die Tätigkeit des von Theodor v. Sickel ins Leben gerufenen, jetzt von L. Pastor geleiteten österreichischen historischen Institutes in Rom, das man doch als eine Tochteranstalt des Wiener Institutes bezeichnen

* „Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichte". XXVI., 1905. Innsbruck, Wagner.

** Siehe „Österreichische Rundschau", V., 453—454.

*** So in Band XXVI. „Bibliographische Mitteilungen für Salzburg, Tirol und Vorarlberg 1901—1902, Steiermark 1896—1903, Böhmen, Mähren und Schlesien 1902 bis 1904", wie alljährlich auch hier ein Verzeichnis der historischen Mittelschulprogramme (von 1904.)

* „Österreichische Rundschau", III., 512—516. (Dreger). Siehe auch Wickhoff in „Mitt. d. Inst. f. öst. Gfg." XXVII., 203—204, und Dvořák in „Mitt. d. Zentralkommission", III. Folge, 4, 255 ff. Sein schöner Vortrag über „Salzburgs Stellung in der Kunstgeschichte" ist in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde", 1905, XLV., im Druck erschienen.

darf. Außer anderem wird besonders an der Herausgabe der Berichte der deutschen Nuntiatur im späteren XVI. Jahrhundert gearbeitet. Im übrigen hat die Pflege der neuen Geschichte in Österreich nun zwei gewissermaßen offizielle Heimstätten gefunden: die „Kommission für neuere Geschichte Österreichs" und die „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs". Über den Fortgang der Arbeiten jener hat v. Ottenthal in der neugegründeten „Historischen Gesellschaft" im vergangenen Winter ein aufschlußreiches Referat erstattet. Ein Gedanke v. Zwiedinecks, Korrespondenzen österreichischer Staatsmänner steirischen Ursprungs herauszugeben, erweiterte sich zu der Idee, Korrespondenzen und Akten zur neueren, äußeren und inneren Geschichte Österreichs überhaupt herauszugeben. Nach beiden Richtungen hin ist die Tätigkeit der Kommission nicht unfruchtbar geblieben. Von den Verträgen Österreichs mit auswärtigen Staaten sind die von A. Pribram bearbeiteten mit England bereits im Druck, die von H. Schlitter bearbeiteten mit Frankreich unmittelbar davor; die Arbeiten v. Srbiks und von Goos zu den mit den Niederlanden, beziehungsweise mit den kleindeutschen Staaten und Siebenbürgen vereinbarten Verträgen nehmen ihren gedeihlichen Verlauf. Von K. Bittners chronologischem Verzeichnis der Verträge dürfte der zweite Teil (1763–1848) nicht mehr lange auf sich warten lassen. Bei Bearbeitung der „Korrespondenzen und Akten" hat der Gedanke, die riesenhafte Korrespondenz Karls V. in internationalem Zusammenwirken neu zu edieren, zur Herausgabe der Familienkorrespondenz Ferdinands I. und Maximilians II. geführt. Die Arbeiten sind den Händen A. Bauers und R. Bibls, die Leitung ist J. Hirn anvertraut. Die reichen Ergebnisse der in früheren Jahren vorgenommenen Durchforschung von Privatarchiven sollen zu besonderen Quellenberichten zusammengeschlossen werden. Vornehmlich aus archivalischen Studien ist Übersbergers hauptsächlich den diplomatischen Beziehungen der zwei Reiche gewidmetes Werk „Österreich und Rußland" erwachsen, dessen erster, bis 1605 reichender Band 1905 aufgelegt wurde.* Zur inneren Geschichte Österreichs ist das unvollendete Werk weiland Th. Fellners „Die österreichische Zentralverwaltung", zu dessen Vollendung auch das Ministerium des Innern den ansehnlichen Beitrag von 3000 K gewidmet hat, vom Berichterstatter im Manuskript völlig fertiggestellt worden und befindet sich mitten im Druck. Die „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs" ist in ihr zweites Vereinsjahr getreten. Als erste Veröffentlichung ist die dank der Munifizenz Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Johannes von und zu Liechtenstein reich ausgestattete Monographie des gleichnamigen Feldmarschalls (1760–1836) von Criste erschienen* und neue, belangreichere Veröffentlichungen namentlich zur spanischen Politik des Herrscherhauses in nahe Aussicht genommen. Ein „einigendes Band zwischen Adel und Wissenschaft" will diese Vereinigung von Aristokraten und Gelehrten in gewissem Sinne den Wirkungskreis der Kommission erweitern und das Interesse ausgedehnterer Kreise für die große vaterländische Vergangenheit anregen. Die große und verdienstreiche Rolle, die bei allen diesen Bestrebungen in „Kommission" und „Gesellschaft" Sr. Durchlaucht dem Fürsten Franz Liechtenstein zukommt, mit Freude anzuerkennen und ihn dankbar einen Mäzen der historischen Wissenschaft in Österreich zu nennen, ist keine höfische Schmeichelei. Mag es in diesem Zusammenhange erlaubt sein, auf das große Werk einer Herausgabe der Korrespondenz des Prinzen Eugen, dessen Ruhmestage sich nun zum zweihundertsten Male jähren, als einer rechten Aufgabe für eine Gesellschaft zur Pflege unserer neueren Geschichte zu verweisen.

Die „Gesellschaft" sieht mit vollstem Grunde ein Hauptziel ihres Strebens in der Ordnung und Erschließung der bisher unbekannten Archive. Die in ihrem Schoße gegebene Anregung zur Anlage eines erschöpfenden Archivkatasters für Österreich kann gar nicht lebhaft genug begrüßt werden. Es braucht dabei kein Monstrum wie die unabsehbare Bändereihe der französischen »Inventaires des archives« herauszukommen; aber eine umfassende Archivinventarisierung wäre erst die rechte Grundlage für eine gedeihliche neuzeitliche Forschung. Vorläufig ist Österreich in seinem Archivwesen noch recht „im Rückstande gegenüber den Forderungen, die sowohl der moderne wissenschaftliche Betrieb als das Bedürfnis des praktischen Verwaltungsdienstes stellen."** Immerhin ist einiges auch auf dem Gebiete der staatlichen Archivverwaltung geschehen. Vor allem ist der Versuch, das Hofkammerarchiv, das größte und bedeutendste Verwaltungsarchiv der Gesamtmonarchie, von Wien, sei es teilweise oder gar gänzlich hinweg zu verbringen – ein Versuch, der weit über die Fachkreise hinaus die Öffentlichkeit lebhaft erregt hat – abgewendet worden; in Graz ist das Statthaltereiarchiv unter fach-

* Hierüber sowie über die später genannten Arbeiten von Bachmann, Landmann, Zwiedineck, Fournier, dem Berichterstatter und einigen andern wird noch in besonderen „Chroniken" und Aufsätzen berichtet werden.

* Siehe „Österreichische Rundschau", III., 123–129.

** „Das Hofkammerarchiv in Wien." Zeitschrift für steirische Geschichte. 1906.

männische Leitung gekommen, das k. u. k. Kriegsarchiv hat ein neues und würdigeres Heim bezogen. Die schwierigste Frage bleibt dabei die einheitliche Organisation sowohl der ganz verschiedenen Behörden unterstellten staatlichen, wie auch der anderen, öffentlichen und privaten, weltlichen und geistlichen Archive. Errichtung staatlicher Kronlandsarchive und einheitliche Leitung des staatlichen Archivwesens, Einbeziehung der nicht entsprechend verwalteten Gemeindearchive* in die Archive der autonomen Landesverwaltung, der Pfarrarchive in neuzuerrichtende Diözesanarchive,** wie ein solches für Linz bereits besteht, weitestgehende Eröffnung der Privatarchive, endlich ein erschöpfender Kataster für alle österreichischen Archive — diesen Zielen müßte, mag man ihnen auch noch recht ferne sein, im Interesse der historischen Wissenschaft und vaterländischen Geschichte mit aller Macht entgegengesteuert werden.

Die meist vorzügliche Verwaltung der Landesarchive ist schon ein Beweis für die rege territorialgeschichtliche Tätigkeit in Österreich. Eine irgendwie erschöpfende Übersicht darüber soll und kann hier nicht geboten werden. Sie ist nahezu überall gleich rege, am ausgedehntesten wohl in Niederösterreich, Steiermark, Tirol und den Sudetenländern. Sie findet ihren Mittelpunkt meist in gelehrten Gesellschaften der Landeshauptstädte, etwa dem „Vereine für Landeskunde" und „Altertumsvereine" in Wien, dem „Historischen Vereine" in Graz; hier ist überdies eine besondere historische Landeskommission eifrig tätig. Innsbruck ist seit Jahrzehnten eine Stätte auch lokalhistorischen Schaffens, die „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" und des „Deutschen Vereins für Mähren und Schlesien" erfreuen sich der Achtung aller Fachkreise, für Schlesien ist 1905 eine neue Zeitschrift begründet und glücklich eingeführt worden. Auch in der landesgeschichtlichen Abteilung des Monumentalwerkes der „europäischen Staaten" sind die Österreicher eifrig am Werke und von zweien ihrer Arbeiten, Vancsas allseits als tüchtig anerkannter „Geschichte Niederösterreichs" und Bachmanns „Geschichte Böhmens" sind im Vorjahre der erste, beziehungsweise zweite Band vorgelegt worden.***

In der allgemein geschichtlichen Abteilung desselben Werkes ist die Geschichte Italiens L. M. Hartmann, die Fortsetzung der Geschichte Österreichs Oswald Redlich, die Geschichte Serbiens K. Jireček, die Geschichte von Venedig dem Berichterstatter anvertraut. Der erste Band des letztgenannten Werkes ist im Herbste 1905 vorgelegt worden. Die „Deutsche Geschichte" (von 1438—1493) des verewigten Viktor v. Kraus ist in diesen Blättern schon gewürdigt worden.* Kraus, nationalpolitisch noch verdienstreicher als wissenschaftlich, ist am 3. November 1905 einer reichen und segensreichen Tätigkeit nach längerem Leiden entrissen worden. Ein österreichisches Buch zum Andenken des Prinzen Eugen, dessen Erinnerungstage wir nun feiern, ist nicht erschienen und mußte von einem bayrischen General, v. Landmann, geschrieben werden: ein achtenswerter, aber doch nur bescheidener Beitrag zur Geschichte des großen Staatsmannes und Kriegshelden. Um so lebhafter ist — von einer kurzen und temperamentvollen Biographie der Kaiserin Maria Theresia durch v. Zwiedineck-Südenhorst abgesehen — die historische Tätigkeit der napoleonischen Zeit zugewendet und wird noch besondere eingehende Erörterung erfahren müssen. Das führende Buch ist Fourniers nunmehr in drei Bänden vollendeter „Napoleon I.", dessen Vorzüge keine übelwollende Kritik wird wegdisputieren können. Dazu eine ganze Reihe von Sonderarbeiten, namentlich aus den Offizierskreisen des Kriegsarchivs, aus denen Binder-Kriegl steins und Hoens „Aspern und Wagram" als die bedeutendste hervorgehoben werden darf. Zur neuesten österreichischen Geschichte ist seit dem Erscheinen des letzten Bandes von Zwiedinecks deutscher Geschichte (1849—1871) ein verläßlicher Führer geschrieben worden, die Denkwürdigkeiten des Generals Mollinary enthalten wertvolle Beiträge namentlich zur Geschichte der Tage von Königgrätz und aus der Bismarck-Literatur dürfen dessen Briefe an Schleinitz als über jede Erwartung reich an sehr bezeichnenden Äußerungen über Österreich und österreichische Politik besonders vermerkt werden.**

Tschechen.

Nach der deutschen nimmt ohne Zweifel die tschechische Geschichtsliteratur und historisch-wissenschaftliche Tätigkeit die erste Stelle ein.*** Der Mittelpunkt des Betriebes ist, wie begreif-

* Es wird sich hier meist um die Archive kleinerer Gemeinden handeln. Viele Gemeinde- namentlich Stadtarchive sind geradezu ausgezeichnet verwaltet.

** Vgl. „Österreichische Rundschau", III., 552—554.

*** Die Geschichte der Steiermark wird Mayer-Graz, von Kärnten v. Patsch-Klagenfurt, von Salzburg Widmann-Salzburg, von Tirol Voltelini-Innsbruck bearbeiten.

* „Österreichische Rundschau", V., 451—453.

** S. „Österreichische Rundschau", III., 46—47.

*** Für freundliche Mitteilungen hiezu habe ich meinem verehrten Freunde Dr. J. Novák-Prag herzlichst Dank zu sagen. Zusammenfassend handelt über die böhmische (deutsche und tschechische) Geschichtsliteratur der Jahre 1899—1904 J. Goll in den Jahrgängen 1905—1906 der »Revue historique«.

lich, die Universität Prag, im besonderen der Kreis um Jaroslav Goll, den Begründer der historisch-kritischen Richtung und damit das Haupt der ganzen jungen historischen Schule bei den Tschechen. Das Organ derselben und das leitende Organ der tschechischen Geschichtsforschung überhaupt ist der von Goll und Pekař herausgegebene »Český časopis historický« (böhmische historische Zeitschrift), eine Zeitschrift von wirklich wissenschaftlichem Belange, die mit dem abgelaufenen Jahre in das zweite Jahrzehnt ihres Bestandes getreten ist. Unter allen in Österreich erscheinenden historischen Zeitschriften ist der »Časopis« die einzige, die an allgemeiner wissenschaftlicher Bedeutung den „Mitteilungen" zur Seite gesetzt werden kann, mag auch wie natürlich sein Wirkungskreis wesentlich enger begrenzt sein. In der böhmischen Rechtsgeschichte nimmt Čelakovský eine führende Stellung ein und auf kulturgeschichtlichem Felde steht J. Winter in erster Reihe. Gegenüber dieser modernen Richtung, die sich im Sinne der Tendenzen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung entwickelt und mehrfach — etwa in der Auffassung des Verhältnisses des Königreichs Böhmen zum römisch-deutschen Reiche — die von dem Altmeister der tschechischen Geschichtschreibung, Palacky, begründeten Traditionen verlassen hat, hält eine ältere, vornehmlich durch Kalousek vertretene Richtung an diesen fest, verliert aber zusehends an Boden.

Die historisch-publizistische Tätigkeit der Franz Josefs-Akademie und der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften sowie des böhmischen Landesarchives ist fast ausschließlich auf die Herausgabe von Quellensammlungen gerichtet. So gibt die erste das »Historický archiv«, die zweite das »Archiv český«, das Landesarchiv die »Monumenta Vaticana res gestas Bohemicas illustrantia« und die stattliche Reihe der „böhmischen Landtagsverhandlungen" heraus. Aus der ansehnlichen Anzahl kleinerer tschechischer Zeitschriften mag noch besonders der »Časopis matice Moravské«, die führende Zeitschrift für Mähren, hervorgehoben werden.*

Die bedeutende Stellung Golls in der tschechischen Historiographie drückt sich auch darin aus, daß von den Verfassern größerer Einzelarbeiten des vergangenen Jahres nahezu alle seine Schüler sind: so Krofta, der gewissenhafte Herausgeber des 5. Bandes der »Monumenta Vaticana«, Zíbrt, der einen neuen Band seiner wohl übergenauen böhmischen Bibliographie (Bibliografie české historie, 3/2), enthaltend die Angaben für die Zeit von 1526—1590 herausgegeben hat, Kybal, der Verfasser einer guten Lebensbeschreibung des Matthias von Janow, des Vorgängers Hussens, Kameniček, der sein Werk über die mährischen Landtagsversammlungen in einem dritten Bande abgeschlossen hat. Kein Unbefangener wird so reger und noch keineswegs erschöpfend verzeichneter wissenschaftlicher Betätigung die vollste Anerkennung versagen. Auch einen Toten von Namen hat die tschechische Geschichtschreibung zu beklagen: ihren Nestor, W. Tomek, den Historiographen der Stadt Prag († 12. Juni 1905), der in seinen gleichzeitig ausgegebenen Memoiren eine ganze tschechische Zeitgeschichte der letzten zwei Menschenalter als Vermächtnis hinterlassen hat.

Slowenen und Kroaten.

Von einer Tätigkeit, die auch nur entfernt mit jener bei den Tschechen zu vergleichen wäre, kann hier nicht gut die Rede sein.* Das bedeutendste von einem gebürtigen Slowenen verfaßte Werk, J. Mantuanis Wiener Musikgeschichte, gehört der deutschen Geschichtsliteratur an. Zurzeit erschöpft sich die wissenschaftliche Arbeit des kleinen Volkes in der Herausgabe einer historischen Zeitschrift in Marburg und der »Izvestja muzejskega društva za Kranjko«, des slowenischen Gegenstückes zu den deutschen „Mitteilungen des Musealvereins für Krain" in Laibach. Das Zentrum des gesamten literarischen Lebens der Slowenen ist der Verein »Matica« in Laibach, dessen »Sbornik« jeweils eine Übersicht der Erscheinungen der slowenischen Literatur enthält. Eine erschöpfende Bibliographie dieser Art für die Zeit von 1550—1900, bearbeitet von Fr. Simonič, ist im Erscheinen begriffen. Das wichtigste wissenschaftliche Institut der Kroaten, die südslawische Akademie (Jugoslavenska akademija) mit ihren »Rad« (Sitzungsberichte), »Starine« (Denkmäler), »Monumenta historica« und »Monumenta historico-juridica« liegt außerhalb Österreichs, in Agram. Eben dort erscheinen auch die »Vjestniks« des Landesmuseums und Landesarchives. Der Anteil der österreichischen Kroaten an diesen Arbeiten kann hier mangels genauerer Angaben nicht festgestellt werden. Über die archäologische Tätig-

* Von anderen Zeitschriften wären noch aufzuführen: »Časopis musea království Českého« („Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen), »Sbornik historického kroužku Vlast« (Zeitschrift der historischen Gesellschaft Vlast). »Časopis přátel starožitností českých v Praze« (Zeitschrift der Freunde der böhmischen Antiquitäten in Prag), »Český Lid« (Das böhmische Volk), »Časopis Moravského musea zemského« (Zeitschrift des mährischen Landesmuseums) u. a. m.

* Für freundliche Mitteilungen schulde ich Herrn Professor Dr. Jireček und Dr. Mantuani ergebensten Dank. Nähere Auskünfte aus Agram konnte ich mir nicht verschaffen.

keit auf dalmatinischem Boden unterrichten außer deutschen und italienischen Berichten auch die „Mitteilungen des kroatischen archäologischen Vereins".

Polen, Ruthenen und Rumänen.*

Von den Zentren des wissenschaftlichen Betriebes bei den Polen liegt eines der vornehmsten außer Landes: Warschau. Aber es versteht sich, daß bei dem Bestande zweier Universitäten, einer Akademie der Wissenschaften in Krakau und einer wohlorganisierten historischen Gesellschaft in Lemberg, das wissenschaftliche Leben auch in Österreichisch-Polen ein sehr reges ist.** Aus den Akademieschriften erscheinen besondere Veröffentlichungen der historisch-philosophischen (nicht philologischen) Klasse (47. Band) und der Kommission für Kunstgeschichte in Polen und eine ganze Reihe großangelegter Quellenpublikationen ist aus der Akademie hervorgegangen; so die »Monumenta und Acta medii aevi historica res gestas Poloniae illustrantia« und »Scriptores rerum Polonicarum« und andere. Der von der Lemberger historischen Gesellschaft herausgegebene »Kwartalnik historyczny«, der auch eine von E. v. Barjomski sorgfältig gearbeitete Bibliographie zur polnischen Geschichte enthält, nimmt unter den historischen Zeitschriften Österreichisch-Polens den ersten Rang und eine sehr geachtete Stellung ein. Von den 1905 zahlreich erschienenen Einzelwerken mag des ersten Bandes einer Geschichte Polens von Czermak, mannigfaltiger Arbeiten zur Geschichte der polnischen Verfassung von Kutrzeba und Winiarz, des schönen Buches des Lemberger Professors Askenazy über Josef Poniatowski (1763–1813), endlich der Geschichte der polnischen Jesuiten von Załęski besonders gedacht sein.

Seit etwa einem Jahrzehnt beginnt sich auch bei den Ruthenen oder wie immer ausschließlicher wenigstens die wissenschaftliche Bezeichnung lautet, bei den Ukrainern, eine besondere Geschichtsliteratur zu entwickeln. In Lemberg gibt die Ševčenko-Gesellschaft „Mitteilungen" geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Inhalts und dazu „Quellen zur Geschichte der Ukraine" und eine „ruthenische historische Bibliothek" heraus. An deren Spitze steht der seit zwölf Jahren als Professor der allgemeinen Geschichte tätige russische Ukrainer Hruševskyj, der Verfasser einer „Geschichte der Ukraine", deren fünfter Band, das XIV.—XVI. Jahrhundert umfassend, 1905 erschienen ist, und das Haupt einer eifrig tätigen jungen ukrainischen Schule von stark kulturwissenschaftlichem Einschlage. Unter der Leitung des verdienten Mannes ist auch eine planmäßige Durchforschung der österreichischen und russischen Archive auf ihren Gehalt an Materialien zur Geschichte der Ukraine in Angriff genommen worden. Übrigens haben auch die Ruthenen der Bukowina eine allerdings auf bescheidene Mittel beschränkte historische Gesellschaft in Czernowitz.

Von den Nachbarn der Ukrainer, den österreichischen Rumänen, ist in diesem Zusammenhange kaum etwas zu sagen. Das Zentrum ist für diese aufstrebende Nation natürlich die blühende Hauptstadt Bukarest. Was in der Bukowina an Schriften zur rumänischen Geschichte erscheint, ist deutsch geschrieben. Über Jorgas bemerkenswerte „Geschichte Rumäniens" wird an anderer Stelle noch zu reden sein.

Italiener.*

Höchst ansehnlich im Verhältnis zu ihrer geringen Zahl erscheinen die österreichischen Italiener mit historischen Arbeiten aller Art beschäftigt, in Tirol so gut wie im adriatischen Gebiete. Dort ist begreiflicherweise Trient, hier Triest das Zentrum. In Trient erscheint die leitende Zeitschrift Italienisch-Tirols, das Archivio Trentino, nunmehr im 21. Jahrgang, daneben eine Reihe anderer Publikationen, aus welchen die „Atti dell' Accademia di scienze, lettere ed arti degli aggiati" in Rovereto, nicht ausschließlich, aber vielfach historischen Inhalts, hervorgehoben sein mögen. In Triest ist einerseits der 1810 durch weiland Domenico de Rosetti, mit Pietro Kandler dem um die Geschichte des Küstenlandes meistverdienten Mann, begründete literarisch-historische Verein „Società del gabinetto di Minerva", anderseits das „Museo civico d'antichità" ein Mittelpunkt der Studien. Jene gibt seit 1829 die sehr angesehene Zeitschrift des Archeografo Triestino heraus, die seit 1903 auch in enger Verbindung mit dem Museum ist. Außerdem wird von dem Museum, welchem zurzeit A. Puschi vorsteht, eine archäologische Karte (Puschi) und ein „Codice epigrafico" (Sticotti) von Istrien herausgegeben. A. Hortis, der rühmlich bekannte Stadtarchivar von Triest, bereitet eine großangelegte Geschichte seiner Heimatstadt vor. Die Widmung eines Jahresfonds von 4000 K für historische Arbeiten durch die Gemeinde Triest stellt deren Verständnis für die Be-

* Für die Polen verdanke ich Herrn Dr. E. von Barwinski, für die Ruthenen Herrn Tersakovec gütige eingehende Aufschlüsse. Dazu eine freundliche, kurze Mitteilung von Professor Kaindl.

** Außerdem besteht eine „Gesellschaft für Geschichts- und Denkmalpflege" in Krakau.

* Vorwiegend nach Mitteilungen meines verehrten Freundes Professor Dr. P. Sticotti in Triest.

deutsamkeit geschichtlicher Forschung das beste Zeugnis aus. Auch Parenzo, die Hauptstadt von Istrien und Sitz eines ansehnlichen Landesarchives, hat seit 1884 seinen von der Landesverwaltung reichlich unterstützten historischen Verein (Società Istriana d'archeologia o storia patria), ohne daß damit das lokalgeschichtliche Leben auf der Halbinsel erschöpft wäre. Auch Italienisch-Dalmatien besitzt im „Bullettino di storia Dalmata" ein eigenes historisches Organ.

* * *

Soll zum Schlusse ein Wort über die Anteilnahme weiterer Bevölkerungskreise an geschichtlichen Fragen und Problemen gesagt werden, so läßt sich schwer ein zutreffendes Urteil fällen. Mannigfaltig ist bei einzelnen Nationen das historische mit dem politischen Interesse verbunden; hievon aber wird an dieser Stelle nicht die Rede sein können. Nur eine von Nebenabsichten freie Teilnahme kann hier in Frage kommen. Und da darf, soweit wenigstens das deutsche Publikum in Betracht kommt, füglich behauptet werden, daß das Interesse der Zuhörer etwa der volkstümlichen Universitätskurse weniger an Fragen politischer Geschichte haftet, als der Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte; ebenso standen auch in den Salzburger Hochschulkursen, denen im Vorjahre ihr unermüdlicher Organisator, Richard Schuster, im blühenden Alter entrissen worden ist, Themen kulturgeschichtlichen Charakters im Vordergrunde des Interesses. Ausgestaltung, vielleicht Umformung der Geschichtswissenschaft von der politisch-historischen zur kulturgeschichtlichen Seite hin ist nun einmal das Zeichen der Zeit.

Dr. H. Kretschmayr.

Besprechungen.

Strobl von Ravelsberg, Ferdinand: „Metternich und seine Zeit 1773—1896." Erster Band. Wien und Leipzig. 1906. C. W. Stern. XIV u. 437 S.

Es ist beschämend für uns Österreicher, daß der größte Diplomat, den der Donaustaat im XIX. Jahrhundert besessen hat, einer der bedeutendsten Staatsmänner aller Zeiten, Metternich, noch kein Denkmal in Stein besitzt, während so viele Lokalgrößen einer verdienten Vergessenheit entrissen worden sind. Aber es ist begreiflich. Zuerst müßte die Erinnerung an Metternich von den Schlacken, die ihr jetzt noch anhaften, befreit, von den Irrtümern reingewaschen werden, die man ihr nachsagt; ein klares Bild dessen, was er getan und vor allem dessen, was er gewollt hat, müßte gegeben, das Verhältnis zu seinem Kaiser Franz klargelegt werden. Dazu bedarf es einer guten Biographie Metternichs und an der fehlt es vollkommen. Die früheren Versuche eines Groß-Hoffinger, das Buch von Mazade können nicht als solche gelten. Mit der größten Freude hörte man daher die Ankündigung von einer großen, vierbändigen Lebens- und Zeitbeschreibung, die Strobl von Ravelsberg unternommen habe. Mit großer Erwartung habe ich den vorliegenden ersten Band in die Hand genommen, mit immer lebhafter werdendem Schütteln des Kopfes ihn gelesen und ihn endlich mit tiefer Enttäuschung aus der Hand gelegt; ich habe mich dabei nur höchlich gewundert, daß es heutzutage noch möglich ist, etwas Derartiges zu schreiben und drucken zu lassen! Die Einleitung bildet eine kurze, mit den gewöhnlichsten Quellen dümmsten Klatsches arbeitende Lebensskizze des Kanzlers, worauf angefangen wird, die Zeit zu schildern, das heißt, der Verfasser gibt genealogische und historische Übersichten über die Geschichte von Frankreich, Spanien, Sizilien, Parma, Portugal, Rußland, worauf sich ein Kapitel über die nationale Bewegung in Polen anschließt. Bei den Bourbons werden dieselben Dinge einigemal wiederholt. Neues kann der Verfasser natürlich da nirgends bringen, daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen; aber er bringt ganz Überflüssiges, er überrascht durch ganz falsche, längst überholte Auffassungen (so z. B. über Marie Antoinette), er bringt ungenaue Jahreszahlen (der Bankerott in Österreich war nicht 1810) und zeigt von einem Überblick über die Weltereignisse jener Zeit keine Spur. Es kann die Leser dieser Zeitschrift eine eingehende Aufdeckung aller Fehler und Irrtümer nicht interessieren, es sei hier nur dem lebhaften Bedauern des Referenten Ausdruck gegeben, daß ein mit Enthusiasmus und ehrlicher Liebe zur Geschichte unternommener Versuch ganz „vorbeigelungen" ist. Schade um den Fleiß und die Mühe des Verfassers!

Prof. Dr. Ottokar Weber.

„Die Auswanderungsfrage." Von Dr. Ernst Franz Weisl. Berlin. W. Süsserot.

Die Broschüre, reich an statistischen Daten, enthält eine gute Übersicht über die Geschichte der Auswanderungsfrage und der auf die Auswanderung bezüglichen Gesetze der europäischen Staaten, insbesondere von Deutschland und Italien, dann von Österreich und Ungarn. Der Verfasser, einer der Gründer und gegenwärtig Vizepräsident der österreichisch-ungarischen Kolonialgesellschaft, hat reiche Erfahrungen über das Auswanderungswesen in unserer Monarchie gesammelt. Seine Kritik der vom Ministerium Koerber eingebrachten Vorlage eines Auswanderungsgesetzes verdient daher besondere Beachtung. Mit Recht bedauert er, daß die

österreichische Regierung nicht auch analoge Maßnahmen ergriffen hat wie die ungarische, um ihrerseits dafür zu sorgen, daß wenigstens ein entsprechender Teil der Auswanderer aus Österreich über Triest gelenkt werde. Der materielle Schade, den dieser Hafen durch das Fehlen eines nationalisierenden Auswanderungsgesetzes erleidet, ist ein enormer. Die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten aus Österreich-Ungarn begann erst 1861; damals betrug sie 13 Personen, heute hat sie die Ziffer von 200.000 im Jahre überschritten und im ganzen der Monarchie 1,691.738 Personen entzogen. Den Hauptgrund dieser traurigen Erscheinung sucht der Verfasser in einer unzutreffenden Agrarverfassung und empfiehlt Hebung des Bildungsniveaus der Massen und ihrer wirtschaftlichen Aufnahmsfähigkeit, Förderung des Gewerbes, der Industrie und des Handels, endlich Schaffung stabiler politischer und sozialer Verhältnisse als wirksame Mittel, den übermäßig sich ausbreitenden Auswanderungsstrom einzudämmen. —nk—

Samassa Paul: „Das neue Südafrika". 1.–4. Tausend, 8°, 416 S. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.

Der bekannte Redakteur der „Alldeutschen Blätter", Paul Samassa, erörtert in diesem frisch geschriebenen Buch auf Grund eigener Anschauung und guter Orientierung die heutigen Zustände Südafrikas und sucht für die Zukunft Prognosen zu stellen. Vor allem ist es ihm darum zu tun, die Rückwirkung der südafrikanischen Probleme auf die Interessen des Deutschen Reiches festzustellen und die Reichspolitik für seine Anschauungen zu gewinnen. Aber so lebhaft er eine Ausgestaltung aller deutschen Interessen in Südafrika, ein besseres Verhältnis mit den burischen Einwanderern nach Deutsch-Südwestafrika (bekanntlich eine der strittigsten Fragen deutscher Kolonialpolitik) und die Herausbildung eines Deutsch-Afrikandertums neben dem holländischen und dem britischen Afrikandertum wünscht, so übersieht er keineswegs die realen Faktoren und gibt uns gerade über diese recht wertvolle Auskunft. Eingehend schildert Samassa das Afrikandertum, in dem neben dem kapholländischen Element auch jene englischen Elemente inbegriffen sind, die im Bewußtsein ihrer Bodenständigkeit eine Sonderstellung der Kolonien anstreben und deren politische Ideale durch den Ausgang des Krieges keineswegs an Kraft verloren haben. Er betont auch stark die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen bei beiden nationalen Gruppen, die großen Schwierigkeiten, welche diese Interessen der englischen Verwaltung bereiten und die Fehler dieser Verwaltung, welche den Afrikandern zu gute kommen. Hier und in der Schilderung der Goldindustrie, der „Randmagnaten" und ihres Einflusses, der Beziehungen zwischen Kapitalismus und Imperialismus, der Arbeiterfrage u. s. w. tritt die Verworrenheit aller Verhältnisse des jungen Landes stark hervor; über die Wirkung mancher Gesetze gehen die Ansichten so auseinander, daß man auch jene des Verfassers nicht als unbedingt richtig annehmen kann. Sehr interessant ist das Kapitel „Burenrenaissance", das von der inneren Organisation der holländischen Afrikander handelt und das folgende „Allerlei Rassenfragen". Zu der Negerfrage (oder besser den Negerfragen) und der Chinesenfrage kommt, wie weniger bekannt ist, eine Inderfrage dazu. Der indische Kleinhändler ist hier, wie in anderen britischen Kolonien, bereits eine wirtschaftliche Gefahr für den Weißen geworden. Endlich ist auch eine Einwanderung russischer Juden in Gang gekommen. Die wirtschaftliche Zukunft der Kolonien beurteilt Samassa kühl. Landwirtschaft und Viehzucht haben gute Aussichten, berechtigen aber nicht zu überschwenglichen Erwartungen; ein „Land der Masseneinwanderung" ist Südafrika nicht. Die Mineninduſtrie aber bedarf eines starken Einſtrömens von fremdem Kapital, so daß eine günstige Wirtschaftsbilanz für Südafrika noch nicht in naher Zukunft liegt. Eingehend werden die politischen Gruppierungen besprochen. Einen Burenaufstand hält Samassa nicht für wahrscheinlich, wohl aber eine Entwicklung der Kolonie zur Selbstverwaltung, „ob unter dem Union Jack oder nicht, hängt von der Weisheit der englischen Staatsmänner ab". Die Erhaltung der holländischen Sprache, meint er, hänge von ihrer Ausbildung zur Schriftsprache ab. Er führt uns auch auf diesem Gebiet in wirr durcheinanderlaufende Bestrebungen ein. Als Geschäftssprache wird auch nach seiner Ansicht das Englische herrschend bleiben. Das Schlußkapitel über Deutschtum in Südafrika, das viel interessante Details enthält, wurde schon erwähnt. Diese Inhaltsangabe genügt, um das aktuelle Interesse des hübschen Buches erkennbar zu machen. Sieger.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Vormals G. Manz, Regensburg.

Die erschienenen Bändchen schließen sich würdig den vorausgehenden an. Sie wollen die Jugend in die Geheimnisse und Wunder der Tier- und Pflanzenwelt einführen und sie durch die eingeschlagene biologische Betrachtungsweise zu eigener Naturbeobachtung anregen, zugleich im Volk weitverbreitete aber unrichtige Vorstellungen über einzelne Tiere und Pflanzen berichtigen. Trotz des wissenschaftlichen Inhalts ist die Darstellung sehr einfach und klar gehalten, gute, teilweise ausgezeichnete Abbildungen erleichtern das Verständnis.

Bd. XVII. „Auf der Fuchsjagd." Von Franz Neureuter. Kein frei lebendes Tier unserer Wälder ist hinsichtlich seines Nutzens und Schadens so vielumstritten wie der Fuchs. Seine angebliche Schlauheit, List und Verschlagenheit wird aus seinen Lebensverhältnissen erklärt, er wird geschildert, wie er in Wirklichkeit ist, nicht wie ihn die Fabel kennt.

Bd. XVIII. „Das Mikroskop." Von R. Handmann. Für jene, welche in den feinsten Aufbau der Organismen eindringen und die kleine, dem Auge unsichtbare Welt kennen lernen wollen, dient die leichtfaßliche Beschreibung des Mikroskops. Wertvoll ist die Anleitung, wie es auf seine Leistungsfähigkeit zu prüfen ist und worin seine Anwendung auf das praktische Leben besteht.

Bd. XIX. „Unschuldig Verurteilte in Tier- und Pflanzenwelt." Von J. A. Alsamer. Aberglauben, Bosheit und Dummheit verfolgen viele Tiere, ihr vermeintlicher oder selbst wirklicher Schaden wird weit überschätzt, ihr Nutzen übersehen oder zu gering angeschlagen. Durch die Richtigstellung dieser Irrtümer soll die Jugend dazu angeleitet werden, die nützlichen Tiere als solche zu erkennen und zu schützen, die mehr nützlich als schädlich befundenen zur rechten Zeit und am rechten Ort zu schonen.

Bd. XX. „Gewerkfleiß im Insektenstaat." Von J. Bendel. Die Insektenwelt zeigt zahlreiche Einrichtungen, wie sie auch in geordneten menschlichen Staatswesen vorkommen. Sie kennen zu lernen, ist von besonderem Interesse für die Jugend. Manches lehrt auch die Schule, einen wirklichen Einblick in die außerordentliche Geschicklichkeit der Tiere bei ihrer instinktiven Betätigung vermag aber nur eine so ausführliche Schilderung zu geben, wie sie in diesem Band vorliegt.

Bd. XXI. „Lichtscheues Gesindel." Von R. Borgmann. Gezwungen durch bestimmte Lebensbedingungen, erwachen viele Tiere erst zur Nachtzeit zu regem Leben. Sie können deshalb selten gesehen, noch seltener beobachtet werden, die Existenz einzelner bleibt oft gänzlich unbekannt. Die Kenntnis dieser Tiere und ihrer Lebensgewohnheiten soll der Jugend vermittelt werden.

Bd. XXII. „Leuchtende Tiere und Pflanzen." Von S. Köllermann. Der Zauber des Lichtes gehört nicht allein anorganischen, sondern auch organischen Kräften an, ein Meisterstück und Wunderwerk der Natur ist das lebende Licht, dessen Träger eine interessante Schilderung erfahren.

Dr. Franz Moßhammer.

„Die in Finsternis wandeln." Ruthenische Novellen von Sémène Zemlak. Autorisierte Übersetzung von Joh. Hermann. Leipzig, Felix Dietrich.

Drei ruthenische Novellen, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Schilderungen aus dritter Hand. Meinetwegen. Schließlich ein Entschuldigungsgrund für falsche Einzelheiten. Ja, wenn das Buch nebst solchen erwähnenswerte andere enthielte!

Stereotype, internationale Gestalten in kleinrussischem Kostüm. Dabei unzulängliche, unbeholfene Charakterisierung, oft lächerlich wirkend, da Unwesentliches unterstrichen wird. Die Handlung psychologisch unbegründet oder ausführlich motiviert, wo sie selbstverständlich erscheint. Mitunter ein nationales Motiv, aber dann alt und nach Moder riechend. Die Komposition naiv und der Zufall in hohen Ehren. Aber die Hauptsache: Alles ist bloße Phantasie, was da Eigenart sein soll. So denkt nicht, so fühlt nicht, so handelt nicht der ruthenische Bauer. Ruthenisch in diesen Erzählungen sind ohne Zweifel die eingestreuten Worte, wie Zerkwa anstatt Kirche, Swatý anstatt Brautwerber und andere. Daß man Menschen im allgemeinen zeichnet, ohne die wirklichen Menschen zu kennen, das kommt wohl vor, aber daß man ein bestimmtes Volk und ein bestimmtes Land zu schildern unternimmt, ohne dieses Land und dieses Volk zu kennen, das verstehe ich nicht. Oder kennt der Verfasser Land und Leute? Um so schlimmer. Sein ruthenisch klingender Vorname mit der französischen Endsilbe und den zwei Akzenten wirkt immerhin wie ein Symbol all dieser Unechtheit im Inhalt. „Die in Finsternis wandeln" — lautet der Titel. Vor allem paßt er hier auf die Verfasserin, will sagen den Verfasser des Buches.

Zu tadeln ist auch die Form an diesen Produkten. Daß da ein Frauenzimmer das andere „lehrt, zu lesen, feine Wäsche zu nähen und zu sticken", daß ein Zigeuner einen Knaben „lehrt, zu spielen", das mag wohl der gefährlichen Suggestion der Originalsprache auf den Übersetzer zuzuschreiben sein. Es kommen hier übrigens noch viele solche lustige Dingerchen vor. Aber unverzeihlich ist es, daß an einem „Sommerabend der Neumond über den Wolken schwebte, welche hinter ihm herzogen", wie es mich auch pikiert, daß am selben Abend die Blumen im Felde ihre Farben offenbarten, während ein Mädchen im Schatten, jawohl im Schatten einer Eiche saß und „buntfarbige Muster stickte auf ein weißes Hemd".

Nein, nein, so schreibt man keine Bücher.

Klemens Funkenstein.

Feuilleton.

Über das Studium lebender Sprachen.

Ich sehe davon ab, in eindringlichen, wohlgesetzten Worten auf die Wichtigkeit und den eminenten praktischen Nutzen des Studiums lebender Sprachen hinzuweisen, da es wohl kaum jemanden geben dürfte, der sich dieser Erkenntnis heute noch verschließt, und wende mich sofort meinem eigentlichen Thema zu, dem Studium lebender Sprachen vom Standpunkte des Österreichers aus. Während der Reichsdeutsche sich nur in seltenen Fällen andere Sprachen als die französische und englische aneignet und hiemit allen Anforderungen des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens sowie der Reise zu genügen im stande ist, liegen die Verhältnisse für den Deutschösterreicher wesentlich anders. Beleuchten wir zunächst das Was? und hierauf das Wie?

Der Österreicher ist im allgemeinen kein Auslandsreisender, was zum Teil in den klimatischen und landschaftlichen Verhältnissen begründet sein dürfte.

Die übergroße Hitze der Sommermonate veranlaßt jeden, der es sich ermöglichen kann, einen längeren Landaufenthalt zu nehmen; es erübrigt sonach für Reisen häufig weder Zeit noch Geld. Das Vaterland bietet überdies in fast allen Provinzen so viele mannigfaltige und hervorragende Naturschönheiten, daß man auf Reisen ins Ausland leichter verzichten kann.

Unsere Handelsbeziehungen zu Frankreich, England, den Kolonien und Amerika sind leider noch verschwindend geringe im Vergleiche zu denen des Deutschen Reiches. Trotzdem ist das Programm unserer Sprachstudien mit dem der Reichsdeutschen übereinstimmend: Französisch und Englisch, die sogenannten „Weltsprachen". Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß ihre Kenntnis auch für den Österreicher von hohem Werte ist, dennoch vertrete ich die Ansicht, daß im Hinblicke auf unsere Verhältnisse dem Studium des Französischen nicht sofort das des Englischen, sondern das einer zweiten Landessprache zu folgen hätte, und zwar entweder des Ungarischen oder einer slawischen Sprache. Das alte Sprichwort: „Das Hemd ist mir näher als der Rock" möchte ich trotz seiner Trivialität anführen. Die Zahl der Deutschösterreicher, welche in die Lage kommen, Englisch anders als bei Ausübung der epidemisch gewordenen englischen Rasenspiele anzuwenden, ist recht gering, die Zahl jener, welche aus der Kenntnis einer zweiten Landessprache vielfachen Nutzen ziehen könnten, dagegen sehr groß. Wir müssen die Verhältnisse nehmen, wie sie sind und nicht, wie sie sein sollten. Man ist namentlich auf Reisen und im geschäftlichen Verkehr nicht immer imstande, sich nur an den gebildeten, deutsch sprechenden Slawen oder Ungarn zu wenden, auch findet man erwiesenermaßen ein weit größeres Entgegenkommen, wenn man als Deutscher mit dem Tschechen tschechisch, mit dem Ungarn ungarisch zu verkehren befähigt ist.

Demnach rate ich dem Deutschösterreicher zunächst die Muttersprache rein und korrekt, sodann Französisch und hierauf statt Englisch Tschechisch oder Ungarisch zu lernen. Sind Zeit, sprachliche Begabung oder eintretende Notwendigkeit vorhanden, so kann das Englische nachfolgen.

Auch dem gewählten Berufe muß entsprechend Rechnung getragen werden, so z. B. sollte der angehende Ingenieur die ihm während des ersten Studienjahres genügend zur Verfügung stehende freie Zeit dem intensiven Studium der englischen Sprache widmen, die für ihn, allein der Fachliteratur wegen, weit wichtiger ist als Französisch; eine slawische Sprache aber ist ihm fast unentbehrlich. Leider ist der einst in Böhmen und Mähren heimisch gewesene Brauch, Kinder auf den „Wechsel", d. h. deutsche Kinder zu tschechischen, tschechische zu deutschen Familien behufs Erlernung der betreffenden Sprache zu schicken, infolge der nationalen Reibungen beinahe außer Übung gekommen. Man sollte in Wort und Schrift alles aufbieten, diesen vernünftigen Brauch neuerlich zu beleben und womöglich zu verallgemeinern, was sicherlich auch den Vorteil der Milderung der nationalen Gegensätze zur Folge haben würde. Denn die Anschauungen des einzelnen über ein Volk anderer Zunge werden wesentlich modifiziert und korrigiert durch die Kenntnis der Sprache, welche nicht nur zur linguistischen, sondern auch zur allgemeinen Verständigung zu führen geeignet ist, da sich durch Kenntnis seiner Sprache erst das richtige Verständnis für das Gemütsleben und die Eigenart eines Volksstammes gewinnen läßt.

Selbstredend hätte auch der Österreicher *nicht* deutscher Zunge den vollkommenen Besitz des Deutschen, wenn schon nicht als der Staats-, so doch als *ihm* wichtigsten Weltsprache anzustreben.

Nun wird man mir entgegenhalten, es werde aber aus Gründen, die gewiß von gediegenen Fachleuten wohlerwogen wurden, an den öffentlichen Schulen Deutschösterreichs auch *nur* Französisch und Englisch gelehrt. Ich hingegen nehme an, daß in diesem Falle weniger wohlerwogene Gründe bestimmend waren als die zu getreue,

unsere Verhältnisse zu wenig im Auge behaltende Nachahmung reichsdeutscher pädagogischer Vorbilder. Auf die Gefahr hin, irgendwo anzustoßen, gestehe ich übrigens, daß ich im Hinblicke auf die geradezu betrübenden Resultate des Sprachunterrichtes an unseren öffentlichen Schulen diesen gegenwärtig überhaupt nicht recht ernst nehme. Ehe sich nicht eine gründliche Wandlung der Lehrmethode vollzogen hat, werden die Resultate meist geradezu negative bleiben, da viele fleißige Schüler nach mehrjähriger Mühe und Arbeit noch nicht in den Besitz der geringsten verwertbaren Sprachkenntnis gelangt, nicht nur die Lust, sondern — was das Schlimmste ist — auch das Selbstvertrauen verlieren.

Was das Sprachstudium der Mädchen anbelangt, so sollte sich dieses ebenfalls nicht nach der herrschenden Mode, sondern nach dem praktischen Bedürfnis richten. Mädchen, welche aller Voraussicht nach später einmal genötigt sein dürften, ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, sollten von dem Renommier-Französisch von Haus aus absehen und diese Sprache, sowie Englisch und eine zweite Landessprache möglichst gründlich in Wort und Schrift erlernen.

In höheren Kreisen dominierte bis vor kurzem die französische „Bonne" oder „Gouvernante". Nicht aus auf praktischen Erfahrungen basierenden Gründen, sondern rein der Mode zuliebe — siehe Lawn-Tennis — beginnt die blonde „Miß" die französische Kollegin zu verdrängen; man steht im Begriffe, die Richtung des Sprachstudiums zu wechseln wie die Weite und Länge der Ärmel!

Mit Französisch sollte nach wie vor begonnen werden, aber Englisch als hieran unmittelbar anschließende Sprache ist für die junge Österreicherin von sehr problematischem Werte; ganz abgesehen von dem Wohllaute der Sprache und dem Reichtume der Literatur, wäre Italienisch weit mehr am Platze.

Bedauerlicherweise wird die Pflege dieser schönsten der romanischen Sprachen gegenwärtig fast ganz vernachlässigt, obschon wohl niemand bezweifeln wird, daß z. B. eine Wienerin weit mehr Aussicht zu einem Aufenthalte in Abbazia oder in unserem Litorale als zu einer Reise nach England hat.

Nun zu dem Wie?

Ich habe bereits der französischen, jetzt von der „Miß" bedrängten Bonne gedacht. Kaum kann das Kind die Muttersprache lallen, so erscheint die in distinguierten Familien (oder solchen, die es scheinen wollen) typisch gewordene Französin im Hause.

Die ganze Familie, samt ihrem mitunter schwer darunter leidenden Oberhaupte, wird häufig französisch „vernewert", denn in sehr vielen Fällen vergreift man sich in der Wahl dieser Jugendbildnerinnen recht gründlich und nimmt Mädchen ins Haus, die außer ihrer Muttersprache fast gar nichts können und verstehen, und ihren Pflegebefohlenen nebenbei noch jenes affektierte Wesen beibringen, das vernünftige Männer so sehr abstößt.

Die Scheinerfolge sind fast immer verblüffend und für die Bedürfnisse der jungen Damen aus höheren Kreisen meist auch ausreichend. Aber wehe, wenn sie in die Lage kommen sollten, ihr Französisch oder Englisch nicht nur als Ballgeflüster, sondern im Ernste des Lebens oder gar im Kampfe ums Dasein verwenden zu müssen! Das Fiasko würde nicht ausbleiben. Man vergesse doch nicht, daß dem Geistesleben eines Kindes vom vierten bis zum zehnten Lebensjahre ein Wortschatz von 400 bis 500 Vokabeln und einigen Dutzend Phrasen genügt und ein „Darüberhinaus" sich nicht erzielen läßt!

Ganz unzweckmäßig aber ist es, diese sprachliche Erziehungsmethode auch bei Knaben anzuwenden, bei denen mit Beginn des Schulbesuches die Gouvernante meist durch den, nebenbei bemerkt auch viel zu allgemein beigezogenen Hauslehrer oder Korrepetitor abgelöst wird.

Wie ich mich selbst durch zahlreiche Beispiele überzeugen konnte, ist das gelernte Plapper-Französisch meist schon binnen Jahresfrist total vergessen, denn ein Kind, dem im zarten Alter die fremde Sprache mit Umgehung des Denkvermögens nur durch das Ohr auf die Zunge gebracht wird, vergißt ebenso überraschend schnell, wie es seiner Zeit gelernt hat, und all die Liebesmüh war vergeblich, das Geld rein zum Fenster hinausgeworfen!

Nun zur öffentlichen Schule mit ihren vollbesetzten Klassen. Hier stellen sich gegenwärtig zwei Übelstände dem günstigen Resultate entgegen: die Wahl der Methode, beziehungsweise Grammatik, und die einheimischen Lehrkräfte. Es ist ein Unding, zu Lehrern der französischen oder englischen Sprache einen Deutschen zu berufen, nicht nur der korrekten Aussprache, sondern vor allem des Geistes der fremden Sprache wegen. Diese Lehrer werden stets mehr oder minder geneigt sein, graue Theorie an Stelle fördernder praktischer Übung treten zu lassen und die lebende moderne Sprache ähnlich wie Latein und Griechisch zu behandeln. Auch liegt es wohl auf der Hand, daß auch der tüchtigste deutsch erzogene Lehrer, selbst wenn er längere Zeit im Auslande gelebt, hinsichtlich der Prägnanz und Leichtigkeit des Ausdruckes nie mit einem Sprachlehrer konkurrieren kann, der von Kindheit an in der betreffenden Sprache erzogen wurde und in dieser

denken gelernt hat. Es würde gewiß keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten, sprachpädagogisch befähigte Franzosen und Engländer als Fachlehrer für unsere Mittelschulen zu gewinnen.

Als Lehrbuch dominiert noch heute der „Ploetz", zum mindesten weht der Geist seiner vergilbten Blätter aus den benützten Schulbüchern, in denen z. B. l'adulter — der Götzendiener und derlei „praktisch wichtige" Vokabeln schon in den ersten Lektionen auftauchen, dagegen die Gegenstände und Begriffe des Alltagslebens geradezu ängstlich vermieden werden. Der pedantische Geist des seligen Professors Ploetz wird nicht unzutreffend durch folgende Anekdote gekennzeichnet. Als Ploetz seine Familie an seinem Sterbebette versammelt hatte, sagte er: „Adieu mes enfants, je meurs"; brechenden Auges setzte er hinzu: Man könnte auch sagen „je me meurs" und verschied.

Als vor zirka 50 Jahren Ollendorf mit seiner Methode hervortrat, wurde er namentlich seiner absonderlichen Übungssätze, wie z. B. „Wer hat den hölzernen Baum des alten Hauptmanns und den großen Garten des guten Matrosen" u. dgl. mit Hohn überschüttet. Die meisten Reformen werden bekanntlich zu unvermittelt und radikal ins Werk gesetzt; in diesen Fehler ist auch Ollendorf verfallen, doch haben manche seiner guten Ideen Anklang gefunden und man findet seinen Einfluß sogar in den neuesten Ploetz-Bearbeitungen.

Als zweckmäßigste, auch bei größerer Schülerzahl noch mit Erfolg anwendbare Methode möchte ich jene der Berlitz-School empfehlen.

Vor allem fort mit dem ermüdenden Deklinieren und Konjugieren! Kein Übersetzen, sondern unmittelbares Bezeichnen der Dinge nnd Begriffe mit dem fremdsprachlichen Ausdrucke. Zusammenfassen ganzer Begriffsgruppen (Derivata); ausschließlicher Gebrauch der zu erlernenden Sprache während des Unterrichtes, also möglichste Anschmiegung an die Art der Erlernung der Muttersprache durch das Kind. Mündliche und schriftliche freie Sprech- und Schreibübungen ohne Unterlegung deutschen Textes. In sachgemäßer Verbindung hiemit aber auch von Zeit zu Zeit abschnittsweise grammatikalische Erläuterung des bereits praktisch Erlernten und Eingeübten.

Als ich seinerzeit einigen Damen Unterricht in meiner (italienischen) Muttersprache erteilte, habe ich in dieser Art die Schwierigkeiten der verbi irregolari spielend überwunden, alle Formen eines Zeitwortes in buntem Durcheinander zum Gegenstande praktischer Übungen machend und erst zum Schlusse die Konjugation des Ganzen bietend.

Ähnlich bin ich bei Bearbeitung meiner tschechischen Grammatik vorgegangen.

Zu dieser Methode aber, welche unbedingt auch in der Schule anwendbar erscheint, kann nur ein Lehrer der betreffenden Nationalität befähigt sein.

Noch ein Wort über die Unterrichtslektüre. Hier ist nur das Modernste am Platze, ein guter belletristischer Autor und das Lesen von Tagesblättern, sogar des Inseratenteiles! Molière oder der in den Schulen so seßhafte Scribe sind ungeeignet.

Der Selbstunterricht kann und wird stets nur ein Notbehelf sein und den Lehrer niemals entbehrlich machen; höchstens der im Auslande lebende Sprachbeflissene kann mit Nutzen eine Grammatik „zum Selbstunterricht" als Fortbildungsmittel benützen, wenn er die ihm im Leben gebotene Gelegenheit zum Hören und Sprechen rationell auszunützen bestrebt ist.

Demjenigen, der längere Zeit keine Gelegenheit findet, eine erlernte Sprache zu üben, sei gelegentliche Wiederholung der Grammatik und Zeitungslektüre empfohlen.

Generalkonsul E. Nowak.

Rundschau.

26. August. Enthüllung des Stifter-Denkmals in Oberplan. — Erinnerungsfeier an J. P. Palm in Braunau am Inn. — Dritter slowenischer Katholikentag in Laibach. — Der Präsident der Nationalitätenpartei im ungarischen Abgeordnetenhaus, Dr. Mihali, erklärt vor seinen Wählern in Nagy-Ilonda die Aufrechterhaltung des Status quo in der Monarchie und ihre Kräftigung für eine europäische Notwendigkeit.

28. Eröffnung des zweiten Esperanto-Kongresses in Genf.

29. Der Gemeinderat der Stadt Agram beschließt, den Kaiser zu bitten, daß Bosnien und die Hercegovina mit Kroatien, Slawonien und Dalmatien vereinigt werde. — Erzherzog Josef vertritt den Kaiser als Paten bei der Taufe des erstgeborenen Sohnes des deutschen Kronprinzen in Potsdam.

30. Der Kaiser trifft zu den Manövern in Teschen ein.

31. Hofrat Prof. Dr. Isidor Neumann Edler von Heilwart (geb. 1832) in Döslau †. — Eröffnung des vierten Kongresses des internationalen Studentenverbandes „Corda Fratres" in Marseille. — Die kroatische Landesregierung annulliert den Beschluß des Agramer Gemeinderates, betreffend die Annexion von Bosnien und der Hercegovina.

1. September. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht das kaiserliche Patent, durch welches der Landtag von Mähren aufgelöst wird. — Sechster deutsch-böhmischer Katholikentag in Eger. — Eröffnung der Hochschulferialkurse in Salzburg.

2. Allslawischer Sokoltag in Agram.

4. Bei der Rückkehr dalmatinischer Sokolisten aus Agram kommt es in Fiume zu antimagyarischen und antiitalienischen Exzessen. — In Budapest konstituiert sich unter

dem Namen „Ungarische und tschechische landwirtschaftliche und Handelsgesellschaft" eine Genossenschaft, die den Zweck hat, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Ungarn und Tschechen zu verstärken. — Bankier Siegmund Reitzes (geb. 1831) in Wien †. — Kongreß deutscher Eisenbahnverwaltungen in Wien. — Eröffnung des zweiten internationalen Kongresses für Wohnungshygiene in Genf.

5. In einem Handschreiben an den Landespräsidenten von Schlesien spricht der Kaiser seine Befriedigung über die „hohe Kultur dieses Landes sowie die echt patriotische Gesinnung seiner Bevölkerung" aus. — In Koburg findet die erste Aufführung von Anton Ohorns Schauspiel „Abt von St. Bernhard" statt. — Dritter internationaler Kongreß für medizinische Elektrologie und Radiologie in Mailand. — Hofrat Professor Dr. Ludwig Boltzmann (geb. 1844) in Duino †.

6. Kongreß deutschösterreichischer Volksbildungsvereine in Reichenberg. — Internationale Tuberkulosekonferenz im Haag. — Eröffnung des zehnten internationalen Geologenkongresses in Mexiko.

7. G. d. K. Johann Freiherr von Appel (geb. 1826) in Gradiska †. — Achter österreichischer Feuerwehrtag in Wien. — Eröffnung des internationalen Polarkongresses in Brüssel.

8. Enthüllung des Friedrich List-Denkmals in Kufstein. — Enthüllung eines Denkmals für Bürgermeister Dr. Lueger im Lainzer Versorgungshaus in Wien. — Prof. Dr. Wilhelm Czermak (geb. 1856) Vorstand der Prager Augenklinik in Lans bei Innsbruck †.

*

Österreichs künftige Regierungspartei. Vor kurzem ist eine Schrift* erschienen, die die Frage zu lösen sucht, welcher politischen Partei in Österreich die Zukunft gehöre. Sie bezeichnet die Wahlreform als eine absolute Notwendigkeit, um aus der gegenwärtigen unerträglichen Situation herauszukommen und glaubt, daß der erste Reichstag, der aus dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht hervorgegangen sein wird, die Rolle eines konstituierenden übernehmen werde. Er wird „des Reiches Einheit wirksam repräsentieren"; was heute hinter Provinzen, Nationen und Kurien unsichtbar geworden, wird wieder erstehen: Österreicher und Österreich; das neue Parlament wird arbeitsfähig sein, das „Negativbild des Konstitutionalismus", an dem wir kranken, weil jetzt die Regierung der Krone schöpferisch vorgeht, während die Verweigerung der Sanktion auf die Fraktionen übergegangen ist, wird aufhören und die neue Ära wird auch eine neue parlamentarische Regierung zur Folge haben müssen. Eine parlamentarische Regierung kann aber nur auf einer Regierungspartei fußen. Nur eine deutsche, konservative Partei, welche an der Reichseinheit festhält, könne hiezu berufen sein. Die Tatsache, daß die Deutschen den Zusammenhang mit einer großen Kulturnation herstellen, sichert ihnen eine überragende Bedeutung, sie sind auch durch die territoriale Gliederung zum Staatsvolk prädestiniert und allein genug politisch differenziert, um sich eine nicht rein nationale Majorität angliedern zu können. Österreich könne nicht mehr reaktionär, müsse aber „noch immer und wohl für alle Zukunft konservativ regiert werden". Unter konservativ versteht der Verfasser „an die jeweils lebendigen historischen Kräfte anknüpfen und diese, soweit als nötig, jedoch auch nicht mehr als nötig fort- und umbilden wollen." Eine solche, im Kerne deutsche, konservative, demokratische Reichspartei werde die Ruhe in Österreich schaffen, „den gemißhandelten Nationalitäten in Ungarn Vertrauen einflößen" und dann gegebenenfalls auf ihre Unterstützung rechnen können. „Wer Österreich neu konstituieren soll, muß Österreichs Idee klar verkünden und mutig vertreten. Diese Idee ist aber, ein Staat freier, gleichberechtigter Völker zu sein, und diese Idee macht nicht an der Leitha halt, an der die Völker Österreichs nicht haltgemacht haben. Volksfremde Höflinge, die sich kaiserlich nannten, waren nicht im stande diese Idee zu halten, und gaben sie preis. Völker, die kaiserlich sind, werden das Volkskaisertum neu errichten können."

Der Verfasser sieht bei jedem Punkte seiner Erörterungen die von ihm aufgestellten Voraussetzungen bei der christlichsozialen Partei im Wesen schon gegeben und glaubt daher, daß sie am geeignetsten wäre, die künftige Regierungspartei zu bilden. Er erklärt ausdrücklich, der christlichsozialen Partei nicht anzugehören, ja vielmehr zu ihren entschiedenen Gegnern zu zählen. Da er aber unter einem Pseudonym schreibt, wird man dieser Erklärung wenig Bedeutung beilegen, zumal die Schrift einen ausgesprochenen Parteicharakter trägt und zweifellos auf die Bildung des konservativen Blocks hinausläuft. Sie beurteilt jedoch die Verhältnisse möglichst objektiv und gibt den Christlichsozialen eine Reihe guter Ratschläge, sich die künftige Regierung zu erobern. Mit Recht wird vor allem betont, daß die Partei ihre gegenwärtigen Bestrebungen, nur Kommunal- und Landespartei zu sein, erweitern und sich zur Reichspartei auf Grund des Eggenburger Programmes ausgestalten müsse. Sie müsse ferner dem jüdischen Problem seinen richtigen Platz in zweiter Linie anweisen und die Arbeitermassen an sich heranzuziehen suchen, um zu werden, „was das deutsche Zentrum ist und was die Idee bei der Gründung der christlichsozialen Partei war: ein fester Turm gegen die Sozialisten, den diese auf ihrem eigensten Boden, den Kreisen der Lohnarbeiter nicht einzunehmen vermögen, eine staatserhaltende Partei der Sozialreform im großen Stil". In diesem Sinne wird schließlich die Stellung der Christlichsozialen zur Wahlreform besprochen, die Frage der Wahlpflicht und Seßhaftigkeit

* „Österreichs Zukunft und die Christlichsozialen." Eine Stimme zur Wahlreform von Dr. A. Bach. Wien, Deuticke 1906.

erörtert und diese Forderungen als den konservativen und nationalen Interessen zuwiderlaufend erklärt. Dagegen zeigt der Verfasser, welche große Vorteile einer konservativen und insbesondere der christlichsozialen Partei aus einer Vereinigung von Stadt- und Landwahlbezirken erwachsen würde.

Diese Schrift erscheint deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie den Reichsgedanken entschieden betont und die Voraussetzung der künftig zur Regierung berufenen politischen Partei richtig erkennt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß nur einer intelligenten, konservativen, auf breiter Grundlage beruhenden, allen religiösen und nationalen Bestrebungen volle Gerechtigkeit widerfahren lassenden, die Interessen des Mittelstandes und vor allem der Reichseinheit vertretenden Partei bis auf lange hinaus die Zukunft gehört. Ob die christlichsoziale oder eine neu zu bildende Partei zu dieser Regierungspartei werden wird, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber kann nur die Partei Österreich und die Monarchie einer glücklichen Zukunft entgegenführen, die in erster Linie an dem Reichsgedanken festhält. Dr. Lueger war stets „gut demokratisch und gut österreichisch", er ist heute noch ein sehr geschickter Politiker, es ist daher gewiß auch möglich, daß es ihm gelingt, seine Partei zu läutern, ihr den so dringend notwendigen, intelligenten Sukkurs zu gewinnen und sie zu einer Reichspartei auszugestalten.

—nk—

*

Wiener Theater. Bis auf die Volksoper, die ihren Sängerkrieg erst Mitte September eröffnet, haben alle Wiener Bühnen ihre Tätigkeit wieder aufgenommen und einige davon sind bereits bei der zweiten und dritten Erstaufführung angelangt. Das Raimund-Theater blickt gar schon auf die fünfte zurück, wiewohl der Kalenderherbst noch nicht einmal begonnen hat. Zwar befindet sich unter den Erstaufführungen kein einziges Stück, das man gesehen haben müßte oder nicht schon von wo anders her gekannt hätte und die Theaterdirektoren selber dürften sich von ihnen kaum einen Erfolg versprochen haben. So lange die Sonne es mit dem Wein so gut und mit den Theatern so schlecht meint, können diese im Grunde nichts Besseres tun, als neue Darsteller auszuprobieren und nebenbei lästige Verpflichtungen abzuschütteln.

Das Deutsche Volkstheater entledigte sich einer solchen gleich am ersten Septemberabend durch die Erstaufführung des Schauspieles „Der Phönix" von Friedrich Elbogen. Die lärmvolle Wortkanonade gegen die Grausamkeit und Heuchelei der Gesellschaftsmoral, die auf Unbescholtenheit mehr gibt als auf Rechtschaffenheit, erlitt unter lautem Beifall eine einmütig konstatierte Niederlage und Friedrich Elbogen mag zusehen, wie er nach seinem Ikarusflug in das von bösen Feinden umlauerte Gebiet der dramatischen Sozialkritik wieder zurückfindet zur Glückseligkeit literarischer Unbescholtenheit. Was er mit den radikalen Allüren eines Bilderstürmers erzählt, ist die alte Geschichte vom ehrlich strebenden self-made man, der durch die böswillige Aufdeckung eines redlich abgebüßten Jugendvergehens um die Frucht eines Lebens voll Arbeit und Ruhm gebracht wird. Und das Jugendvergehen, eine kleine Fundverheimlichung, geschah doch nur unter dem unwiderstehlichen Zwang, für das auf den Tod kranke Mütterchen rettende Arzneien zu beschaffen, und der es aufdeckt, ist der leibliche Bruder des unglücklichen Helden, ein Bruder Leichtsinn, der Rache übt, weil Bruder Tüchtig nicht seine Spielschulden bezahlt. Mehr von den Motiven der Handlung zu verraten, ist wohl nicht nötig, damit die geometrische Konstruktion dieses tragischen Falles und der aus ihm gezogenen Gesellschaftsanklage erkannt werde. Hier behält Goethe wieder einmal recht mit seinem Wort von den nutzlosen Perücken aus Millionen Locken und den ellenhohen Socken unterm Fuß. Herr Kutschera, der Darsteller des Helden, brachte das Kunststück fertig, unter dem adjektivenreichen Bombast, den zu sprechen ihm Dr. Elbogen auferlegt hat, nicht zusammenzubrechen.

Am fleißigsten war das Raimund-Theater. Es brachte binnen einer Woche drei Erstaufführungen heraus. Überdies drei Marken ganz verschiedenartigen Stils. Darunter Molières Lustspiel „Der eingebildete Kranke" in einer feinabgetönten Darstellung, der genug Munterkeit innewohnte, um jung und alt künstlerische Freude zu bereiten. Auch Wildenbruchs Schauspiel „Die Haubenlerche" machte in der Wiedergabe durch das Raimund-Theater einen recht guten Eindruck, so ungewohnt in der Wallgasse die Berliner Mundart klingt. Hier war es Herr Edthofer, der als Hermann durch die mit suggestiver Stimmungsgewalt gespielte Verführungsszene sich überaus glücklich im modernen Liebhaberfach einführte, dort Fräulein Hollmann, die durch die frisch zugreifende, wohl etwas zu norddeutsch spitze, aber nicht unliebenswürdige Art, wie sie sich das schalkhafte Kammerzöfchen Toinette beigebogen hatte, allenthalben schöne Gewinnhoffnungen erregte. Dagegen wußte man mit dem Versuche, Karl Elmars allegorisches Zauberspiel „See Million" wieder zu beleben, nichts rechtes anzufangen. Unmittelbar nach dem großen Krach der schranken-

losen wirtschaftlichen Spekulation, die mit der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 ihren Zenith erreicht hatte, ist diese veräußerlichte Kopie der Raimundschen Zaubermärchen entstanden. Sie war damals eine durch ihre Aktualität wirksame Mahnung zur Abkehr vom Börsenspiel und von der schwindelhaften Plusmacherei, und alle, die mit einem blauen Auge davongekommen waren, lobten die gute Absicht und die Pietät, womit Elmar die Überlieferungen Raimunds fortzuspinnen suchte. Heute erscheint sie unserem geschärfteren Blick nur mehr als ein Rückfall in die Maschinenkomödie vor Raimund, als ein poesieverlassenes Ausstattungsstück voll allegorisch lehrhaftem Schwulst in fürchterlich anzuhörenden Versen, darin gerade das stört, was an ihr einst zeitgemäß war: die fingerdick aufgestrichene Moral. Und dies umsomehr, als die Moral nicht aus der zur Nebensache herabgedrückten irdischen Handlung hervorgeht, sondern sich als das Produkt eines im Reiche der Lüfte geführten Ringkampfes zwischen guten und bösen Geistern darstellt. Zudem wird das Stück im Raimund-Theater mit sichtlicher Unlust gegeben und in einer Ausstattung vorgeführt, die unwillkürlich an die schreienden Schauwunder jener Praterbuden erinnert, wo Kinder und Militär vom Feldwebel abwärts die Hälfte zahlen.

Der Vollständigkeit halber wäre noch über zwei harmlos-heitere Septemberbescherungen des Bürgertheaters zu berichten, von denen aber kaum mehr zu sagen ist, als daß sie symptomatisch für die philiströse Gestaltung des Spielplanes dieser Bühne sind und für die unvollkommene Art, wie unsere heimischen Schwänkeschmiede französische Muster kopieren. Alle technischen Kniffe haben sie den gallischen Lachgasfabrikanten abgeguckt, nur ihren Hauptwitz, ihren obersten Paragraphen nicht: eine einzige Unmöglichkeit als Prämisse zu setzen, in ihrem Zirkel aber dem Zuschauer strenge, komische Wahrheit zu geben. Dies gilt sowohl von F. Anthonys salopp geführten und mit reizlosen Coupleteinlagen belasteter Wiener Komödie „Einer, der sich zu helfen weiß", wie auch von dem bei der Erstaufführung vielbelachten Schwank „Der Schmetterling" von E. v. Gatti und Franz Josef Koch. Ob aber die Heiterkeit, die beide Stücke bei einem frohgelaunten Sonn- und Feiertagspublikum erregten, auch an Wochentagen sich einstellen und die atmosphärische Heiterkeit des Herbstmondes überdauern wird, ist eine müßige Frage an die Zukunft. Jedenfalls konnte man die weit verheißungsvollere Wahrnehmung machen, daß sich das Ensemble des Bürgertheaters glücklich erweitert und vervollständigt hat. Es hat in Fräulein Ully Kaiser eine tanz- und singkundige Lokalsoubrette von Temperament, Geschmack und Diskretion gewonnen, die komisch zu pointieren versteht, ohne gewaltsam zu unterstreichen, in Herrn Jules einen trefflichen Charakterkomiker, in Herrn Brückner einen flotten Bonvivant und in Fräulein Viola Pabst eine Naive von freundlicher Anmut und herzwarmer Schalkhaftigkeit.

Auch das Theater an der Wien hoffte heuer, mit einer Posse am besten über den Saisonbeginn hinauszukommen. Sie führt den Titel „Über'n großen Teich" und gibt vor, Charakterbilder aus dem New Yorker Leben darzubieten. In Wirklichkeit handelt es sich um die denkbar geschmackloseste Nachahmung der Wiener Burleske „Der Böhm' in Amerika". Weil sie es in einem Berliner Theater allerletzten Ranges auf mehr als hundert Aufführungen gebracht hatte, kauften sie die Herren Karczag und Wallner, wie die Katze im Sack, und ließen den greulichen Stumpfsinn von F. Anthony und Karl Lindau lokalisieren und von fünf Operettenkomponisten musikalisch ausstaffieren. Umsonst. Die Welt ist rund und muß sich drehen. Im Theater an der Wien drehte sie sich schon nach einer Woche gähnend leerer Häuser vom Berliner Possen-Amerika zurück zur „Lustigen Witwe" Lehars.

Theodor Antropp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 98, 99. □ Redaktionsschluß 8. September 1906. □ Ausgegeben 13. September 1906. □□ Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Der „Erste Tiroler Andreas Hofer-Verein in Wien" versendet einen Aufruf zur Errichtung eines Andreas Hofer-Denkmals in Wien. „In Stein und Erz wollen wir sein Bild sich erheben sehen, damit es den Fremden verkünde, daß doch auch Österreich seine Helden zu würdigen weiß, und damit es uns selber für alle Zeiten zum Bewußtsein bringe: „Kein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue." Bureau des Denkmalkomitees Wien, I. Am Hof 9/10. — Kanzleistunden täglich von 4 bis 8 Uhr abends (an Sonn- und Feiertagen von 10 bis 12 Uhr). — Geldsendungen sind an Stadtrat Karl Costenoble, Wien, IV. Favoritenstraße 1, zu richten. — Scheckkonto der k. k. Postsparkasse Nr. 57.968.

* * *

Eine billige Lieferungsausgabe von Bertha v. Suttners Gesammelten Schriften wird soeben vom Verlag Pierson in Dresden angezeigt.

* * *

Rembrandt-Katalog. Ein Katalog von Rembrandts Handzeichnungen ist soeben im Verlage von De Erven F. Bohn in Haarlem erschienen. Die Bearbeitung dieses Verzeichnisses, das als ein bedeutsamer Nachklang zu den Rembrandt-Feiern im Juli d. J. hohen und dauernden Wert für die kunsthistorische Forschung behalten wird, lag in den Händen von Dr. Hofstede de Groot. Er hat 1613 Zeichnungen Rembrandts in sein Werk aufgenommen, beschrieben, erklärt und in ihren gegenseitigen Beziehungen und Zusammenhängen untersucht.

* * *

Aus einer Londoner Bücherversteigerung. Bei einer Bücherversteigerung in London wurden für eine kleine Broschüre Thackerays „King Olumpus", Zwischenspiel in einem Akt, von der bisher noch niemals ein Exemplar öffentlich versteigert worden ist, nicht weniger als 100 Pfund Sterling (2400 Kronen) bezahlt. Diese im Jahre 1837 gedruckte, nicht für den Buchhandel bestimmte Broschüre ist mit drei Illustrationen geschmückt und trägt eine Widmung an Miß Emily Parker von der Hand Thackerays.

Büchereinlauf.

Dichtungen eines Achtzigjährigen. Von Matheus Wagner-Gönningen. München, 1906. Seitz & Schauer.

Im Banne Roms. Zwei Geschichten von Karl Weiflein. Dresden, 1906. E. Pierson.

Freiherr von Schlicht. Die Kommandeuse. Militärhumoresken. München, 1906. Albert Langen.

Selma Lagerlöf. Legenden und Erzählungen. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. München, 1906. Albert Langen.

Heinrich Laubes ausgewählte Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Leipzig. Max Hesse.

Die Schwestern. Drei Novellen von Jakob Wassermann. Berlin, 1906. S. Fischer.

Berühmte Aussprüche und Worte Napoleons. Von Korsika bis St. Helena. Leipzig, 1906. Julius Zeitler.

Richard Schaukal. Verlaine-Heredia. Nachdichtungen. Berlin, 1906. Oesterheld & Co.

Deutsche Schwänke. Von Leonhard Frischlin. Leipzig, 1906. Julius Zeitler.

Eingesendet.

Klösterle Natürlicher Sauerbrunn reichste Natron-Lithion-Quelle.
Hochfeines Tafelwasser.
Überall erhältlich! Eigene Niederlage:
WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Die feinsten Zigaretten sind
Nestor Gianaclis
King — Phénix — Lotus.

Biliner SAUERBRUNN
Eigene Niederlage: I. Augustinerstr. 10

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reisser's Söhne, Wien, V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 100, 101, 22. September 1906.

durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring und durch alle Annoncen-Bureaus.

viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.–, 1/8 Seite K 20.–, 1/4 Seite K 35.–, 1/2 Seite K –, 1/1 Seite K 100.–. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.

Nordseebäder **WESTERLAND** UND WENNINGSTEDT

Stärkster Wellenschlag der Westküste — Familien-Strandbäder und getrennte Damen- und Herrenbäder. Reinste Seeluft. Unvergleichlich schöner Strand.
Illustr. Prospecte versendet gratis d. Badedirektion Westerland.

Solbad Bernburg Anhalt.

Im ganzen Jahr geöffnet.
Sol-, Moor-, Licht-, Dampf- und Säurebäder.
Prospekt gratis durch die städtische Badeverwaltung.

Johannisbad,
Riesengebirge. — Wildbad, besonders für Nervöse und geistig Überanstrengte. 650–708' Seehöhe, Ö. N. W. B. Direkter Wagenverkehr Berlin—Breslau. Ausk. erteilt Kurkommission Johannisbad.

Lussinpiccolo.
Südlichster und wärmster österreichischer Winterkurort nächst Pola, erstes im Süden erbautes Inhalatorium System Dr. Bulling.
Auskunft erteilt die Kurvorstehung.

Das erste Moorbad der
Franzensb
besitzt die stärksten Stahlquellen verdauliche Eisensäuerlinge, Glaubersalzwässer, Lithionsäu Natürliche, kohlensäurereichste Mineral-, Sol- und Strombäd kräftige Moorbäder, Dampf-, H elektrische Wannen- u. Lichtbäder mechanisches Institut, Inhal
Österreichs hervorrag. Herz
Bewährt bei: Blutarmut, Bl Rheumatismus, Gicht, Nerve Frauenkrankh., Herzkrankh., Sai bis September. Prospekte g

Wasser-, Luft- und Sonnenheilstätte
Wällischhof
Maria-Enzersdorf am Gebirge b. Wien. Beste Erfolge in den meisten chronischen Erkrankungen. Ärztliche Leitung Dr. Marius Sturza. Saison Mai bis Sept.

Ab Berlin und Hamburg 4, ab S ab Magdeburg 7, ab Kop 6 Stunden. Bahntrajektverkehr r mark 2 Stunden. Frequenz: 19.5 spekte a. d. bekannten Ausga des Verbandes deutscher Ostsee a. d. Badeverwaltung

In vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat dieser Größe pro Monat M. 6.– auf 6 Mon. M. 30.– bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Wildbad.
Altbewährte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus ꝛc. Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

Schriftstellern
bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Publikation ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen sub Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Dankbarkeit
veranlaßt mich, gern und kostenlos allen **Lungen- u. Halsleidenden** mitzuteilen, wie mein Sohn durch ein einfaches, billiges und erfolgreiches Naturprodukt von seinem langwierigen Leiden befreit wurde.
K. Baumgartl, Gastwirt in Neudek bei Karlsbad.

Für alle
Amateurphotographen
die mit wirklich
künstlerischem Erfolg
arbeiten wollen, ist ganz unentbehrlich

Der Amateu

Illustrierte Monatsschrift für Amateurphotographie und Projektio

denn er bietet eine Fülle von wertvollen Anregungen und Ratschlägen.

Der Preis beträgt ganzjährig K 6.–

Probenummern gratis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie dir vom Verlag Carl Konegen (Ernst Stülpnage Wien, I. Opernring 3.

Englische und französische Sprachschule
A. S. LEVETUS
WIEN, I. Maria Theresienstraße Nr. 8 (Sühnhaus).

PATENT-
Bureau Gelbhaus
Wien, VII. Siebensterng. 7
gegenüber dem k. k. Patentamte.

Mädchen-Lehr- und Erziehungsanstalt.
Volksschule, Bürgerschule und zwei Fortbildungskurse.
Staatsgültige Zeugnisse. 45. Jahrgang.
Marie Hanausek Nachf. Adele Stonner
Wien, I. Tegetthoffstraße 9, I. Stock.
Die Anstalt nimmt Interne, Halbinterne und Externe auf. Die Halbinternen werden in der Verpflegung und sorgfältigen Überwachung der Schulaufgaben den Internen gleichgehalten. Besondere Pflege der Musik, der französischen und englischen Sprache. Aufnahmen von Schülerinnen und Zöglingen von nun ab täglich.
Für Töchter von k. k. Offizieren und k. k. Beamten wird eine Ermäßigung des Schulgeldes gewährt. Schulanfang am 1. Oktober.

Gleichmäßiges Wahlrecht.*

Von Theodor Eglauer.

Der Wahlreformausschuß des Abgeordnetenhauses ist bereits wieder in voller Tätigkeit und steht nun vor einigen wichtigen Entschlüssen, nachdem er im verflossenen Sessionsabschnitte in verhältnismäßig kurzer Zeit den schwierigsten Teil seiner Aufgabe, die Verteilung der Reichsratsmandate unter die einzelnen Königreiche und Länder sowie — bis auf Böhmen und Mähren — die Wahlkreiseinteilung vollendet hat. Selbstverständlich war dies nur mittels vielfacher Kompromisse zwischen den Parteien möglich, die alle Teile nicht vollständig befriedigen können. An dieser Stelle soll bloß das Gesamtresultat einer unparteiischen Prüfung unterzogen werden, und zwar in der Richtung, ob die vom Ausschusse beschlossene Mandatsverteilung auch grundsätzlichen Erwägungen standhält, also namentlich harmonisch ist und ihrem Zweck entspricht, eine wahre Volksvertretung zu schaffen. Bei den Abstimmungen über die einem Kronlande zuzuweisenden Mandate und deren Verteilung auf die einzelnen Wahlkreise geht nämlich gar leicht die Verhältnismäßigkeit der Aufteilung für das ganze Reich verloren.

Zu einem allgemein befriedigenden und für das öffentliche Wohl notwendigen Ausgleiche der verschiedenen Kollektivinteressen in Stadt und Land führt einzig und allein die Gerechtigkeit, gepaart mit Billigkeit, d. h. eine gleichmäßige und in bezug auf bestehende Verhältnisse rücksichtsvolle Verteilung der Mandate unter alle politischen Elemente des Staates nach Maßgabe ihrer Bedeutung für das ganze Volk. Heutzutage ist man leider gewöhnt, alles nur von dem nationalen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Das wirkliche Leben wickelt sich jedoch nach anderen Grundsätzen ab und nimmt auf nationale Bestrebungen, sofern diese nicht künstlich großgezogen werden, wenig Bedacht. Die wichtigsten Fragen unserer Zeit sind wirtschaftliche; die Wertschätzung der bei einer Wahlreform zu beachtenden politischen Potenzen muß daher besonders ihre wirtschaftliche Kraft und Bedeutung ins Auge fassen. Will man überhaupt auf dem festen Boden der Zahlen bleiben, so bieten sich hiefür wegen der Unschätzbarkeit anderer Faktoren, wie Bildung, Fleiß, Kultur, Sitte, Unternehmungsgeist u. dgl. nur die Arbeit oder Produktivität im weitesten Sinn, dann die Militärdienst- und die Steuerleistungen dar, welche zusammen das Volk sowie den Staat erhalten und befähigen, seine inneren und äußeren Aufgaben zu erfüllen. Ziffermäßig drücken sich die Arbeit und Produktion sowie der Militärdienst in der Kopfzahl und jährlichen (direkten) Steuerleistung des fraglichen Kronlandes, Volksstammes oder sonstigen

* Vergl. Bd. VII, Heft 84, 85, der „Österreichischen Rundschau".

Interessentenkreises aus. In der gesamten Seelenzahl insofern, da im allgemeinen nicht bloß die erwachsenen und berufstätigen Mitglieder der Familie, sondern auch ihre Angehörigen zur Produktion und Steuerleistung beitragen und die Lasten des Militärdienstes der Haussöhne an ihrem Leibe verspüren. In der jährlichen Steuerleistung aber, weil nur bei den direkten Steuern der Steuerzahler regelmäßig auch der Steuerträger ist. Die indirekten Abgaben, namentlich die Verzehrungssteuern, werden dagegen großenteils von anderen Personen, respektive von den Bewohnern anderer Gebiete geleistet als desjenigen, der sie entrichtet, beziehungsweise wo sie zur Einzahlung gelangen, höchstens können die letzteren Abgaben als Ausdruck der Produktion ihrer Objekte nebenher für unseren Zweck zum Vergleiche herangezogen werden. Am allerwenigsten eignen sich hiefür die Zölle, welche in Cisleithanien anno 1900 die Summe von 119,070.632 K abwarfen; denn gerade die hiebei hervorragendsten Finanzzölle für Kolonialwaren, welche größtenteils zur See in das österreichisch-ungarische Zollgebiet eingeführt werden, lassen sich nach dem Konsum dieser Artikel nicht einmal für die einzelnen Kronländer, geschweige denn für die verschiedenen Volksstämme und sonstigen Interessentenkreise annähernd bestimmt aufteilen. Doch finden einerseits die indirekten Abgaben in der Seelenanzahl einen im großen und ganzen zutreffenden Ausdruck, und zwar um so genauer, je weniger der besteuerte Konsumartikel eine Differenzierung der Abgabe zuläßt. Anderseits hängt bezüglich solcher Objekte der indirekten Abgaben (Luxusartikel), welche eine Steigerung des Steuersatzes nach der Leistungsfähigkeit der Konsumenten vertragen, eben diese Steuerkraft wieder mit der Leistung an direkten Steuern zusammen, vorausgesetzt, daß letztere richtig bemessen wurden. Die gedachten politischen Potenzen kommen demnach verhältnismäßig noch am deutlichsten in der Gesamtanzahl ihrer Interessenten und deren Jahresleistung an direkten Steuern zum ziffermäßigen Ausdruck. Es wäre ebenso einseitig, die Mandatsverteilung nur nach der Kopfzahl eines Volksteiles durchzuführen, wie es die volkreichen Slawen oder die Arbeiter begehren, als dieselbe nur nach der Steuerleistung vorzunehmen, wie es die wohlhabenden Deutschen oder die Unternehmer verlangen. Selbst die gesamte Steuerleistung an direkten Steuern und indirekten Abgaben gäbe keinen verläßlichen Maßstab für diese Verteilung, obwohl sie in den letzteren Abgaben mittelbar auch die Bevölkerung und ihren Konsum umfaßt. Ein billiger Ausgleich zwischen den zwei ebenerwähnten, einander entgegengesetzten Auffassungen über den geeignetsten Maßstab für die Mandatsverteilung wird daher am ehesten auf einer mittleren Linie* zu erreichen sein, wenn hiebei nämlich einesteils die Seelenanzahl nach dem Stande der letzten Volkszählung vom 31. Dezember 1900 und anderenteils der Ertrag an direkten Steuern in diesem Jahre (278,189.989 K) berücksichtigt wird. In einer Tabelle am Ende dieses Aufsatzes wollen wir zeigen, zu welchen Schluß-

* Prof. Dr. Friedrich Freih. v. Wieser konstatiert in Nr. 15114 der „Neuen Freien Presse" (das gleiche Wahlrecht und die nationale Steuerleistung), daß sich selbst bei gleichem persönlichen Wahlrecht die Mandate nach einem solchen Mittel verteilen.

folgerungen die gegebenen Daten zwingen. Bemerkt sei, daß die statistischen Beilagen zur Regierungsvorlage betreffend die Erlassung einer neuen Reichsratswahlordnung zwar die Seelenanzahl nach dem Volkszählungsjahre 1900, hingegen die Steuerdaten, nicht ganz konsequent, nach dem Jahre 1904 bringen, so daß sie weder den Stand des staatlichen Lebens von 1900, noch jenen von 1904 genau darstellen. Aus unserer Tabelle ist zu ersehen, wie viele von rund 500 Reichsratsmandaten auf die einzelnen Königreiche und Länder entfallen: a nach der in denselben im Jahre 1900 ortsanwesenden Bevölkerung, b nach deren Leistung an direkten Steuern im Jahre 1900, c nach dem Durchschnitte von a und b, d nach der Gesamtsteuerleistung im Jahre 1904. Aus einem Vergleiche dieser Ziffern mit der Anzahl der den Kronländern nach der geltenden Reichratswahlordnung zugewiesenen und der ihnen in § 6 des ursprünglichen Regierungsentwurfes zugedachten Mandate erhält der Leser ein ziemlich klares Bild von dieser wichtigen Frage der Wahlreform.

Die Gautschsche Regierungsvorlage hat es offenbar geflissentlich vermieden, einem Kronlande künftig weniger Mandate einzuräumen, als es gegenwärtig innehat. Diesen Grundsatz muß man unbedingt billigen, da es einfach unmöglich wäre, einem Lande trotz bedeutender Vermehrung der bisherigen Mandate im ganzen Reiche auch nur ein einziges zu entziehen. Deshalb sollten nach der Regierungsvorlage diejenigen Kronländer, welche sowohl nach ihrer Einwohnerzahl als nach ihrer Steuerleistung hinter der gegenwärtigen Mandatsziffer zurückbleiben, d. s. Dalmatien, Oberösterreich, Salzburg, Kärnten, Krain, Bukowina, Tirol und Vorarlberg trotzdem ihren bisherigen Besitzstand an Mandaten behalten. Weniger begründet erschien die Beibehaltung der gleichen Mandatszahl hinsichtlich des Küstenlandes, zumal da unter ähnlichen Verhältnissen Steiermark und Schlesien nach der Regierungsvorlage um je ein Mandat mehr erhalten sollten, was an sich im Verhältnisse zu den vorgenannten Ländern ganz gerechtfertigt war. Dagegen hätte Mähren mit Rücksicht auf seine große Bevölkerung und hohe Steuerleistung wohl etwas mehr als die ihm zugedachte gleiche Vermehrung um ein Mandat verdient. Dem dichtbevölkerten und steuerkräftigen Königreiche Böhmen hatte die Regierungsvorlage bloß um acht Mandate mehr als derzeit zugewiesen, wahrscheinlich in Voraussicht des harten nationalen Kampfes um dieses Land, der jedenfalls die Zuwendung weiterer Mandate an Deutsche und Tschechen notwendig machen werde. Als die größten Kontraste auf dem in Rede stehenden Gebiete erübrigen Niederösterreich und Galizien; ersteres unter allen Kronländern das ergiebigste an Steuerleistung, letzteres das volksreichste und wegen seiner großen Leistung an Soldaten für die Verteidigung des Reiches im Nordosten ebenso wichtig, wie die Grenzfeste Tirol im Südwesten der Monarchie. Wenn man auch die Erwerbsteuer von den zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen bei Niederösterreich, in dessen Hauptstadt die meisten Bank-, Transports- und sonstigen Aktiengesellschaften ihren Sitz haben, außer Anschlag läßt, da an dieser Steuer (22,640.199 K), ja in gewisser Hinsicht auch zu den übrigen direkten Steuern und indirekten Abgaben dieses Kronlandes das ganze Reich

beiträgt — man denke nur an das Gebührenäquivalent, die Gesellschaftsgebühren, Effektenumsatzsteuern oder an die vielen in Wien verkehrenden Bewohner anderer Kronländer — muß man dennoch zugeben, daß Niederösterreich bei der Zuweisung von Reichsratsmandaten bisher, aber auch in der Gautschschen Regierungsvorlage zu kurz gekommen sei, indem diese der hohen Bedeutung des Stammlandes der Monarchie sowie der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien nicht einmal nach der Bevölkerungszahl, geschweige denn nach der außerordentlich großen Steuerleistung gerecht geworden ist. Ähnliches kann man in einer anderen Richtung bezüglich Galiziens behaupten, da dessen gegenwärtiger Mandatbesitz und auch die Regierungsvorlage weit hinter derjenigen Zahl zurückbleiben, welche nach der Bevölkerung dieses Kronlandes darauf entfallen würde, und nicht einmal die Durchschnittszahl zwischen Bevölkerung und Steuerleistung erreichen.

Prinz Hohenlohe hat also gut daran getan, daß er in seinen, im Wahlreformausschusse vom Abgeordneten Dr. Löcker höchst verdienstlich vertretenen und erweiterten Kompromißvorschlägen Niederösterreich 64 Mandate zugestanden hat, was von diesem Ausschusse ohne Anstand akzeptiert wurde. Noch weiter zu gehen, erschien wohl aus dem Grunde nicht ratsam, weil die derzeitige Mandatzahl für Niederösterreich künftig ohnehin um mehr als ein Drittel erhöht und bei der Wahlreform bis zu einem gewissen Grade auf die bestehenden Verhältnisse Rücksicht genommen werden soll. Ebenso begreiflich finden wir die im Kompromiß vorgeschlagene Erhöhung der galizischen Mandate auf 102 (später 106), eine Ziffer, welche gerade dem Durchschnitte von Bevölkerung und Gesamtsteuerleistung (lit. a und d) des Landes entspricht. Auch darf nicht übersehen werden, daß die neuen galizischen Mandate nicht der gegenwärtig dort herrschenden Partei, sondern teils den polnischen Demokraten, teils den Ruthenen zufallen dürften. Die Erhöhung der böhmischen Mandatsziffer in den Kompromißvorschlägen auf 122 (später 130) erscheint nach unserer Tabelle ebenso gerechtfertigt, wie die der mährischen auf 46 (später 49). Die Vermehrung der Mandate für Oberösterreich auf 22, Steiermark auf 28 (später 30), Schlesien auf 15 und Küstenland auf 16 (später 17) wird auf eine gewisse Ausgleichung dieser im Verhältnisse zu anderen Kronländern, denen, wie erwähnt, ihre relativ hohe Mandatszahl erhalten blieb, zurückzuführen sein. Dagegen konnten für die Mandatsvermehrung in den Kompromißvorschlägen bei Salzburg auf 7, Bukowina auf 14, Krain auf 12, Tirol und Vorarlberg auf 27 (später 29), hauptsächlich nur parteipolitische Rücksichten maßgebend sein. Schließlich muß jeder billig Denkende zugeben, daß der Wahlreformausschuß bei der Mandatszuweisung eher die kleineren Kronländer als die größeren begünstigt und die Mandate für die ersteren Länder vermutlich aus dem Reservoir der statistisch auf Niederösterreich mehr entfallenden Reichsratsmandate geschöpft hat.

Für die Verteilung der Mandate unter zwei oder mehrere Nationalitäten, welche einzelne Kronländer bewohnen, stehen uns leider nur die Bevölkerungsziffern, nicht aber auch unbestrittene Steuerdaten zu gebote. Wir müssen deshalb darauf

verzichten, aus den ersteren Ziffern allein Schlußfolgerungen zu ziehen, welche, wie Professor Rauchberg für Böhmen zu beweisen versucht hat, ein richtiges Bild von der Bedeutung der dortigen zwei Volksstämme für das Reich nicht zu geben vermöchten. Dagegen bieten die uns vorliegenden statistischen Daten hinreichende Anhaltspunkte für die Mandatsverteilung unter gewisse beruflich-soziale Hauptgruppen. Das Prinzip des allgemeinen und gleichen Wahlrechts wird nicht verletzt, wenn man auf die Gleichartigkeit der Interessen bestimmter Volksteile Rücksicht nimmt und trachtet, grundsätzlich verschiedene Interessen vor sonst unausweichlicher Vernachlässigung zu schützen.

Nachdem die Mandatsverteilung in provinzieller und nationaler Hinsicht im Kompromißwege ziemlich befriedigend gelöst worden ist, steht der Wahlreformausschuß vor der noch wichtigeren Frage der Gleichheit des als unbestritten anerkannten allgemeinen Wahlrechtes. Wie niemand leugnen kann, hegen die gebildeten und besitzenden Volksklassen, je nach den örtlichen Verhältnissen mit mehr oder weniger Berechtigung, die Besorgnis, daß sie im gemeinsamen Wahlkampfe mit den breiteren Volksschichten unterliegen, infolgedessen ihre Lebensbedingungen im Parlamente nicht genügend berücksichtigt, ihr Unternehmungsgeist gelähmt, die ruhige Arbeit im Haus und Feld, in der Werkstätte, Fabrik und Schreibstube gestört und schließlich alle darunter leiden werden. Es darf daher nicht wundernehmen, daß immer wieder alte und neue Pläne zur Abhilfe gegen solche Gefahren auftauchen. Die vorgeschlagenen Mittel berühren schließlich alle die Gleichheit des allgemeinen Wahlrechtes. Dieser Begriff läßt nämlich zweierlei Auffassungen zu, eine absolute, wonach jeder Wähler ohne Unterschied dasselbe Wahlrecht mit allen anderen Wahlberechtigten ausübt, und eine relative, wonach jeder Wähler eine nach seiner persönlichen und wirtschaftlichen Bedeutung gleichmäßig abgestufte oder eingeteilte Wahlberechtigung hat. Die erstere, allerdings einfachere aber mehr äußerliche Auffassung befriedigt die zahlreichen besitzlosen und minder intelligenten Schichten, die letztere zwar kompliziertere, jedoch das Wesen der Sache mehr erfassende Deutung hingegen die in der Minderzahl befindlichen intellektuellen und besitzenden Klassen des Volkes. Das absolut gleiche Wahlrecht setzt sich leichthin über viele wichtige Unterschiede der Volksgenossen, wie Alter, Bildung, Kultur, Selbständigkeit, Sitte, Vermögen oder Einkommen u. s. w. hinweg und muß allmählich nivellierend eine Abschwächung der edleren oder feineren Elemente und der höheren geistigen Kräfte herbeiführen, was für den Staat nicht ganz ungefährlich ist. Denn die wichtigsten Fragen unserer Zeit sind wirtschaftliche und für die Volkswirtschaft sind gerade die eben hervorgehobenen persönlichen Eigenschaften der Staatsbürger unentbehrlich. Unter dem beständigen Druck einer andersgearteten Majorität erlahmen jene besonderen Kräfte, der Unternehmungsgeist schwindet und schließlich treten die gröberen Instinkte der Menge die Herrschaft an.

Trotzdem haben wir uns in dieser Zeitschrift entschieden gegen die Einführung des sogenannten Pluralvotums gewisser Personen ausgesprochen, weil dieses Wahlrechtssystem in gar keiner Form, weder für höheres Alter oder für Besitz, Bildung,

Familienstand, noch für Steuerleistung eine gerechte und zweckmäßige Mandatsverteilung unter alle Volksteile verbürgt, übrigens ungerecht und inkonsequent ist, will man nicht eine umständliche Skala zur Beachtung der vorerwähnten Eigenschaften aufstellen. Irgend etwas muß jedoch geschehen, um den offenbaren Mängeln des absolut gleichen Stimmrechtes abzuhelfen. Die intelligenten und produzierenden Volksklassen haben einen berechtigten Anspruch darauf, daß ihnen auch in Hinkunft eine direkte Anteilnahme an der Gesetzgebung gewahrt bleibe; sonst könnten ihre wichtigsten Bedürfnisse und Existenzbedingungen vernachlässigt und ihre Unternehmungen durch unmäßige Erhöhung der direkten Steuern, Arbeitslöhne oder sonstigen Produktionskosten gestört werden. Als das unbedenklichste Mittel für ein gedeihliches Zusammenwirken aller Volksklassen im Parlamente haben wir bereits wiederholt* getrennte Wahlen der beruflich sozialen Hauptgruppen, namentlich der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, befürwortet, und zwar in für Stadt und Land verschiedenen Wahlkörpern, in welchen diesen beiden Hauptgruppen eine ihrer Bedeutung für das ganze Gemeinwesen entsprechende Vertretung gesichert werden soll. Die Vertreter von besonderen Interessentengruppen kennen am besten die Bedürfnisse der verschiedenen Zweige der Volkswirtschaft und sind am nächsten zur Lösung von legislativen Fragen berufen, welche den Schutz und die Förderung der Produktion betreffen. Was die Wertschätzung der beiden hervorragendsten Volkswirtschaftsgruppen anbelangt, — die Unternehmer und die Arbeiter — so bringen die Arbeitgeber und einige andere Personen, die wir als beruflich „Selbständige" bezeichnet haben, allein die direkten Steuern auf, während die indirekten Steuern mehr oder weniger alle Staatsbürger belasten. Diese nicht wegzuleugnende Tatsache darf denn doch bei der Wahlreform nicht ganz unbeachtet bleiben. Unserem Grundsatze getreu, daß größeren Pflichten auch größere Rechte entsprechen, haben wir in dem letzterwähnten Aufsatze die abgesonderte Vornahme der Reichsratswahlen für Stadt und Land in zwei Wahlkörpern vorgeschlagen, a) im einen für die beruflich selbständigen Wahlberechtigten, welche die Land- oder Forstwirtschaft (einschließlich der Jagd und Fischerei) oder ein damit verbundenes Nebengewerbe, eine Gewerbe-, Handels-, Transport- oder sonstige Erwerbsunternehmung auf eigene Rechnung betreiben, ein Staats- oder öffentliches Amt (einschließlich der Lehrer und Geistlichen) bekleiden, einen freien Beruf als Anwälte, Ärzte, Künstler, Schriftsteller u. dgl. selbständig ausüben oder als Private von eigenen Mitteln leben; b) im andern für die beruflich unselbständigen Wahlberechtigten, welche in einem der soeben aufgezählten städtischen oder ländlichen Berufe als Angestellte, Arbeiter, Bedienstete, Diener, Taglöhner u. dgl. gegen Lohn (in einem von der Personaleinkommensteuer befreiten Betrage) beschäftigt sind oder innerhalb des vor der Wahlausschreibung letztverflossenen Jahres beschäftigt waren. Höher entlohnte Arbeiter hätten als Privatbeamte in dem ersteren Wahlkörper mitzuwählen. Aus demselben Grunde, aus welchem man die geltende Reichsratswahlordnung als ungerecht hinstellt, weil sie

* Vergl. Bd. V, Heft 53, Bd. VI, Heft 71, und Bd. VII, Heft 84, 85, der „Österr. Rundschau".

die indirekte Steuerleistung der Arbeiterschaft gar nicht beachtet, können wir fordern, daß die künftige Reichsratswahlordnung auf die direkte Steuerleistung Rücksicht nehme und nicht in den entgegengesetzten Fehler verfalle. Tatsächlich bringt der obgedachte erste Wahlkörper, in welchem nach unserem unvollständigen allgemeinen Wahlrechte juristische und andere davon ausgeschlossene steuerzahlende Personen, wie Frauen, Jugendliche, Militärs u. s. w., nur ideell vertreten wären, ganz allein die Last der direkten Steuern pro 1900: 278,189.989 K auf. Diese Steuerträger können daher für sich allein auf 131·47 von 500 Mandaten Anspruch machen. Hiebei übersehen wir keineswegs den Umstand, daß selbst manche direkte Steuern von den Steuerzahlern auf andere Personen abgewälzt werden, wie namentlich die bedeutende Hauszinssteuer. Dafür fallen aber anderseits den direkt Besteuerten gar manche indirekten Abgaben vollständig, wie die Immobiliargebühren und das Gebührenäquivalent, andere ohne Zweifel in viel höherem Maße als den Lohnarbeitern zur Last, so daß sich die gedachten Differenzen im großen und ganzen ziemlich ausgleichen. Die restlichen 368·53 Mandate, welche verhältnismäßig der Leistung an indirekten Abgaben (a. 1900: 779,776.726 K) entsprechen würden, müßten, da die letzteren als Abgaben des allgemeinen Verbrauches und Verkehres von der ganzen Bevölkerung des Staates geleistet werden, entweder in einer allgemeinen Wählerklasse vergeben oder — nach den unbefriedigenden Erfahrungen mit einer solchen Kurie und, wenn schon einmal zwei Wahlkörper eingerichtet werden sollen — besser nach Maßgabe der Kopfzahl der darin vertretenen Interessenten aufgeteilt werden. Da nun die selbständig Berufstätigen samt ihren mithelfenden Familiengliedern und deren Angehörigen nach den von uns schon früher gelieferten Daten* 15,022.598 Interessenten und die unselbständig Berufstätigen nebst deren Angehörigen 11,128.110 Interessenten zählen, so würden von 500 Reichsratsmandaten auf die erste Kurie der direkten Steuerträger außer den früher erwähnten 131·47 noch weitere 211·70, d. i. zusammen 343·17, rund **343**, und auf die Arbeiterkurie 156·83, rund **157** Mandate entfallen. Eine solche Mandatsverteilung könnte wohl beide Teile befriedigen, die Arbeiter in Anbetracht dessen, daß gegenwärtig die allgemeine Wählerklasse, in welcher sie nicht einmal für sich allein wählen, weniger als die Hälfte der Mandate aufweist, die ihnen künftig ausschließlich zur Verfügung stehen würden; auch glauben wir kaum, daß die Arbeiter bei gleichem, allgemeinem und gemeinsam mit den beruflich selbständigen Personen ausgeübtem Wahlrechte so viele Mandate erlangen würden, als ihnen hier zugedacht wären. Die beruflich selbständigen Personen hingegen könnten sich damit in der Erwägung zufriedenstellen, daß den Lohnarbeitern eine angemessene Vertretung im Parlamente nicht länger vorenthalten werden darf, daß ihnen aber auf die gedachte Weise für alle Zukunft die Möglichkeit benommen wird, die oberen Schichten des Volkes zu majorisieren und an die Wand zu drücken. Ein dauernder sozialer Friede wäre wohl um diesen Preis nicht zu teuer erkauft. Ist den Lohnarbeitern übrigens einmal die ihrer Kopfzahl und (in-

* Bd. V, Heft 53 der „Österreichischen Rundschau".

direkten) Steuerleistung hier gewiß nicht engherzig zugemessene Vertretung gesichert, könnte es ihnen gleichgültig sein, wie die direkt Besteuerten die diesen nach Recht und Billigkeit zukommenden Mandate unter sich aufteilen wollen. Letzteres aber wäre für die baldige Durchsetzung des allgemeinen Wahlrechtes in unserer Volksvertretung von hohem Vorteil und möchte in gewissen Kreisen wahrscheinlich die letzten Skrupel gegen dessen Einführung zerstreuen.

Zum Schlusse sei die praktische Ausführung unseres Vorschlages kurz angedeutet. Die §§ 6 und 7 des Gesetzentwurfes, betreffend die Abänderung des Grundgesetzes über die Reichsvertretung, wären folgendermaßen zu amendieren: ad § 6, Alinea 2: „von den (angenommenen) 500 Mitgliedern des Abgeordnetenhauses werden 343 im ersten und 157 im zweiten Wahlkörper der städtischen oder ländlichen Wahlbezirke gewählt"; ad § 7, Alinea 1: „und zwar, falls er eine staatliche direkte Steuer zu entrichten hat, im ersten Wahlkörper, andernfalls im zweiten Wahlkörper".

Selbstverständlich müßte dann auch der Entwurf der Reichsratswahlordnung, insbesondere der Anhang zu ihr, entsprechend modifiziert und das Einwahlkörpersystem der Regierungsvorlage aufgegeben werden.

Verteilung der Reichsratsmandate unter die einzelnen Königreiche und Länder:

Kronland	a nach der 1900 ortsanwesenden Bevölkerung	a entfallen von 500 Mandaten	b nach der Leistung an direkten Steuern im Jahre 1900: K	b entfallen von 500 Mandaten	c im Durchschnitte von a und b	d nach der gesamten Steuerleistung im Jahre 1904: K	d entfallen von 500 Mandaten	gegenwärtige Mandatzahl	künftige** Mandatzahl
Böhmen . . .	6,318.697	120·81	67,982.432	133·00	126·90	239,774.657	127·68	110	130
Dalmatien . .	593.784	11·35	1,622.311	3·10	7·23	7,858.894	4·18	11	11
Galizien . . .	7,315.939	139·88	26,095.411	51·06	95·47	122,529.632	65·25	78	106
Niederösterr.	3,100·493	59·28	76,841.736*	150·34	104·81	273,219.493	145·49	46	49
Oberösterr. .	810.246	15·49	9,721.698	19·02	17·26	29,973.262	15·96	20	30
Salzburg . . .	192.763	3·69	2,244.428	4·39	4·04	8,923.252	4·75	6	6
Steiermark . .	1,356.494	25·94	14,712.255	28·79	27·36	46,392.071	24·70	27	30
Kärnten . . .	367.324	7·02	3.485.344	6·90	6.96	13,429.444	7·15	10	12
Krain	508.150	9.72	3,418.162	6·69	8·20	12,784.832	6·81	11	12
Bukowina . .	730.195	13·96	2,945.161	5·77	9·87	13,812.827	7·36	11	14
Mähren . . .	2,437.706	46·61	24,671.121	48·27	47·44	84,698.541	45·10	43	49
Schlesien . . .	680.422	13·01	6,191.687	12·11	12·56	26,163.439	13·93	12	14
Tirol und Vorarlberg	981.949	18·77	7,292.701	14·27	16·52	30,343.612	16·16	25	29
Küstenland . .	756.546	14·47	8,325.343	16·29	15·38	29,070.969	15·48	15	17
zusammen	26,150.708	500	255,549.790	500	500	938,974.925	500	425	516

* Nach Abzug der Erwerbsteuer von öffentlichen Unternehmungen.

** Der Zähler gibt die Mandatsziffer nach der Gautschschen Regierungsvorlage, der Nenner jene nach den Hohenlohe'schen Kompromißvorschlägen an, welche Ziffer dann vom Wahlreformausschusse noch weiters erhöht wurde, und zwar für Böhmen auf 130, für Galizien auf 106, für Steiermark auf 30, für Krain auf 12, für Mähren auf 49, für Tirol und Vorarlberg auf 29, für Küstenland auf 17 Mandate; schließliche Gesamtzahl aller Mandate 516.

Die Ursachen der Verwahrlosung Jugendlicher.

Von Dr. Theodor Heller, Direktor der Erziehungsanstalt Wien-Grinzing.

In den letzten Jahrzehnten wendet sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als je zuvor der verwahrlosten und verlassenen Jugend zu. Hiebei sind nicht bloß humanitäre Rücksichten maßgebend. Die Statistik hat nachgewiesen, daß fast in allen Staaten die Zahl der von Jugendlichen verübten Verbrechen und Vergehen in erschreckender Zunahme begriffen ist. So haben diese Delikte in Deutschland in einem Dezennium (1882—1892) um nicht weniger als 40 Prozent zugenommen. Die österreichische Kriminalstatistik zählt nur die Verbrechen, nicht aber die Vergehen der Jugendlichen. Wir erfahren, daß in den Jahren 1883—1897 72.300 Jugendliche wegen Verbrechen verurteilt wurden. Wäre man in der Lage, auch die Verurteilungen wegen Vergehen zu berücksichtigen, so würde sich sicherlich eine Zunahme der allgemeinen Straffälligkeit mindestens in demselben Maß wie in Deutschland ergeben. Diese Zunahme der Kriminalität Jugendlicher bedeutet eine ernste soziale Gefahr. Noch höher wird diese zu werten sein, wenn man in Betracht zieht, daß sich gerade unter den Jugendlichen ein enorm hoher Prozentsatz Rückfälliger befindet, der in Deutschland mit 78 Prozent, in Österreich schätzungsweise mit 90 Prozent angegeben wird. Aus den bereits straffällig gewordenen Jugendlichen geht eine große Zahl jener Gewohnheitsverbrecher hervor, welche die öffentliche Sicherheit dauernd gefährden. Der Besserungswert der gerichtlichen Bestrafung ist bei Jugendlichen sehr gering;* deshalb liegt es im allgemeinen Interesse, bedrohte Jugendliche nach Tunlichkeit vor der Verwahrlosung zu behüten, sie nicht schuldig werden zu lassen, sondern rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen, die dahin zielen, derartige Existenzen zu einer normalen Lebensführung zu befähigen und sie zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden.

Diese bedeutungsvolle Aufgabe haben sich die Vereinigungen für Kinderschutz gestellt, deren Zahl auch bei uns in steter Zunahme begriffen ist. Auf diesem Gebiet zeigt sich eine Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft, die in unserer idealen Bestrebungen so wenig zugänglichen Zeit doppelt erfreulich wirkt. In England ist die Fürsorge für verwahrloste und bedrohte Kinder seit ungefähr fünf Jahrzehnten in mustergültiger Weise organisiert. Ein genaues Bild dieser umfassenden Hilfstätigkeit entwirft uns Dr. Heinrich Reicher im ersten Teil seines groß angelegten Werkes: „Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend", auf welches ich hier ausdrücklich aufmerksam machen möchte. In England hat sich unter dem Einfluß dieser Hilfstätigkeit eine stetige Verminderung der Zahl jugendlicher Straffälliger ergeben. Bei uns müssen die praktischen Erfolge dieser Bestrebungen noch als sehr gering bezeichnet werden, was bei der kurzen Dauer einer intensiveren Betätigung auf dem Gebiete des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge nicht wundernehmen kann. Auch fehlt es noch vielfach an leitenden Gesichtspunkten; es geht nicht an, die Kinderschutzorganisationen fremder Länder als Regulativ für die einheimischen Bestrebungen zu betrachten, da in jedem Lande besondere Verhältnisse bestehen, welche die Verwahrlosung beeinflussen, und eine planmäßige Hilfstätigkeit erst dann möglich ist, wenn die endemischen Ursachen der Verwahrlosung in ihrer Gesamtheit aufgezeigt worden sind. Dies ist aber

* Diese Erkenntnis hat in Deutschland zu den Erlässen über bedingte Strafaussetzung, in Österreich zum Erlaß der Verordnung vom 15. November 1902, betreffend die Begnadigung verurteilter Jugendlicher, geführt.

Aufgabe wissenschaftlicher Untersuchungen, zu welchen Juristen, Pädagogen und Ärzte gleichermaßen berufen sind. Der Kinderforschung (Pädologie) liegt es ob, die Bedingungen, unter welchen sich die Entwicklung des Kindes vollzieht, und die Entwicklungsphänomene der Kindheit zu studieren, wobei nicht bloß die normalen, sondern auch die pathologischen Verhältnisse in Betracht kommen. Österreich besitzt seit dem 3. Februar d. J. eine Gesellschaft für Kinderforschung.

Die Ursachen der Verwahrlosung Jugendlicher sind ihrer Art nach innere und äußere, wobei ausdrücklich bemerkt werden muß, daß zwischen diesen oft eine Wechselbeziehung besteht. Wenn ich von den äußeren Ursachen zuerst spreche, so will ich damit keineswegs andeuten, daß ich diese für die sachlich wichtigeren halte; sie sind vielmehr besser bekannt, genauer erforscht und lassen sich durch zahlreiche Beispiele belegen, die sich uns in der Großstadt gleichsam wie selbst aufdrängen.

Unter den äußeren Ursachen nimmt die nächste Umgebung des Kindes, das Milieu, die wichtigste Stelle ein. Es ist klar, daß ein Kind, das die für sein Gedeihen notwendigen Bedingungen in der Familie nicht vorfindet, entarten muß. Alle jene Verhältnisse, welche den körperlichen Zustand der Kinder beeinträchtigen, wirken auch ungünstig auf deren physische Entwicklung. In dieser Hinsicht kommen zunächst folgende Faktoren in Betracht: Unzureichende Ernährung und Bekleidung, schlechte Wohnungsverhältnisse. In die Öffentlichkeit gelangen oft Mitteilungen über hungernde Schulkinder, die jeden Menschenfreund mit Entsetzen erfüllen müssen. Eine Statistik der Kinder, welche unzureichend ernährt werden, ist aus verschiedenen Gründen nicht möglich. Aber schon die gelegentlichen Nachweise, welche zumeist aus Schulen an der Peripherie der Großstadt stammen, sprechen eine beredte Sprache. Die humanitäre Hilfstätigkeit kommt selbstverständlich immer nur einem Bruchteil der Bedürftigen zu gute. Daher ist man berechtigt, die unzureichende Ernährung der Kinder als einen konstanten Faktor in der Ätiologie der Verwahrlosung anzusehen. Bekanntlich entfesselt der Hunger die rohesten Leidenschaften und Instinkte, er überwindet alle jene Hemmungen, die durch Sitte und Moral gegeben sind, bildet oft den nächsten Anlaß von Eigentumsdelikten und führt hiedurch die betreffenden Individuen auf die Bahn des Verbrechens. An dieser Stelle muß auf die enorme Säuglingssterblichkeit, insbesondere in den Großstädten hingewiesen werden. Die Säuglingssterblichkeit in Österreich ist besonders groß und wird nur noch von Bayern, Rußland, Sachsen und Ungarn übertroffen. Ein großer Prozentsatz derselben ist auf den Mangel einer entsprechenden Ernährung zurückzuführen; ohne Übertreibung kann behauptet werden, daß etwa die Hälfte der im ersten Lebensjahre sterbenden Kinder geradezu verhungert. In Wien hat Professor Th. Escherich eine großartige Aktion ins Leben gerufen, welche die Abgabe guter Milch für Säuglinge bezweckt. Eine kleinere Vereinigung unter der Leitung des Kinderarztes Dr. Weiß versorgt bedürftige Säuglinge des zehnten Bezirkes mit Milch.* Die ungeheuere Bedeutung dieser Bestrebungen zu würdigen, ist hier nicht am Platze. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß mangelhafte Ernährung in den ersten Lebensjahren oft die Ursache der Verwahrlosung Jugendlicher bildet. Physische und psychische Energie stehen in naher Wechselbeziehung. Bei unterernährten, schwächlichen

* Dr. Weiß weist darauf hin, daß in Wien die Enthaltung der Gesamtbevölkerung vom Alkoholgenuß an nur einem Tage eine Ersparung von ungefähr 321.000 K ergäbe, wofür sechs Jahre hindurch je 1000 Säuglinge mit Milch versorgt werden könnten.

Individuen leidet vor allem die Willenskraft, ihre sittliche Widerstandsfähigkeit ist gering, sie sind daher der Verführung außerordentlich leicht zugänglich. Wir werden späterhin sehen, daß die geistig Minderwertigen einen großen Teil der verwahrlosten Jugend bilden. Die geistige Minderwertigkeit ist aber oft nichts anderes als der Ausdruck gewisser konstitutionellen Krankheiten, unter welchen Rhachitis und Skrofulose obenan stehen. Diese sind häufig durch mangelhafte Ernährung bedingt, so daß auch in dieser Hinsicht ein enger Zusammenhang zwischen Hunger und Verwahrlosung besteht.

Ein gewisser Grad körperlicher Pflege ist für jedes Kind unbedingt erforderlich, auch wenn es, etwa mit dem Eintritt ins schulpflichtige Alter, schon einige Selbständigkeit erlangt hat. Hier spielt nun die Bekleidung eine wichtige Rolle; ihre Bedeutung nicht bloß in hygienischer, sondern auch in pädagogischer Hinsicht ist wiederholt gewürdigt worden. Wir wissen, daß wenige Faktoren das Selbstbewußtsein eines Kindes tiefer herabdrücken als die Gewöhnung an ungenügende, defekte und unreinliche Kleidung. Man betrachtet die letztere geradezu als ein Symptom der Verwahrlosung. Der Zwang, eine solche Uniform des Elends am Leibe zu tragen, führt aber in vielen Fällen die Verwahrlosung erst herbei. Den Kindern werden hiedurch die Kreise, in denen sie verkehren können, vorgeschrieben. Auch unter Kindern findet eine Art sozialer Auslese statt, wobei mangels anderer Gesichtspunkte oft die Kleidung einzig und allein maßgebend ist.

Die Bedeutung der Wohnung in der Ätiologie der Verwahrlosung ist eine so große, daß sie in Kürze gewürdigt werden kann. In vielen Großstädten sind die Mietpreise der Wohnungen infolge der zunehmenden Steuerbelastung des Hausbesitzes immer höher gestiegen, so daß eine Wohnung im herkömmlichen Sinne ein für viele Familien unerschwinglicher Luxus geworden ist. Im Jahre 1890 bestanden 50 Prozent der in Berlin vermieteten Wohnungen aus nur einem Zimmer, in einzelnen Städten, z. B. Chemnitz, Königsberg, Stettin umfaßten 60 Prozent der Wohnungen nur einen Raum. Mit einer solchen räumlichen Beschränkung ist der herkömmliche Begriff der Wohnung als Heimstätte der Familie nicht vereinbar. In diesen unzureichenden Wohnungen herrscht überdies in den meisten Fällen eine Überfüllung, die jeder Beschreibung spottet. Über den Zusammenhang dieser Verhältnisse mit der Verwahrlosung spricht sich Professor Breitung folgendermaßen aus: „Enge Wohnungen sind der größte Feind der menschlichen Kultur, der Ethik, der Volksgesundheit. Ich erblicke in den überlegten Wohnungen der Armut die eigentlichen Quellen alles sozialen Elends des Körpers und des Geistes, die Brutstätten des Lasters aller Art, den nie austrocknenden Sumpf der gesamten Kriminalistik."

Ein weit ärgerer Übelstand als kleine, unzureichende Wohnungen ist das Schlafstättenwesen, das sich in den Großstädten immer mehr ausbreitet. Es gibt eine relativ große Zahl von Familien, die keine eigene Wohnung besitzen, sondern in Wohnungen anderer Nachtlager beziehen. Hier haben die Familienmitglieder während des Tages überhaupt kein fixes Unterkommen. Ähnliche Verhältnisse bestehen übrigens auch in jenen Eigenwohnungen, die tagsüber gesperrt gehalten werden, weil beide Elternteile außerhalb des Hauses einer Erwerbbeschäftigung nachgehen. Die kleinen Kinder werden von den Eltern oft tagsüber in Pflege gegeben, während die größeren, schulbesuchenden, die freien Stunden bis zur Heimkehr der Eltern auf der Straße verbringen müssen. Diese Kinder können zumeist auch während des Tages keine warme Nahrung erhalten, so daß zwei

deletäre Faktoren, unzureichende Ernährung und unzureichende Wohnung, zusammenwirken. Es ist nun längst erwiesen, daß der Einfluß der Straße auf die heranwachsende Jugend geradezu verderblich ist. Hier macht sich nicht bloß der Mangel jeder Aufsicht, Zucht und Disziplin ungünstig geltend, sondern noch mehr das Zusammentreffen mit verschiedenen, höchst problematischen Existenzen, Vagabunden, Bettlern, Prostituierten. Die Langeweile veranlaßt die Kinder oft zu Spielen bedenklicher Art, welche sich nicht selten auf die das Tagesgespräch bildenden Kriminalaffären beziehen. Viele derartige Kinder sind bereits Hasardspielen derart ergeben, daß ihnen kein Mittel zu schlecht ist, um sich in den Besitz der nötigen Münzen zu setzen. Die Tagesheimstätten und Kinderhorte können leider nur einen verschwindend kleinen Teil der tagsüber unbeaufsichtigten Jugendlichen Aufnahme gewähren. Wie groß die Zahl der tagsüber unterstandslosen Kinder ist, geht aus der Mitteilung des Wiener Wärmestubenvereines hervor, nach welcher in einigen Schutzstätten dieser Vereinigung die Mehrzahl der Gäste Kinder waren. Alle Bestrebungen, billige Wohnungen der armen Bevölkerung zur Verfügung zu stellen, Heime für unterstandslose Familien zu schaffen, dienen gleichzeitig dem Kampf gegen die Verwahrlosung der Jugendlichen und verdienen daher auch unter diesem Gesichtspunkt die weitestgehende Förderung. Vorbildlich ist hier das preußische Invaliden-Versicherungsgesetz vom 13. Juli 1899, das bestimmt, daß die Gelder, bis zur Hälfte in nicht mündelsicherer Weise angelegt, zum Bau von Arbeiterwohnungen verwendet werden dürfen. Erfreulich ist die Tatsache, daß in der neuen Schul- und Unterrichtsordnung vom 29. September 1905, und zwar in dem von der Kinderfürsorge handelnden vierten Hauptstück, § 213, die Lehrer darauf hingewiesen werden, auf die Gründung von Kinderhorten, Beschäftigungsanstalten, Kinderwärmestuben, Jugendspielplätzen und Suppenanstalten, in denen arme und entfernt wohnende Schulkinder mittags warme Suppe erhalten, mit Eifer hinzuwirken.

Die schlimmsten Erscheinungen sittlicher Entartung zeigen sich in jenen Fällen, in denen Kinder von fehlerhaften, Lastern und Ausschweifungen ergebenen Personen beeinflußt werden. Hier spielt der Alkoholismus die größte Rolle. Nirgends herrschen traurigere Verhältnisse als in den Familien der Gewohnheitstrinker, in denen zumeist Not und Elend ihren verderblichen Einfluß geltend machen. Für das Alkoholdelir sind Anfälle schrecklicher Roheit, wahnhafte Eifersuchts- und Verfolgungsideen typisch, die ohne Rücksicht auf etwa anwesende Kinder in der gemeinsten Weise geäußert werden. Bei vielen Säufern macht sich auch eine tierische Sinnlichkeit geltend, und die Kinder sind in solchen Fällen oft Zeugen von Sexualakten; eines der schrecklichsten Verbrechen, die Blutschande, wird fast nur von Alkoholikern begangen. Kinder, die in einer solchen Umgebung aufwachsen, sind wohl der überwiegenden Mehrzahl nach der Verwahrlosung preisgegeben. Hiebei ist noch zu beachten, daß die Nachkommenschaft der Trinker zumeist aus minderwertigen Individuen besteht, die allen schlechten Einflüssen in physischer und psychischer Beziehung besonders zugänglich sind. Die folgenden Zahlen mögen über den Zusammenhang von Trunksucht und Verwahrlosung Aufschluß geben. Während des ersten Jahres der Anwendung des preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes wurden 7787 Minderjährige der Fürsorgeerziehung überwiesen, 1483 Väter und 562 Mütter derselben waren der Trunksucht ergeben, der Trunksucht in Verbindung mit Unzucht 681 Mütter. Nach Professor Demme hat sich in Paris seit 1888 die Zahl der jugendlichen Mörder versiebenfacht; diese Zunahme geht parallel dem Ansteigen des Alkoholkonsums, der in Frankreich in Form der

Absinthe besonders gedeiht. Furchtbar traurig ist ferner die Tatsache, daß Alkoholiker sehr häufig ihre eigenen Kinder zum Alkoholmißbrauch verführen. Der bekannte Satz Plutarchs: »Ebrio gignunt ebrios« ist offenbar in diesem Sinne zu deuten. Diese Tatsache fügt sich als neues Glied der Kausalkette der Verwahrlosung bei Kindern von Gewohnheitstrinkern ein. Angeborene Minderwertigkeit, denkbar schlechteste Vorbilder und direkte Schädigung durch Alkoholgenuß wirken zusammen, um Kinder aus solchen Familien dem Untergang zuzutreiben. Professor Polman hat berechnet, daß eine einzige durch Trunksucht moralisch verkommene Familie den öffentlichen Kassen Ausgaben im Betrage von ungefähr fünf Millionen Mark auferlegt hat. Tatsächlich bevölkert die Deszendenz der Alkoholiker die Irren-, Gefangen- und Rettungshäuser, sie wird der menschlichen Gesellschaft durch Eigentums-, Sittlichkeitsdelikte, durch Mord und Totschlag gefährlich, der Alkoholismus ist als die häufigste Ursache der Verwahrlosung Jugendlicher zu betrachten. Ein Volk, das dem Alkoholgenuß entsagt, eliminiert selbst die hauptsächlichste Ursache der Entartung. In allen Bevölkerungsklassen muß sich die Erkenntnis Bahn brechen, daß der Alkohol kein Genußmittel, sondern ein das sittliche und körperliche Gedeihen einer Nation gefährdendes Gift ist. Allerdings sind wir noch weit von einem solchen goldenen Zeitalter entfernt. Bis dahin müssen gesetzliche Maßnahmen getroffen werden, die zunächst die zwangsmäßige Unterbringung von Alkoholikern in Trinkerheilstätten verfügen und anderseits eine entsprechende Erziehung der gefährdeten Kinder Trunksüchtiger sichern. In der Schweiz wird ein Zehntel des Ertrages, welchen das Alkoholmonopol ergibt, für Zwecke dieser Art verwendet. Die Voraussetzung für die Ausübung einer gedeihlichen erziehenden Tätigkeit bildet die sittliche Integrität des Erziehers; der wirksamste Erziehungsfaktor ist das unmittelbare Beispiel der Eltern. Ziehen wir nun in Betracht, daß eine Unzahl sittlich verwahrloster Individuen Familien begründet und ihre eigene Minderwertigkeit auf die Nachkommen überträgt, so können wir ungefähr ermessen, in welcher Progression die sittliche Verwahrlosung fortschreitet. Dabei ist zu erwägen, daß in vielen Fällen die Minderwertigkeit der Familienvorstände sich nicht in antisozialen oder kriminellen Handlungen äußert. In manchen Familien, die nach außen hin nichts Auffälliges zeigen, werden die Kinder durch ihre sittlich haltlosen Eltern in der übelsten Weise beeinflußt. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle auf die einschlägigen Verhältnisse näher einzugehen. Ich möchte hier nur darauf hinweisen, daß zahlreiche krasse Fälle in der letzten Zeit gezeigt haben, wie häufig Eltern ihre Kinder Personen zur Erziehung übergeben, die hiezu nicht die mindeste Qualifikation besitzen. In den Häusern der Wohlhabenden sind Kinder nicht selten bis aufs äußerste verderbten Bonnen oder Hofmeistern ausgeliefert, die mangels hinlänglicher Kontrolle ihre Zöglinge sogar dem Laster zuführen können.

Entspringt die Vernachlässigung der eigenen Kinder in den Häusern der Wohlhabenden oft lediglich dem Bestreben nach Bequemlichkeit und sträflicher Indolenz, so ist in den Kreisen der Armen vielfach der harte Existenzkampf daran schuld, daß sich die Eltern nicht hinlänglich um ihre Kinder bekümmern können. Ganz besonders gilt dies für eine Unzahl unehelicher Kinder, deren Mütter in ein Lohnverhältnis treten müssen, um die Mittel zur Fristung ihrer eigenen Existenz herbeizuschaffen. Solche Kinder werden zumeist in sogenannte Pflegefamilien gebracht, welche das Halten von Kostkindern häufig nur aus Erwerbsrücksichten betreiben. In einer überaus großen Zahl von Fällen müssen die Mütter allein für die Kosten der Verpflegung aufkommen, da sich die Väter ihrer Ali-

mentationspflicht entziehen. Berücksichtigt man, daß die von den unehelichen Müttern bezahlten Beträge oft kaum hinreichen würden, um das nur zur Lebenserhaltung der Kinder Erforderliche herbeizuschaffen, so wird man begreifen, daß das Halten von Kostkindern zu Erwerbszwecken oft gleichbedeutend ist mit der Preisgebung der unglücklichen kleinen Geschöpfe. Hier muß übrigens darauf hingewiesen werden, daß manche Gemeinden, die im Wege der Armenpflege für den Unterhalt verlassener oder gänzlich mittelloser unehelicher Kinder zu sorgen haben, selbst mit dem schlechtesten Beispiel vorangehen und an Pflegefamilien Kostgelder bezahlen, für welche nicht einmal die Beschaffung einer ausreichenden Ernährung möglich ist. In Deutschland haben die furchtbaren Mißstände im Ziehkinderwesen in vielen Städten zu einer Hilfstätigkeit Anlaß gegeben, die namentlich in Leipzig mustergültig organisiert erscheint. Hier haben besoldete Waisenpflegerinnen die Ziehkinder zu beaufsichtigen und etwa zu Tage tretende Übelstände sofort zu melden. Ein eigener Ziehkinderarzt besorgt die gesundheitliche Überwachung der Pflegekinder. Die Kosten hiefür sind keineswegs hohe und belaufen sich in Leipzig auf zirka 19.000 Mark, in Dresden und Halle a. d. S. nur auf 4400 Mark jährlich. Mit diesen verhältnismäßig geringen Kosten kann verhütet werden, daß eine große Zahl von Kindern schon in ihren ersten Lebensjahren der Verwahrlosung anheimfällt. In Österreich liegt das Ziehkinderwesen noch sehr im argen und es ist daher fast selbstverständlich, daß die Kindersterblichkeit unter den unehelich Geborenen eine auffallend hohe ist und die unehelich Geborenen ein erschreckend hohes Kontingent zur Verbrecherarmee stellen.*

Aufs äußerste bedroht sind jene Kinder, die in Industrien, Gewerken, im landwirtschaftlichen Betrieb oder als Dienstboten Lohnarbeit verrichten. Die Tatsachen, die in dieser Hinsicht bekannt geworden sind, haben in Deutschland zum Erlaß des Kinderschutzgesetzes vom 30. März 1903 geführt. Dieses Gesetz gilt allerdings nur für die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben, obzwar die Kinderarbeit auch in anderen Erwerbskreisen höchst bedenklich erscheint. So ist erst kürzlich von dem Bezirksarzt Dr. Heißler in der „Münchener medizinischen Wochenschrift" auf die sittlichen Gefahren hingewiesen worden, denen die in der Landwirtschaft arbeitenden Kinder ausgesetzt sind. Die Übelstände, die sich hinsichtlich des Viehhütens durch Kinder ergeben haben, sind so krasse, daß auch diese leichteste Kinderarbeit die Ursache der Verwahrlosung werden kann. Es entspricht also ganz und gar nicht den Tatsachen, wenn in agrarischen Kreisen immer wieder behauptet wird, die Kinderarbeit in landwirtschaftlichen Betrieben könne als vollkommen unbedenklich gestattet werden.

Unter dem Gesichtspunkt des Kinderschutzes sind die Bestrebungen nach Verkürzung der Schulpflicht entschieden zu verurteilen. Die Schule ist für viele Kinder die einzige Erziehungsstätte und eine Reduzierung ihres Einflusses würde in einer Unzahl von Fällen der Verwahrlosung der Jugendlichen Vorschub leisten.

* In Deutschland ist diese Beziehung zahlenmäßig nachgewiesen worden. Dort waren 16 bis 17 Prozent der Zwangszöglinge unehelicher Geburt. Der Anteil der unehelich Geborenen an den Geburten beträgt hingegen nur 7–7½ Prozent, wobei außerdem die große Mortalität der unehelichen Kinder zu berücksichtigen ist. Der Anteil der unehelich Geborenen unter den Zwangszöglingen ist dreimal so groß wie der der ehelich Geborenen. Auffallend erscheint ferner die starke Beteiligung des weiblichen Geschlechtes, was zweifellos mit der Prostitution zusammenhängt, der bekanntlich zu einem sehr erheblichen Teil die unehelich Geborenen zum Opfer fallen.

Zu einer umfassenderen Tätigkeit auf dem Gebiete des Kinderschutzes haben die Mißhandlungen von Kindern durch ihre eigenen Eltern, die Kindesmorde und die Kinderselbstmorde Anlaß gegeben. Wie viel hier noch zu geschehen hätte, beweist die Außerachtlassung eines der ärgsten Übelstände, nämlich des Bettelns und Hausierens der Kinder. In der letzten Zeit nimmt die Zahl der bettelnden und hausierenden Kinder in Wien in erschreckender Weise zu. Die Annahme, daß diese Kinder infolge der äußersten Notlage ihrer Familie darauf angewiesen sind, das Mitleid der Passanten in Anspruch zu nehmen, trifft unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu. Ein auch nur einigermaßen geübtes Auge muß erkennen, daß es sich bei dem Bettelunwesen der Kinder — das Hausieren der Kinder ist gleichfalls in der Regel nichts anderes als verhülltes Betteln — um einen wohlorganisierten Betrieb handelt, der offenbar von erwachsenen Personen geleitet wird. Auch das Betteln von Weibern, die zur Erhöhung des Mitleids der Passanten kleine, schlecht gekleidete, elend aussehende Kinder mit sich führen, dürfte unter ähnlichen Gesichtspunkten zu betrachten sein (Leihkindersystem). Ein solcherart organisiertes Betteln ist eine Vorschule des Verbrechens. Kinder, die sich zu solchen Zwecken zusammenfinden, werden erfahrungsgemäß später oft Mitglieder von Verbrecherbanden. Mindestens aber verleidet der bequeme Erwerb aus Almosen den Kindern weiterhin die Lust an der Arbeit, sie vagabundieren und fallen durch kleine Vergehen der Polizei sehr lästig. Würden die Erfahrungen, die in anderen Großstädten, z. B. in London, diesbezüglich gemacht worden sind, bei uns auch nur einigermaßen beherzigt werden, so hätte man dem Bettelunwesen der Kinder längst gesteuert.* In England und in der Schweiz genügt der Tatbestand des Bettelns auf der Straße vollkommen, um derartige Kinder der Fürsorgeerziehung zu überweisen. In diesen Ländern werden auch die Erwachsenen, die Kinder zum Betteln verleitet haben, nach feststehenden Normen bestraft.

Man hat bisher die äußeren Ursachen als Quellen der Verwahrlosung Jugendlicher vornehmlich berücksichtigt, den gleich wichtigen inneren Ursachen jedoch keine hinreichende Beachtung geschenkt. Das preußische Fürsorgeerziehungsgesetz vom 1. April 1901 wird diesen inneren Ursachen der Verwahrlosung überhaupt nicht gerecht,** ein bedauerlicher Mangel, der sich daraus erklärt, daß bei der Vorberatung des Gesetzes nur Juristen, nicht aber die hier gleichermaßen kompetenten Pädagogen und Ärzte in Wirksamkeit traten. Bei der Verwahrlosung der Jugendlichen, die in ungeeigneten Verhältnissen leben, kommt immer als zweiter Faktor die Disposition zur Verwahrlosung, die psychopathische Minderwertigkeit, mit in Betracht. Würde das Leben in ungeeigneten Verhältnissen zur Verwahrlosung Jugendlicher hinreichen, so müßten in unseren sturmbewegten Zeiten, welche die Fundamente so vieler Familien erschüttern, die Zahl der

* Die Wiener Polizeidirektion hat sich mittlerweile veranlaßt gesehen, gegen das Straßenbetteln der Kinder vorzugehen; doch ist dem Übel noch immer nicht vollständig abgeholfen.

** Das preußische Kammergericht hat allerdings am 3. Februar 1902 ausdrücklich entschieden, daß sich Eltern, die ihre nicht vollsinnigen Kinder aus Unverstand oder falscher Liebe einer Anstaltserziehung nicht teilhaftig werden lassen, einer strafbaren Handlung (§ 1666, beziehungsweise 1686, 1838 B. G.-B.) schuldig machen, wobei darauf hingewiesen wird, daß ohne eine solche erziehliche und lehrhafte Pflegebehandlung mit derartigen Leiden (Geistesschwäche, Epilepsie, Blindheit, Taubheit) behaftete Kinder regelmäßig geistiger, beziehungsweise sittlicher Verwahrlosung entgegengehen.

Verwahrlosten und Übeltäter ins Ungeheuere anwachsen und ein geordnetes Gemeinwesen überhaupt nicht bestehen können. Es ließen sich überzeugende Beispiele anführen, welche beweisen, daß Jugendliche auch dann nicht verwahrlosen müssen, wenn sie in dem denkbar ungünstigsten Milieu leben. Ich möchte hier nur auf die Jugend Beethovens hinweisen, dessen Vater, ein roher Alkoholiker, seinem Kinde eine ganz ungeordnete und mangelhafte Erziehung und Bildung angedeihen ließ, es während des ersten Musikunterrichts oft entsetzlich prügelte, in später Nachtstunde, vom Wirtshaus heimgekehrt, zum Klavier holte, und späterhin den kaum siebenjährigen schwächlichen Jungen auf Kunstreisen rücksichtslos ausbeutete. Aus diesem dem denkbar schlechtesten Milieu entstammenden Knaben, ist nicht bloß der genialste Musiker, sondern auch ein sittlich hochstehender, edler, allen Idealen zugewandter Mann geworden, dessen Seelengröße sich schon in der Art kundgibt, in der er sich seines ungeratenen Neffen, den er zu den höchsten menschlichen Tugenden erziehen wollte, annahm. In vielen Fällen hingegen ist die psychopathische Minderwertigkeit die einzige Ursache der Verwahrlosung; es gibt Kinder, die inmitten wohlgeordneter Verhältnisse, trotz der Einwirkung sittlich hochstehender Eltern und Erzieher antisoziale Eigenschaften zeigen, welche als Symptome der Verwahrlosung zu betrachten sind. In solchen Fällen ist die Versetzung in ein anderes Milieu an und für sich nicht hinreichend. Hier handelt es sich um Kranke, die einer ärztlich-pädagogischen Behandlung zu überweisen sind. Ein solches ärztlich pädagogisches Heilverfahren kann in vielen Fällen aufs äußerste bedrohte Kinder vor dem Untergang bewahren, worauf in der letzten Zeit unter Anführung einer beweiskräftigen Kasuistik wiederholt hingewiesen wurde.

Unter den inneren Ursachen der Verwahrlosung kommt dem angeborenen Schwachsinn die größte Bedeutung zu. Die schwer geschädigten Schwachsinnigen, die Idioten, fallen infolge ihrer Hilflosigkeit und geringen Widerstandsfähigkeit der Verwahrlosung ganz besonders leicht anheim und sinken oft, wenn ihnen nicht entsprechende Unterstützung zu teil wird, auf die Stufe der Tierheit herab. Antisoziale Handlungen sind jedoch verhältnismäßig selten, wenn man von jenen impulsiven Gewaltakten absieht, die Idioten bisweilen in plötzlich auftretenden Aufregungszuständen begehen. Eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft bilden hingegen die mit leichten Schwachsinnsgraden behafteten Imbezillen, soferne ihnen nicht von früh an eine entsprechende Erziehung und Anleitung zu teil wird. Ein hervorragender französischer Autor, Sollier, bezeichnet die Imbezillen sogar schlechthin als Antisoziale, als Feinde der menschlichen Gesellschaft; noch weiter geht der deutsche Psychiater Pelman, der die Imbezillen den geborenen Verbrechern gleichstellt. Zweifellos feststehend ist, daß die Mehrzahl der Rechtsbrecher des Knaben- und Jünglingsalters in die Kategorie der Imbezillen gehört. Professor Bonhoeffer fand unter den Arbeitsscheuen und Vagabunden, sowie unter den Prostituierten eine auffallend große Zahl Schwachsinniger. Zu einem gleichen Resultat gelangte der Arzt Mönkemöller auf Grund der Untersuchung verwahrloster, in Besserungsanstalten befindlicher Kinder.

Eine Nervenkrankheit, zu deren Symptomen die sittliche Verwahrlosung gezählt werden kann, ist die Epilepsie. Nach Professor Ziehen hat diese Krankheit in etwa 80 Prozent der Fälle eine zunehmende Verblödung zur Folge, die sich überaus oft vornehmlich oder ausschließlich in einer Einbuße der sittlichen Urteilsfähigkeit kundgibt. Die

schrecklichsten Übeltaten, Gewaltakte, Sittlichkeitsvergehen, Brandlegung, Mord und Totschlag sind von Epileptikern begangen worden. Eine große Zahl, insbesondere eigentumsgefährlicher Verbrecher, Hochstapler, Heiratsschwindler und Betrüger, gehört gleichfalls in die Kategorie der Epileptiker. Charakteristisch für manche Epileptiker sind Anfälle, die in triebartigem Davongehen ohne jede bestimmte Absicht, ohne ein festes Ziel, bestehen. Diese scheinbaren Fluchtversuche der Epileptiker, die sich nicht selten an im Dämmerzustand begangene verbrecherische Fakten anschließen, sind in kriminalistischer Hinsicht von großer Bedeutung. Die Frage der Unterbringung kranker Verbrecher ist noch nicht endgültig gelöst. Am zweckmäßigsten und humansten wäre es wohl, diese unter allen Umständen bedrohten Epileptiker schon in ihrer Kindheit ärztlich und pädagogisch zu behandeln, wozu Epileptikerasyle mit Schuleinrichtungen für Jugendliche unbedingt erforderlich sind. Gelingt es hier auch nur in verhältnismäßig seltenen Fällen, die Krankheit zu heilen, so läßt sich doch sehr oft jener schwere sittliche Verfall verhüten, der die Kranken späterhin zu einer Gefahr für die menschliche Gesellschaft macht.

Zur Zeit der Pubertät entsteht bisweilen bei belasteten Individuen eine eigenartige Geistesstörung (Hebephrenie), die mit einem mehr oder minder schweren geistigen Schwächezustand endigt. Der Hang zum Müßiggang und zum planlosen Herumstreifen ist bei vielen derartigen Individuen das hervorstechendste Symptom. Wielemanns untersuchte 120 Landstreicher und fand, daß die meisten an hebephrenischer Verblödung litten. Die übrigen waren bis auf einzelne Ausnahmen Epileptiker und Schwachsinnige. Andere Nervenkrankheiten, die zur Verwahrlosung der Jugendlichen in naher Beziehung stehen, sind die Neurasthenie, die Hysterie und die erst in der letzten Zeit als selbständige Krankheit anerkannte Psychasthenie. Diese Kranken bereiten schon in ihrer Kindheit außerordentliche Erziehungsschwierigkeiten. Während ihre intellektuelle Entwicklung zumeist befriedigend fortschreitet, zeigen sie fast ausnahmslos schon frühzeitig schwere Defekte auf den Gebieten des Fühlens und Wollens. Die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, das Pflichtgefühl fehlen oft gänzlich. Am offenkundigsten zeigt sich dieser Mangel bei den hysterischen. Hier treffen wir sogar nicht selten eine unverhüllte Feindseligkeit gegen Eltern, Geschwister und die zur Erziehung der Kinder berufenen Personen. Alle Beschränkungen, die dem Kinde in seinem eigenen Interesse auferlegt werden müssen, empfindet es als lästige Fessel. Hand in Hand mit diesen sittlichen Ausfallserscheinungen geht gewöhnlich eine maßlose Überschätzung der eigenen Persönlichkeit. Da diese Minderwertigen, gereiften, vernünftig denkenden Menschen auch späterhin keinen Einfluß auf ihre Lebensführung zugestehen, ihre verkehrten oder schlechten Handlungen immer wieder vor sich selbst zu rechtfertigen vermögen, so lassen sie sich oft gar nicht vor dem sicheren Untergang bewahren und stellen daher das Hauptkontingent zu den problematischen oder schiffbrüchigen Existenzen.

Bei den psychasthenischen Kindern machen wir die interessante Wahrnehmung, daß sie nur solange keine psychischen Regelwidrigkeiten zeigen, als sie sich in den ihrer Individualität zusagenden Verhältnissen befinden. Die geringste Störung ihres geistigen Gleichgewichtes gibt oft Anlaß zu schweren sittlichen Verfehlungen, in welchen sie das tiefgreifende Unlustgefühl, das bei selbst geringfügigen Anlässen in ihnen entsteht, gleichsam abreagieren. Jugendliche, die sich bisher tadellos geführt haben und unvermittelt, ohne hinreichende Ursache und ohne verständlichen Zweck, irgend ein strafbares Faktum

begehen, sind zumeist unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen. Die gerichtliche Bestrafung solcher Vergehen, ja oft nur die Notwendigkeit, sich vor dem Richter zu verantworten, steigert gewöhnlich das krankhafte Unlustgefühl bis zum Äußersten und kann der Anlaß sein, daß immer wieder neue Antriebe zu antisozialen Handlungen entstehen. *Neurasthenische Kinder* endlich fallen infolge ihrer nervösen Schwäche und geringen Widerstandskraft der Verführung außerordentlich leicht anheim.

Es bedarf wohl keines weiteren Beweises dafür, daß die überwiegende Mehrzahl sittlich defekter Jugendlicher aus Kranken besteht. Diese Erkenntnis ist von ungeheurer Bedeutung nicht bloß in pädagogischer und medizinischer, sondern auch in juristischer Beziehung. Die Juristen haben bisher den Bestrebungen, geistig minderwertigen und darum sittlich gefährdeten Kindern eine besondere pädagogisch-medizinische Behandlung angedeihen zu lassen und hiedurch die schlechten Anlagen der betreffenden Individuen gleichsam schon im Keim zu ersticken, nicht die gehörige Beachtung geschenkt. Die Verwahrlosung der Jugendlichen kann aus den verschiedensten Gründen erfolgen. Der Kampf gegen die Verwahrlosung hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn ihre Ursachen beseitigt werden können. Die traurigen sozialen Verhältnisse zu bessern, steht nicht in der Macht einzelner und die daraus fließende Quelle der Verwahrlosung wird trotz aller Fürsorgeerziehung nicht sobald versiegen. Weit aussichtsreicher ist der Kampf gegen die inneren Ursachen der Verwahrlosung. Dieser muß damit beginnen, die Minderwertigen unter den Schulkindern zeitgerecht abzusondern und ihnen eine planmäßige, heilende Fürsorge zu teil werden zu lassen.* Allerdings setzt dies die Mitwirkung des Arztes, des Schularztes, voraus, der dem Lehrer bei der Beurteilung der Schülerindividualitäten mit seinem Rat und seiner Erfahrung zur Seite steht. Für diese minderwertigen Kinder wäre nun entsprechend zu sorgen, *bevor* sie die Symptome der Verwahrlosung zeigen. Dies betrifft zunächst die schwachsinnigen Kinder, für welche in Deutschland nicht bloß eine große Zahl von spezialistischen Erziehungsanstalten eingerichtet ist, sondern auch bereits im Jahre 1903 nicht weniger als 599 besondere Schulklassen für 11.924 Schulkinder bestanden. Hier erhalten diese Kinder einen ihrer Fassungskraft entsprechenden Unterricht, eine infolge geringer Schülerzahl in den einzelnen Klassen mögliche intensive Erziehung und werden überdies in den meisten Hilfsschulen auch vom Schularzt gesundheitlich überwacht. Für Epileptiker, hysterische und andere nervenkranke Kinder ist Anstaltsbehandlung nach Prinzipien, wie ich sie bereits angegeben habe, nötig. Mit dieser Fürsorge wäre eine der Hauptwurzeln des Verbrechertums abgeschnitten.

Es mehren sich die Stimmen, die gegen die Uberweisung Jugendlicher vor das Strafgericht Einsprache erheben. Ganz unzulässig ist sicherlich die Aburteilung minderwertiger Jugendlicher nach Gesetzen, die für geistig normale Erwachsene geschaffen worden sind. Ein Kind, auch wenn es schon das Alter der Strafmündigkeit erreicht hat, ist sicherlich nicht als zurechnungsfähig im Sinne des Gesetzes zu betrachten. Ein geistig abnormes Kind vor das Strafgericht zitieren, widerstreitet geradezu jeder Humanität. Wir haben erst kürzlich das traurige Schauspiel erlebt, daß zwei offenkundig schwachsinnige Jugendliche vor Gericht gestellt wurden, die sicherlich keine Ahnung von der Strafbarkeit ihrer Hand-

* Die Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. hat für Fälle psychopathologischer Art eine besondere Beobachtungsstation im Anschluß an die dortige Irrenanstalt errichtet, die unter der Leitung des Dr. Sioli steht.

lungen hatten. Ich habe wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß durch die Fürsorge für die geistig abnorme Jugend ein ungeheures Kapital erspart bliebe, das jetzt für die Erhaltung von Gefangenhäusern, Irrenanstalten und Armeninstituten ausgegeben wird, welche eine übergroße Zahl von Individuen beherbergen, die infolge geistiger Minderwertigkeit schon in ihrer Jugend verwahrlost sind. Gegenwärtig bildet die Preisgabe tausender Unglücklicher, die Auslieferung geistig abnormer Kinder an Elend und Verbrechen eines der traurigsten Kapitel unserer Zeitgeschichte.

Laube als Historiker.

Von Rudolf Bartsch.

In schwerer, gärender Zeit, als der Süden Deutschlands zum dritten Male den herben, heillosen Kampf um die Herrschaft über das ganze Reich, gegen den Norden auszukämpfen sich anschickte, in den Jahren 1863 bis 1866, hat Laube ein Buch geschrieben, das den ersten jener Bruderkriege darstellen soll, den dreißigjährigen „Deutschen Krieg". Ein historischer Roman, in welchem zur Freude des Historikers an den bedeutungsvollsten Stellen die Zeitgeschichte den Roman überwältigt und ihr eigenes Leben führt; ein Leben so voll eigenartiger Anschauungen, daß eine eingehende Besprechung des Romans zur ernsten Aufgabe wird.

Es dürfte für die Verehrer Laubes und Kenner seiner Werke überflüssig sein, den Inhalt wiederzugeben. Es genügt also zu erwähnen, daß der erste Teil den Böhmischen Krieg, der zweite die Wiedereinsetzung Wallensteins als Generalissimus und sein tragisches Ende und der dritte Teil die Taten Bernhards von Weimar, von seinem Bündnis mit Frankreich ab, behandelt. Die meisten Figuren sind historisch; frei erfunden sind nur die meisten Frauengestalten, der Held der ganzen Erzählung, Junker Hans von Starrschädel, und ein unehelicher Sohn Wallensteins, Leo, als Held des zweiten Teiles, dann eine Anzahl Nebenpersonen.

Es ist viel altertümliches Romanrequisit in diesen neun Bänden. Viel Abenteuerliches, Grausiges und allzu Romantisches. Das lag in der Zeit Viktor Hugos und Dumas, von denen Laube viel gelernt hat. Dennoch aber verlangt dieser Roman, daß man von den Schlacken der damaligen Mode absehe und ihn ganz ernsthaft als Historie betrachte. Denn, wie gesagt: Geschichte, tiefaufgefaßte Geschichte ist das Beste an ihm!

— —

Auch zünftige Geschichtschreibung, selbst aus der Arbeit des objektivsten, leidenschaftslosesten Denkers entsprungen, wird nie mehr sein können, als das Ergebnis eines Raffinierungsprozesses unrein oder gar parteiisch überlieferter Daten. Der, welcher sie reinigt, kann nun viel damit erreichen, nur eines nicht: die aus ihm selbst in den Stoff überquellenden Gedanken beherrschen, die eigenen Kinder aus dem renovierten Hause weisen. Das Licht der Wahrheit fiel schon in den Quellen durch allerlei brechende Mittel hindurch und fällt beim Bearbeiter, wenn auch zum Teil wieder gesammelt, zuletzt doch auch nur abermals durch ein gefärbtes Glas. Die Menschen ahnen dies wohl, auch ergreifen sie gar zu gerne selbst Partei, und so schätzen sie von den Gelehrten der Geschicht-

schreibung die leidenschaftslosen nicht eben höher als die befangenen: Ranke gilt vielen Norddeutschen weniger als Treitschke. Kenne ich nur erst die Parteinahme eines Mannes, so habe ich ein Gegengift, mit welchem versehen ich seinen Trank lieber genieße als den ungewürzten kühlen seines leidenschaftslosen Kollegen. Eine kräftige Reagenz scheint der menschlichen Natur wohler zu tun als indifferente Hinnahme gründlich ausgesottener Fakta.

Darum wird es Laubes Arbeit keinen Schaden tun, wenn man ihr nachsagt: der ehemalige protestantische Kandidat, der alldeutsche Burschenschafter und der freisinnige Mitkämpfer des Jungen Deutschland haben viele ihrer Gedanken in diesen Roman getragen.

Daß aber vieles Dichtung in dem Werk ist, beeinträchtigt seinen historischen Wert nicht. Aus toten Überlieferungen lebende Charaktere, lebende Geschehnisse aufzuwecken und sie mit unterlegten Gedanken auszurüsten, solche Arbeit ist der Geschichtschreibung und der Dichtung gemeinsam und jeder Geschichtschreiber bedarf der dichterischen Kraft. Wenn sich der Dichter nun historischer Tatsachen bemächtigt, mit dem ehrlichen Bestreben, rings um sie ein lebendiges Bild ihrer Zeit zu gruppieren, so schreibt auch er Geschichte, Geschichte freilich mit Lizenzen. Sind doch die besten Anekdoten, welche den Charakter eines historisch bedeutenden Menschen plastischer beleuchten als alle seine Handlungen, oft nur erfunden; wie wertvoll sind sie aber für die lebendige Beurteilung einer Physiognomie, wenn sie *gut* erfunden sind!

Wer die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gut kennen will, muß zum Beispiel H. J. Christoffel Grimmelshausens abenteuerlichen Simplizissimus unbedingt gelesen haben; eben dieser Roman beweist aber die Macht einer guten Dichtung: denn diese Erzählung, welche zu Beginn der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts neuerdings beliebt wurde, brachte die Geschichte des großen Krieges wieder in Mode, so sehr, daß eine zeitlang die besten künstlerischen Kräfte jener Epoche ihre Stoffe der Zeit von 1618 bis 1648 entnahmen.

Laube bedurfte solchen Impulses nicht ganz. Schon seit seiner Jugend war ihm als evangelischen Theologen, der er hätte werden sollen, die Zeit der großen Religionskriege ans Herz gewachsen; sein erstes Drama hieß „Gustav Adolf". Aber diese Neigung Laubes machte große Wandlungen durch: sie wurde, um an ein Wort Laubes über junge Leute zu erinnern, „das Gegenteil von dem, was sie war." Laube findet im Roman seiner reifen Jahre nur harte Worte für den Helden seiner Jugenddichtung, um dessentwillen er einst ausgezischt und dann, weil er mitzischte, aus dem Theater hinausgeworfen worden war. Nicht einmal der Protestant Laube blieb sich treu; er hatte zu lange in Wien gelebt, um nicht einen Hauch der Universalität der katholischen Kirche zu fühlen. Daß unter dem Krummstab gut leben sei, besticht den fröhlichen Vollmenschen; das Staunen, wie diese eine Kirche Raum habe von dem fast pantheistischen Mystiker Franz von Assisi bis zum geistesfeindlichen Dominikanertum wandelt sich in ihm zur Ehrfurcht und läßt ihn ungerecht sein nur dort, wo seine Phantasie statt der Erfahrung arbeiten muß: bei der Schilderung der Jesuiten.

Gerechtigkeit und Maß, das sind Eigenschaften, welche dem leidenschaftlichen Dichter vielleicht nicht so freigebig zur Seite gestanden wären, wenn der protestantisch-deutsche Kaiserschwärmer Laube nicht stets ein Gegner Preußens und nicht — Direktor des Burgtheaters zu Wien gewesen wäre, als er jene Arbeit schrieb.

So aber mißbilligt Laube den Exzeß in beiden Bekenntnissen; er zeichnet katholische und protestantische Fanatiker und führt sie zu traurigem Ende. Bald nach Beginn des

Romans tritt ein solcher Schwarmgeist in die Handlung ein: der alte Odontius, welcher den Nachfolger Kaiser Matthias' ermorden will, aber vor dem machtvollen Ausruf: „Wer Gottes Sache durch ein Verbrechen fördern will, den verwirft Gott in Ewigkeit," in Wahnsinn zusammenbricht.

Derlei erfundene Charaktere beleben das Bild, welches Laube malt, ohne es zu trüben. Ein dem Geschichtschreiber anzurechnendes Verdienst aber ist im ersten Teil der Arbeit Laubes genaue Kenntnis des alten Wien aus der Zeit um 1618. Über den Grundriß des Burgbaues um das Jahr 1619 hatte Laube, der sicherlich alte Pläne studierte, genaue Kenntnis; stand doch seine Domäne, das alte Burgtheater, später auf jenem Boden. Auch im Wirrwarr der ehemaligen Gassen und Gäßchen, in den Standorten der alten Adelshäuser, findet sich der in Wien heimisch gewordene Dichter so sehr zurecht, daß man seine Arbeit über alten Plänen deutlich merkt. Leider fehlt ihm die Vertrautheit mit der Karte, sobald er den Boden außerhalb der Stadt betritt, so sehr, daß er für nötig findet, den sonst so gut unterrichteten Jesuiten Wegweiser und Führer mitzugeben, als diese — — eine Försterei am Kahlenberge, etwa zwischen der Wildgrube und dem Hameau auffinden wollen, was ihnen wochenlang mißlingt!

Diese Verachtung der Karte schadet auch den späteren Schlachtenschilderungen Laubes überall dort, wo das Terrain eine Rolle spielt, so daß die meisten der sonst lebhaften und schönen Erzählungen dem Kriegshistoriker oder gar dem Taktiker eine etwas unklare Ausbeute für sein Studium liefern würden. Von den wenigen Ausnahmen wird noch die Rede sein.

Fühlt sich also der Dichter Laube auf dem Schlachtfelde nicht immer als Herr der Situation (er verwechselt sogar die Begriffe Taktik und Strategie und gebraucht jenen für diesen), so ist er Meister, wahrlich Meister in der Zeichnung historischer Charakterporträts!

Wir sprechen von den vier Bänden des ersten Teils. Da ist Kaiser Ferdinand II., der milde, ja liebenswürdige, aber bestimmte Herr, der sich selbst für nichts erachtet, seiner großen Aufgabe gegenüber, die ihm Gott übertragen habe. Diese milde Bestimmtheit kommt sogar in den Stellen, wo die historische Unnachgiebigkeit und scheinbare Härte des Kaisers in religiösen Fragen gezeichnet wird, zu glücklichem Ausdruck.

Mehr in das Reich der Phantasie Laubes gehört das Bild vom späteren Beichtvater des Kaisers, dem Pater Lamormain, obgleich es sehr deutliche Charakterumrisse zeigt. Überhaupt sind die Charaktere bei Laube fast stets außerordentlich gut — einige freilich gar nicht gelungen; letzteres manchmal bei seinen selbsterfundenen Figuren, seltener bei historischen, z. B. bei jener des Grafen Thurn. Auch der später so verschlossene, rätselhaft verschwiegene Waldstein ist im ersten Teil des Buches etwas zu gesprächig herausgearbeitet; die Führer der niederösterreichischen Stände und der böhmischen Revolution dagegen sind — außer Thurn — greifbar plastisch gezeichnet, besonders der sauertöpfische, herbe, zähe, schonungslose Mannsfeld. Interessant aus dem Munde eines alten Burschenschafters sind folgende Worte über unsere Dynastie, welche Laube einem tschechischen Rebellen, dem jovialen Budova, in den Mund legt: „Das Kaiserhaus hat uns bedeutende Männer gegeben; welch ein frischer Geist war der erste Maximilian, welch ein freier der zweite! Und welch ein unbehagliches Chaos würde entstehen, wenn die alte Kaisermacht in Trümmer ginge! — Irgend ein Einfaches und durch seine Einfachheit Mächtiges scheint erblich zu sein in diesem Kaiserhause . . ." Wir glauben, dieses Einfache, Mächtige mit Namen nennen zu können: Treue gegen sich selbst.

„Dies über alles: Sei dir selber treu;
Und daraus folgt, sowie der Tag der Nacht:
Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen."
Shakespeare, Hamlet.

In diesem ersten Teile ist noch vieles Roman; auch sind es vier Bände, welche nur vier Jahre Geschichte umfassen.

Der zweite, wichtigere Teil ist Laubes Glanzleistung und zeigt alle seine Eigenschaften: die Kraft und Wucht der Darstellung, die Fähigkeit, widersprechendste Charaktere ganz zu verstehen und menschlich begreiflich darzustellen, in hinreißender Weise.

Da ist vor allem die Kolossalgestalt des alle Historiker und alle Dichter immer wieder anziehenden Waldstein. Eine überraschende Ähnlichkeit dieses Charakters mit jenem des ersten Napoleon ist nicht abzuweisen; nicht was das Temperament, nicht was das Feldherrngenie anlangt: in dieser Hinsicht ist der jäh zufahrende Korse von dem ewig defensiven, lauernden, unschlüssigen Friedländer himmelweit verschieden. Aber was den harten Egoismus betrifft, der so riesig groß war, daß er selbst starke Männer zu willenloser, begeisterter Hingabe zwang, was den glühenden Ehrgeiz anbelangt, was das unglaubliche Organisationstalent, das unbeugsam Herrische des Wesens, die Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, was die Verachtung jeder, auch der geistlichen Autorität — aber ihre Ehrfurcht vor der Wissenschaft — und vor allem was den Nimbus geheimnisvollen Halbgott- oder Dämonentums angeht, den nicht nur ihre Heere, sondern auch die Feinde um sie woben: da sind sie Brüder, Kinder einer großen, schaffenden und vernichtenden Gottheit. Mußten doch beide zweimal in den Abgrund gestoßen, zweimal abgesetzt werden, bevor sie untergingen. Erlebte doch kaum ein Sterblicher außer ihnen nach so abgöttischer Verehrung einen so erstaunlichen Abfall und Undank!

Dieses fast abergläubische Vertrauen, die unbedingte Anhänglichkeit der Armee an einen Feldherrn, welche eines der sichersten Kriterien für dessen Berufenheit bildet, diesen wunderbaren Armeeinstinkt mit vollendeter Meisterschaft gezeichnet zu haben, das ist ein Verdienst, das alle Mängel und Schlacken der Laubeschen Dichtung vergessen macht, und welches sie hinaushebt aus dem heitern Spiele der Kunst in den Ernst wissenschaftlicher Betrachtung.

Schiller hat diese unsichtbare Allanwesenheit des Feldherrn, diese hypnotische Macht auch auf den letzten Rekruten in seinem Lager Wallensteins so schön gezeichnet, daß man meinen sollte, es ließen sich kaum neue Gesichtspunkte dafür gewinnen. Und doch findet Laube deren in Fülle. Gleich zu Beginn des dem Friedländer gewidmeten Teiles. Die Günstlinge der spanischen Hofpartei beschließen, den übermütig stolzen Feldherrn, der Kaiser und Bayernfürsten in ihrer Not zu verhöhnen scheint, indem er das Generalat der neu zu bildenden Armee ablehnt, aufzuheben und gefangen nach Wien zu bringen. Waldstein, an dessen Lebensmut und bester Kraft unablässig die tückische Gicht frißt, hat, trotz rauher Witterung, seine Abreise aus Prag beschlossen. Oberst Piccolomini kommandiert die wallonischen Kürassiere, welche den kranken Löwen greifen und mit sich führen sollen. Kaum aber ist die Sänfte auf der Straße sichtbar, da geht Unruhe durch die aufgestellten Truppen. Die dem Herzog anhänglichen Sparrschen Regimenter, in denen die Kunde umläuft, der Friedländer übernehme neuerdings den Oberbefehl, beginnen mit jauchzendem Zuruf, und als Piccolomini den Degen hebt, um seinen Kürassieren das Zeichen zum Losbrechen zu geben, brechen auch diese los, aber mit dem

dröhnenden Jubelrufe: „Vivat Friedlandus!“ Der Herzog merkt die Gefahr, merkt die Stimmung, bezwingt sein Siechtum, wirft den schweren schützenden Pelz von sich, springt aus der Sänfte und tritt mit machtvoller Gebärde vor die überwältigten Reihen: der starke, gesunde Feldherr. Wie bei einer Musterung schreitet er die Fronten ab, befiehlt, der Infanterie auf seine Kosten neue Mäntel zu reichen: so sähen keine friedländischen Soldaten aus! Die Kürassiere läßt er reichlich bewirten. Und hinter ihm jubelt und braust es aus der bezauberten Masse: „Vivat Friedlandus!“

Diese unheimliche Macht Wallensteins über die Gemüter seiner Soldaten trifft Laube stets mit Meisterschaft; so in der ausgezeichneten Schilderung der Schlacht bei Lützen, welche der Dichter übrigens so gut studiert hat, daß er über fünfzehn Regimenter und leichte Truppenformationen auf einer Seite zu nennen weiß. Die Schilderung der Schlacht ist sowohl dichterisch wie auch sachlich das Beste, was Laube in dieser Art geschaffen hat. Auch bei Gelegenheit der Schilderung des Prager hochnotpeinlichen Gerichtes, in welchem der Kriegsrat elf kaiserliche Offiziere wegen schimpflicher Flucht vor dem Feinde zum Tode durch das Schwert verurteilt, verleugnet sich die eigentümliche Intuition Laubes nicht, wenn er die Macht einer großen Persönlichkeit schildern will. Die wegen angeblicher Feigheit zum Tode verurteilten Offiziere stürmen auf den Feldherrn los, küssen seine Hände zum Abschied und sterben mit einem Hoch auf ihn, als Männer von Herz.

Ist nun schon das Geheimnis der Anhänglichkeit des Heeres mit bezwingender Sicherheit analysiert, so gelingt Laube die viel schwierigere Aufgabe: der langsame Abfall der Offiziere und Truppen, das Aufgeben des früher angebeteten Feldherrn und die Abwendung von ihm ebenfalls mit überzeugender Kraft.

Waldsteins ewiges Hinzögern, seine fast stets defensive Haltung, sein Unterhandeln nach allen Seiten, sein Temporisieren und seine Unschlüssigkeit, welche nach und nach, mehr noch als die Arbeit der Feldkapläne und Beichtväter das Vertrauen des Heeres untergruben, allen diesen traurigen Verfallszeichen gibt Laube den einzig sicheren Untergrund, der sie menschlich begreiflich macht, den pathologischen. In dem von der Gicht unterwühlten Körper kann keine tollkühn zugreifende Jünglingsseele wohnen. Wind und Wetter und menschliche Hinfälligkeit eines gegen sie höchst empfindlichen Körpers — sie sind die einfachen Triebmittel von Waldsteins Launenhaftigkeit, welche für Feind und Freund ein Rätsel war und beiden den Glauben an ihn zerstörte.

Diese Auffassung ist ohne Zweifel die richtige.

Dem Dichter Laube mag man es zu gute halten, daß er dem Ehrgeiz Waldsteins etwas zu große Umrisse gibt. Die deutsche Kaiserherrlichkeit mag dem ohne männlichen Leibeserben in der Welt stehenden, alternden und gar manchmal recht ruhebedürftigen Mann wohl kaum jemals vorgeschwebt haben; nach den neuesten Forschungen ist eher anzunehmen, daß er, wie so oft als Feldherr, auch mit seinen Konspirationen sich in der Defensive befand. Er wollte sich das ihm zum Ersatz für Mecklenburg versprochene österreichische Kronland als souveränes Fürstentum sichern, wollte vielleicht nur für seine Person auf Lebenszeit im ungestörten Besitze Böhmens verbleiben, dessen Heimfall an Österreich er nach seinem Tode wohl zugestanden hätte. Solche dem Kaiser in größter Not abgezwungene Bedingungen hatten nach dem unerwartet geringen Erfolg der gewaltigen Rüstungen Waldsteins einen gehässigen Beigeschmack bekommen müssen und der Herzog argwöhnte, daß man ihm diese Versprechungen nur unter ähnlichem Drucke halten werde,

wie jener war, unter dem sie angenommen worden waren. Ihn verfolgten und drängten eben nur die Konsequenzen seiner ehedem in übermütigem Machtbewußtsein gemachten Forderungen; diese waren und blieben seine ganze Schuld.*

Die Charakteristik Gustav Adolfs als „eines Eroberers, der die Fahnenworte der Religionsfreiheit für die äußerliche Fahne benützte, um Land und Leute zu erwerben", ist ebenfalls zu herb. Die Frömmigkeit Gustav Adolfs kam jener Ferdinands II. gleich. Beide griffen wirklich für ihre Religion zum Schwert. Wenn dann angesichts seiner Erfolge und der Verehrung, welche Gustav Adolf in Deutschland genoß, auch praktische, reale Gedanken im Schwedenkönig groß wurden, so war dies Wirkung, nicht Ursache.

Ziemlich ungerecht in der Beurteilung und historisch ganz unrichtig ist auch die Zeichnung des Feldmarschalls Holk, des „greisen Sünders". Holk war 34 Jahre alt, als ihn 1633 die Pest hinwegraffte, und seine Kriegsfortuna mochte den jungen Feldmarschall übermütig gemacht haben. Daß er den wilden Ausschreitungen seiner Soldbanden nicht genügend entgegentrat, ist gewiß nicht zu entschuldigen; aber wenige Führer machten es in der zweiten Hälfte des großen Krieges besser; auch nicht der Held evangelischer Christenheit, Herzog Bernhard von Weimar.

Diesem sind die beiden letzten Bände des langen Romans gewidmet. Der junge Herzog ist als die frische, wahrhaft geniale und energische Soldatennatur gezeichnet, die er in Wirklichkeit war; nur fehlt der etwas phantastische Zug des Abenteuerlichen, welcher diesem merkwürdigen Mann eine ganz besondere Physiognomie verleiht. Der etwas fahrige, eigensinnige Bernhard ist allzu naiv, ich möchte beinahe sagen, allzu unschuldig kindlich gezeichnet. Für seine Beliebtheit als Feldherr bringt Laube ähnlich wirkungsvolle Szenen ins Leben, wie er sie bei Waldstein anwandte; so die prachtvolle Schilderung des empörten Auflaufes, als Bernhards Soldaten erfahren, daß man den Feldherrn vergiften wolle. Hier blickt er tief in das Soldatenherz! Hier zeichnet er mit Meisterhand die innige Liebe, deren der rauheste aller Menschen fähig ist — Geliebte und Familie hinzugeben für einen vergötterten Feldherrn! Für die Fähigkeiten des Feldherrn aber erbringt Laube den Beweis nicht völlig. Der forcierte Übergang über die Saone bei Gray ist unklar geschildert, und das Gefecht bei Wittenweier wird mit einer schlechten Anekdote abgetan.

Dagegen verzeichnet er mit gebührendem Nachdruck die historisch beglaubigte Tatsache, daß Bernhard von Weimar in der zweiten Rheinfeldner Schlacht (3. März 1638) den Sieg vorbereitete, indem er seine Artillerie (selbstverständlich nur leichtere Geschütze, welche eine genügend stabile Laffettierung hatten) vor der Gefechtsfront, zu einer Batterie vereinigt, durch Stückknechte und Infanterie bis auf ganz nahe Distanz an die Defensivstellung des Feindes heranschieben und so im Avancieren feuern ließ: dieselbe kühne taktische Maßregel, durch welche später Napoleon den Widerstand der russischen Karrees bei Friedland zerbrach. Bisher war es immer nur beim Reglement Gustav Adolfs geblieben, nach welchem die Regimentsstücke mit in die Gefechtslinie rückten; dies blieb auch nach Rheinfelden weiter so bestehen, denn kein Feldherr wagte es mehr, seine Artillerie auf solche Weise zu exponieren und dem möglichen Verlust auszusetzen.

Über die Bedeutung des Herzogs Heinrich Rohan als Feldherr, der im Roman fast nur als zärtlicher Vater hervortritt, scheint Laube weitaus nicht volle Klarheit ge-

* Übrigens beeinflußte Laubes Urteil über Waldstein der damalige Stand der historischen Forschung, welche eben wieder einmal daran war, den Friedländer „schuldig zu sprechen".

habt zu haben; die Gestalt bleibt schemenhaft, die Bedrohung Rohans durch Richelieu (gelegentlich einer heimlichen Pariser Fahrt) ist nicht gut erfunden und sehr im Stile der Dumasschen Abenteurerromane. Interessant ist immerhin, daß Laube (wie auch später K. F. Meyer) seinem Lieblingshelden die Aufgabe zuteilt, den bei Rheinfelden verwundeten und in Gefangenschaft gefallenen Rohan herauszuhauen; doch scheint Laube, wie gesagt, nicht zu wissen, daß dieser Mann einer der genialsten Heerführer seiner Zeit war.

Beherrscht somit Laube in diesem dritten Teil seines Buches den militärischen Teil nur wenig ausreichend, so trifft das Gegenteil von den politischen Dingen zu. Wie im zweiten Teil der Charakter Waldsteins, so ist in diesem die Gestalt Richelieus wundervoll gezeichnet. Ein unendlich geistvoller, aber tief verlogener Mensch von unglaublich subtiler Nerventätigkeit, mit allen Kennzeichen der Hysterie. Man sieht förmlich den Charakter mit seinem Mißtrauen, seiner Feinfühligkeit, seinen Anfällen von Furcht oder Wut vor sich, kurz, er ist die Schöpfung eines großen Seelenkenners! Ich wüßte keinen französischen Schriftsteller, welcher eine so plastische Zeichnung seines großen, vielbeschrieenen Landsmannes zuwege gebracht hätte, als jene, die Laube gelang. Wie überall, kennt er auch hier am besten die religiösen, dann die politischen Verhältnisse; beide gelangen zu wundervoller Klarheit in der Verteidigungsrede Richelieus wider Bernhard von Weimar (3/2 S. 49 ff.) über des Kardinals Ziele in der europäischen Politik. Man hat bei dieser Leistung des deutschen Dichters das Gefühl, daß ein kongenialer Kopf der klugen Eminenz Richelieu Ideen unterlegt, welche von dieser selbst nicht viel besser ausgedacht hätten werden können. Wie überall bei Laube, sind aber auch hier die religiösen Ideen am größten empfunden; dem Manne, welcher einst als Student alles andere eher war als ein Theologe, welchen Beruf er ergreifen hätte sollen, blieb dennoch die Theologie oder, besser gesagt, die religiöse Philosophie tiefstes Bedürfnis.

Der Österreicher ist bei Laube leicht zu übertölpeln; jedoch erweist der Dichter den bedeutenderen Generalen aus der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges mit wenigen Ausnahmen alle gebührende Ehre. Zu diesen gehört Feldzeugmeister Herzog von Savelli, welcher im zweiten Gefecht bei Rheinfelden (3. März) allerdings arg versagte. Den alten, oft erhobenen Vorwurf von den österreichischen „Protektionsgeneralen" läßt bei dieser Gelegenheit auch Laube tüchtig laut werden, indem er sagt: „Den Oberbefehl führte Savelli, ein Günstlingsgeneral der Herren aus Wien, welche durch keinerlei Erfahrung zu belehren waren, daß solches Protektionswesen dem Reiche die tiefsten Wunden schlage."

Die Gefechte bei Rheinfelden dürften übrigens das Beste an taktisch richtiger Darstellung sein, was Laube geleistet hat; es standen ihm hier auch gute Quellen zur Verfügung. Seine Kraft dichterischer Schilderung läßt aber nach, wenn er sachlich wird; für Rheinfelden hat Laube nur mehr wenige von den düster glühenden Farben auf der Palette, mit denen er Lützen malte.

Der Schluß des dritten Teiles mit dem Feldzug nach Hochburgund und den Vergiftungsintrigen, welche historisch durch nichts beglaubigt werden können, fällt stark ab. Es scheint, daß der Autor selbst so müde geworden war, wie die Kriegführung des großen dreißigjährigen Kampfes, dessen letzte zehn Jahre er auf neun Seiten abtut und mit einem genealogischen Kehraus nüchtern genug abschließt.

Von den Figuren, welche nicht der Geschichte angehören, sondern freie Erfindung des Dichters sind, verdient immerhin eine wegen ihrer bezwingenden inneren Wahrheit

und der eines großen Dichters würdigen Frische und Plastizität der Charakterzeichnung erwähnt zu werden. Es ist dies der famose Bartkonrad, ein evangelisch-oberösterreichischer Bauernsproß, dessen Jugenderinnerungen mit dem Aufstand des Bundschuhs beginnen und der, ewig raisonnierend und ewig aufsässig, trotz seiner angebornen Rebellennatur der prachtvollste, zuverlässigste Reitersoldat wird, den man sich wünschen kann. Es ist, als ob der Dichter versucht hätte, alle Fehler, aber auch alle Naturkraft des urwüchsigen deutsch-österreichischen Volksstammes: Raisonniersucht, Leichtsinn, unverwüstliche gute Laune, Anhänglichkeit, Treue in Liebe und Haß und eine gewisse Neigung zum Sichgehenlassen auch in seelischer Beziehung in einer Gestalt zu konzentrieren. Das ist ihm überraschend gelungen und um dieses einen derbrealistisch hingeworfenen Prachttypus allein verdiente schon das Buch gelesen zu werden.

Flüchtig nur, weil dies nicht Sache des Historikers ist, seien die literarischen Vorfahren des Buches genannt, von welchen es mehr die jener Zeit eigenen Fehler als das Gute empfing, welches Laubes eigenes Verdienst bleibt. Auf die Figur Hans von Starschädels dürfte Hauffs Junker Sturmfeder, auf die des Bartkonrad jene des Pfeifers aus dem „Liechtenstein" eingewirkt haben. Die abenteuerlichen, fast stets unglaubhaften Verwicklungen und Zufälligkeiten, ohne welche damals kein Roman Glück hatte und welche wir heute als Kennzeichen des Schauerromans brandmarken, verdanken wohl oft den Vorbildern des älteren Dumas ihr Dasein, einige Priestergestalten erinnern an Viktor Hugos „Notre Dame", wie Laube denn auch die Franzosen stets hochschätzte und sich auf Pariser Boden sehr heimisch fühlte. Viel weniger ist der Einfluß von Grimmelshausens „Abenteuerlichem Simplizissimus" zu verspüren, welcher Roman damals, Mitte der Sechzigerjahre, erst wieder entdeckt wurde und Laube eine für den Gestaltenreichtum seiner Arbeit nützliche Ausbeute hätte liefern können.

Die historischen Quellen, welche Laube mit Ernst, Eifer und Liebe studierte, sind für den ersten und zweiten Teil des Romans: „Die österreichische Nationalenzyklopädie" und Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", dann das »Theatrum Europäum«, Hormayrs „Österreichischer Plutarch", O'Reillys „Biographische Skizzen kaiserlicher Heerführer", Schnellers „Geschichte von Böhmen" und die Waldstein betreffenden Arbeiten Försters, Bartholds, Aretins, besonders aber Helbigs: „Kaiser Ferdinand II. und der Herzog von Friedland" und wahrscheinlich auch desselben Autors „Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen", dann Dudik: „Wallenstein, von seiner Enthebung bis zur abermaligen Übernahme des Armeekommandos" und „Forschungen zur Geschichte Mährens"; Hurter: „Geschichte Ferdinands II." und desselben: „Zur Geschichte Wallensteins". Für den dritten Teil waren grundlegend (neben jenen von den schon genannten Werken, welche die Geschichte des ganzen Krieges umfassen): Röse: „Herzog Bernhard der Große", Leclercs: „Biographie Richelieus" und Barthold: „Johann von Werth". Wahrscheinlich kannte Laube auch Richelieus authentisches »Testament politique«.

Im ganzen ist die auf Grund der meisten bis 1866 erreichbaren gedruckten Quellen aufgebaute Arbeit das Werk eines bedeutenden Dichters, aus welchem der Kulturgeschichtschreiber, der Kriegshistoriker und der Soldat reichliche Anregung schöpfen können.

Store Kannikesgade.

Novelle von Kurt Frieberger.

Der junge Baron Bindermann ist durchaus nicht, wie sein Vater behauptet, ein unbrauchbarer Faulpelz, sondern ein eleganter junger Mann von träumerischer Veranlagung, der die Möglichkeit, ohne besonderen Beruf von seinem Vermögen leben zu können, dankbar ausnützt. Er ist kein Lebemann, verschwendet sein Geld nicht in Vergnügungen, die ermüden und verkatern, aber er läßt auch keinen seiner Wünsche unbefriedigt. Man darf ihn beileibe nicht für einen Dummkopf oder „hohlen Dandy" halten. Er hat das Gymnasium mit leidlich gutem Erfolg und ohne Mühe absolviert, seine Lehrer nannten ihn talentiert, jedoch ein wenig apathisch und klagten nur über mangelnden Ehrgeiz. Außerhalb der Schule hat er sich eine tüchtige Bildung angeeignet, auf die er heimlich ein bißchen stolz ist; schließlich ist er als echter Wiener ein feiner Musikkenner. Die philharmonischen Konzerte besucht er pünktlich; in den Opern von Mozart, Beethoven und Wagner ist er stets zu sehen. Er sitzt immer im elegantesten Smoking in einer Mittelreihe des Parketts, folgt aufmerksam dem Reigen der Melodien und erkennt genau jede neue Nuance, die der Kapellmeister bringt.

Das meiste Geld verwendet er auf seine Bibliothek, deren Auswahl und Anordnung gediegenen Geschmack beweist; besonders reichhaltig ist die philosophische Abteilung. Weil aber alle diese schön gebundenen Bücher in fest verschlossenen Schränken stehen und nur Auserwählten zu Gesichte kommen, machen ihm einige böse Zungen den Vorwurf des Spleens.

Solange die Saison währt, kann man ihm tagtäglich, sofern es das Wetter erlaubt, in der Kärntnerstraße begegnen. Am liebsten geht er allein und lehnt mit freundlicher Bestimmtheit jede Begleitung von seiten seiner zahlreichen „Freunde" ab, deren Gruß er nichtsdestoweniger in liebenswürdigster Weise erwidert. Seine Eleganz in Kleidung und Benehmen ist bekannt, besonders da er niemals gigerlhaft erscheint. Sport betreibt er wenig; manchmal reitet er aus, Tennis spielt er auch nicht schlecht, aber nichts mit besonderer Liebe.

Den Damen ist er zu anspruchslos; den jüngeren sogar gleichgültig, weil man weiß, daß er den Tanz und die leichten Modewalzer geringschätzt. Zu seinem dauernden Verhältnis hat er ein reizendes Mädchen aus den „draußern" Bezirken, das früher in einem großen Geschäftshause Buchhalterin war, erwählt und ihm sogar etwas Bildung beigebracht. Öffentlich zeigt er sich selten mit ihm. Nur in Hietzing, bei der Rohrerhütte oder in Rodaun kann man manchmal an schönen Abenden beiden im Fiaker begegnen. Übrigens ist die Ally ein herziges gutes Mädel, das ihn sehr gern hat und in lieber, molliger Faulheit ihm treu ist. Vielleicht wird er sie heiraten.

Ein zusammenfassendes Urteil über unsern jungen Baron Bindermann abzugeben, ist also sehr schwer. Kein Ausnahmsmensch, durchaus nicht, aber auch keine Mittelmäßigkeit. Vielmehr ein Mann von Kultur und universeller Geistesbildung. Eines ist sicher: seinen Kindern wird er ein guter, ein trefflicher Vater sein. Obwohl er sonst menschenfeindlich ist, hat er alle Kleinen gern und sorgt vorsichtig, ihre Spiele nicht zu stören. Die Individualität jedes Buben, jedes Mädchens ist ihm achtungswert und mit vornehmer Ironie lächelt er, wenn jemand behauptet, es sei möglich, zu erziehen.

Bevor ich nun das merkwürdige Erlebnis des Barons erzähle, sei erklärt, wieso er eigentlich nach Kopenhagen kam.

Letzten Winter hatte er sich — wodurch, weiß man nicht — ein böses Magenleiden zugezogen, von dem er zwar nach Monaten geheilt wurde, das ihn aber so arg hernahm, aller Frische und Elastizität beraubte, daß sein Vater, höchst beunruhigt, ihm eine Erholungsreise vorschlug. Guido sträubte sich; auch über die Wahl des Reisezieles konnte man sich nicht einigen, da der junge Baron längst fast alle schönen Gegenden Europas kannte und sich nicht anstrengen durfte. Endlich ließ er sich zu einer Fahrt durch Skandinavien überreden. Aber seine Nervosität ließ ihn nirgends zur Ruhe kommen; rastlos bummelte er kreuz und quer durch die Straßen der nordischen Städte und ohne recht zu wollen, packte er immer wieder seine Koffer und reiste weiter. Nicht einmal sein Kammerdiener hatte ihn begleiten dürfen; er wollte ganz und gar allein sein. Und doch dachte er immer an sein liebes Wien, freute sich, wenn die Heimatstadt bei Vergleichen den Sieg davontrug und ärgerte sich allerorten an der Musik, der Glanz und Schwung fehlten. Er bereute, Ally nicht mitgenommen zu haben und erstand überall Andenken für sie; zierlichen Schmuck in Schweden, Rauchwerk in Norwegen und derlei mehr. Auf der ganzen Reise war er eigentlich nur zweimal zu reinem, vollem Genuß gekommen: in Stockholm bei Rembrandt und Boucher und in der Glyptothek zu Kopenhagen.

Ja, richtig: Kopenhagen. Dahin mußte er zurück. Ein Spaziergang hatte ihn beim ersten Aufenthalt vor die Schaufenster eines bescheidenen Antiquariats geführt. Dort lag ein schönes Exemplar des seltenen Werkes „Fidelitas vitae“ von Johannes Baptista Stopelius (weiland Dekan der philosophischen Fakultät an der Alma mater Rudolfina), verlegt bei Hans Merian A. D. MDCLIV. Wegen seiner unmutig überstürzten Abreise hatte er vergessen, das Buch zu kaufen und bangte nun, ob er bei seiner Rückkehr dieses köstliche Kuriosum noch vorfinden werde. Umsomehr, da er weder den Namen der Gasse, noch des Buchhändlers wußte. Er glaubte sich nur zu erinnern, daß der Laden in der Umgegend der Universität gelegen war.

Reisemüde kam er in Dänemarks Hauptstadt an. Das Hotel, in dem er das erste Mal abgestiegen, war überfüllt, er mußte mit einer Dependance vorlieb nehmen. Auch dort stand nur mehr ein kleines Appartement, Salon und Schlafzimmer, leer. Ein gutes Pianino stimmte ihn etwas heiterer. Die Wohnung war heimlich und gemütlich. Die Fenster lagen nach einer stillen Straße, in der einige sommerlich verlassene Botschafterpalais ruhten. Das Schlafzimmer gefiel Guido zumeist; ein kleiner lauschiger Raum mit seideglänzenden rosenfarbigen Tapeten, schweren grünen Portieren und zwei Betten, die mit Spitzen bedeckt waren.

Der einsame Wanderer lächelte melancholisch, als er das andere Bett betrachtete. Das würde wohl unberührt bleiben. Die Däninnen gefielen ihm zwar ausnehmend gut, besonders um ihrer lachlustigen offenen Koketterie willen; daß sie so ungeniert und heiter jeden Blick erwiderten und die lieben spitzen Nasen durchaus nicht scheu zu Boden wandten, erfreute nach dem gestrengen Ernst der Damen Schwedens. Aber er verstand die Sprache nicht; gerade das Nötigste, jedoch lange, lange nicht genug, um mit einem schönen Mädchen zu plaudern. Es wäre doch allzu gewagt, irgend ein graziöses, schlankes Kopenhagener Bürgertöchterchen, eines von den goldblonden Ladenmädchen in fremder Sprache anzureden und dann keine Silbe seiner Antwort zu verstehen.

Das müßte eigentlich lustig sein. Zu ermüdet, den Gedanken fortzuspinnen, sank er in die Kissen und schlief ein.

Den nächsten Vormittag begab er sich zeitig auf die Suche nach dem Antiquariat. Langsam, ohne sonderliche Eile, ging er straßauf, straßab, von einem unbestimmten Gefühl gehänselt, genarrt und immer weiter geleitet. Er kam in die Nähe des „Runden Turmes". Hier mußte es sein. Ja, aber rechts oder links von der Kjöbmakergade? Er betrat aufs Geratewohl die nächste Gasse. Schmale, nicht gar hohe Häuser mit großen, breiten Fenstern, kehrten ihre Giebel der Straße zu. Eines rot, eines gelb, das dort ziegelfarben. Da war auch ein kleines, graues einstöckiges. In einem Fenster des Erdgeschosses lehnte ein Mädchen. Schlank war sie und von herbem Reiz. Ihr Haar war hellbraun. Schöne, ruhig leuchtende Augen erwiderten ernst Guidos Blick. Er blieb stehen und las das Schild: J. B. Rasmussens Kontor. Eigentlich interessierte ihn der Name gar nicht.

Nun lachte ein zweiter Mädchenkopf durch die Scheiben, schien die Braune zu necken, denn auch sie begann zu lächeln. Gleich darauf betrat der Briefträger im hochroten Amtsrock das Haus und die beiden gingen ihm entgegen — nicht ohne langen Abschiedsblick.

Kaum waren sie entschwunden, als Guido sofort wieder an sein ersehntes Buch dachte. Suchend und forschend kam er zur Fruekirke, zurück in die Östergade und stand mit einem Male wieder beim „Runden Turm". Schon wollte er mißmutig von seinem Vorhaben abstehen ... Sein Blick fiel auf ein Haus in einer kleinen Seitengasse ... Da war es ja! Da war der versteckte Laden, da die überhöhten Schaufenster. Aber das Buch war fort. Die Auslage war leergeräumt. Der Baron sah hoffnungslos hinein. Beim Ladentisch stand der Buchhändler und staubte die Auslagestücke ab. Und dort, unter einem großen, schweren Atlas glänzte auch das Hellgelb des gepreßten Pergamentbandes hervor. Endlich!

Guido mußte zu guter Letzt auch noch die Eingangstür, die im Hausflur lag, suchen. Schon stand er im Laden, ging auf den Tisch zu, zog zum Staunen des Besitzers just den gesuchten Folianten hervor und fragte ruhig nach dem Preis. Der Verkäufer nannte in gebrochenem Deutsch eine Summe, die seine Unkenntnis des Wertes zeigte. Ohne Zaudern legte Guido das Geld hin, nahm das Buch, grüßte und ging. Wieder auf der Straße angelangt, mußte er lachen. So eilig hatte er es gehabt, daß er sich seinen Schatz nicht einmal hatte verpacken lassen. Zufrieden trat er den Heimweg an und las zufällig auf einer Straßentafel: Store Kannikesgade. Der nächste Gedanke war: Rasmussens Kontor. Hier hatte er das schöne Mädchen gesehen und er bemerkte, daß er, trotz aller Bibliophilie, hiefür ein besseres Gedächtnis hatte, als für Antiquariate. Er sah im Vorübergehen, wie sie bei einem Fenster des Hochparterres am Schreibtisch saß und emsig schrieb. Beim Umblättern einer Seite des großen Kontobuches warf sie einen flüchtigen Blick auf die Straße und erkannte den Beobachter. Ernst und ein wenig traurig schaute sie ihm lange in die Augen.

Guido kehrte in Gedanken versunken heim.

* * *

Es regnete den ganzen Nachmittag. Der Baron saß in seinem Zimmer und las im neuerworbenen Buch. Das erheiterte ihn ein bißchen und ließ ihn seine Unruhe vergessen.

Als er auf die Uhr sah, war es ein Viertel vor sechs. Er schloß den Band ein, nahm Hut, Überrock und Schirm und verließ das Haus. Gleichmäßig rieselte es vom grauen Himmel herab; das Wasser staute sich zu großen Lachen, in denen barfüßige Kinder jauchzend herumpatschten. Guido sah lächelnd zu, wie die schneeweißen Beinchen durch die Gossen planschten und des Lachens kein Ende war, bis ihn ein winziges, mutwilliges Flachsköpfchen zum Ziel seiner Spritzkunst wählte. War das ein Jubel, als er in komischer Eile die Flucht ergriff.

Über den großen Marktplatz wanderte er und dachte, daß es so schön wäre, lustig zu sein. Darüber wurde er immer trauriger und ein Vers aus der »Fidelitas vitae« fiel ihm ein:

„Ohn' Fried' und Freud durchs Leben gahn,
Ist wohl die schwerste Straff . . ."

Nun er die Kinderstimmen nimmer vernahm, war der Tag noch einmal so grau. Ihn fröstelte in der feuchten Luft. Plötzlich fühlte er, daß ihn jemand lange ansah. Er wandte den Kopf. Das schöne Mädchen aus der Store Kannikesgade kam langsam an ihm vorüber. Fast unbewußt folgte er nach. Sie hatte keinen Regenschirm, so hielt er den seinen über sie und bot ganz gewohnter Weise, als wäre sie ein süßes Wiener Mädel, als gingen sie über die Mariahilferstraße und nicht durch die Östergade, seine Begleitung an. Sie sah verwundert auf und erwiderte auf dänisch etwas, das er nicht verstand. Er fragte, ob sie deutsch spreche. Ein Achselzucken war die Antwort, und ihr erstaunter Blick bewies ihre Unkenntnis der fremden Sprache. Als er trotzdem ruhig folgte, schien sie ihm sagen zu wollen, daß ihr das unangenehm wäre. Aber nunmehr wurde Guido eigensinnig und bat sie ruhig in seiner Muttersprache, ihn nicht abzuweisen, er sei ganz allein in dieser Stadt und ähnliches mehr. Als auch ein unmutiges Wechseln des Trottoirs nichts half, gab sie den Widerstand auf.

So schritten sie die Gassen entlang, plauderten ohne ein Wort zu verstehen, mußten mitunter über die eigenartige Situation lachen und fanden an einander immer mehr Gefallen. Endlich blieb sie an einer Straßenkreuzung stehen und wollte ihm bittenden Blickes irgend etwas mitteilen. Der arme Baron nahm sich alle Mühe zu enträtseln, was sie meinte. Es sollte wohl ein Abschied sein, denn sie hatte ihm die Hand gereicht. Er dachte, daß in der nächsten Gasse vielleicht ihr Geliebter wartete und wurde recht ärgerlich. Wie er dagegen mehrmals das Wort „moder" zu vernehmen glaubte, vermutete er, daß hier ihre Mutter wohne, gab aber des Mädchens Hand nicht frei, auch nicht, als sie sich ungestüm losreißen wollte. Ihre Ratlosigkeit ergötzte ihn heimlich. Endlich hatte er sich in sie ein und führte sie mit fort.

Ein trauriger Blick traf ihn. Aber er ging unbekümmert weiter. Als sie sich dem Hotel näherten, dunkelte es bereits. Das Mädchen erschrak, denn sie schien seine Absicht zu erraten, wollte ihm entkommen und fliehen. Doch er trat ihr in den Weg, faltete wie ein mutloses Kind die Hände und bat und bettelte, bis sie das Köpfchen neigte und ihm folgte, hinauf in seine Wohnung. Er entzündete die elektrischen Lichter. Die Eleganz der Zimmer schien ihr zu behagen. Nun suchte er ihr durch Gesten verständlich zu machen, daß er sie nur für einen Augenblick verließe, um dem Kellner Aufträge zu geben. Rasch bestellte er ein erlesenes Souper und Chateau Yquem. Trinkgelder bannten sofort das Staunen des Personals.

Ins Zimmer zurückgekehrt, fand er seinen lieben Gast am Fenster stehen. Der Regen prasselte an die Scheiben und zwei Telegraphendrähte sangen laut durch die finstere Nacht. Voll scheuer Sehnsucht trat Guido näher, ergriff zögernd ihre kleine, weiche Hand und führte das Mädchen zum Licht. Ihre großen Augen waren feucht, die feinen Lippen zuckten. Bestürzt nötigte er sie, auf einem großen Fauteuil Platz zu nehmen, brachte ihr ein Fußkissen und, um seine Ruhe wieder zu gewinnen, setzte er sich ans Klavier und begann zu spielen.

Sanfte, melancholische Akkorde griff er, dämpfte mit der Sordine die helleren Töne, bis der Rhythmus rascher, ungeduldiger wurde, wildere Klänge die zarten verdrängten; eine stürmische Melodie voll Zorn klang heraus, kämpfte sich durch, wurde zur Herrscherin und verklang langsam in weichem, tröstendem Moll.

Das schöne fremde Wesen war aufgestanden und nähergekommen — in Lauschen versunken. Als er geendigt hatte, kam eine tiefe Stille über beide. Dann begann sie mit zarter, wohlklingender Stimme ein Lied. Guido hatte es schon mehrmals im Norden singen und spielen gehört, so wagte er, sie leise zu begleiten. Es war ein Volkslied, eine einfache, rührende Weise mit einem sehnsüchtigen Kehrreim. Und wie der letzte Laut verklang, trafen sich die Blicke des Paares. Jetzt hatten sie einander verstanden. — —

Ein Pochen an der Tür.

Das Mädchen sah sich errötend um, entdeckte die Seitentür und verschwand hinter den Schlafzimmerportieren. Der Kellner trat ein, deckte den Tisch, ordnete die Speisen auf einer Servante, die er heranschob, und entfernte sich mit einer Verbeugung, die Augen diskret gesenkt. Der Baron schloß ruhig die Tür ab, füllte die Gläser und wartete. Wagte sein Gast sich nicht hervor? Wie sollte er rufen?

Er trat ans Klavier und schlug einen leisen, zarten Lockruf an, ähnlich dem Finkenschlag. Alles blieb still; endlich öffnete sich der Vorhang und behutsam sah ihr liebes Gesicht herein. Guido ging ihr entgegen, bot ihr den Arm und führte sie zu Tisch. Dann zog er seine Brieftasche, überreichte seine Visitenkarte samt einem Crayon. Sie las, nickte verstehend und schrieb ihren Namen darunter: „Inga Jörgensen".

Das war ein Mahl so recht nach seinem Geschmack. Kein unnötiges Wort. Sein Gast aß zierlich wie ein Kätzchen die Crevetten, strich Butter auf das dünne, schwedische Brot und legte ihm mit liebenswürdiger Anmut vor. Der köstliche Bordeaux rötete ihre Wangen, ihre Augen glänzten in heimlicher Heiterkeit. Plötzlich stellte sie mit lustiger Miene eine Frage in dänischer Sprache. Er sah erstaunt auf. Inga mußte über sein verdutztes Gesicht herzlich lachen und schien sich zu erinnern, daß er sie nicht verstehen konnte. Fröhlich erhob sie ihr Glas, nickte ihm zu, stieß an und trank rasch aus. Nun war aller Ernst verflogen; sie griff nach einer Gianaklis und entzündete sie an der Zigarette des Barons. Dieser setzte sich wieder zum Pianino und begann mit Verve und Schwung die „Pesther-Walzer" von Lanner. Er spielte famos, so gut war er gelaunt. Er lachte, das Mädchen lauschte mit entzücktem Lächeln; das Tafelsilber und die kristallenen Gläser klirrten leise im Tanztakt mit. Der Wein, der Walzer und die Liebe jubelten durchs Zimmer.

Guido sprang auf, nahm Inga um die Taille, sang leise die Melodie fort und so tanzte das Paar dahin. Zuletzt gings zwischen den Portieren hindurch und sie hielten in dem kleinen, dunklen Schlafgemach. Inga lehnte walzerwarm in seinen Armen und er küßte ihre heißen Lippen.

Dann ließ er die Müde in einen Stuhl gleiten und entzündete auf dem Nachttischchen die rosenfarbenen Glühlampen. Ein warmer Schein lag über dem Zimmer. Mit roten Wangen und schweren Lidern saß das Mädchen da; Guido kniete vor ihr nieder, sie ließ sich teilnahmslos ihre kleinen, gelben Schuhe, die noch regenfeucht waren, ausziehen. Als er damit fertig war, beugte sie sich vor und spielte mit seinem blonden Schnurrbart. Ein Kuß und sie erhob sich, um langsam ihr Kleid abzulegen. Der Baron war erstaunt über den Ausdruck dumpfer Gleichgültigkeit in ihren Zügen. Durch ein Geschenk hoffte er sie aufzuheitern, öffnete einen Koffer und reichte ihr ein Etui mit einer zierlichen Goldkette. Sie besah die Kette, ließ sie durch die schlanken Finger ins Etui zurückgleiten und achtlos in seine Hände fallen. Oben auf den Reisekleidern lag ein sechsläufiger Revolver. Sie griff darnach, betrachtete die schöne Goldtauschierung des Kolbens und endlich die Mündung des schlanken Laufes mit tiefem Ernst. Guido erschrak; rasch nahm er ihr die scharfgeladene Waffe aus der Hand und legte sie zurück.

Warum wollte sie nicht den kostbaren Schmuck? Einen wundervollen Blaufuchsbalg lehnte sie mit trägem Kopfschütteln ab. Der Gedanke, Geld anzubieten, war ihm peinlich; er wollte es nicht geradezu, sondern legte nur halb verstohlen eine größere Banknote neben ihr Handtäschchen, das sie auf den Toilettetisch gelegt hatte. Sie trat zu ihm und schien seine Absicht zu erraten; wie fragend hielt sie das Geld in der Hand. Guido wurde verlegen und wollte schon einen zweiten Schein hinzufügen, als sie das Wertpapier wütend zerknüllte und auf den Boden warf. In Tränen ausbrechend, sank sie auf das Bett, jede tröstende Berührung wies sie mit schmerzvollem Zucken ab.

Der Baron stand ratlos. Dem immer korrekten Kavalier war die Szene höchst unangenehm. In seiner Mißstimmung war er fast geneigt, das Ganze für eine tolle Komödie zu halten. Da fuhr sie empor. Fieberhaft glänzten ihre Augen, das gelöste Haar umkräuselte in wirren Locken ihr glühendes Antlitz. Das Licht erlosch. Guido fühlte ihre zitternden Arme um seinen Nacken, mit wilden Liebkosungen klammerte sie sich an ihn, trunkene, fremde Worte tönten an sein Ohr, bald drohend, bald scheu und schmeichelnd. Ein Grauen überlief ihn vor dieser rasenden Mänade, die ihn niederzog an ihr fieberpochendes Herz.

* * *

Guido schnellte vom Lager auf. Jäh aus dem Schlaf geschreckt, fand er sich nicht zurecht, erkannte nicht, wo er war, starrte nur, das Gesicht zu krampfhafter Fratze gelähmt, etwas suchend, das er ahnte und nicht klar erfassen konnte, in die Dunkelheit. Matt glomm durch die Portieren grauer Dämmerschein; es war kaum fünf Uhr morgens. Ohne zu wissen, was er eigentlich solle, tastet der Halberwachte traumhaft zum Fenster und schlägt die Vorhänge zur Seite. Jetzt erst kehrt allmählich die Überlegung zurück. Er erinnert sich des gestrigen Abends. Aber im Zimmer ist so ein fremder, ein Pulvergeruch. Sein Blick fällt auf das andere Bett. Im fahlen Frühschein liegt ein Körper reglos ausgestreckt. Und etwas blinkt in der rechten Hand. Außer sich, eilt Guido hin. Nun ist sein Auge schon an das Halbdunkel gewöhnt. Scharf und deutlich sieht er den feinen, weißen Mädchenleib, scharf und deutlich in der zarten Rechten den Revolver, scharf und deutlich in der Herzgrube unter der schönen Brust eine kleine, runde Wunde, aus der ein schmaler, dunkler Streif unter dem starren, linken Arm verschwindet.

Ein furchtbares Gefühl der Einsamkeit ergreift den armen Menschen beim Anblick dieser Toten. Zitternd entzündet er die Lampe. Das rosige Licht strahlt einen Schein des Lebens über des Mädchens Gesicht. Geschlossen sind die Lider, der schöne Mund ist leicht geöffnet, wie eine bleiche Knospe.

Guido steht gebeugt und kraftlos da. Es fröstelt ihn. Müde schleicht er umher, dreht alle Lichter an und schließt sorgfältig die Vorhänge. Der kalte, graue Tag soll nicht hereinschauen. Auch in den Salon irrt er und läßt Luster und Lichter in hellem Glanze leuchten. Noch stehen die Teller und Schüsseln vom Souper des Vorabends. Hier war ihr Platz. Ein letzter Rest goldenen Weines funkelt in ihrem Glase. In stumpfer Verzweiflung setzt sich der Unglückliche wieder auf seinen Stuhl, denkt an sein liebliches Gegenüber. Die Erinnerung erwacht, sein Hirn arbeitet fieberhaft und gedankenverloren starrt er vor sich hin. Er will aufstehen, zum Klavier gehen und wieder den Lockruf spielen, den Finkenschlag.

Es kann nicht wahr sein. Er ist übernächtig, im Halbschlaf quälen ihn ängstigende Träume. Oder sie scherzt. Wenn er jetzt wieder das Schlafzimmer betritt, hat sie sich gewiß auf die andere Seite gedreht; er wird hingehen und sich über sie neigen, da wird sie die Augen aufschlagen und ihm zulächeln. Ja, sie wird lachen. Er wird ihr beim Ankleiden helfen, ihr die Strümpfe und die kleinen Schuhe anziehen, sie wird ihn wieder küssen und lachen, immerfort lachen. Er sieht ihr heiteres Gesichtchen, er schlägt die Portieren zurück, aber auf dem weißen Laken liegt eine Leiche.

Schmerzliche Wehmut überkommt ihn. An die Wand gelehnt, betrachtet er mit gefalteten Händen die Tote. Das weiche, wellige Haar, die feinen Züge — so weiß, so blendend weiß ist der Mädchenleib, der vor ihm hingestreckt liegt, wehrlos, seelenlos. Und Guido steht da und weint wie ein hilfloses Kind leise vor sich hin. So viel Schönheit ist gestorben.

In tiefer, unendlich tiefer Trauer neigt er sich über sie und küßt die eiskalte Stirne, den toten Mund, die Hände, die kleinen Füße ... Feierlich und mit heiligem Grauen. Dann deckt er den Leichnam zu. Auch über ihr Gesicht breitet er ein seidenes Tuch.

Von einer benachbarten Kirche dröhnen sechs Glockenschläge. In überhasteter Geschäftigkeit kleidet sich der Baron an; nach der fürchterlichen Erschütterung der Nerven verfällt er in dumpfen Gleichmut. Mechanisch besorgt er seine Toilette, mechanisch packt er seine Koffer, dabei gehen ihm die Gedanken durch. Immer neue und neue Bilder huschen schattenhaft an seinem Geiste vorüber. Er kann keines erfassen, er ist ganz machtlos. Und plötzlich steht er bei der Leiche und ertappt sich, wie er aus den starren Fingern des Mädchens den Revolver lösen will. Am Widerstand erwacht seine Energie und er wird wieder Herr seines Denkens. Schaudernd läßt er von seinem Versuch ab. Wenn es ihm jetzt gelungen wäre, die Waffe loszubekommen, wer hätte bezeugen können, daß Inga Jörgensen durch Selbstmord geendet? Als Mörder hätte man ihn vor Gericht geschleppt. Das Volk verflucht ihn, die Richter verdammen ihn zum Tode. Und er kann gar nicht reden zu den Leuten, kann sich nicht verteidigen, sie verstehen kein Wort, nennen ihn irrsinnig; er ist verloren!

Er hat sie doch gar nicht gekannt, weiß nicht, wer sie ist und ahnt nicht, weshalb sie sich erschoß. Vielleicht ist er wahrhaftig ihr Mörder. Sein Begehren hat sie un-

glücklich gemacht, um seinetwillen hat sie verzweifelnd Hand an sich gelegt. Aus Scham hat sie sich getötet.

Seine Ehre fordert auch seinen Tod als Sühne. Den Revolver muß er haben und sich an ihrer Leiche erschießen. Schon will er die Waffe fassen, da berührt er die Hand der Toten. Sie ist so furchtbar kalt, jetzt fühlt er erst die grausige Kälte.

Und da packt ihn der Wille zum Leben.

Die fremde Tote hat kein Recht auf ihn. Warum muß er sterben, warum tot und starr daliegen? Wer kann ihn zwingen? Er muß fort, muß sich retten.

Der Baron steht im Salon; er hat die Lichter abgedreht und die Fenster geöffnet. Die frische Morgenluft umweht kühl seine Stirn. Er überlegt ruhiger und faßt seinen Plan. Vorerst will er sich an den österreichischen Konsul wenden. Der muß ihm helfen, die Sache mit dem Hotel zu ordnen, daß man seine Abreise nicht hindere. Die Leiche kann heimlich weggeschafft werden. Die Kosten sind gleichgültig. Nur fort, fort aus diesem Haus, dieser Stadt; weg von diesen fremden Menschen.

Wie er sich im Spiegel erblickt, schrickt er zusammen. So darf er sich nicht zeigen. Der verstörte Blick würde ihn verraten. Er setzt ein Monocle auf und zwingt so sein Gesicht zur Ruhe. Dann nimmt er Stock und Handschuhe, verläßt sein Appartement und versperrt es sorgfältig. Auf der Treppe sieht er sich immer wieder furchtsam um, als folge man ihm. Krampfhaft stützt er sich auf das Geländer. Er bleibt stehen, um Fassung zu gewinnen. Ein Schluchzen zieht ihm die Kehle zu, in jammervoller Angst vor anderer Neugier will er wieder umkehren, aber das Grauen vor dem Leichnam ist mächtiger denn die Furcht vor den Menschen. Er geht.

Es ist halb sieben Uhr morgens. Erstaunt betrachtet ihn der verschlafene Portier, dem er strengen Auftrag gibt, niemanden seine Zimmer betreten zu lassen, bis die Dame, die noch schlafe, der Dienerschaft läutet. Ihn selbst soll einer von den Boys zum österreichischen Konsulat führen.

„So zeitig?"

„Jawohl."

Der Konsul schläft noch, als man ihn aber endlich doch weckt und ihm die Karte des Barons bringt, beeilt er sich und empfängt alsbald den frühen Besuch. Mit Staunen, Bedauern und Mitleid folgt er dem Bericht. Rasch macht er einige Notizen, beendet seine etwas flüchtige Toilette und eilt mit dem Hilfesuchenden ins Hotel. Den Chef und einen Arzt lassen sie bitten, sogleich in das Zimmer des Barons zu kommen.

Guido vermag kaum die Tür aufzuschließen. Ihn ekelt der Gedanke, daß diese fremden Menschen nun die Leiche Ingas enthüllen sollen, aber er hält sich mit letzter Kraft und führt den Arzt und den Konsul ins Schlafgemach. Erst als er die Decke hebt und sein Blick wieder auf die kleine entsetzliche Wunde fällt, bricht er stöhnend zusammen und verliert das Bewußtsein.

Nach langer Ohnmacht erwacht er auf dem Sopha des Salons. Bei ihm sitzt der Hoteldirektor. Aus dem Nebenraum tönen leise Stimmen. Der Baron bemüht sich, zu verstehen, was dort gesprochen wird. Mit ängstlichem Blick mustert er die Männer, die aus dem Schlafzimmer treten. Es sind: der Konsul, der Arzt und zwei unbekannte Herren, deren einer Uniform trägt. Ihre Mienen sind ernst, und noch immer beraten sie über einzelne Punkte des Protokolls. Dann tritt der Konsul heran und bittet, an Guido

einige Fragen richten zu dürfen; ob er das Mädchen länger kenne, woher der Revolver stamme und so fort.

Mit heiserer Stimme gibt der Befragte bereitwillig Auskunft und bietet zuletzt so viel Geld, als irgend nötig ist, alle Auslagen zu decken. Er wolle Transport, Begräbnis, alles sofort bezahlen, aber man solle ihm gestatten, noch heute in die Heimat abzureisen.

Der Konsul wendet sich wieder zu den Begleitern und ein reger Wortwechsel hebt an. Der Baron horcht und horcht, bemüht sich krampfhaft, die fremde Sprache zu verstehen. Angst befällt ihn. Vielleicht glaubt man ihn eines Verbrechens schuldig, läßt ihn nicht fort. Was dann?

Er erträgt den Anblick dieser Menschen nicht länger. Was denken sie, was reden sie in diesen unverständlichen Worten? Das sind gar keine lebenden Wesen, das sind groteske Marionetten; sie regen sich, nicken, bewegen Augen und Mund; das ist geheimnisvoll und unheimlich. Auch das Mädchen drinnen ist nur eine Puppe mit zerrissenen Fäden. Sie war ihm so unbegreiflich, so fremd, und fremd ist alles rings um ihn, furchtbar fremd.

Endlich meldet ihm der Konsul, man habe sich in der Annahme geeinigt, daß Fräulein Inga Jörgensen einen Selbstmord begangen. Eine sofortige Abreise könne jedoch unmöglich bewilligt werden. Wenn auch gar kein Verdachtsgrund vorliege, daß der Herr Baron das Mädchen getötet habe, sei es Pflicht der Behörden, ein derart seltsames Geschehnis mit angemessener Sorgfalt zu untersuchen. Man könne nicht mehr erlangen, als daß er bis zum Abschluß des gerichtlichen Verfahrens gegen Stellung einer Kaution auf freiem Fuß belassen werde.

So mußte Guido noch wochenlang in Kopenhagen ausharren. Menschenscheu mied er belebte Straßen; durch die stille Amaliegade wanderte er hinaus zur Strandpromenade, der „Langen Linie". Viele Stunden saß er dort, verstört und müde. Mit leeren traurigen Augen starrte er über den grünen Öresund zur fernverdämmernden Küste von Schonen. Draußen auf hoher See zogen in schwanengleicher edler Bewegung Dreimaster und Jachten mit weißen, leuchtenden Segeln dahin.

Die frischen Meerwinde strichen sänftigend über sein bleiches Gesicht und kühlten ihm Stirn und Schläfen. In sein Denken drang allmählich die große weihevolle Ruhe der weiten, wallenden Fluten. Er suchte nicht mehr ängstlich jede Erinnerung an die Tote zu verscheuchen, seine Gedanken weilten bei ihr. Als ob er sie wiedersehen sollte, legte er sich gütige Worte zurecht, milde Vorwürfe. Nicht Liebe hegte er für sie, aber ein wehmütiges Gefühl der Trauer, das manchmal durch die verhohlene Frage getrübt wurde: ob er nicht doch Schuld trage an ihrem Tode.

Vor dem Gesetze fühlte er sich frei; vor seinem eigenen bangen Herzen nicht. Er konnte das schöne Mädchen nicht verstehen. Seinem weichen Wesen, gewöhnt an das mildere Dämmern maßvoller Leidenschaften, erschien sie in grellem, schmerzendem Lichte. Und wie er sie darum heimlich haßte, bewunderte er sie. Je eifriger Guido seinem Erlebnis nachsann, desto ferner, nebelhafter, unbegreiflicher schien es ihm. Der Name Inga löste in ihm Gefühle, wie alte, dunkle Märchen, die ergreifend sind und rührend.

* * *

Ein heiterer Septemberabend scheidet von den Rebenhängen um Heiligenstadt. Sonntag ist es und frohe Menschen wandern in Scharen der Stadt zu. Aus der Wälder dunklem

Grün leuchten hin und wieder farbige Lampions auf. Am Gipfel des Kahlenberges erglänzen die Lichter und hoch oben am blaßblauen Himmel steht breit und zufrieden der Vollmond.

Aus dem Dämmern des Tales klingt es herauf: ferne verwehende Töne. Violine und Flöte singen süße Weisen. Alte, ewig junge Lieder, die jeder kennt — wehmütig und lieb. Dann wieder jauchzen Tänze voll freudetaumelnder Lebenslust unaufhaltsam in den weichen, kosenden Abendwind. Weinselig brummt der Baß den Takt dazu, immerzu, schrumm — summ, summ; schrumm — summ, summ. Aber die träumerische Geige klagt mitten hinein einen melancholischen Gedanken. Bratsche und Flöte horchen auf. Sie verstehen die traurige Melodie. Ja — es herbstelt. Kühler weht es vom Donautal. Gelbe Blätter welken am Weg. Die Astern warten auf Allerseelen. Ruhen will alles — und schlafen. Davon will der alte Brummbaß nichts wissen: Ach, das ist immer so, immer so, immer so .... Wir tanzen fort über Winter und Schnee, dann lacht uns schon wieder ein Lenz. Und die andern können dem Ewig-Fidelen nicht widerstehen und singen mit, lachen mit, walzen mit ihm.

Der Heimweg führt über die „Hohe Warte" an einer freundlichen Villa vorbei. Auf rebenumrankter Veranda sitzen die lustigen Gäste, die der junge Baron Bindermann seit einiger Zeit mehrmals in der Woche einzuladen pflegt. Schon ist die Tafel gedeckt. Heuriger Wein wird in großen dunkelgrünen Gläsern vorgesetzt, und Ally, die an der Seite des Hausherrn präsidiert und in einer weißen Spitzenbluse wunderhübsch aussieht, sorgt mit ihren drolligen Einfällen, daß keiner in der ganzen Runde ernst bleibt.

Das liebe Mädel hat nicht erfahren, was Guido in Kopenhagen Trauriges erlebte. Aber sie sieht, daß der arme Kerl seit seiner Rückkehr so trübselig kopfhängerisch ist und daß ihn lachende Gesichter freuen. Er fühlt sich schon wohler, ihre Heiterkeit hat ihm seine Ruhe wiedergegeben. Nur an seine Nordlandsfahrt darf man ihn nicht erinnern. Ally ärgert sich sehr, als richtig das dumme Gigerl, der Rudi von Simhart, wieder anfängt:

„Du, Guido, du kennst doch den jungen Haimhofer? Der hat heuer eine Nordlandreise gemacht. Der hat mir so interessante Sachen davon erzählt. Du warst ja voriges Jahr auch dort oben, aber du redst kein Wort darüber. Gott ich beneid' dich so d'rum. Was du alles g'seh'n haben mußt. Sei nicht so fad und erzähl' ein bisserl was."

Nervös zieht der Angeredete die Brauen zusammen. Müde sinken die Augenlider und übellaunig antwortet er: „Weißt du, lieber Rudi, ich erinnere mich nicht gern daran. Es war mir dort so unmöglich, die Leute zu verstehen. Geradezu peinlich ..."

„Natürlich, der echte Wiener! Fühlt sich nicht wohl, wenn er kein Rindfleisch kriegt und sein Kaffeehaus nicht hat."

„Du magst recht haben, aber die Sache liegt doch etwas tiefer. Hier fühle ich mich so wohl; hier kenne ich alles, Weg und Steg, die Berge — und die Menschen. Die vor allem. Darum lade ich euch so gerne ein, weil ich bekannte Gesichter um mich haben will. Jeder weiß gleich, was der andere meint. Ich kenne euch so von Grund aus; dich, Ally, die ganze liebe Gesellschaft. Aber dort oben, in den fernen Ländern .... Da war alles unbegreiflich, rätselhaft. Und die Menschen sind anders, ganz anders .... so fremd ... so fürchterlich fremd ..."

Guido schweigt und starrt traurig in den Abend hinaus. Auch die Gäste sind still. Sie ahnen ein trübes Erlebnis. Nur Ally weiß, daß er heute wieder die ganze Nacht schlaflos — regungslos, mit offenen Augen daliegen wird. Sie steht rasch auf und wendet sich ab. Sie weint.

Zu Gentzens politischen Wandlungen.

Ungedruckte Briefe.

Mitgeteilt von August Fournier.

(Fortsetzung.)

3.

Wien, den 11ten April 1813.

Seit meinem letzten durch King hat sich in der hiesigen Lage der Dinge nur eine, aber freylich sehr wesentliche Veränderung zugetragen, worüber der Courier, dem ich diese Zeilen mitgebe, Ihnen die gehörigen Aufschlüsse bringt. Wir sind jetzt von allen Seiten frey; Graf Metternich hat das wohlverdiente Ziel seiner Wünsche insofern erreicht, als er Österreich in der Tat auf einen sehr respektabeln und imposanten Standpunkt erhob. Ich hoffe mit Zuversicht, daß er nun auch aus dieser glücklichen Stellung die besten Resultate ziehen wird. Die nähern Modificationen unsers Ganges müssen nun erst durch den Erfolg der Schwartzenbergschen Sendung bestimmt werden. — Unterdessen ist die große Finanz-Maßregel durchgegangen, und zwar noch in einer (gegen das, was ich Ihnen letzthin davon schrieb) sehr verbesserten Gestalt, indem nun zwar kein neuer Zuschlag auf die Steuern Statt findet, sondern die 3,750,000 Fl. von der schon bestehenden Grundsteuer prälevirt und an die Tilgungsdeputation 12 Jahre lang ausgezahlt werden. Hieraus erwächst anticipando ein Fonds von 45 Mill., auf welchen die neuen Scheine fundirt werden. Es wird sich heute entscheiden, ob Wallis, der an dieser Sache gar keinen Theil gehabt hat, aus Ehrgefühl davon gehen, oder dennoch bleiben wird. Er hat in der letzten Zeit viel geschadet, indem er durch allerley Cabalen und boshaft ausgestreute Gerüchte den Curs muthwillig verschlimmert hat, so daß er gestern auf 153 notirt war.

Mit vieler Theilnahme und vielem Verdruß habe ich vernommen, wie die Banditen in Schweden Ihrer Reise Hindernisse in den Weg gelegt haben. Nach unserer Rechnung mußten Sie indeß immer nicht viel später als den 23. oder 24. in England angekommen seyn. Bald also werden wir etwas hören. Ich weiß nicht wie es zugeht; ich sehe aber Ihren ersten Berichten eher mit Bangigkeit als mit Zuversicht entgegen.

Am 4. März hat Vansittart einen sehr wichtigen Antrag im Parlament gemacht, wegen Verwendung eines Theils des Amortisations-Fonds zu Verzinsung der neuen Anleihen. Ich kenne die Sache nur aus dem mangelhaften und elenden Artikel des „Moniteur", bin aber sehr begierig, alles was darauf Bezug hat, näher zu inspiciren. Ich habe heute selbst an Vansittart geschrieben; von Ihnen aber, mein Vortrefflichster, erwarte ich mit der ersten Gelegenheit die Rede nebst den Beylagen.

Der Ueberbringer ist der Stallmeister Bremberg, ein braver, gefälliger und brauchbarer Mensch, der zugleich das Geschäft hat, für einige unsrer Großen Pferde in England zu kaufen. Ich empfehle diesen Mann Ihrer besten Protection. Ich habe ihm einige Commissionen mitgegeben, für deren Realisirung es nachher nur auf den guten Willen Ihrer Couriers ankömmt. Da Sie aber davon in kurzem eine Legion versammelt haben werden, so wird es Ihnen ja ein Leichtes seyn, mich befriedigen zu lassen.

A propos von Legion. Sie wissen, daß die in Rußland gebildete deutsche so gelitten hat, daß Wallmoden* sie vor der Hand nicht commandiren konnte. Er übernimmt nun

* Graf Wallmoden war 1812 aus österreichischen in russische Militärdienste getreten.

das (sehr brillante) Commando des äußersten rechten Flügels der Wittgensteinschen Armee, wo er Czernicheff, Tettenborn, Dörnberg und Benckendorff, und für den ersten Augenblick 5000 Mann leichter Infanterie, 5000 Pferde und 40 Kanonen unter sich hat.

So eben höre ich von Stadion, daß seine Sendung ins Russische Hauptquartier, die man Ihnen, wie ich vermuthe, so als wenn sie in 3 oder 4 Tagen Statt finden sollte, ankündigt, noch gar nicht reif ist. Und wissen Sie warum? Der Kayser will Stadion so lange hier festhalten, bis man den Effekt der Finanz-Maßregel gehörig beurteilen kann. Stadion, als Präsident der Commission, die diese Maßregel eingeleitet hat, soll ihm gleichsam mit seiner Person für den Erfolg haften!

Ich rechne auf eine reiche Erndte, wenn Ihre Flotten hier einlaufen werden. Wenn Sie Ruhe und Muße genug finden, so schreiben Sie mir doch auch, welchen Eindruck jenes sonderbare Land im Ganzen auf Sie gemacht haben wird. Dies bin ich sehr begierig zu erfahren. Ich hoffe, Sie werden Zeit genug behalten, um es vollständig kennen zu lernen; denn es gehe nun auch, wie es wolle, Ihre Mission sehe ich einmal als permanent an.

Ich empfehle mich zum freundlichen Andenken. Gentz.

Am 14ten April, Mittwoch.

Der Courier ist — more solito — noch immer unabgefertigt, ob es nun gleich heißt, morgen gehe er zuverlässig. Ich kann also noch einiges hinzufügen. — Das Patent wegen der durch Anticipation aufzubringenden 45 Mill. war Sonnabend Abend definitiv abgefaßt. Ich hatte selbst über die Redaction des Einganges zwey lange Conferenzen mit Stadion und Metternich, die zwar nicht ganz so ausfielen, als ich es wünschte, aber doch zum Theil. Sonntag sollte nun Stadion als Chef der Commission es dem Kayser, der es vollkommen genehmigt hatte, zur Unterzeichnung vorlegen. An eben diesem Tage überreichte Wallis seine Demission. Der Kayser erklärte gegen Stadion, er wolle Wallis auf den folgenden Tag zu sich bescheiden und — seine Einwendungen gegen die Maßregel vernehmen. Sie können leicht denken, wie schwül uns zu Muthe wurde. Wallis hatte am Montage eine Unterredung von 3 Stunden mit dem Kayser, ging nachher in die Conferenz zu Zichy und trug einige Sachen vor, als wenn Alles beym Alten wäre. Metternich drückte sich an diesem Tage mit sichtbarer Aengstlichkeit gegen mich aus, ob er gleich fortdauernd behauptete, der Sieg sey entschieden. Auch gestern, Dienstag früh, wurden nun Stadion und Wallis zum Kayser bestellt, um die Sache in seiner Gegenwart zu debattiren. Die Maßregel ist an sich so einfach, so gründlich, so harmlos, und so unangreifbar, daß nur böser Wille einige Schein-Argumente dagegen aufbringen konnte. Die, deren sich Wallis bediente, verdrossen den Kayser. Die Entscheidung fiel für das Projekt aus. Gleich nachher erklärte der Kayser gegen Metternich, er werde heute dem Wallis seine Entlassung melden. Es ist geschehen. Dieser Geißel sind wir los und ledig. — Indessen hat doch sein letztes Gift noch so gewirkt, daß der Kayser eine Menge von Modificationen in dem Patent verlangte, worüber nun heute den ganzen Tag debattirt worden ist. Ich hoffe, sie werden alle verworfen werden; das Patent kann aber nun vor Sonnabend nicht erscheinen. — Mit dem nächsten Courier, wenn Sie das corpus delicti vor Augen haben werden, werde ich Ihnen schreiben, worin die von Wallis vorgeschlagenen Abänderungen

beſtanden; denn alsdann kann ich die Sache deutlicher vortragen. — Der Curs iſt übrigens heute auf 146 zurück gegangen, ein gutes Omen für den Effekt, den die (bis jetzt noch geheim gehaltne) Nachricht von der Entfernung des W. machen wird. Ich glaube, man geht damit um, fürs erſte ein Comité zu errichten und die Präſidenten-Stelle unbeſetzt zu laſſen. Kömmt das nicht zu Stande, ſo ſcheinen mir Herberſtein und Lariſch die beyden Competenten, auf die man am meiſten reflectiren wird.

In 4 oder 5 Tagen muß nun das unendlich wichtige Reſultat der Schwartzenbergſchen Sendung ans Licht kommen. Obgleich die unterrichtetſten und einſichtsvollſten Freunde durchaus nichts davon erwarten, ſo beharre ich doch auf einer entgegen geſetzten Meynung. Nicht etwa, daß ich mir einbildete, Napoleon werde gleich Frieden auf unſere Bedingungen ſchließen*, wohl aber, daß ich überzeugt bin, der Eindruck dieſer Oeſterreichiſchen Eröffnungen wird ſtärker, dauerhafter als alle ihn bisher betroffnen Schläge auf ihn wirken, und inſofern den Frieden befördern. Daß der Burſche mürbe, ſehr mürbe wird, lehrt doch wahrlich (wenn wir nicht noch ganz andere Beweiſe hätten) die Rede im Senat, mit welcher er die Regentſchaft der Kayſerin — dieſen durchaus lächerlichen Schritt — ankündigen ließ. Wie ſchwach! Wie nüchtern! Quantum mutatus ab illo – qui rediit exuvias indutus Achivom.**

Es mag bey uns auch gehen wie es will, ſo viel halte ich jetzt für ſicher, daß wir zu Ende des May 80 bis 100,000 Mann in Böhmen verſammelt haben werden. Denken Sie hiezu die übrige Lage. Ihnen (iſt) es nicht unbekannt, daß Württemberg ganz, Bayern ſo gut wie ganz, Sachſen ſogar mehr als halb für die gemeinſchaftliche Sache gewonnen iſt.*** Nach mäßigen Berechnungen, zu welchen ein langer und lehrreicher Brief von Wallmoden mir den Stoff giebt, haben noch vor Ende May die Ruſſen wenigſtens 150,000, die Preußen wenigſtens 80,000, die Schweden 30,000 (Mann) auf dem Schauplatz. Und nun — alle Länder und Völker von gleichen Wünſchen beſeelt. Er kann nicht wieder aufſtehen.

Ich bitte Sie, mein vortrefflicher Freund, ſo oft Sie einen Courier ſenden, meine verſchiedenen Zettel und Briefe, enthaltend meine diverſe Commiſſionen, hochgefälligſt in Augenſchein zu nehmen, um ſelbige von neuem dero Gedächtniß einzuprägen. Ich quäle Sie freylich ſehr; aber es geſchieht auch nicht alle Tage, einen ſolchen Commiſſionär in London zu beſitzen. Uebrigens bitte ich Sie ein für allemal, was Sie mir ſchicken, immer gleich mit den gehörigen Auslage-Contos zu begleiten, weil ich keineswegs die Abſicht habe, Sie in große und lange Vorſchüſſe zu verwickeln.

Den beyliegenden Brief an King empfehle ich Ihrer Beſorgung und hoffe, für diesmal den meinigen nicht wieder aufmachen zu dürfen. G.

4.

Wien, den 2ten May 1813.

Ich ſchreibe Ihnen dieſe wenigen Zeilen, mein theuerſter Freund, um Sie zu benachrichtigen, daß ich durch Ihren erſten Courier keinen Brief, kein Paquet, keine Sylbe,

* Ms.: „eingehen".

** Gentz variiert den Virgilſchen Vers Aeneis, II, 273.

*** Bekanntlich waren dieſe Hoffnungen eitel. Nur Sachſen ſchloß mit Öſterreich einen Neutralitätsvertrag ab, den es aber nach der Schlacht bei Lützen auf eine kategoriſche Aufforderung Napoleons hin löſte.

kein Lebenszeichen von Ihnen erhalten habe; ausgenommen doch die Outlines des Plans von Vansittart, die in einem Couvert ohne weiteres Schreiben lagen.

Daß Sie wirklich diesen Courier abgefertigt haben sollten, ohne an mich zu denken, scheint mir kaum voraussetzbar. Warum man das für mich bestimmte unterschlagen hat, begreife ich eben so wenig. Denn Sie müssen wissen, daß Graf Metternich mir die Gesammtheit Ihrer Depeschen ohne Rückhalt mitgetheilt hat; daß ich gleich nach Ankunft des Couriers die beyden Englischen Piecen ins Französische übersetzt habe, daß ich mehrere Tage lang sogar der einzige Depositär dieser Geheimnisse war, und daß, so viel ich weiß, die Haupt-Piecen auch bis heute, außer Hardenberg und mir, Niemandem communicirt worden sind. Wie es nun hiemit stimmen sollte, daß man mir Ihre Briefe ꝛc. entzöge, geht ganz über meinen Horizont. Indessen scheint es doch, daß es so und nicht anders ist.

Von Zeitungen haben wir den „Morning Chronicle" vom 1. Februar bis 9. April erhalten, doch nicht etwa an mich adressirt, sondern der Graf ließ mir sie offen zustellen. Sollte in diesem Paket etwas versteckt gewesen sein, so wäre es ebenfalls verloren. Ob Sie mir andre Objekte geschickt haben, weiß ich nicht. Der Graf hat mancherley erhalten, ist damit aber geheimnißvoller gegen mich gewesen, als mit den Depeschen; und vielleicht auf meine Unkosten. Confer die Geschichte mit dem Levantischen Caffee.

Aus diesem allen geht nun klar hervor, daß alle Correspondenz durch die Staats-Kanzley unmöglich ist, sobald Sie nicht Ihre Couriers instruiren können, mir Briefe und Pakete extra zuzustellen, und von dem Erfolg dieser Instruktion nicht gewiß sind. Sonst müssen Sie mir nun schon alles auf andern Wegen zukommen lassen. Sie müssen von mir einen Brief durch Münster, einen durch King, und zuletzt einen durch den Stallmeister Brömberg erhalten haben. Diesen letztern und Anton Kraus, der mit ihm von hier zugleich abgegangen ist, bitte ich Sie als meine Haupt-Commissionärs zu betrachten.

Ich bin leider heute so gedrückt und gedrängt, daß ich Ihnen nichts wesentliches schreiben kann, da ich doch Bände zu schreiben hätte. M. war über Ihre Depeschen im Ganzen sehr bestürzt; nicht ich; theils weil ich sie ganz so erwartete, theils weil ich glaube, es ist gut, wie die Sachen jetzt stehen, daß wir den Franzosen sagen können: England will mit Euch nicht unterhandeln, weil Ihr durch Eure verdammten Rodomontaden alle Unterhandlung unmöglich macht. Ueberdies steht die Sache nun auf der letzten Spitze. Die Armeen sind seit dem 26. April nur durch die Saale getrennt, und es muß eine Schlacht schon vorgefallen seyn, oder unverzüglich vorfallen. Unser Entschluß ist gefaßt, fest, unumstößlich, selbst, wenn die Alliirten geschlagen worden wären. Zu Ende May, vielleicht etwas früher, ist die Armee in Böhmen versammelt. Wir können nicht mehr zurücktreten. Das Andre wird sich dann wohl fügen.

Versuchen Sie es, mir, wenn Sie keinen andern Weg finden, durch einen ehrlichen Courier ein Extra-Paket zukommen zu lassen. Ich schreibe Ihnen in einigen Tagen wieder, und zwar vernünftiger als heute, durch Nesselrode* und die dortige Englische Gesandtschaft.

Gentz.

Wien, den 13ten May 1813.

Ich hoffe, Sie haben meinen letzten Brief, das heißt mein Klagelied über die Ankunft Ihres ersten Couriers, ohne irgend eine Zeile, irgend ein Paket für mich erhalten.

* Russischer Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten.

Sie begreifen wohl, daß mein Schmerz jetzt noch viel größer seyn muß, da ich nun die Communication über Hamburg von neuem gesperrt sehe, und selbst die weiter zurückliegende beträchtlich gehemmt und gestört fürchte.

Ja, mein theurer Freund, so stehen wir nun wieder! Die schönsten Hoffnungen in der Blüte zerknickt! Ein großer Theil von Deutschland in Elend und Verzweiflung zurückgeworfen! Die Zukunft in neue Egyptische Finsterniß gehüllt!

Ob die Schlacht vom 2ten May für die Alliirten gewonnen oder verloren war, darüber streiten bis jetzt noch die größten Autoritäten. Daß auf diese Schlacht ein unseliger Rückzug folgte, ist gewiß. Nun raisonnire ich so: Die Schlacht mag gewonnen oder verloren gewesen seyn, der Rückzug war in jedem Fall ein unleugbarer Beweis von Planlosigkeit, schlecht berechneten Maßregeln, oder bejammernswürdiger Schwäche. War sie — im militärischen Sinn — verloren, und der Rückzug also aus militärischen Gesichtspunkten nothwendig, so frägt sich: Warum wagte man sie denn? Warum suchte man den Feind, anstatt ihn in einer guten Stellung zu erwarten? Warum blieb man nicht überhaupt auf dem rechten Ufer der Elbe? — War die Schlacht gewonnen, der Rückzug aber *dennoch* unvermeidlich, so wird die Antwort auf diese Fragen noch viel schwerer; denn in diesem Fall muß man vorher noch schlechter calculirt haben. — War aber der Rückzug, wie nun von einigen, und zwar Haupt-Personen, standhaft behauptet wird, einzig und allein das Werk augenblicklicher Muthlosigkeit und eines absoluten, durch nichts motivirten Befehls von Seiten der beyden Souverains (nach einer in Pegau unruhig durchlebten Nacht) — so ist das Ganze bis zum Verzweifeln niederschlagend.

Unsere Nachrichten gehen bis zum 8ten. Die alliirte Armee scheint wenigstens ohne weiteren Verlust oder Drang über die Elbe gekommen zu seyn. Nimmt sie an der Oder, sey es auch nur an der obern, eine gute Position, und erhält dort ihre Verstärkungen, so ist in der Hauptsache (in der Meynung immer schon sehr viel) noch nichts verloren. Bey uns ist *bis jetzt* alles unverändert geblieben. Bubna* ist erst gestern früh ins französische Haupt-Quartier abgegangen; und doch hat man mir heilig geschworen, daß von seinen Instructionen, so wie sie vor 8 Tagen schon entworfen waren, auch nicht ein Wort zurückgenommen worden sey. An der Armee wird mit der äußersten Thätigkeit gearbeitet. In der ersten Hälfte des Juny sollen 120.000 M. in Böhmen durchaus schlagfertig seyn. Es liegt eine Art von Beruhigung in dem Gedanken, daß Europa nun entweder ganz aufgelöset, oder von Oesterreich — und von Oesterreich allein — gerettet werden muß. Der Himmel weiß, daß nicht alles bey uns so steht, wie es sollte; aber bey uns hat bis jetzt doch Verstand und Besonnenheit und politisches Calcül die Oberhand gehabt. Von den andern Cabinetten ist selbst das nicht zu rühmen. Die, welche in einem Augenblick, wie der jetzige, Dänemark und Schweden verhetzen und den ganzen Norden von Europa ins Verderben stürzen konnten, sind nicht werth, Staatsmänner zu heißen. Von der Gerechtigkeit dieses Ausspruchs werden Sie jetzt auch wohl schon *mehrere* Beweise gesammelt haben.

Ich kenne keine späteren Nachrichten von Ihnen als die vom 16. v. M. Ihren Wunsch nach einer baldigen Rückkehr begreife ich vollkommen; Sie müssen sich dort nothwendig

* General Graf Bubna wurde als Abgesandter Österreichs zu Napoleon entsendet, um ihn für die Basis des Wiener Kabinetts, d. i. nach der Ablehnung Englands für den Kontinentalfrieden zu gewinnen.

fremde und deplacirt fühlen. Forthin wird es noch ärger werden, und zwar in jeder Hypotheſe, es mag auf dem Continent gut oder ſchlecht gehen. Aus welchen Gründen ich Ihnen dies fatale Prognoſticon ſtelle, kann ich nicht ſagen, und brauche es nicht, weil Sie mich vermuthlich nur zu gut verſtehen werden.

Ich habe Ihnen viele, viele Briefe geſchrieben, und werde bey jeder mir irgend ſichern Gelegenheit damit fortfahren, wenn ich auch nie eine Antwort von Ihnen erhalten ſollte. Ich weiß, daß es Ihnen nicht gleichgültig ſeyn kann, etwas von mir zu leſen, wenn es auch noch ſo wenig troſtreich wäre; denn es iſt immer eine Stimme aus ſicherm Orte, die dem Wanderer in der Fremde wohl thun muß. Gentz.

Wien, den 31ten May 1813.

Endlich habe ich (am 23. d. M.) Ihren mir ſehr werthen Brief vom 26. April und geſchloſſen 11. May, aus M(etternich)s eigenen Händen empfangen; mit demſelben No. 41 des „Edinb. Review" und den Chalmers und außerdem ein Paar höchſt elegante Objectula durch Vermittlung der Gräfin Palffy. Für dies Alles danke ich herzlich, und ſchätze es hoch, und genieße es. Mein nimmer ſattes Gemüth ſehnt ſich aber nach mehr — Papier und Bücher beſonders — jedoch nur die Quinteſſenz von beyden, darauf iſt vornehmlich mein Sinn gerichtet.

Hätten Sie mir doch wenigſtens die neueſten Hefte des „Quarterly Review" geſendet! Oder die neuen Bände von Burke! Oder die neue Ausgabe von „Junius"! — Gott ſey es geklagt, daß die Freude über die offene Communication durch Hamburg von ſo kurzer Dauer geweſen iſt. Indeſſen, es ſind noch 2 meiner tüchtigſten und brauchbarſten Werkzeuge in London, Kraus (Anton) und Brömberg. Wenn Sie alſo auch wirklich Ihre Couriers mit keinen Paketen für mich beläſtigen wollen, ſo vergeſſen Sie doch wenigſtens nicht, ehe einer von dieſen beyden abgeht, die Note, die ich Ihnen von hier mitgab, nachzuſehen, und Ihnen dasjenige zuzuſtellen, was Sie nicht etwa ſchon directe acquirirten. Denn dieſe Leute finden gewiß einen ſichern Weg, ſollten auch noch ſo viel Häfen von neuem geſperrt werden. Indeſſen thue ich deshalb auf Ihre Couriere nicht Verzicht; und Bretfeld,* der durch den letzten wenigſtens 12 Pakete an Hudeliſt geſchickt hat, wird doch wohl für mich, dem er ſeine Reiſe nach England verdankt, ſo viel Gefälligkeit haben, daß er bey der Expedition eines Couriers die meinigen nicht zurückſetzt.

Was Sie mir über Ihren dortigen Aufenthalt ſchreiben, iſt mir weder unerwartet noch unerklärbar. Selbſt vor 10 Jahren, wo ich jenes Land unter ſehr frohen Auſpicien betrat, fühlte ich manchmal, was Sie jetzt zu fühlen ſcheinen, und heute, wo ſich ſo vieles geändert, und das Meiſte zum Nachtheil geändert hat, würde ich durchaus mit Ihnen ſympathiſiren. Ich zweifle auch gar nicht daran, daß man Sie zur rechten Zeit wieder ausſpannen werde; nur nicht während des jetzigen Interregnums in den politiſchen Verhältniſſen; jetzt würde ich ſelbſt dagegen ſtimmen; ſpäterhin will ich es an Erinnerungen und Vorſtellungen nicht fehlen laſſen, wenn Sie bey Ihrem gegenwärtigen Wunſch beharren.

Sie haben neuerlich ein Memoire eingeſendet, mit dem es mir ſonderbar gegangen iſt.** Es wurde mir mitgetheilt, ehe man wußte, von wem es herrührte. Ich las es mit

* Baron Bretfeld war der Botſchaft in London zugeteilt.

** Es war eine Denkſchrift, die Weſſenberg „Betrachtungen über die Ergebniſſe des Krieges zwiſchen Rußland und Frankreich" betitelte. England, führte er darin aus, ſei durch ſein vor-

Erſtaunen, und konnte durchaus nicht begreifen, wer dort in dieſem Sinne, mit dieſer Einſicht und Sachkenntniß über die darin verhandelten Gegenſtände zu ſchreiben vermogte. Endlich wurde der Nahme des Verfaſſers dechiffrirt; und wenn etwas meine große Achtung für denſelben hätte vermehren können, ſo wäre es dieſe Arbeit geweſen. Jedes Wort ſtimmt mit meinen Anſichten von der Sache aufs vollkommenſte überein; und es freut mich unendlich, gerade an Ihnen eine Stütze und einen Gewährsmann zu finden, der mich über das von dem meinigen ſehr diſſentirende Urtheil ſo vieler meiner ſonſt würdigen Freunde tröſtet.

Ich kann, oder vielmehr darf mich heute nicht ausführlicher in wichtige Gegenſtände einlaßen, weil ich dem Courier, der dieſen Brief mitnehmen ſoll, nicht unbedingt traue. Sie werden vermuthlich auch auf andern Wegen erfahren, daß der Kayſer morgen mit Gr. Metternich nach Gitſchin geht, um von dort aus die weiteren Schritte, mögen ſie nun zu Unterhandlung oder zu Krieg führen, zu leiten. Ich billige dieſes Projekt ganz vollkommen; es wird unendlich viel zur Abkürzung und Beſchleunigung der Geſchäfte wirken, auch in anderen Rückſichten ſehr nützlich ſeyn. Es muß ſich nun in 14 Tagen entſcheiden, ob Napoleon, um den Krieg mit uns zu vermeiden, auf unſere, ſehr gemäßigte, aber freylich immer noch ſtarke Bedingungen unterhandeln, oder ſich auch mit uns in den Krieg ſtürzen wird.* In 8 Tagen werde ich ebenfalls eine kleine Promenade nach Böhmen machen, und mich entweder von Prag oder von Nachod aus dem jetzt ſo intereſſanten Gitſchin nähern; denn Wien wird von morgen an, politiſch und diplomatiſch und novelliſtiſch geſprochen, eine Wüſte. —

Laſſen Sie bald etwas hören, und grüßen Sie King, von dem ich noch nichts weiter vernommen habe, als was Sie mir meldeten. Gentz.

In No. 41 des „Ed. Review" ſteht ein ganz herrlicher Aufſatz über die Politik des Engliſchen Miniſteriums in den Jahren 1806 u. 7. Dieſer Aufſatz kann nur von einem einzigen Menſchen in England herrühren. Wenn Sie dieſem begegnen, ſo ſagen Sie ihm, wie ſehr ich darüber entzückt bin.

Ratiborzic (bey Nachod), den 5ten July 1813.

Seitdem der Kayſer (zu Anfang Juny) nach Gitſchin ging, etablirte ich mich hier und verlebte die intereſſanteſten, lebendigſten, merkwürdigſten Wochen meines Lebens. Sie wiſſen wohl ſchon, mein theuerſter Freund, daß in dieſem ſonderbaren Zeitpunkte, wo die vier erſten Souverains des Continents mit ihren Cabineten, Miniſtern, auswärtigen Geſandtſchaften ꝛc. ꝛc. und 600.000 Mann unter den Waffen, in dem engen Landſtrich zwiſchen Dreßden und Reichenbach concentrirt ſind, der Glanz der Reſidenzen und Hauptſtädte von Europa — wenigſtens das Intereſſe derſelben — durch drey oder vier Böhmiſche Schlöſſer überſtrahlt wird, und daß ein Mann von der Welt fortan nicht

wiegendes maritimes Intereſſe den Verhältniſſen auf dem Kontinent entfremdet; das Feſtland müſſe ſeine Angelegenheiten allein zu ordnen ſuchen, wobei Öſterreich durch ſeine zentrale Lage eine Führerrolle zukomme. Vergl. Arneth, Weſſenberg, I., 163.

* General Bubna hatte ihm als Öſterreichs Bedingungen den Verzicht auf das Herzogtum Warſchau, auf Illyrien und die Departements rechts vom Rhein, insbeſondere Hamburg und Lübeck, nahezulegen.

mehr von Paris, Wien, Petersburg u. ſ. w., ſondern von Gitſchin, Opotſchna und Ratiborzitz ſpricht.* An dieſem letzteren Orte — noch obendrein einem kleinen Paradieſe, welches die Herzogin von Sagan zum Himmel macht — ſah man ſeit drey Wochen nichts mehr als regierende Häupter, Premier-Miniſter, diplomatiſche Conferenzen, Couriers u. ſ. f. Sechs Meilen von Gitſchin, und zwölf von Reichenbach war gerade hier der Mittelpunkt aller Bewegung. Graf Metternich brachte im Ganzen 8 Tage hier zu, der Kayſer Alexander 2 (und 8 in Opotſchna), der Staatskanzler Hardenberg, Graf Neſſelrode, Graf Stadion, und ein Heer minorum gentium waren die täglichen Gäſte. Humboldt und Hardenberg aus Wien haben mit mir zugleich, jener 14, dieſer 8 Tage lang hier gewohnt. Noch geſtern war das Schloß ſo voll von Menſchen, daß Niemand mehr beherbergt werden konnte. Heute früh iſt Alles auseinander geflogen, und in wenig Tagen ſinkt nun der Glanz aller dieſer Böhmiſchen Schlöſſer wieder in ſein altes Nichts zurück, da ein Friedens-Congreß in Prag eröffnet werden ſoll.

Ich habe hier einen Brief von Ihnen d. d. 7ten May erhalten; und ſo kurz er auch war, hat er mich doch gefreut, weil ich daraus geſehen habe, daß ich wohl that, Ihnen zuweilen zu ſchreiben, und daß meine Briefe Ihnen Vergnügen machten. Ich habe mit unſerm Chef — mit dem ich faſt noch nie ſo viel, ſo intereſſant, und ſo vertraut lebte, als in den letzten 4 Wochen, weil ich eigentlich der Einzige war, gegen den er ſich ganz ausſprechen mogte — verſchiedenmale, und unter anderm noch dieſen Morgen, wo ich ihn auf der Rückreiſe nach Gitſchin einige Stunden weit begleitete, ausführlich von Ihnen geſprochen, und kann Ihnen ſagen, daß Sie einer der Wenigen ſind, mit denen er vollkommen zufrieden iſt, deren er mit Wohlgefallen und ſelbſt mit Liebe erwähnt. Ihre weiſe und gemäßigte Denkungsart, ſo ſelten in dieſen Zeiten der Narrheit und der Verblendung, hat Ihnen nicht bloß ſeinen Beyfall, ſondern ſein Herz gewonnen. Er glaubt, Sie haben ihn verſtanden (ſchloß es mit Recht aus dem bewußten Memoire) und beurtheilen ihn gerecht und billig; und da ihm dies heute nicht oft widerfährt, ſo weiß er es den Wenigen, die ihm dieſen Genuß bereiten, mit einer gewiſſen Zärtlichkeit Dank. Er begreift übrigens vollkommen, daß Ihr jetziger Aufenthalt Ihnen für die Länge nicht zuſagen kann; und ich bin überzeugt, es wird dereinſt nur von Ihnen abhängen, welche andere Beſtimmung Sie ſich wünſchen wollen. Sollten Sie darüber ſchon jetzt eine Idee haben, ſo theilen Sie mir dieſelbe bey Zeiten mit; er nimmt ſie gewiß mit Gunſt und Bereitwilligkeit auf.

Sie wiſſen, daß Graf M.** am 24ten v. M. nach Dreßden gereiſet und bis zum 1ten d. dort geblieben iſt. Die Quinteſſenz von allem, was er in ſeinen langen, zum Theil ſtürmiſchen, zum Theil freundſchaftlichen Unterredungen mit Napoleon vernommen hat, reduziert ſich auf folgendes: Napoleon will für einen allgemeinen Frieden die größten Opfer bringen, weil er glaubt, daß die Vortheile dieſes Friedens die Völker, die er beherrſcht, über den Preis, um welchen er erkauft werden mögte, ganz gleichgiltig machen würden; für einen bloßen Continental-Frieden will er zwar einiges hingeben, da dieſer aber den Ländern nicht viel helfen kann, glaubt er Gewinn und Opfer viel ängſt-

* Eine faſt gleichlautende Stelle findet ſich in einem Schreiben an Pilat vom 26. Juni (Schmidt-Weißenfels, Briefe von Gentz an Pilat, I., 22).

** Metternich.

licher abwägen zu müßen.* Er würde sich sogar, das ist ganz zuverlässig, auf eine Separat-Negociation mit den Continental-Mächten gar nicht einlassen, wenn er es nicht thäte, um den Krieg mit Oesterreich zu vermeiden. Denn die Alliirten fürchtet er so wenig (und hat so vollkommen Recht, sie nicht zu fürchten), daß er mit ihnen allein den Krieg recht gern morgen wieder anfinge.

Die Alliirten, d. h. die Russischen und Preußischen Kaiseurs, gegen alle Erfahrung taub, unheilbar durch das Unglück, im Handeln höchst schwach und stümperhaft, nur im Träumen groß, dürsten nach nichts als Krieg und Gegen-Revolution. Der Kayser von Rußland (ich habe ihn recht eigentlich kennen gelernt), ein überaus edler, rechtlicher, höchst verständiger, wahrhaft aufgeklärter und dabey unendlich liebenswürdiger Fürst, denkt insgeheim wie die Weisen, wird aber vom Schwindelgeist dieser unerhörten Zeit, weil derselbe sich seines Ehrgefühls zu bemeistern wußte, mit fortgerissen, und *muß* thun (in seiner Stelle thät ich es vielleicht auch), was er im Grunde nicht will. — Ob diese Leute gleich einen sechswöchentlichen Waffenstillstand nicht abzulehnen wagten, so haben sie sich doch gleich nachher von ihrem früheren Schrecken wieder so erholt, daß sie gewiß von keiner Unterhandlung würden hören wollen, wenn sie nicht bestimmt wüßten, daß, ohne diese wenigstens versucht zu haben, Oesterreich nichts für sie thut. Streubend, klagend und seufzend, entschließen sie sich dazu. Nachdem der Graf von Dreßden zurückgekommen war, hielt er gestern, hier in Ratiborziz, eine Conferenz mit dem Kanzler Hardenberg, Nesselrode, Humboldt, Stadion, worin über die Form des vorläufigen Congresses in Prag verhandelt ward. Die Idee war, ihn den 8. zu eröffnen; es wird aber in jedem Falle einige Tage später geschehen; und da die Russischen und Preußischen Minister überdies alles ad referendum genommen haben, so frägt sich noch, ob in Reichenbach nicht noch neue Schikanen über die Form, wenigstens neue Zögerungs-Mittel, ans Licht kommen.

Denken Sie sich die Lage des Grafen Metternich! Dem Versuch einer Unterhandlung *konnte* er nicht ausweichen, *durfte* es nicht, *mußte* es nicht. Als Ministre Médiateur soll er bey dieser Unterhandlung präsidiren. Er allein (und sein Souverän) geht bona fide zu Werke. Er steht aber zwischen zwey Parteyen, von welchen die *eine* nur gerade so viel Negociation will, als nöthig ist, um Oesterreich vom Kriege, die *andere* nur gerade so viel Negociation, als nöthig ist, um Oesterreich vom Frieden abzuhalten! Den Frieden selbst will, außer ihm, eigentlich Niemand. Doch Napoleon ist ohne Vergleich aufrichtiger als die Andern; diese haben durchaus keinen andern Gedanken, als Oesterreich in den Krieg zu verwickeln. Frieden mögen sie nicht, theils weil sie thörigt genug sind, zu glauben, sie werden Napoleon bezwingen, theils weil sie sich durch ihre Verbindungen mit England, mit welchem sie erst am 14. v. M. einen neuen Subsidien-Traktat abgeschlossen, gehemmt und gemartert fühlen.

Trotz aller dieser Verschwörung von Hindernissen halte ich es aber dennoch für möglich, daß Metternich den Sieg davon trägt. Für *möglich* sage ich; wie und warum, würde eine Entwicklung erfordern, wozu es mir wahrlich weder an Lust noch an Stoff, aber wohl an Zeit, und ich mögte hinzusetzen, an physischen Kräften fehlt. Denn die letzten

* Ähnlich stellt Gentz Napoleons Argumentation dar in einem Briefe vom Tage vorher an den Fürsten der Walachei. (S. Dépêches inédites de Gentz aux Hospodars de Valachie, I., 27.)

4 Wochen haben mich ganz abgemattet. Für uns ist die wichtigste Frage wohl nur diese: Wird Napoleon bey der Unterhandlung so viel einräumen, daß wir uns mit Ehren zurückziehen können? Geschieht dies, so ist wenigstens Oesterreich gerettet, und es behält Europa eine Basis zu künftigen bessern Unternehmungen. Geschieht dies nicht, werden wir in den Krieg hineingezogen — so mag ich Ihnen heute wenigstens nicht sagen, was ich von der Zukunft denke. Sie kennen die Sache so gut, wie ich. Sie kennen unsre Mittel, unsre Menschen, unsre Talente, unsre Länder. Wir müssen unsre Hauptmacht an der Elbe zusammenziehen. In Bayern wird eine Armee von 60.000 Mann eventualiter gegen uns formiert. Die Straße nach Wien ist Ihnen bekannt. Das Uebrige wird der geneigte Leser hinzufügen.

Kömmt aber auch wirklich ein vorläufiges Continental-Arrangement zu Stande, so ist dieses, ohne Englands Beytritt, doch noch immer so viel als nichts. Was sich nun von England erwarten läßt, das können Sie am besten beurtheilen. Wie es dort vor 6 Wochen stand, haben Sie selbst treu genug geschildert. Ob die Begebenheiten der letzten Hälfte des May, der Rückzug der Alliirten, der Verlust von Hamburg, das (von uns längst geahndete) Verfahren des Kronprinzen von Schweden ꝛc. ꝛc. ꝛc. eine Veränderung in den Dispositionen bewirkt haben, müssen wir nun bald erfahren. Ich glaube es nicht. Wenigstens war man von dem richtigen Standpunkte dort so entfernt, daß es lange, lange Reisen kosten wird, ihn wieder aufzufinden.

Ich muß zum Schlusse eilen, weil Hardenberg, der reisen, und zuvor seinen Courier nach Reichenbach abfertigen will, mich drängt.

Ich gehe übermorgen nach Prag, und bleibe dort, so lange die Wirthschaft dauert. Ich schreibe Ihnen von da gewiß. Was würden Sie sagen, wenn Sie mich eines Tages in Ihre Stube treten sähen?? Und doch war ein Projekt dieser Art noch diesen Morgen der Reise so nahe, daß ich das Schild eines Cabinets-Couriers, in dessen Gestalt ich reisen sollte, schon an meinem Halse zu sehen glaubte. Besserer Rath behielt die Oberhand. Ich sehne mich jetzt nicht nach dieser Reise, wenn ich sie gleich, wie die Idee war, über Calais machen könnte. Später aber gebe ich mich dazu her, wenn das, was ich Ihnen zu sagen hätte (denn nur zu Ihnen lasse ich mich senden) der Mühe verlohnt.

Ich schicke Ihnen hier abermals einen kleinen Bücherzettel; auch einen Brief an Brömberg. Auf diesen, oder auf Kraus, oder auf beyde, hoffe ich mit Nächstem. Statten Sie sie recht reichlich aus!

Leben Sie wohl, mein vortrefflicher Freund! Wenn ich Sie heute Abend in Ratiborzitz haben könnte, so ginge ich morgen zu Fuße nach Prag. Für einen „commoden Reisenden" ist das doch wohl viel gesagt. Und doch nicht mehr als die Wahrheit. O passi graviora, dabit Deus his quoque finem!

Gentz.

8.

Sonntag 9ten April 1815.*

Ich habe zwey sehr unangenehme Aufträge gehabt.

Erstens schickte mich der Fürst** zu Nesselrode, um diesem zu beweisen, daß die Declaration nichts taugt. On me reçoit comme le chien dans un jeu de quilles. N. geht im

* Von Wessenbergs Hand: „Die Declaration gegen Napoleon betreffend."

** Metternich.

heiligen Eifer so weit, daß er mir erklärt, wenn Metternich nicht in 24 Stunden diese Pièce unterschrieben hätte, würde er dem Kayser rathen, keinen Kosacken mehr marschieren zu lassen. Ich blieb ganz ruhig; ich dachte in meinem Herzen: wenn das Ernst wäre, ich wollte noch ganz anders cabaliren, daß sie nicht unterschrieben würde. Er wollte nachher wieder einlenken; ich zog mich zurück, blieb dabey, daß ich in dieser Sache nur höchstens voix consultative hätte, als Plénipotentiaire aber die Declaration nicht unterzeichnete, und wenn er mir auch die Ungnade aller Souverains ankündigen sollte.

Um 7 Uhr gehe ich zum Diner bey Metternich. Er hört mich, wie gewöhnlich kaum an. Die ganze Curländische H . . . .-Gesippschaft war da, mithin für andere Menschen kein Sinn. M. hat diese Weiber seit 8 Tagen in alle politischen Geheimnisse eingeweiht; was sie wissen, ist unglaublich.* Nun erscheint aber Talleyrand und packt mich. Bey dem ersten Einwurf gegen die Declaration fährt gleichsam der Teufel in ihn. Er läßt mich gar nicht mehr zu Worte kommen. Es muß geschehen, es wird geschehen; er geht davon, wenn man Ein Wort ändert ꝛc. ꝛc. Nach Tische fällt er von neuem über mich her. Bemerken Sie wohl, daß er mir nicht die Zeit gelassen, auch nur Eine meiner Einwendungen ganz auszusprechen. Ein Strom von Beschwerden und Schimpfreden gegen M.** Merkwürdig war mir in dieser unsinnigen Tirade die wiederholte Versicherung, Mett. sey der erste und wahre Urheber des ganzen Projektes. Er habe es auf die Bahn gebracht, und vier Tage später wieder umgesattelt. Dieser Anklage bin ich nur zu geneigt, Glauben beyzumessen.***

Welche Menschen, mein theurer Freund! Welche Aussichten in die Zukunft! In was für Hände ist die Welt gegeben! So kann es nicht lange mehr gehen. Aber wie es enden wird, ist kaum auszudenken. Gute Nacht. Ich will Sie nicht länger heimsuchen.

Fortsetzung folgt. Gentz.

Rudolf von Arthaber.

Eine biographische Skizze von Dr. Gustav von Arthaber.

Vor mehreren Jahren hat der Wiener Gemeinderat den großen, damals noch nicht von Bauten umrahmten Platz an der Westseite der Laxenburgerstraße, im X. Gemeindebezirke „Arthaberplatz" benannt. Diese Ehrung galt Rudolf von Arthaber, der sich große Verdienste um seine Vaterstadt erwarb, in der er die Schalindustrie zu ungeahnter

* Gemeint sind die kurländischen Prinzessinen: Wilhemine, Herzogin von Sagan, Johanna, Herzogin von Acerenza, und Dorothea, die 1809 den Fürsten Edmund Talleyrand, einen Neffen des großen Diplomaten, geheiratet hatte. Die geistreichen Frauen genossen des schlechtesten Rufes.

** Metternich.

*** Nach langen Verhandlungen ist es doch nicht zu der zweiten Deklaration gegen Napoleon gekommen. Das von Talleyrand entworfene Projekt blieb unausgeführt. Er selbst meldet Ludwig XVIII. am 17. Mai 1815: „Man hat beschlossen, die zweite Declaration, die geplant war und über die ich schon einigemale die Ehre hatte, Ew. Majestät zu schreiben, durch einen Bericht zu ersetzen, der denselben Zweck erfüllen soll." Pallain-Bailleu, „Talleyrands Briefwechsel mit Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses", S. 375. (Siehe den Bericht bei Angeberg, Congrès de Vienne, II., 1181.)

4 Wochen haben mich ganz abgemattet. Für uns ist die wichtigste Frage wohl nur diese: Wird Napoleon bey der Unterhandlung so viel einräumen, daß wir uns mit Ehren zurückziehen können? Geschieht dies, so ist wenigstens Oesterreich gerettet, und es behält Europa eine Basis zu künftigen bessern Unternehmungen. Geschieht dies nicht, werden wir in den Krieg hineingezogen — so mag ich Ihnen heute wenigstens nicht sagen, was ich von der Zukunft denke. Sie kennen die Sache so gut, wie ich. Sie kennen unsre Mittel, unsre Menschen, unsre Talente, unsre Länder. Wir müssen unsre Hauptmacht an der Elbe zusammenziehen. In Bayern wird eine Armee von 60.000 Mann eventualiter gegen uns formiert. Die Straße nach Wien ist Ihnen bekannt. Das Uebrige wird der geneigte Leser hinzufügen.

Kömmt aber auch wirklich ein vorläufiges Continental-Arrangement zu Stande, so ist dieses, ohne Englands Beytritt, doch noch immer so viel als nichts. Was sich nun von England erwarten läßt, das können Sie am besten beurtheilen. Wie es dort vor 6 Wochen stand, haben Sie selbst treu genug geschildert. Ob die Begebenheiten der letzten Hälfte des May, der Rückzug der Alliirten, der Verlust von Hamburg, das (von uns längst geahndete) Verfahren des Kronprinzen von Schweden ꝛc. ꝛc. ꝛc. eine Veränderung in den Dispositionen bewirkt haben, müssen wir nun bald erfahren. Ich glaube es nicht. Wenigstens war man von dem richtigen Standpunkte dort so entfernt, daß es lange, lange Reisen kosten wird, ihn wieder aufzufinden.

Ich muß zum Schlusse eilen, weil Hardenberg, der reisen, und zuvor seinen Courier nach Reichenbach abfertigen will, mich drängt.

Ich gehe übermorgen nach Prag, und bleibe dort, so lange die Wirthschaft dauert. Ich schreibe Ihnen von da gewiß. Was würden Sie sagen, wenn Sie mich eines Tages in Ihre Stube treten sähen?? Und doch war ein Projekt dieser Art noch diesen Morgen der Reife so nahe, daß ich das Schild eines Cabinets-Couriers, in dessen Gestalt ich reisen sollte, schon an meinem Halse zu sehen glaubte. Besserer Rath behielt die Oberhand. Ich sehne mich jetzt nicht nach dieser Reise, wenn ich sie gleich, wie die Idee war, über Calais machen könnte. Später aber gebe ich mich dazu her, wenn das, was ich Ihnen zu sagen hätte (denn nur zu Ihnen lasse ich mich senden) der Mühe verlohnt.

Ich schicke Ihnen hier abermals einen kleinen Bücherzettel; auch einen Brief an Brömberg. Auf diesen, oder auf Kraus, oder auf beyde, hoffe ich mit Nächstem. Statten Sie sie recht reichlich aus!

Leben Sie wohl, mein vortrefflicher Freund! Wenn ich Sie heute Abend in Ratiborzitz haben könnte, so ginge ich morgen zu Fuße nach Prag. Für einen „commoden Reisenden" ist das doch wohl viel gesagt. Und doch nicht mehr als die Wahrheit. O passi graviora, dabit Deus his quoque finem!

Gentz.

8.

Sonntag 9ten April 1815.*

Ich habe zwey sehr unangenehme Aufträge gehabt.

Erstens schickte mich der Fürst** zu Nesselrode, um diesem zu beweisen, daß die Declaration nichts taugt. On me reçoit comme le chien dans un jeu de quilles. N. geht im

* Von Wessenbergs Hand: „Die Declaration gegen Napoleon betreffend."

** Metternich.

heiligen Eifer so weit, daß er mir erklärt, wenn Metternich nicht in 24 Stunden diese Pièce unterschrieben hätte, würde er dem Kayser rathen, keinen Kosacken mehr marschieren zu lassen. Ich blieb ganz ruhig; ich dachte in meinem Herzen: wenn das Ernst wäre, ich wollte noch ganz anders cabaliren, daß sie nicht unterschrieben würde. Er wollte nachher wieder einlenken; ich zog mich zurück, blieb dabey, daß ich in dieser Sache nur höchstens voix consultative hätte, als Plénipotentiaire aber die Declaration nicht unterzeichnete, und wenn er mir auch die Ungnade aller Souverains ankündigen sollte.

Um 7 Uhr gehe ich zum Diner bey Metternich. Er hört mich, wie gewöhnlich kaum an. Die ganze Curländische H . . . .-Gesippschaft war da, mithin für andere Menschen kein Sinn. M. hat diese Weiber seit 8 Tagen in alle politischen Geheimnisse eingeweiht; was sie wissen, ist unglaublich.* Nun erscheint aber Talleyrand und packt mich. Bey dem ersten Einwurf gegen die Declaration fährt gleichsam der Teufel in ihn. Er läßt mich gar nicht mehr zu Worte kommen. Es muß geschehen, es wird geschehen; er geht davon, wenn man Ein Wort ändert ꝛc. ꝛc. Nach Tische fällt er von neuem über mich her. Bemerken Sie wohl, daß er mir nicht die Zeit gelassen, auch nur Eine meiner Einwendungen ganz auszusprechen. Ein Strom von Beschwerden und Schimpfreden gegen M.** Merkwürdig war mir in dieser unsinnigen Tirade die wiederholte Versicherung, Mett. sey der erste und wahre Urheber des ganzen Projektes. Er habe es auf die Bahn gebracht, und vier Tage später wieder umgesattelt. Dieser Anklage bin ich nur zu geneigt, Glauben beyzumessen.***

Welche Menschen, mein theurer Freund! Welche Aussichten in die Zukunft! In was für Hände ist die Welt gegeben! So kann es nicht lange mehr gehen. Aber wie es enden wird, ist kaum auszudenken. Gute Nacht. Ich will Sie nicht länger heimsuchen.

Fortsetzung folgt. Gentz.

Rudolf von Arthaber.

Eine biographische Skizze von Dr. Gustav von Arthaber.

Vor mehreren Jahren hat der Wiener Gemeinderat den großen, damals noch nicht von Bauten umrahmten Platz an der Westseite der Laxenburgerstraße, im X. Gemeindebezirke „Arthaberplatz" benannt. Diese Ehrung galt Rudolf von Arthaber, der sich große Verdienste um seine Vaterstadt erwarb, in der er die Schalindustrie zu ungeahnter

* Gemeint sind die kurländischen Prinzessinen: Wilhemine, Herzogin von Sagan, Johanna, Herzogin von Acerenza, und Dorothea, die 1809 den Fürsten Edmund Talleyrand, einen Neffen des großen Diplomaten, geheiratet hatte. Die geistreichen Frauen genossen des schlechtesten Rufes.

** Metternich.

*** Nach langen Verhandlungen ist es doch nicht zu der zweiten Deklaration gegen Napoleon gekommen. Das von Talleyrand entworfene Projekt blieb unausgeführt. Er selbst meldet Ludwig XVIII. am 17. Mai 1815: „Man hat beschlossen, die zweite Declaration, die geplant war und über die ich schon einigemale die Ehre hatte, Ew. Majestät zu schreiben, durch einen Bericht zu ersetzen, der denselben Zweck erfüllen soll." Pallain-Bailleu, „Talleyrands Briefwechsel mit Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses", S. 375. (Siehe den Bericht bei Angeberg, Congrès de Vienne, II., 1181.)

Blüte emporbrachte und als erster in Österreich den Export pflegte. Auf dem Arthaberplatz ist unter der gegenwärtigen Gemeindevertretung, die schon so viel zur Verschönerung Wiens geleistet hat, ein anmutiger kleiner Garten angelegt worden, welcher der Familie Arthaber den willkommenen Anlaß bot, in anspruchsloser Weise das Andenken an den Vorfahr festzuhalten. Sie hat dort einen monumentalen, mit einer Uhr ausgestatteten Brunnen, nach den Entwürfen des Architekten Theodor Bach, errichtet, welchen ein Reliefbild Rudolf von Arthabers schmückt, das vom Bildhauer Rudolf Schroer ausgeführt worden ist. Da binnen kurzem dieser Brunnen enthüllt werden wird, sei es heute dem Enkel gestattet, in kurzen Zügen ein Lebensbild des Großvaters zu entwerfen.

Die Familie Arthaber stammt aus Leobendorf bei Korneuburg in Niederösterreich, läßt sich aber daselbst nur bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts urkundlich zurückverfolgen. In der Mitte dieses Jahrhunderts siedelte sich Franz Josef, der Enkel des nachweislich Ältesten des Geschlechtes in Wien an; er wurde, kaum 28 Jahre alt, in den Wiener bürgerlichen Handelsstand aufgenommen und gründete 1765 die Kurrentwarenhandlung Josef Arthaber, die von da an weit über 100 Jahre im Besitze der Familie blieb. Der Enkel dieses Gründers war Rudolf von Arthaber, geboren am 4. September 1795. Er war ein Mann von hervorragender Begabung, der mit hellen Augen in seine Zeit blickte, ihre Bedürfnisse rasch erfaßte und diesen als kluger Kaufmann sofort entgegenkam.

Als Rudolf Arthaber 1819 die Firma übernahm, waren die Verhältnisse ganz andere als in den Zeiten seines Vaters und Großvaters. Der Wiener Kongreß war vor kurzem geschlossen worden; in den engen Gesichtskreis und in die finanzielle Beschränktheit des Wieners der Napoleonischen Zeit war plötzlich ein neues Element getreten; durch die Tore der alten Kaiserstadt waren die gekrönten Häupter Europas mit reichem Gefolge eingezogen und helles Leben flutete durch die Gassen der altertümlichen Stadt, in der sich ein prunkvolles, festesfreudiges Treiben entwickelte, fast wie einige Jahrzehnte früher, in den letzten Zeiten des französischen Königtums. Luxus und Eleganz herrschten, wo kurz vorher die Kriegsnot und der bittere Kampf ums Dasein den Bürger zur bescheidensten Lebensführung gezwungen hatten.

Diese Zeit hat in Rudolf Arthaber den Zug für das Weite, Große erweckt, der sein Wesen charakterisierte. Er brach mit der Art der veralteten Geschäftsführung des Hauses, dessen geringer, nur auf den Lokalbedarf berechneter Wirkungskreis ihm zu klein für seine Schaffensfreude war. Er suchte seine Tätigkeit zu entfalten, auszudehnen und richtete zuerst eine Zweigniederlassung in Pest, dann Kommanditen in der Lombardei ein. Dieser Versuch muß von gutem Erfolge begleitet gewesen sein, denn schon einige Jahre später 1826, wagte es der damals erst 31 Jahre alte Kaufmann, außerhalb der österreichischen Grenzpfähle ein Geschäftshaus in Leipzig, dem damals europäischen Handelsemporium, zu eröffnen. Die Firma lautete „Österreich'sche Manufakturshandlung des Josef Arthaber". Man muß wissen, was die Leipziger Messen für den Kontinentalhandel bis in die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts bedeuteten, um einerseits die Kühnheit, anderseits aber auch die Tragweite dieses Versuches würdigen zu können. Die Industriestaaten dieser Zeit, besonders England, Frankreich und natürlich Deutschland selbst, beschickten durch ihre besteingeführten Firmen den Markt mit den gangbarsten Artikeln und es war daher kein geringes Wagnis, als erster kaufmännischer

Vertreter eines Agrarstaates, den Konkurrenzkampf in Industrieartikeln aufzunehmen. Daß sich die Firma in Leipzig nicht nur in Ehren behaupten, sondern innerhalb weniger Jahre festen Boden gewinnen konnte, ist das beste Zeugnis für Arthabers kaufmännisches Talent sowohl wie für die Güte und den Geschmack der von ihm exportierten Artikel der österreichischen Textilindustrie. Arthaber entfaltete eine rastlose Tätigkeit; er knüpfte immer reger sich gestaltende Geschäftsverbindungen mit dem Auslande an, seine Reisenden besuchten ganz Deutschland, die Schweiz, Holland, Schweden und Dänemark; auch über den Kanal gingen die österreichischen Gewebe und selbst Nordamerika zählte bald darauf und in nicht geringem Maße zu seinen Kunden. Sein Beispiel fand rasch Nachahmung; der Weg ins Ausland war den österreichischen Fabrikaten geöffnet und neben der Textilbranche im weitesten Sinne gewannen auch Leder- und Quincailleriewaren in schneller Entwicklung den europäischen Markt. So ist Rudolf Arthaber als der Pionier des österreichischen Exportes anzusehen.

Der wichtigste Ausfuhrartikel Arthabers waren Schals, die bis zum Beginn der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts einen notwendigen Bestandteil der Damentoilette bildeten. Einen Schal trug die Frau aus dem Volke ebenso wie die Kaiserin. Die Schals wurden zuerst in England erzeugt, später beteiligte sich Frankreich an ihrer Produktion, während die Wiener Fabriken anfangs darauf beschränkt waren, gangbare ausländische Muster zu kopieren. Die Wiener Webereien konnten aber bald infolge des rasch steigenden Bedarfes ihre Produktion erhöhen. Fabriken im heutigen Sinne und in der Art der Etablissements, wie sie zu jener Zeit schon in England und Frankreich bestanden, gab es gegen Ende der Zwanzigerjahre in Wien noch nicht. Die größten Webereien verfügten nur über geringes Personal und vorwiegend waren es kleine Meister, die mit wenigen Gesellen im Hause selbst arbeiteten. Daher war Arthabers erstes Bestreben darauf gerichtet, diese Betriebsweise konkurrenzfähig zu machen. Er tat dies in der Weise, daß er selbst die modernsten und gangbarsten Schalmuster den Webereien beistellte und auf die Fabrikate bedeutende Aufträge gab. Dann suchte er die Weber mit den technischen Vervollkommnungen des Webstuhles bekannt zu machen und ermöglichte den kleinen Webern durch Vorschüsse sowohl die Verbesserung ihrer Webstühle als die Erhöhung des Arbeiterstandes. Auch lieferte er selbst die Garne für den Betrieb. So kam es, daß Arthaber in kurzem außer über seine eigenen noch über eine ansehnliche Anzahl fremder Webstühle disponieren konnte. Der Export stieg, und in den ersten acht Jahren des Bestandes der Niederlassung in Leipzig (1826—34) wurden pro Jahr durchschnittlich Waren im Werte von 326.000 Gulden K.-M. exportiert. Wenn man bedenkt, daß diese Waren größtenteils per Achse verfrachtet werden mußten, nimmt es Wunder, daß sie sich in Leipzig neben den englischen und französischen Waren so gut halten konnten, für welche die Fracht wegen des langen Schiffstransportes zweifellos billiger zu stehen kam. Das Geheimnis dieses Erfolges lag darin, daß in der österreichischen Monarchie selbst die Rohprodukte: Schafwolle und Seide, gewonnen und verarbeitet wurden, während die französischen und englischen Fabriken das eine oder andere Rohmaterial aus dem Auslande beziehen mußten. Die Wiener Produktion läßt sich ungefähr nach der Anzahl der Webstühle beurteilen, deren Zahl in wenigen Jahren (1826—32) von 350 auf 4000 stieg, die 8000 Arbeitern lohnenden Erwerb boten.

Die in Wien erzeugten Schalwaren waren zwar gut und geschmackvoll, doch fehlte ihnen eines: die Originalität der Muster. Diese zu erzielen und die Fabrikate hiedurch

unabhängig vom Auslande zu machen, war Arthabers nächstes Streben. Deshalb stellte er in seiner Fabrik einen „Dessinateur" und drei Hilfszeichner an, die nichts anderes zu tun hatten, als neue Muster zu entwerfen und die Webereischablonen herzustellen. Ein unerhörter Aufwand für das Wien der Dreißigerjahre! Aber der Erfolg krönte diesen Versuch und Arthaber konnte so geschmackvolle, originelle und feingearbeitete Gewebe herstellen, daß er für diese die große goldene Medaille der ersten allgemeinen österreichischen Gewerbs-Produktenausstellung (1835) erhielt.

Nachdem es ihm auf diese Weise gelungen war, nicht nur vom Auslande unabhängig zu werden, sondern sich dieses sogar für seine eigenen Fabrikate zu erobern, strebte er in uneigennütziger Weise danach, der Wiener Produktion im allgemeinen die gleichen Erfolge zu sichern. Zu diesem Zwecke stiftete er Preise für die besten Musterentwürfe, welche die Regierung (Dekret vom 6. August 1834) gerne entgegennahm und dem k. k. polytechnischen Institute zur Verteilung überwies. So wurde in kurzer Zeit zum Besten der heimischen Industrie auch auf dem Gebiete der Musterzeichnung viel erreicht. Der Export an Textilwaren stieg in den nächsten sechs Jahren abermals bedeutend, erreichte im Jahre 1840 bei Arthaber allein einen Wert von 700.000 Gulden K.-M. und wurde zusammen mit jenem der konkurrierenden Firmen auf rund eine Million Gulden K.-M. geschätzt. Handlungsreisende aus dem Auslande, sogar aus Nordamerika, kamen nun direkt nach Wien, um die jetzt unter dem Namen „Wiener Schals" bekanntgewordenen Erzeugnisse in Wien selbst einzukaufen.

Im Jahre 1828 vermählte sich Rudolf Arthaber mit Karoline v. Scheidlin, einer Tochter des Großhändlers Kaspar v. Scheidlin. So glücklich diese Ehe war, so kurz dauerte sie, denn schon nach wenigen Jahren schied, nach schwerer Krankheit, die geliebte Gattin und sorgende Mutter aus dem Leben. Sie hatte ihrem Manne eine Tochter und zwei Söhne geschenkt, von denen der ältere, Rudolf, später als Chef der Firma folgte, während der jüngere, Gustav, in jungen Jahren verstarb. Daffinger hat in einer seiner zartesten Miniaturen die reizenden Züge der schönen Frau festgehalten, die in der entzückenden Lockenfrisur und den Puffärmeln der kleidsamen Altwiener Tracht noch heute den Enkel bezaubern.

Die beispiellosen Erfolge, die Arthaber durch seine geschäftlichen Unternehmungen erzielte, hatten ihn in seiner Vaterstadt rasch zum geachteten Manne gemacht, dem sowohl die Handelswelt als die Regierung gleiche Wertschätzung entgegenbrachten. Sein Vorbild wirkte belebend auch auf andere Industriezweige, die nun ihrerseits sich am Exporte zu beteiligen begannen. Die Provinzstädte des Reiches suchten es der hauptstädtischen Industrie gleichzutun und griffen, da ihnen der zielbewußte Organisator fehlte, zum Auskunftsmittel von „Industrieausstellungen", die vom Jahre 1833 angefangen vielfach abgehalten wurden.

Als 1835 auch in Wien eine solche Ausstellung veranstaltet werden sollte, wurde Rudolf Arthaber in die Leitungskommission berufen, der neben ihm noch Ch. Heinrich v. Coith, Michael Spoerlin und Theodor Hornbostel als kommerzielle Mitglieder angehörten. Diesen vier Männern verdankte der Niederösterreichische Gewerbeverein sein Entstehen. Sie fanden sich in der gemeinsamen Überzeugung, daß der Handelsstand aus eigener Kraft seine Interessen fördern müsse und sein Wohl und Wehe nicht bloß einer hohen Metternichschen Regierung überlassen dürfe, die in väterlicher Be-

vormundung den Bürger in allen intellektuellen Lebensäußerungen zu gängeln gewohnt war. Sie verglichen den Stand der österreichischen Industrie mit jenem des Auslandes und erkannten, daß der einheimische Gewerbetreibende mit dem Auslande nur dann konkurrieren könne, wenn er in geschäftlicher Bildung und technischen Fortschritten mit diesem gleichen Schritt halten könne. Um das zu erreichen, sollten im neuen Gewerbevereine Vorträge, Demonstrationen und kleine Ausstellungen abgehalten werden.

Noch im November des Ausstellungsjahres (1835) wurde um die Bewilligung der Gründung des Vereines bei der Regierung angesucht, aber es bedurfte vieler Mühe und langwieriger Kämpfe, um den Widerstand der Regierung zu überwinden. Am 8. Dezember 1839 konnte endlich die erste ordentliche Sitzung stattfinden, in der Graf Colloredo Mansfeld zum Präsidenten, und der Staats- und Konferenzminister Graf Kolowrat zum Kurator gewählt wurden; Erzherzog Franz Karl, der Vater unseres Kaisers, übernahm das Protektorat des Vereines, der bald ein Brennpunkt des geistigen Lebens in Wien wurde, und zu seinen eifrigsten Mitgliedern neben den Vertretern des Handelsstandes die Professoren des k. k. polytechnischen Institutes ebenso wie hohe Staatsbeamte und Militärs zählte.

Ein neuer Abschnitt in Arthabers Leben begann anfangs der Vierzigerjahre. Die äußerst aufreibende Tätigkeit, die er bis dahin entfaltet, hatte die kräftige Natur des strebsamen Mannes allmählich untergraben, so daß er sich nun entlasten mußte. Er übergab erst die Leitung seines Leipziger Geschäftes seinem Prokuristen Deubert, dann auch die seiner Wiener Etablissements erprobten Mitarbeitern und behielt sich nur die Oberleitung vor. Bald darauf erlitt er einen leichten Schlaganfall, der ihn nun erst recht zur Ruhe zwang, ihm aber gestattete, sich ganz seinen Liebhabereien zu widmen. Schon früher hatte er sich für Malerei interessiert. Es lag nahe, daß ein Mann, der in seinem Beruf einen ausgesprochenen Sinn für Farben und Linien betätigen mußte, auch künstlerisches Empfinden besaß. Von dieser angewandten Kunst zur reinen war der Schritt nur klein. Am Ende der Zwanzigerjahre war Arthaber bereits in Verbindung mit Wiener Künstlern getreten, und hatte die Idee zur Anlage seiner später so berühmt gewordenen Galerie gefaßt, für die er in jener Zeit die ersten Bilder erwarb.

Schon 1833 hatte er in Döbling, das damals noch weit vor den Toren der Residenz lag, ein bedeutendes Areal erworben, das nach dem alten, aus der Vor-Theresianischen Zeit stammenden Hause der „Tullnerhof" hieß. An Stelle dieses erbaute er sich nach den Plänen des Architekten Pichl (1834—1835) ein Landhaus* und schuf aus der verwilderten Umgebung einen prächtigen Park, der gegen die Hohe Warte zu in Felder und Weinberge überging. Das Stiegenhaus schmückten Landschaften von Rösner und allegorische Figuren des jungen Moritz v. Schwind. Im ersten Stocke war die, sich immer stattlicher entwickelnde, zuletzt 112 Gemälde umfassende Galerie untergebracht. Der Plan, den Arthaber in der Zusammenstellung seiner Galerie verfolgte, war: im relativ beschränkten Rahmen seiner Räumlichkeiten typische Vertreter der in den Jahren 1835—1855 tonangebenden Schulen zu besitzen. Daß ihm dies gelungen, bewies der hohe Ruf, den seine Galerie sich in der Kunstwelt erworben und die Tatsache, daß bei der endlichen Auflösung ihre Meisterwerke zum größten Teil in den Bestand staatlicher Galerien und Museen übergingen. Die heimische, heute die Altwiener Schule genannt,

* Heute Döblinger Hauptstraße 96; im Besitze der Familie v. Wertheimstein.

war durch die ersten Meister des Genres vertreten, in deren Bildern sich die Volks- und Sittengeschichte jener Zeit ebenso anmutig wie treu widerspiegelte. Danhauser war mit sieben Bildern (aus den Jahren 1834—1845) vertreten, darunter den berühmten Pendants „Prasser" und „Armensuppe" (heute im kunsthistorischen Hofmuseum), die in den Stöberischen Stichen sich auch jetzt noch viel verbreitet finden; ferner durch die „Bibelleserin", die köstlichen „Dorfpolitiker" und die „Weinkost". Ihnen reihte sich Waldmüller mit der „Bauernhochzeit" an, dem sich als treffliches Gegenstück der englische Meister David Wilkie mit seiner „Toilette der Braut" (1838) anschloß. Der dritte im Bunde der Meister des Wiener Genres war Peter Fendi, mit zwei Bildern, der ergreifenden „Offizierswitwe" *, durch den Benedettischen Stich in weiten Kreisen bekannt, und der „Morgenandacht im Klostergange". Was besonders bei diesen Gemälden anzieht, ist die schlichte Anspruchslosigkeit des Vortrages und der warme, leuchtende Ton, den diese kleinen Meisterwerke ausstrahlen. In Fendis Manier war auch Pettenkofen mit einem kleinen Kabinettstück, „Soldat, in einem erstürmten Dorfe hungernden Kindern Brot austeilend" (1850), vertreten. Gegen das Genre waren die Meister der Landschaftsmalerei und des Tierstückes nicht zurückgesetzt und durch Joh. Fischbach, besonders aber Friedr. Gauermann repräsentiert. Neben ihnen ist R. van Haanen zu nennen. Zu einer anderen Kunstform leitet uns Fr. Amerling über, von dem sich sieben figurale Bilder, darunter der prachtvolle, in Van Dycks Manier gemalte „Flamänder Bürgermeister" und „Rebekka" (1836 und 1843) in der Galerie befanden; ich meine zur religiösen Kunst des Jos. Führich, der durch drei Bilder vertreten war, von denen der „Gang Mariens über das Gebirge" eine der herrlichsten Kompositionen des Meisters darstellt; ferner ist L. Kupelwieser mit dem prächtigen „Gebet Mosis" zu nennen. Die Münchener Schule war den Altwiener Meistern jener Zeit nicht ganz ebenbürtig; immerhin fand sie gute Vertreter im Tiermaler A. Adam mit seiner packenden „Episode aus der Schlacht an der Moskwa" und dem „Arabischen Pferdetransport"; von Landschaftern seien P. Heß, Kirner und H. Bürkel genannt, besonders aber Karl Rottmann, der Führer der landschaftlichen Stilisten dieser Zeit. Vorzüglich waren die Düsseldorfer vertreten, besonders der ältere Achenbach, von dem Arthaber zwei Bilder, darunter das heute in der neuen Pinakothek befindliche „Brandung an der norwegischen Küste" besaß. Seiner Kraft der Darstellung kommt der Genfer A. Calame (zwei Bilder, davon die „Gebirgslandschaft" heute im Leipziger Museum) am nächsten. Neben Hübner und Köhler ist dann noch C. F. Lessing zu nennen. Ihn vertraten drei Bilder, Perlen der Döblinger Galerie, die Lessing als Landschafter und Historienmaler zeigten: Der packende „Klosterbrand" (1846) befindet sich heute in der Dresdener Galerie und das berühmte Bild „Huß auf dem Konzil zu Konstanz", welches Lessing als verkleinerte Wiedergabe des Hauptbildes (1845, Frankfurter Städelsches Institut) gemalt hatte, wurde nach Amerika verkauft. Den Künstlern der Düsseldorfer Schule sei der ihnen wesensverwandte Skandinavier Tidemand mit seinen „Haugianern" angeschlossen.

Die Repräsentanten der Landschaft, des Tierstückes und des Genre scheint Arthaber auch bei den Holländern, Belgiern und Franzosen bevorzugt zu haben. Neben Rosa Bonheur, W. Verschnur, Jones und Eugène Verboeckhoven fanden sich

* Noch im Besitze der Familie und 1906 in der Berliner Jahrhundertausstellung exponiert, im Katalog aber fälschlich als der „Galerie Miethke, Wien", gehörend, angeführt.

sich treffliche Landschaften von A. Schelfhout und dem Clever Koekkok, während das Genrebild im weitesten Sinne durch den älteren Bellangé („Einquartierung"), J. J. Eckhout und besonders Ferd. Braekeleer vertreten war. Aus diesem Rahmen ragen einige Künstler besonders hervor: der Niederländer De Keyser, dessen „Kolumbus mit seinem Sohne Diego" und „Giaur" (nach Byrons Gedicht) durch die Reproduktion weit verbreitet waren, ferner Horace Vernet („Normännische Schiffer"), durch die Größe seines Namens und H. de Leys mit seinem „Bürgermeister Six in Rembrandts Atelier" Ähnlich wirkte ein Willems, der als virtuoser Stoffmaler in Terburgs Manier geschätzt war. Noch sei zweier Aquarelle des Brüsseler Historienmalers L. Gallait gedacht, die heute noch im Besitze der Familie sind. Eines davon trägt die Dedikation des Meisters an R. v. Arthaber und stellt die sogenannte „Brüsseler Schützengilde" dar, die, schmerzlich bewegt, den nach der Justifizierung aufgebahrten Helden Egmont und Horn die letzten Ehren erweist. Das Ölgemälde hängt im Museum zu Tournay. Gallait, der im Hause Arthabers mit dem Kunstkritiker L. Pfau über sein Gemälde diskutierte, hatte zur Erinnerung daran und mit jenen Änderungen, die Pfau als die Wirkung verstärkend bezeichnet hatte, jenes Aquarell gemalt und es dem kunstsinnigen Hausherrn zum Geschenk gemacht. Der Vollständigkeit halber sei nur noch der Italiener Hayes, Schiavone und des landschaftlichen Idealisten L. Marko gedacht.

Durch Bilderkäufe, durch Unterstützungen, die Arthaber talentierten jungen Künstlern, durch Reisestipendien, die er armen Malern zu ihrer weiteren Ausbildung gab, hatte er sich in der Wiener Künstlerschaft viele Sympathien erworben und zum Dank für seine vielseitige Förderung österreichischer Kunst ernannte ihn die k. k. Akademie der bildenden Künste zum Ehrenmitglied. Er beschränkte aber sein Interesse nicht auf die künstlerischen Bestrebungen in Wien und Österreich allein, sondern trat auch ausländischen Künstlervereinigungen bei.

Über der Pflege der Kunst vergaß Arthaber nicht die Natur. Ein Liebhaber der Blumen, legte er Gewächshäuser an, in denen er besonders Hyazinthen, Eriken und Azaleen zog. Später ließ er sich von dem genialen Architekten Fuß ein großes Palmenhaus erbauen, das in Holzkonstruktion ausgeführt und durch eine gewölbte Decke den Pflanzen auch von oben reichlich Licht und Luft zuführend, damals das erste dieser Art auf dem Kontinent gewesen sein soll.

Als Besitzer von Weinland, das sich in sonniger Lage gegen die Hohe Warte hin erstreckte und vom Park selbst damals nur durch das tief ausgewaschene Tal des „Krottenbaches" getrennt war, versuchte er sich mit Erfolg im Weinbau. Sein Ehrgeiz war, auf eigenem Boden Wein von vorzüglicher Qualität zu erzielen. Infolge seiner Verbindungen mit dem Auslande bezog er Reben vom Rheine, die im Boden des Nußberger Gewächses und zum Teil auf die niederösterreichischen Reben okuliert, einen besonders guten Tropfen ergaben. Auch erhielt er vom Staatskanzler Fürsten Metternich, der Interesse an Arthabers Versuchen gefunden hatte, zu wiederholten Malen Reben von „Schloß Johannisberg" zum Geschenke, die trefflich fortkamen. Dieser Edeltrunk bildete den Stolz des Tullnerhofes und erhebliche Quantitäten davon blieben bis in die Achtzigerjahre in den Kellern der Familie. Aus den Erfolgen, die er selbst im Weinbau erzielte, ließ er auch andere Nutzen ziehen und sein Kellermeister hatte den Auftrag, jedem Weinbauer alle erforderlichen Aufklärungen über seine Bau- und Lesemethode zu geben. Außerdem

unter allgemeiner Zustimmung jene bekannte Adresse überreichte, in der die Beschwerden des Bürger- und Handelsstandes zusammengefaßt, die Notwendigkeit einer Änderung des ganzen Regierungssystems betont und dabei dem Kaiser die treueste Ergebenheit der Mitglieder des Gewerbevereines ausgedrückt war. Von dieser denkwürdigen Sitzung an überstürzten sich fast die Ereignisse und führten innerhalb weniger Tage zum Sturze des allmächtigen Metternich und zur Änderung des Regimes. So maßvoll uns jene Denkschrift des Gewerbevereines auch heute erscheinen mag, sie war für das Wien Metternichs und Sedlnitzkys eine mannhafte Tat, die Arthaber sofort zum populärsten Manne Wiens machte. Deshalb finden wir ihn auch bei allen kommenden Ereignissen stets in der ersten Linie.

Als nach den blutigen Vorgängen am Vormittag des 13. März die Bürger nach den Waffen im Zeughause verlangten und diese Forderung bei ihrem legalen Oberkommandanten, dem Bürgermeister, durchsetzen wollten, hatte sich nachmittags Arthaber mit einigen gleichgesinnten Bürgern in das Rathaus begeben. Der Bürgermeister war damals noch kein Erwählter der Bürgerschaft, sondern lediglich ein von der Regierung ernannter Beamter. Der ausgesprochen reaktionäre Bürgermeister Czapka konnte sich bei dem gewaltigen Umschwung der öffentlichen Meinung natürlich keiner Sympathien erfreuen; er sah in der Bewegung, die Wien durchzitterte, nichts anderes als eine „Emeute", wollte und konnte vielleicht auch nicht die Erlaubnis zum Ausrücken des Bürgermilitärs geben und lehnte anfangs diese Zumutung schroff ab; schließlich fügte er sich, eingeschüchtert durch die energischen Reden der ihm wohlbekannten angesehenen Bürger und begleitete deren Sprecher Rudolf v. Arthaber zum Oberkommandierenden Erzherzog Albrecht, der sein Hauptquartier im Kriegsministerium auf dem Hofe aufgeschlagen hatte. Auch hier hatte Arthaber einen harten Stand; der Ehrlichkeit seiner Argumente gelang es aber dennoch, den Erzherzog umzustimmen und vor dem Fluch umsonst vergossenen Blutes zu bewahren. Arthaber verließ das Kriegsministerium mit der Order für die Bewaffnung des Bürgermilitärs und mit dem Versprechen des Oberkommandanten, daß das Militär zurückgezogen und nur mehr auf dem Areal der Burg belassen würde. Am Abende desselben Tages bezog denn auch das Bürgermilitär schon die Wache an den Stadttoren, um das Zuströmen großer Massen aus den Vorstädten zu verhindern.

Am 14. März erfolgte die Bewilligung zur Errichtung einer Nationalgarde für ganz Österreich zum „Schutze für Thron und Vaterland", und als in der kaiserlichen Winterreitschule der Werbetisch aufgestellt war, fanden sich binnen kurzem fast an 2000 zumeist gereifte Männer aller Berufsklassen zusammen, die sich als Erste in die Listen dieser Nationalgarde eintragen lassen wollten. Wie die Verhältnisse lagen, wurde aus dieser gelegentlichen Vereinigung eine politische Versammlung, in der erregte Debatten über die dringendsten Forderungen des Augenblickes geführt wurden, und die schließlich eine Deputation, bestehend aus Freiherrn v. Doblhoff, R. v. Arthaber, Dr. A. Bach und Dr. Engel, wählte, welche sofort in der Burg auf Erlangung der Preßfreiheit dringen sollte. Der Abend brachte endlich die sehnlichst erwartete Demission Metternichs, und als die Vertrauensmänner wieder zur Versammlung zurückkehrten, konnten sie nebst dieser bedeutsamen Tatsache auch die erlangte Preßfreiheit verkünden. Das Vertrauen der Regierung in ihre Macht war schon zu stark erschüttert, als daß sie der letzten Forderung, welche diesmal von Seite der akademischen Legion und des juridisch-politischen Lesevereines auf-

gestellt war, der Forderung nach einer konstitutionellen Verfassung lange hätte Widerstand leisten können. Tags darauf wurde die Konstitution gegeben.

Arthabers energisches Auftreten im Interesse der Freiheit hatte ihm die lebhaftesten Sympathien seiner Mitbürger erworben, die auch, als es zur Wahl eines ersten konstitutionellen Bürgermeisters kommen sollte, seine Erhebung auf diesen Ehrenposten mit Jubel begrüßt hätten. Aber er fühlte sich den Anstrengungen dieses Amtes physisch nicht mehr gewachsen. Ihm genügte es, als freier, unabhängiger Mann auch fernerhin die Macht seiner Persönlichkeit zur Geltung zu bringen und im Verein mit Gesinnungsgenossen dahin zu wirken, daß Österreich der freiheitlichen Errungenschaften auch in Zukunft teilhaftig bleiben könne.

Der niederösterreichische Gewerbeverein hatte in seiner Fortentwicklung innerhalb eines Jahrzehntes die Hoffnungen seiner Gründer nicht ganz gerechtfertigt; es scheint ihm der richtunggebende Einfluß auf die Entwicklung von Handel und Gewerbe des Kronlandes versagt gewesen zu sein und dies vielleicht aus dem Grunde, weil seinen Beschlüssen und Ratschlägen, sowohl der Regierung als dem Handelsstande gegenüber, jene Autorität fehlte, welche eine autonome Körperschaft nach oben sowohl wie nach unten eher besitzt, als ein privater Verein. Rudolf v. Arthaber hatte auf diesen Fehler schon in den ersten Märztagen des Jahres 1848 in jenen Versammlungen hingewiesen, welche die hervorragendsten Männer Wiens im Hause Dr. Alexander Bachs, des späteren Justizministers vereinigte, indem er schon damals den direkten Antrag auf Schaffung von Handels- und Gewerbekammern nach französischem Muster stellte. Der Finanzminister Baron Kübeck und später Theodor Hornbostel griffen diesen Gedanken auf, und letzterer stellte den Entwurf eines Handelskammergesetzes fest, welches sodann, allerdings ohne Allerhöchste Sanktion und nur als „provisorische Bestimmungen", im Dezember 1848 verlautbart wurde. Anfangs 1849 trat die „Wiener Handelskammer" ins Leben, um Ende 1850 der nach dem inzwischen sanktionierten neuen Gesetze gegründeten „niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer" Platz zu machen. In diese wurde auch Arthaber gewählt, und er eröffnete als Alterspräsident am 4. Jänner 1851 die neue Kammer. Er gehörte ihr bis März 1852 an und führte nach Hornbostels Rücktritt noch ein zweitesmal die Präsidialgeschäfte. Er entfaltete eine rege Tätigkeit speziell in jenen Kommissionen, welche zum Studium einer Regelung der Valuta, der Eisenbahnfracht-Tarifsätze, des neuen Privilegiumsgesetzes, der Gesetze über Marken- und Musterschutz ꝛc. eingesetzt worden waren. In diese Zeit fällt auch Arthabers Teilnahme an der Enquete des Handelsministeriums, welche den Eintritt Österreichs in den deutschen Zollverein bezweckte. Hier hatte er noch einmal, wie in den Märztagen des Jahres 1848, Gelegenheit, für die Idee eines innigen Zusammenschlusses der Monarchie der Habsburger mit den deutschen Staaten einzutreten. Er wies in seinem Exposé alle Vorteile nach, die dem österreichischen wie nicht minder dem deutschen Handel und der deutschen Industrie erwachsen würden, und betonte, daß diese beiden Staatengruppen dann handelspolitisch und naturgemäß auch politisch eine imponierende Macht gegenüber den nicht deutschen Staaten darstellen würden. Fand die Ansicht des erfahrenen Mannes auch volle Zustimmung, verwirklicht wurde sie leider nicht. In Berlin waren schon die Kräfte tätig, die 1866 zum Bruche mit Österreich trieben.

Aber auch nach anderer Richtung hin war Arthaber in jener Periode öffentlich tätig. In dem letzten Jahrzehnt allgemeiner Metternichschen Stagnation hatte auch ein Still-

stand in der Entwicklung der Akademie der bildenden Künste (als Schule) begonnen. Die Naturalisten vom Schlage eines Waldmüller waren jetzt verpönt; sie hatten sich keiner Förderung, weder von Seite der Akademie noch des alten Kunstvereins, zu erfreuen, die die künstlerische Entwicklung, wie den materiellen Erfolg dieser Künstler durch Terrorismus zu unterbinden suchten. Waldmüller hat zuerst in einer scharfen Schrift diese Schäden im Wiener Kunstleben bloßgelegt, und wenn ihm persönlich auch der Einfluß zur Verwirklichung seiner Idee, der Schöpfung eines neuen, liberaleren Kunstinstitutes fehlte, so gebührt ihm entschieden das Verdienst, diese Schöpfung, die überdies bald verwirklicht werden sollte, angeregt zu haben. Kunstliebende, kunstverständige Männer und Künstler, die sich von der „Akademie" und ihren halb klassischen, halb doktrinären Anschauungen losgesagt hatten, vereinigten sich zur Gründung eines neuen österreichischen Kunstvereines, der nicht die Verbindung mit dem Volke und der Natur verlieren wollte, und erwählten Arthaber zu ihrem geschäftsführenden Präsidenten (1850). Mit Freuden kam er diesem Rufe nach, gab es doch wieder zu schaffen, zu organisieren und Ideen zum Siege zu verhelfen, die ganz den seinen entsprachen. Schon im Spätherbst desselben Jahres konnte an die Veranstaltung von Ausstellungen geschritten werden, die sich großen Zuspruches erfreuten und auch die ausstellenden Künstler durch das finanzielle Ergebnis voll befriedigten. Daß der neue „österreichische Kunstverein" bald in scharfen Gegensatz zum alten Kunstverein und zur Akademie kam, ist nach den fundamentalen Unterschieden in den Anschauungen begreiflich. Arthaber, der seiner ganzen Wertschätzung der naturalistischen Künstler der Dreißiger und der folgenden Jahre in seiner Galerie prägnantesten Ausdruck gegeben hatte, suchte unter dem Beifalle seiner Vereinsgenossen speziell diese Kunstrichtung zu fördern, und da er dies nicht mit der Akademie tun konnte, so mußte es gegen sie geschehen. Der Kunstverein griff, um das Publikum und die jungen Künstler für die moderne Richtung in der Malerei zu erziehen, der im Auslande die Düsseldorfer, Pariser und Brüsseler Schulen ihre Erfolge verdankten, die sich frisch aus dem Leben ihre Motive holten und der Natur selbst ihre Effekte ablauschten, vorerst zu dem Mittel, solche Kunstwerke eifrig zu importieren und in Ausstellungen als Ganzes vorzuführen, um so schlagend die Stagnation hier und den Fortschritt dort zu beweisen. Aber man ging noch weiter. Die finanziellen Mittel des Vereines erlaubten es, Künstlern Reisestipendien zu geben, und wenn es an Mitteln gebrach, dann half wohl Arthaber aus eigenem nach. Wenn die Akademie nur Studien in Rom ermöglichte, sandte der Kunstverein seine Schützlinge nach Düsseldorf und den Niederlanden. Dem Wunsche, zu zeigen, was die Wiener Schule seit Anfang des Jahrhunderts Treffliches geleistet hatte, entsprang die Idee einer großen Ausstellung von Werken österreichischer Künstler, die der österreichische Kunstverein 1856 im k. k. Ballhause abhielt. Niemals dürfte die österreichische Kunst dieser Epoche vollständiger, besser, in ihren liebenswürdigen, sowie markantesten Zügen würdiger repräsentiert worden sein, als in jener Ausstellung. Freilich blieben die Widersacher nicht aus und auch im österreichischen Kunstvereine bildeten sich im Laufe der acht Jahre von Arthabers Geschäftsführung Gegenströmungen heraus, zumal er nicht davor zurückschreckte, auch in scharfer und schroffer Weise das durchzusetzen, was er als das Richtige und Nützliche erkannt hatte. Manches mag den wackeren Mann verdrossen haben, denn 1858 legte er, wiewohl zum neunten Male einstimmig gewählt, seine Stellung nieder. Seiner Ein-

flußnahme dankt es die österreichische Künstlerschaft, daß sie die Zeit jener akademischen Reaktion rasch überwinden konnte, und neue künstlerische Auffassungen und Strömungen leichter einzudringen vermochten. Daß auch an der Akademie die Wertschätzung dieses Mannes und seiner Grundsätze der Neuerung allmählich durchdrangen, beweist, daß sie ihn im Jahre 1866 zu ihrem wirklichen Mitgliede ernannte.

Ein weiteres Verdienst Arthabers war die Sanierung der k. k. Gartenbaugesellschaft, der er schon seit ihrem Bestande (1837) angehört hatte. Die Gesellschaft besaß dort, wo 1861 der Bau des Rudolf-Spitales aufgeführt werden sollte, ein provisorisches, auf Gemeindegrund stehendes Gebäude. Als ihr dann der Platz gekündigt wurde, verfügte sie nicht über das nötige Kapital zum Ankaufe eines Grundes und zur Erbauung eines eigenen, für Ausstellungszwecke geeigneten Heims. Man wendete sich nun um Rat und Hilfe an Arthaber, dessen Interesse für den Gartenbau und dessen Erfahrung und gemeinnütziges Denken bekannt waren. Er nahm den Ruf in die Direktion der Gesellschaft an und suchte fürs erste mit Hilfe gleichgesinnter Männer die finanziell kritische Lage der Gesellschaft zu sanieren, was durch eine durchgreifende Reorganisation des ganzen Statutes auch gelang. Dann wurde auf seinen Vorschlag ein Spezialkomitee für die Bauangelegenheit gewählt, welches die Gutstehung für ein Bauanlehen bei der Frankfurter Immobilien-Gesellschaft im Betrage von 350.000 Gulden übernahm, und zwar fiel der Löwenanteil Arthaber und Baron Mayer zu. Nun konnte der Bau auf dem Parkring begonnen werden, in dem die Gesellschaft auch heute noch ihre Ausstellungen abhält. Das war seine letzte organisatorische Tat. Am 9. Dezember 1867 ist er im Alter von 72 Jahren gestorben.

Man möge es dem Enkel zu gute halten, daß er in diesen Blättern nur die Lichtseiten im Lebensbilde Rudolf v. Arthabers geschildert hat; gewiß weist es, wie jedes andere, auch Schattenseiten auf. Ein vielfach erhobener Vorwurf, sein mitunter herrisches, hochfahrendes Benehmen, ist im grunde ein entschuldbarer Fehler gewesen. Er war eine Natur, von so ausgesprochener Individualität, ein Mann, der nicht rechts noch links geblickt hat, stets wußte, was er nach reiflicher Überlegung zu tun habe, um das gesteckte Ziel geradewegs zu erreichen; ein Mann, der sein ganzes Leben in den Dienst des Fortschrittes und der Allgemeinheit gestellt hat, der eine ganze Industrie geschaffen und seinem Vaterlande den Export überhaupt erschlossen, der im Kunstleben des Staates eine richtunggebende Bedeutung erlangt und über all den großen Fragen seiner Zeit auch die kleinsten der Kleinen nicht vergaß; einem solchen Manne darf es nicht zu sehr als Fehler angerechnet werden, wenn er mitunter das Zeug zum Herrenmenschen in sich fühlte. Wie man ihn im engeren und weiteren Kreise seiner Berufsgenossen einschätzte — Friedrich Uhl hat ihn vor einigen Jahren einen der letzten Patrizier genannt — dafür zeugt der Nachruf, der auf Arthaber im niederösterreichischen Gewerbeverein* gesprochen worden ist, in dem er als leuchtendes Beispiel gemeinnützigen Bürgersinnes, industrieller Tatkraft und rastlosen Fortschrittes gefeiert wurde.

* Verhandl. des n.-ö. Gewerbevereines, 1868, p. 61.

Die holländiſche Landſchaftsmalerei.

Von Max Mell.

Durch die Jahrhunderte den Naturſinn belauſchen gehen: vielleicht gibt es nichts, das tieferen Genuß verbürgte, nichts, das einer Wiſſenſchaft und hiſtoriſchen Darſtellung würdiger wäre. Durch einen Nebel wie auf Gipfeln gehen und ihn zerreißen ſehen, um für einen Augenblick tief unten eine beleuchtete bunte Landſchaft zu erblicken, bis in eine Tiefe hinabzuſchaun, hinter der ſich kein Abgrund mehr auftun kann; denn das Leben des Menſchen inmitten der Dinge, in die es geſetzt iſt, die zugleich mit ihm aus denſelben unbekannten Bedingungen entſtanden ſind, ſeine Fähigkeit, ſie aufzufaſſen, ſeine Kraft, dieſes Auffaſſenkönnen durch Zeichen weiterzugeben und aus einer verſunkenen Zeit wie mit elektriſchen Wellen an unſre jetzt lebendigen empfindlichen Sinne zu rühren — hier muß doch das Leben ſelbſt: die Ethik der Sinnlichkeit ſich erſchließen, aber hier müßte man auch ein die Menſchheit ganz umfaſſendes Herz haben, um eine »story of my heart« ſchreiben zu können wie Richard Jefferies.

Wenn Naturgefühl Kultur der Sinne vorausſetzt, ſo iſt es zu allererſt ein Triumph des Auges. Der Naturſinn wird ſich am deutlichſten in der Malerei, aber deshalb auch in ſeinen Anfängen gar nicht am oberflächlichſten darſtellen; er begünſtigt nur leicht eine Richtung ins Paſſive, ſo wie etwa Goethes Verſuche in der Malerei mit ſeiner ſtillen Naturbetrachtung, die Otto Ludwig als allzu „pflanzenmäßig" bezeichnet, zuſammenhängen. In der holländiſchen Landſchaftsmalerei nun ſcheint ſich mir dieſer betrachtende und wunſchloſe Naturſinn zum erſten Male in umfaſſender Weiſe auszuſprechen, als ob in den Menſchen, die um ihre Landſchaft am härteſten gekämpft haben, bis ſie ſie dem Meere abgerungen hatten, ein beſtimmtes Gefühl für die Wertung ihrer Umgebung ſich ausgebildet hätte, ein aus beſchwichtigter Angſt vor Deichbruch, Überſchwemmung, Einſturz abgeleitetes Liebesgefühl, gepaart mit bürgerlicher Beſitzfreude, ein Gefühl, das ſich erſtaunlich früh in Kunſtäußerungen umgeſetzt hat.

Johanna de Jongh, Privatdozentin an der Univerſität Utrecht, hat über die Entſtehung der holländiſchen Landſchaftsmalerei in einem ausgezeichneten, ſicher und umfaſſend angelegten, faſt mathematiſch aufgebauten Buche berichtet.* Die große Kunſt der holländiſchen Landſchaftsmalerei tritt uns zuerſt in einem Brevier Willems VI. von Holland in einigen Miniaturen in einer für jene Zeit (1413–1415) verblüffenden Reinheit und Vollendung entgegen. Es ſind die »Très belles heures de Turin«, Darſtellungen profanen Lebens, von denen einige als holländiſche Arbeiten zu erkennen ſind. Schönſte Arbeiten ſind es: längliches Format (dies von vornherein charakteriſtiſch) vereinigt mehrere Figuren zu ſchlichter Tätigkeit. Das Mähen, der Fiſchfang, dann die Einſiedler, die Reiter, die Landung; und der Kirſchgarten und die Gaſſe. Da iſt ſchon die Ebene mit dem hohen Himmel darüber und den Wolken; der Fluß, der Himmel und Uferſtreif ſpiegelt, Kanal und Sandweg, die ärmliche Reihe der Weiden, das in geſchwungenen Linien anrollende Meer, die Dünen, die bis zur Hügelformation anſteigen, ja, auf dem lieblichſten dieſer Bilder, der Gaſſe, iſt nicht nur das blendende Licht auf der weißen Mauer und den Menſchen davor, nicht nur das Gitterfenſter, das das Dunkel der Zimmer ſamten verrät, gegeben, es iſt, mit Türöffnung und Lichteinfall, das Interieur der Ver-

* In deutſcher Überſetzung bei Bruno Caſſirer in Berlin erſchienen.

meer und van Hoogh vorweggenommen; wie überhaupt die holländische Landschaftsmalerei des XVII. Jahrhunderts in diesen Miniaturen des XV. antizipiert scheint, gleichwie das elisabethinische Theater in den Canterbury Tales. Denn es ist mit enormem Können das Ganze der Landschaft, ihre Seele, erfaßt: die Atmosphäre.

Was der holländische Maler gab, war die Atmosphäre. Seine Empfindlichkeit für die Farbenwerte zeigt mit unfehlbarer Schärfe die Veränderung, die vorgeschobene, umhüllende, umstreichende Luft mit den Gegenständen vornimmt. Ob es im Freien ist, ob in abgeschlossenem Raum, im Interieur. Das Meer reicht in das Land herein, die Nordsee, dem Menschen feindlich, unterjocht es mit seiner Atmosphäre. Taine meint, „ein derartig belebter, derartig beweglicher Himmel, welcher derart geeignet ist, die Farbentöne der Erde abzustimmen, bunt zu verändern und zur Geltung zu bringen, ist eine Koloristenschule." Hier ist die Linie nichts und die Farbe alles. Die Atmosphäre darstellen zu können, das scheint mir die tiefste Voraussetzung für künstlerische Gestaltungskraft überhaupt zu sein. Denn sie ist der Reflex der Seele, der auf die Außendinge fällt, sie ist Äußeres und Inneres und doch keines von beiden, nicht greifbarer und nicht mit Worten zu erschöpfen wie auf Vermeers Gemälde das dunkle Spiegelbild des lesenden Mädchens im geöffneten Fenster, und doch abgrenzend und verdeutlichend, und ergreifend mit einer Gewalt, die sich nur mit der der Musik vergleichen ließe.

In dieser Kunst der Lichtgebung und Farbenempfindung verrät sich auch der Holländer sofort, wenn er in eine andere, etwa die flämische Schule geraten ist. Ihr mangelt jene starke Gestaltungskraft, doch zu gunsten einer bedeutenden Einbildungskraft, sie hat nicht weit zum Ideellen, zum Typisieren, zur Allegorie, sie liebt die Darstellung der vier Jahreszeiten, der fünf Sinne, sie hat nicht weit zur Rhetorik, die aus der großartigen Begeisterungsfähigkeit des Rubens einen bestimmten Menschentypus wie mit Fanfaren als Ideal proklamiert. Dies wäre in Holland unmöglich gewesen, und Rembrandt hat wohl ein ideales Kostüm, aber keinen idealen Menschenkörper gekannt. Rubens ist im Porträt am schwächsten, Rembrandt am größten. Es sind zwei einander durchaus entgegengesetzte Innerlichkeiten, die kaum je so viel Verständnis für einander hatten, als die in ähnlichem Sinne unterschiedenen Schiller und Goethe.

An äußerer Wirkung ist die Artung der flämischen Kunst im Vorteil: und mit dem Sich-aufdrängen-können, mit den betäubenden Ingredienzen alles dessen, was als Phantasie die treue Aufnahme der Wirklichkeit beeinträchtigt, hat sie auch, nach den Anfängen in der Miniature, die holländische Malerei irritiert: zunächst mit der religiösen offiziellen Kunst. Strenge Vorschriften des Aufbaus, zugleich Vorschriften für den landschaftlichen Hintergrund der Altarbilder bedrängen die unbefangene Kunstübung. Die Mode fordert spitze Berge. Aber die holländische Landschaft ist latent in diesen Bildern, in der Behandlung nämlich des Lichtes und der Atmosphäre, bricht durch auf kleinen Stellen der Jan van Eyckschen Bilder, in denen sich seine sommerliche Kraft offenbaren kann, flutet wie ein warmer Strom Licht durch das Fenster auf dem Porträt des Arnolfini und seiner Frau in London. Lichteffekte werden mit Virtuosität konstruiert bei Gerard David. Wie ein Wasser im Gebirge bald in Höhlen verloren geht, bald eine kleine Strecke Wegs herauskommt, endlich größer, stärker auftaucht, so ist diese Entwicklung. Der deutsche und dann italienisierende Einfluß führt zum Verfall der holländischen Kunst, aber er bringt auch den Kupferstich nach Holland, der sogleich bei Lukas van Leyden eine be-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

in Dresden mehr oder weniger ebenbürtige Rivalen; das Laubesche Burgtheater stand in Deutschland auf einsamer Höhe. In Weimar war die Goethezeit längst vorüber; Berlin kam gar nicht in Betracht; in Dresden entwickelte sich aus der Rivalität zwischen dem Idealisten Emil Devrient und dem Realisten Dawison kein neuer Stil; Hamburg war die Versuchsbühne für das Burgtheater. Und bald nach Laubes Abgang hat das Burgtheater seine führende Stellung wieder verloren. Zunächst wandte sich das Interesse den Meiningern zu; dann trat Berlin die Hegemonie an, die es noch heute behauptet. Man hat nach Laube sogar die Frage aufgeworfen, ob Wien noch eine Theaterstadt ist? Zu seinen Zeiten war es die Theaterstadt.

Laube war aber nicht bloß der angesehenste, er war auch der populärste Direktor, den das Burgtheater je gehabt hat. Er war der Marschall Vorwärts der deutschen Theaterwelt und der Radetzky des Burgtheaters. Niemals ist das Burgtheater so im besten Sinne populär gewesen, als unter ihm. Er gehörte zu den Norddeutschen, die sich rasch im Süden einleben und unter seiner Sonne ihr Bestes reifen lassen. Er harmonierte in seinem Geschmack mit den Wienern und verstand es nicht bloß, nach ihrem Herzen, sondern auch um billiges Geld Komödie zu spielen. Um zwei Gulden konnte man damals einen Sitz in der ersten Reihe des Parterre haben (Parkett gab es nicht, nur ein erstes und ein zweites Parterre) und um 35 Kreuzer durfte man den Vorgängen vom hohen Olymp herab folgen. Und trotzdem hat das Burgtheater damals nicht wenig dazu beigetragen, das Defizit der Oper zu decken.

Dieses Geschick, es gleichzeitig dem Publikum und der Kasse recht zu machen, beruht ja freilich auf einer Eigenschaft, die man heute zu den Schattenseiten seiner Regiekunst zählt. Nicht bloß für das, was wir heute mit dem anspruchsvollen, von der ersten Hausesorge entlehnten Namen „Ausstattung" bezeichnen, sondern für das szenische Bild überhaupt war Laube der Sinn versagt. Als die Goßmann bald nach seinem Abgang vom Stadttheater das Gretchen spielte, war ich zufällig bei einer „Faust"-Probe auf der Bühne und gewahrte mit Entsetzen, daß in der Studierstube rechts und links je ein aufrechtes Skelett an die Wand des Hintergrundes gemalt war. Da nun der erste Akt fast ganz aus einem Monolog besteht und der Darsteller sich nach damaliger Vorschrift hübsch in der Mitte zu halten hatte, so sah man aus der Ferne den Helden so ziemlich einen ganzen Akt lang zwischen zwei Gerippen schweben. Um eine kostspielige und zeitraubende Verwandlung zu ersparen, machte sich Laube kein Gewissen daraus, dem Dichter tief ins Fleisch zu schneiden. Laube kam eben von der evangelischen Kanzel her zum Theater; und ein bloßer Diener am Wort ist er zeitlebens geblieben. Das deutsche Theater überhaupt und das Burgtheater im besondern haben nie einen treueren gehabt. Daß dem Burgtheater die stärkere Berücksichtigung des szenischen Bildes doch bald auch Opfer am Wort gekostet hat, das hat in lapidarer Weise der alte Erzherzog Franz, der Vater unseres Kaisers und ein genauer Kenner des Burgtheaters, zum Ausdruck gebracht, als er dem entlassenen Laube im Prater begegnete und ihm auf die Achsel klopfend sagte: „Früher haben wir schlechte Dekorationen gehabt, aber gut gespielt ist worden; jetzt haben wir schöne Dekorationen, aber schlecht gespielt wird, schlecht gespielt wird!" Was die Kunst der Rede anbelangt, hat sich meines Erachtens das Burgtheater bis zum heutigen Tage nicht mehr auf die Höhe gehoben, die es zu Laubes Zeiten einnahm. Wir haben zwar einen und vielleicht mehrere, die den Besten der Laubeschen Zeit nicht bloß eben-

bürtig, sondern geistig und technisch überlegen sind. Dafür aber schreien die Sünden anderer, was falsche Betonungen betrifft, mitunter zum Himmel. Der „Vortragsmeister" war gewiß kein schlechter Gedanke von Laube und früher oder später wird das deutsche Theater auf ihn zurückkommen, wenn es seinen Massenbedarf an Stücken und an Kräften decken will.

Die Popularität des Laubeschen Burgtheaters beruhte aber auch auf seinem abwechslungsreichen Repertoire, das in der Folgezeit nicht behauptet und durch den Umzug ins neue Haus vollständig zertrümmert worden ist. Noch einige Jahre nach Laubes Abgang bin ich als Student im Monat Juni neunundzwanzig Mal im Burgtheater gewesen (der 2. Juni war damals Normatag); ich glaube nicht, daß unter der heutigen Jugend einer ist, der Lust hat, das nachzumachen. Die Zersplitterung des Repertoires hat aber das Burgtheater von Grund aus verändert. Die nächste Folge war natürlich der Rückgang des Abonnements. Während es unter Laube die Regel war, daß zwei Abende der Woche den Wiederholungen der neuen Stücke und fünf Abende dem Repertoire gehörten, war es jetzt umgekehrt. Aus den Abonnenten, die nicht Lust hatten, sich eine fragliche Novität in einem Monat ein Dutzendmal anzuschauen, wurden, wenn sie das Abonnement nicht ganz aufgaben, Halb- oder Viertelabonnenten, denen zuliebe nun wieder ein schwaches Stück, das an der Kasse gar nichts einbrachte, zwei-, drei-, viermal wiederholt werden mußte. Durch die raschen und oftmaligen Wiederholungen wurden aber auch gute und zugkräftige Novitäten bald abgenützt und die Stücke sind an den Fingern abzuzählen, die innerhalb von zehn Jahren eine einzige Saison überlebt haben. Während umgekehrt das längere Hinausziehen der Neuigkeiten die Nachfrage steigert, denn kein Stück verlangt das Publikum hartnäckiger zu sehen, als eines, zu dem die Plätze vergriffen sind. Ich glaube, daß das Burgtheater noch heute seine Rechnung besser bei einem bunten Repertoire und einem gesteigerten Abonnement, als bei erhöhten Sitzpreisen finden wird. Diese sind ein zweischneidiges Schwert, weil man im Sommer das wieder einbüßt, was man im Winter mehr eingenommen hat.

Ja, Laube war der geborene Theatermann. Das Poetische kam bei ihm erst in zweiter Linie; die Hauptsache war ihm das Dramatische; und das Dramatische war für ihn das Theatralische. Was nicht wirkte oder nur beim Lesen wirkte, das warf er unbarmherzig hinaus und machte sich umgekehrt kein Gewissen daraus, der stärkeren Wirkung wegen den König Lear sein „Jeder Zoll ein König" schon auf der Heide, mitten unter Blitz und Donner sagen zu lassen. In Besetzungsfragen entschied für ihn stets der erste Eindruck, es gab für ihn kein Wägen und Überlegen. Er stellte sich die Rolle vor und stellte den Schauspieler daneben, und wenn die Bilder nicht stimmten, gab er die Rolle weiter. Er hat sich in seinen theatralischen Diagnosen nur selten geirrt! Eines seiner Lieblingswörter war, daß die deutschen Schauspieler nicht kommandieren könnten, daß ihnen das energische Wesen im Ton und im Auftreten versagt sei. In seiner Natur lag dieses Befehlende; schon seine gewöhnliche Sprechweise war kommandierend. Er war, was jeder, den das Schicksal zum Lenker des Theatervölkchens, des Volkes im kleinen, gemacht hat, sein muß, ein Menschenbändiger. Er verstand nicht bloß seine Sache, er besaß auch die Kraft und die Macht der Suggestion; und wenn er einer rollensüchtigen Schauspielerin sagte: „Ich gebe Ihnen die Rolle, aber Sie fallen darin durch!", dann hätte sie sich lieber dem Teufel verschrieben, als die Rolle gespielt. Und hätte sie es doch getan, schon aus Angst vor dem Direktor wäre sie wirklich durchgefallen.

Zwei Theater in Wien hatten vor allem die Pflicht, das Andenken Laubes zu feiern; sie haben sich ihr nicht entzogen. Das Volkstheater, das von dem Laubeschen Stadttheater zwar nicht das künstlerische Programm, aber das Publikum geerbt hat, hat zu dem Jubiläum das Stück gewählt, mit dem sich Laube einst als Regisseur in Wien eingeführt hat und das sein populärstes geblieben ist: „Die Karlsschüler". Das Burgtheater hat den „Grafen Essex" wieder aufleben lassen, den der schon sattelfeste Burgtheaterdirektor einstmals seinen ersten Kräften auf den Leib geschrieben hat.

Die „Karlsschüler" verdienen die Verachtung nicht, mit der literaturgeschichtlicher Hochmut gern auf sie herunterblickt. Im alten Schiller-Archiv zu Greiffenstein ob Bonnland habe ich einen Brief von Schillers Schwester in Händen gehabt, der sich jetzt wohl im Weimarer Goethe und Schiller-Archiv befindet und in dem sich Christophine in ihrem letzten Lebensjahr mit wahrem Jubel über das Stück auslässt, dessen Milieu sie vorzüglich wiedergegeben findet; Laubes Vorrede (bei Houben, III., 30 ff.) erzählt durchaus die Wahrheit. Vor der Stimme einer Zeitgenossin und Mitbeteiligten aber müssen alle gelehrten Nörgler verstummen, die sich an unhistorischen und anachronistischen Details stoßen, wie sie absichtlich und unabsichtlich jedem Dichter, auch einem echteren als Laube, mit untergelaufen sind. Auch ist es ja wahr, daß Laube seinem Schiller eine Phrase des „Figaro" von Beaumarchais in den Mund gelegt hat: „er (der Adelige) hat sich Mühe gegeben, geboren zu werden und das keinen Augenblick zu vergessen". Und ein anderes Mal hat er, gerade auf dem Höhepunkt des Konfliktes, seinem Herzog einen Satz zugeschrieben, den der russische Fürst Putiattin einstmals in Karlsbad gegenüber Goethe und später in Dresden gegenüber Laube geäußert hatte: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen." Aber was ist denn daran Schlimmes? Ist nicht der „Figaro" oft genug neben Schillers „Räubern" als ein Zugvogel der französischen Revolution genannt worden? Hat nicht auch Goethe seinem Götz Gedanken des Rousseauschen Zeitalters und seinem Lerse Hamletische Todesgedanken in den Mund gelegt? Und soll der jungdeutsche Laube da nicht auch seinen jungen Schiller als einen Literaten mehr der jungdeutschen Zeit als der Zeit der Sturm- und Drangperiode darstellen dürfen? Nach dem in Laubes Vorrede gedruckten Brief Christophinens hat er die Sprache des jungen Schiller doch nicht schlecht getroffen; und auch sonst hat er gar nicht übel aus der Zeit heraus geredet. Wenn sich Schiller dem Herzog gegenüber dagegen empört, daß er den Menschen für eine Maschine halte, so entspricht das ganz dem Zeitalter, das von dem Buche La Mettries »L'homme machine« beherrscht wurde. Und den kecken Satz: „Es hat jeder recht, sonst gäbe es zu viel Verrückte", findet man bei Diderot in einem Ausfall gegen Rousseau in der folgenden Form: „Zu viel treffliche Männer müßten unrecht haben, wenn er recht hätte." Die „Karlsschüler" sind gewiß keine große Dichtung, aber ein bühnenwirksames Stück sind sie, und dem Andenken Schillers können sie bei dem großen Publikum, das keine Schiller-Biographien liest, eher nützen als schaden. Die Gestalt des Herzogs Karl Eugen hat Laube, kraft seines verwandten Naturells, jedenfalls weit besser getroffen als die meisten Schiller-Biographen vor ihm und zum Teil auch nach ihm. Der Tyrann mit der jovialen und liebenswürdigen Außenseite entspricht ganz der Geschichte. Und auch, daß er den flüchtigen Schiller zuletzt laufen läßt, ist nur eine etwas gewaltsame Konzentration der Zeit: ein paar Jahre nach Schillers

Flucht sind die „Räuber", noch bei Lebzeiten des Herzogs, auf dem Stuttgarter Hoftheater gegeben worden.

Mit besonderer Vorliebe hat Laube den Typus des Günstlings behandelt: zuerst im „Monaldeschi", dann im „Struensee" und endlich im „Essex". Und immer haben es diese Günstlinge mit Weibern zu tun, denen gegenüber sie ihre Überlegenheit beweisen; Laube ist eine entschieden männliche Dichterindividualität. Die interessanteste unter diesen Gestalten ist zweifellos der Monaldeschi, wo sich Laube noch am meisten in das Gebiet der eigentlichen Dichtung erhoben hat; und es ist die Frage, ob das Stück, mit Kainz und mit der Sandrock in den Hauptrollen, nicht heute noch seine Wirkung tun würde. Das Burgtheater hat nach dem dichterisch weniger bedeutenden, technisch aber geschickteren „Grafen Essex" gegriffen. Man braucht sich nur an die Liebesszene im zweiten Akt, die aus Reminiszenzen der handelnden Personen an „Romeo und Julie" bestritten wird, zu erinnern, um zu erkennen, daß hier kein geborener Dichter, sondern ein Regisseur zu uns redet. Ein anderes Mal glauben wir den Goethischen Egmont, dann wieder die Schillerische „Maria Stuart" herauszuhören. Aber in der Behandlung des Politischen ist wirklich ein Schillerischer Zug; hier zeigt sich doch, daß der „Verfasser" (so pflegte Laube auf den Proben stets den Dichter zu nennen) nicht umsonst als stummer Zuhörer im Frankfurter Parlament gesessen ist und an den Zeitereignissen stets lebhaftesten Anteil genommen hat. Hat er es doch noch als Burgtheaterdirektor gewagt, in „Montrose" den Kampf zwischen der Kirche und dem Staat auf die Bühne zu bringen! Seine Herren- und Herrschernaturen haben alle den frischen Zug, das resolute Wesen und den befehlenden Ton, der in Laubes eigener Natur lag; obwohl sehr dankbare Rollen, sind sie doch nicht bloße Theaterhelden. Über die sichere Technik des „Essex" mögen die modernen Theaterdichter spöttelnd die Nase rümpfen; sie sollen es dem alten Laube erst einmal nachmachen! So gleich diese Exposition, wo, ganz nach Scribes Art, sich der Konflikt auf die Frage zuspitzt, ob Graf Essex es gewagt hat, nach London zu kommen; und wie es hier am Aktschluß heißt: „Graf Essex ist in London!", so dreht sich im „Struensee" alles darum, ob Graf Brandt in Kopenhagen ist, bis das Schlagwort fällt: „Graf Brandt ist nicht in Kopenhagen!" Jeder folgende Akt hat seine bestimmte Funktion, ganz wie sie ungefähr gleichzeitig Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas" beschrieben hat, und die auf- und absteigende Linie der Handlung ist genau eingehalten. Sogar der vierte Akt kommt nach der historischen Ohrfeige (im dritten) noch zur Geltung. Man muß dem Verfasser zugeben, daß er sein Handwerk wirklich versteht.

Freilich sind auch an dem Handwerk fünfzig Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Das trat mit erschreckender Deutlichkeit bei der Jubiläumsvorstellung im Burgtheater zu Tage. Es herrschte von Anfang an Feststimmung im Hause, und die großen Szenen zwischen Essex und der Königin verfehlten ihre Wirkung keineswegs, wiederholt schien sich der Beifall donnernd entladen zu wollen. Wenn aber dann der Vorhang fiel, blieb der Donner aus. Nach den ersten Akten versuchte es zwar die Galerie, in wiederholten Ansätzen das Haus mit sich fortzureißen, aber im Parkett ließ sich nur ein schwaches Echo vernehmen; und nach den letzten Akten gab man es auch droben auf. Das war offenbar die Wirkung der zu guten Aktschlüsse, auf die sich Laube seinerzeit etwas zu gute tat, die aber für uns heute etwas geradezu Beleidigendes haben. Wenn die Personen plötzlich von allen Seiten zusammenspringen, dann wie gelähmt stillstehen und im

lebenden Bilde erstarren (Tableau!), wenn dann einer die Stimme erhebt und in einem epigrammatisch zugespitzten Schlußwort im Namen des Dichters die Situation kennzeichnet oder den Personen das Urteil spricht, dann brauchen die an solche Effekte nicht mehr gewöhnten Schauspieler gar nicht (wie es geschehen ist) zu wenig oder zu viel zu tun, um den modernen Zuschauer abzukühlen, der sich grob und fremdartig berührt findet. Trotz der sorgfältigen Vorbereitung war also dem Verfasser kein voller Sieg beschieden; er selber würde bei seiner feinen Witterung für die theatralische Atmosphäre gesagt haben: „Bin abgeblitzt." Was er den unmittelbaren Nachfolgern seines ersten und einzigen Essex nachsagte: daß sie nämlich bloß die Pagen von Josef Wagner seien, das hätte er von Herrn Reimers nicht sagen können. Er brachte auch für den Essex die feste Männlichkeit mit, die ihn aus dem Fache der Liebhaber schon sehr früh in das Heldenfach geführt hat. Vielleicht hat er ihn anfangs, namentlich in der Szene mit den Staatssekretären, zu burschikos und zu „leger" (wie der Wiener sagt) angelegt; Essex redet als Peer mit seinen Gegnern, und von hoch oben herab. Auch ließ er, vielleicht infolge von Indisposition, an der feineren Ausbildung und namentlich an der Steigerung der großen Reden etwas zu wünschen übrig, die ein keineswegs leichtes Kunststück, aber auch eine gute Schule für jeden Heldendarsteller sind. Die Überlegene, in künstlerischem Sinne, war jedenfalls Frau Bleibtreu, die schon in der „Maria Stuart" gezeigt hat, daß sie die geborene Darstellerin der Elisabethrollen ist. Hier ist sie auf den Bahnen der Wolter über die Wolter hinausgekommen; und um ihretwillen verdiente das Stück auf dem Repertoire erhalten zu werden. Den schwierigsten Stand hatte wohl Frau Medelsky mit der ganz verblaßten Figur der Rutland; sie hat sich so gut als möglich aus der Affäre gezogen und sogar die ganz unmögliche Wahnsinnsszene vor dem Ärgsten behütet. Von den übrigen tat jeder, was er tun konnte; auch die komischen Rollen kamen durch die Herren Zeska (Cuff) und Baumgartner (Jonathan) so weit als möglich zur Geltung.

Dem „Essex" also hat Laube es nicht zu verdanken, wenn er neuerdings durch den modernsten Verlag in die Reihe der „Klassiker" aufgenommen worden ist. Der Herausgeber hat sich denn auch mit einer kleinen Auswahl aus den massenhaften Dramen Laubes begnügt. Er hätte getrost noch weiter gehen und es bei zweien, anstatt fünf, bewenden lassen können. Den ersparten Raum würde Laubes historischer Roman: „Der deutsche Krieg" besser ausgefüllt haben, den man in der Auswahl schmerzlich vermißt. Mit Recht aber hat er mehr als die Hälfte der Bände den theatergeschichtlichen Schriften und den Erinnerungen gewidmet. In dem, was er über das Theater geschrieben hat, ist Laube ein Klassiker, der ebenbürtige neben Lessing und Goethe, mehr als Tieck, Börne und Immermann. Sobald er darüber das Wort ergreift, wächst er auch als Schriftsteller zur Größe empor. So wenig uns seine nüchternen Verse ins Gehör fallen, seine schmucklose, knappe und mannhafte Prosa, die den Nagel stets auf den Kopf trifft und in ihrer klaren Gliederung auch nicht ohne architektonischen Reiz ist, hat es uns angetan und hält uns fest. Wie dem Mimen, so flicht auch dem Theaterdirektor die Nachwelt keine Kränze; nur wenn er selber auch die Kunst der schriftlichen Darstellung besitzt, lebt er mit seinen Werken fort. Laube hat diese Kunst in hervorragendem Maße besessen, und so wird er auch fortleben, so lange es ein deutsches Theater gibt.

Guido.

Ein Erinnerungsblatt.

Von Siegfried Trebitsch.

Heute, an deinem Todestage, der seltsamerweise mit deinem Geburtstag zusammenfällt, will ich dich rühmen und deiner gedenken. Du bist in ersten Jünglingsjahren hinweggerafft worden, und ich bin mir — vielleicht als der einzige — klar bewußt, daß dich nicht nur deine Freunde, sondern auch andere verloren haben, die nichts von dir wissen, denen du aber zweifellos auf irgend einem Gebiete leuchtend vorangeschritten wärest. Dein Knabenmund, der fähig war, Worte zu finden, die ich bis heute nicht vergessen habe, ist stumm geworden, bevor er weithin vernehmbar hätte sagen können, was du den wenigen, die dich kannten, oft leise zugeflüstert hast. Eine handvoll Erde hat dir vorzeitig die Lippen verriegelt, die so merkwürdig zu lächeln wußten. Deine hellen, strahlenden Augen, denen Forschen und Durchdringen ein Leichtes schien, sie waren zum allerletzten Schlaf zugefallen, bevor ihr Licht auch nur ein Mysterium erhellt hätte, das zu erhellen dir sicherlich beschieden gewesen wäre.

Wir haben Leiden und Freuden miteinander geteilt, erste belangreiche Leiden der Studienzeit und die scheinbar belanglosen Freuden gemeinsamer Knabenspiele. Dein Gehirn war beweglich und sog mühelos ein, was die Köpfe deiner Mitschüler oft aufzunehmen sich weigerten. Mit den schwierigsten mathematischen Problemen spieltest du und es gab nicht Gleichungen mit zu viel Unbekannten für dich. Du jongliertest mit ihnen und lachtest. Heute bist du selbst mir nur mehr ein Gleichnis, nur das Kind der Laune eines höheren Willens, der dich den staunenden Blicken deiner Freunde gezeigt hat und dich zum Verstummen brachte eben in dem Augenblick, da deine Worte in uns niederzusinken und uns zu befruchten anfingen.

Was wäre aus dir geworden? Diese Frage beschäftigt mich heute, da ich nach so langer Zeit dem Vergessenen eine Stunde weihe. Wie ein spiegelglatter, lächelnder See, dessen Grenzen nur an herrlich klaren Tagen gewahrt werden können, lag deine Entwicklung vor dir, vielfältig und unübersehbar waren die Möglichkeiten deiner Gaben. Manchmal war es mir, als läge deine Zukunft bei einer Kunst. Ich besinne mich auf den leichten Wohllaut deiner müheloſen Verse, auf deine Liebe zu philosophischen Problemen, auf die Leichtigkeit deiner Skizzen und Karikaturen und den willigen Gesang deiner Kehle. Als ich einmal an deiner Seite in einem Garten stand und vor der Pracht einer Rose ergriffen blieb, und mich von dem Blumenwunder gar nicht zu trennen vermochte, nahmst du mich unter den Arm und sagtest: „Die soll dir erhalten bleiben.“ Tags darauf reichtest du sie mir im Bilde wieder, so trefflich gemalt, daß ihr — für mich — bis auf den Duft nichts zu fehlen schien. Auch dieses Blatt ist vergilbt und noch schlimmer: verloren. Ich habe es bei einem Umzug in einer alten Truhe vergessen. In alle Winde verweht sind auch die wenigen Briefe, die du mir geschrieben hast, und die mir den Trübsinn, an dem ich als Knabe litt, immer zu verscheuchen wußten.

Du bist ein Froher, ein Lachender, ein Zuversichtlicher gewesen. Kein Gedanke lag dir ferner als der an den Tod, mit dem deine Freunde — es gab nur noch einen außer mir, den du so nanntest — in weher Knabenbangigkeit so oft gespielt hatten. Wenn mir je ein Leben den Eindruck gemacht hat, daß es emporsteige, wie Lerchen an schönen Tagen

in den Äther steigen, so war es das Leben deiner Knabenjahre. Wir durften auch die Beruhigung mit uns nehmen, daß dein heiterer Sinn von keiner Todesahnung getrübt wurde, auch dann nicht, als die schwarzen Schleier schon zu dir niedersanken und das dunkle Todeswunder deine Glieder fesselte. Du glaubtest lächelnd und furchtlos an ein „Morgen", bis dir die Sinne schwanden. So ganz verschieden warst du von uns andern, daß dich selbst Katastrophen, die uns lähmten, nur mit aufmerksamem Staunen erfüllten. Wer dich nicht kannte, mochte glauben, dein Gefühl sei schwach. Wir wissen, daß es hilfbereit gewesen ist und froh, wenn es mit Scharfsinn gepaart raten und nützen konnte.

Ich glaube, daß du vorangeschritten wärest, genau wie in der Schule auch im Leben und werde es doch niemals beweisen können. Ruhmlos und namenlos ruhst du im Grabe. Dir gebührt kein Kranz und nichts hast du zurückgelassen, das mich berechtigte, ihn dir zu erstreiten. Und doch glaube ich heute, nach so vielen Jahren, die Erinnerungen zu verdrängen und die willige Begeisterung leicht entzündlicher Knabenbewunderung wahrlich mühelos zu löschen im stande wären, daß du eine Sendung zu erfüllen, einen neuen Weg zu gehen oder einen alten dort zu vollenden gehabt hättest, wo ein Pfadfinder ihn abbrechen mußte. Das alles ist nicht geworden. Und so wie an einem blühenden Baum gar viele Blüten von ganz gleichem Werte hängen und bis auf wenige zu Boden fallen und die Erde mit ihrem Schnee bedecken, ohne zu einem andern Zwecke als um des kurzen Blühens willen dagewesen zu sein, so warst auch du nur eine vollwertige Blüte am Baume des Lebens, von dem ein herber Windstoß dich gerissen hatte. Unter Hoffnungen begraben wissen wir dich und sehnen uns vergeblich nach den Erfüllungen, die du verheißen hast, nach der Frucht, die die schimmernde Blüte versprach.

Dich zu feiern, habe ich meine Stimme erhoben und nun schäme ich mich. Auch nicht ein Wort habe ich gefunden, das den Fremden überzeugen könnte, und kein Werk, auf das ich mich berufen dürfte. Nichts hast du gegeben. Nur daß du Unersetzliches, vielleicht Einmaliges mit dir genommen hast, darf ich versichern. Wenige Jahrzehnte hätten vielleicht genügt, um dir ein Denkmal in deiner Vaterstadt, in den Herzen Tausender zu sichern. Ein Stürmer wärest du vielleicht geworden und über deinem Leichenhügel hätte man eine flatternde Fahne gesenkt. Eine Fackel wäre vielleicht erloschen, eine Fackel, die du mutig durch Dunkel und Wirrnis emporgehalten hättest, ein weithin sichtbares Flammenzeichen für die, die deinen Spuren gefolgt und dir vertrauend nachgetastet hätten. Statt dessen stehe ich an einem kleinen, vergessenen Grabe, und mühe mich umsonst, dir einen verspäteten Leichenstein aus rasch verwehenden Freundesworten zu errichten. Entmutigt muß ich verstummen und mir genügen lassen, daß der Mann aus dem Wirbel des eigenen bewegten Lebens der Knabenzeit gedenkt, aus der keine Erinnerung standhielt außer der einen, die sich an dein Dasein knüpft. Wenn sie bleiben und mich bis an die Grenze der eigenen Tage begleiten sollte, nie ganz verschüttet werden könnte unter eigenen Erlebnissen, nie ganz verstummen dürfte im Lärm eigener Kämpfe, nie ganz verglühen müßte im Brande des eigenen Lebens: würde dir dann trotz des kleinen, verwahrlosten Leichensteins nicht doch ein bescheidenes Denkmal geworden sein?

Chronik.

Sport.*

Seitdem ich zum erstenmale an dieser Stelle die Geschichte des Sportes im abgelaufenen Jahre skizzieren durfte, sind große Ereignisse ins Land gezogen. Das bedeutendste von ihnen, die olympischen Spiele, an denen Österreich hervorragenden Anteil genommen hat, wurde in dieser Zeitschrift schon an anderer Stelle gewürdigt** und es mag dem Sportchronisten erspart bleiben, diesen kritischen Bemerkungen die endgültigen Resultate anzufügen, welche ja den Lesern aus den Zeitungen zur Genüge bekannt sind.

Das zweite große Ereignis auf sportlichem Gebiete, das sich in Österreich vollzog und die Aufmerksamkeit der gesamten Kulturwelt in Anspruch nahm, war die Herkomer-Konkurrenz für Automobile. Aus einem Kampf der Rennwagen wurde diese Konkurrenz um das Recht auf das Porträtiertwerden durch Hubert Herkomer, eine Wettfahrt viersitziger Tourenwagen. Die Schnelligkeit wich der Zuverlässigkeit und Ausdauer, der reine Sport paktierte mit der vernünftigen Gebrauchsfähigkeit. In diesem Sinne bietet die Herkomer-Konkurrenz ein treffliches Bild für die vernünftige Entwicklung des Automobilismus. Man kann beurteilen, wie notwendig ursprünglich der Sport der jungen Industrie des selbstfahrenden Wagens gewesen ist, und wie sich nach und nach und doch in kurzer Zeit die Freude an immensen Schnelligkeiten eindämmte zu gunsten des Verlangens nach Zuverlässigkeit. In den gewaltigen Rennen, in welchen der Schnellste Sieger war, wurden die Konstrukteure angeregt, das äußerste an riesig starken Motoren zu leisten, die Lenker, die bisher ungeahnten Schnelligkeiten zu entwickeln, indem sie ihr eigenes und das Leben der Insassen in jedem Bruchteil einer Sekunde aufs Spiel setzten. Zu Leistungen gelangt, die für den gewöhnlichen Gebrauch einfach undenkbar sind, in der Theorie jedoch an das Wunderbare mahnten, war es den Konstrukteuren möglich, sich der praktischeren Seite des Automobilismus zuzuwenden und die gewaltigen Motoren in solche Wagen zu setzen, deren Aufgabe es war, mit Reisenden und Gepäck die Straßen der Erde zu beherrschen. Darum schelte niemand auf jene Schnelligkeitskonkurrenzen, denn sie hatten höheren Wert, als sensationslüsternen Naturen zu genügen. Wie sonst für Hygiene und Körperzucht, hat hier der Sport für die Industrie, also für das wirtschaftliche Leben vieler Nationen ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet und war vernünftig genug und wird es hoffentlich noch sein, in jenem Momente vom Schauplatze seiner Tätigkeit zu verschwinden, wo er seine Pionierarbeit in gelungener Weise vollendet hat.

Im Fechtsporte haben sich seit meiner letzten Chronik bedeutende Dinge zugetragen. Der Name des österreichischen Fechtsportes wurde – wie er es verdient – mit großem Erfolge ins Ausland getragen. Auch hat heuer der Fecht- und Turnlehrerkurs in Wiener-Neustadt, dank der rührigen Tätigkeit seiner Lehrer, eine erkleckliche Anzahl von Schülern in die Öffentlichkeit gestellt, auf deren Leistungen er stolz sein kann. Fast schien es, daß seit dem Scheiden der ausgezeichneten Lehrer Tenner und Brosch eine gewisse Stagnation im Neustädter Kurse eingetreten sei, denn wir blieben einige Jahre ohne den mit Recht so beliebten Nachwuchs der fechterischen Schule Neustadts. Keine erstklassige Klinge erstand der Disziplin des berühmten Neralic und des trefflichen Oberleutnants Zobel. Im heurigen Jahre speit die berühmte Hochschule für Fechten und Turnen gleich eine ganze Gruppe ausgezeichneter Fechter aus, an deren Spitze der wirklich bedeutende Leutnant Heller steht und welche ihr hervorragendes Können schon anläßlich der Meisterschaft von Österreich bewiesen. Unter den jungen zivilistischen Fechtern hat sich seit meinem ersten Berichte die Situation nicht geändert. Die letzten Konkurrenzen trugen fast ausschließlich militärisches Gepräge. Aber mit großem Geschick und Erfolg vertraten unsere bedeutendsten Klingen die österreichischen Farben bei den Triester und Mailänder internationalen Fechtturnieren.

Unterdessen hat die Akademie der Fechtkunst, an deren Spitze Meister Barbasetti steht, einen großen Gedanken in die Welt geschleudert, dessen Ausführung fast undenkbar erscheint, dessen Inhalt jedoch verdient, an dieser Stelle gewürdigt zu werden. Die Akademie der Fechtkunst will nichts Geringeres als eine große, zielbewußte Agitation dafür entfalten, daß der Unterricht an unseren öffentlichen Schulen durch konsequente Rücksichtnahme auf die körperliche Erziehung der Jugend eine vollständige Umgestaltung erfahre, daß die Lehrstunden für die bisherigen Fächer durch sinngemäße Einstreuung von Sportunterrichtsstunden organisiert werden und daß auf diese Weise mit einem Schlage die richtige Verbindung zwischen körperlicher und geistiger Betätigung geschaffen werde. Für Österreich ist die Idee revolutionär und darum

* Vergl. Bd. VI, Heft 69, der „Österr. Rundschau".
** Vergl. Bd. VII, Heft 82/83, der „Österr. Rundschau".

ihr Erfolg ein höchst problematischer. Der Akademie der Fechtkunst muß immerhin zu diesem Plane, dessen Durchführung nicht hinter der Idee zurückbleiben möge, gratuliert werden. Ganz neu jedoch ist Barbasettis Schlachtruf nicht. Schon vor einigen Jahren hat der unermüdliche Vorkämpfer für den Schwimmsport, Herr Felix Graf, ein detailliertes Programm zur Einführung des Schwimmsportes an den öffentlichen Schulen ausgearbeitet, dieses in der damals noch bestehenden „Sport-Zeit" veröffentlicht und sich dem Unterrichtsministerium zur Verfügung gestellt, dieses Programm ohne Entschädigung probeweise an irgend einer Schule einzuführen, um dessen Bedeutsamkeit den Behörden zu beweisen. Der Gymnasialprofessor Jaro Pavel erhielt damals den Auftrag, nach eingehenden Studien dieses Vorschlages eine Broschüre zu schreiben und dem Unterrichtsministerium Bericht zu erstatten. Darüber sind zwei Jahre ins Land gegangen und niemand, auch nicht Herr Felix Graf, vernahm noch irgend etwas über die treffliche Idee. Im Aktenstaub scheint sein Exposé zu schlummern. Wird die Anregung der Akademie der Fechtkunst ein ähnliches Schicksal erleiden? Wie dem auch sei, kein Vorstoß, den die Pioniere des Sportes auf diesem Gebiete unternehmen, darf von den Anhängern der körperlichen Erziehung der Jugend mit skeptischen Blicken betrachtet werden. In allen diesen Anregungen liegt ein Stück kultureller Arbeit und die Teilnahme aller Gebildeten an dieser Arbeit ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Die Tennisspieler haben mir jenen Teil der letzten Chronik, der sich mit ihnen befaßte, recht übel genommen. Die leben oft am lustigsten, denen man das nahe Ende prophezeit hat und in der Tat, der Erfolg spricht für den Tennissport. Besonders bei uns in Österreich befindet er sich, was seine quantitative Betätigung betrifft, in fortwährendem Steigen; indes die geringe Meinung, die ich von der Qualität, zumal von jener der Wiener Tennisspieler habe, kann ich ruhig aufrechterhalten.

Ein besonderes Wort, das freilich bei denen, welchen es gilt, wenig Beifall finden wird, muß ich diesmal den Wiener Ruderern widmen. Es ist nun schon eine, wenn auch nicht lieb gewordene Gewohnheit hierzulande, daß sich die österreichischen Ruderer bei ihrer großen Regatta die Niederlagen aus dem Auslande holen. Wurden sie bisher fast immer von den Ungarn geschlagen, so haben sie sich diesmal ihre Besieger aus dem deutschen Reiche verschrieben und so sind sie bisher nicht einmal im stande gewesen, sich auf dem Kontinente einen sportlichen Namen zu sichern, von den Engländern gar nicht zu sprechen, die den uns stets überlegenen Ungarn Manno schon in den Vorkämpfen endgültig eliminierten. Dennoch gibt es keinen Sport, bei welchem das Training so gewissenhaft betrieben wird, wo die Unterordnung unter den Willen des Trainers eine so vollkommene ist, wie gerade beim Rudern und man kann auch den Wiener Ruderern das Zeugnis nicht versagen, daß sie es mit dem Training ernst und ehrlich meinen. Es scheint also, daß entweder das Material an jungen Sportleuten, welches den österreichischen Ruderern zur Verfügung steht oder ihre Trainingmethode mangelhaft ist. Was nun die Qualität der im Rudersporte tätigen jungen Leute betrifft, so machen diese äußerlich einen ausgezeichneten Eindruck. Eines aber wirft ein bedenkliches Licht auf die Zustände im Wiener Rudersport, daß sich gerade auf diesem Gebiete eine gewisse Exklusivität in nationaler Beziehung erhalten hat, die es Abkömmlingen der semitischen Rasse schwer oder fast unmöglich macht, in Ruderklubs einzutreten. Man kann also sagen, daß der Rudersport bis zur Gründung des Vereines „Austria" ein fast ausschließlich arischer gewesen ist. Nun hat die Erfahrung der letzten Jahre gelehrt, daß gerade die Juden ein ausgezeichnetes Material für körperliche Übungen stellen. Ich habe vor nicht langer Zeit in meinem Buche „Wiener Sport" nachzuweisen gesucht, daß die modernen Sportzweige einen großen Teil ihrer Verbreitung den Juden verdanken und daß sich unter diesen wirklich hervorragende Vertreter tüchtigen Sportes befinden. Sicher ist das eine, daß die Rudervereine eine ganze Menge bildungsfähiger Sportleute zurückweisen, wenn sie den bekannten Arierparagraphen in ihre Statuten offiziell aufnehmen oder ihn auch nur stillschweigend handhaben. Eine weise Auslese gesellschaftlich und sportlich tüchtiger junger Leute, unabhängig von deren Stammbaum, wird eine nicht unwesentliche Veränderung zu gunsten des Wiener Rudersportes zur Folge haben.

Anders die Schwimmer. Sie sind weniger konservativ, aber leistungsfähiger. Mit unserem Otto Scheff, der schon in Athen die besten der Welt über die Viertelmeile schlug, beherrschen wir fast schon den sportlichen Erdkreis. Er hat, dank der eifrigen Förderung seines Klubs, seine Eroberungszüge immer weiter und weiter ausgedehnt, schier unbezwinglich scheint er zu sein und wenn die nächsten Jahre dem heute erst Sechzehnjährigen noch bessere sportliche Qualitäten gewähren, denn wird er den Engländern in ihrem Lande jene Überlegenheit beweisen, an welche sie gewöhnlich erst dann glauben, wenn sie am eigenen Leibe verspürt werden mußte.

Daß es bei uns mit der leichten Athletik so gar nicht vorwärts geht, gibt zu denken. Es ist ein im Sinne der Bourgeoisie undankbarer Sport. Ein saures Training und wenig Lorbeeren. Und erst gar schwer zu erreichende Vorbilder. Wie stolz sind wir auf unseren Kwieton, den wir als einen der besten Langstreckenläufer wähnten. Wo aber blieb der in Athen! Und das sind die Läufer. Die Springer und Werfer fallen noch mehr ab. Und doch ist die leichte Athletik ein Sport, der die allergrößte Verbreitung in allen Schichten verdient. Haben doch wissenschaftliche Messungen, welche deutsche Gelehrte bei den olympischen Spielen in Athen an den Herzen von Athleten aller Länder anstellten, das überraschende Ergebnis zu Tage gefördert, daß die Amerikaner und Engländer die besten Herzen hätten, daß in den schmächtigen, im bitteren Training gestählten Körpern der Läufer Lunge und Herz in vorzüglicher Weise funktionieren, indes die prächtig aussehenden Deutschen und Österreicher weit schlechtere innere Organisation aufzuweisen hatten. Man sieht, der Sport ist ein Vergnügen, er ist eine Plage, aber er ist auch gesund. Und darum soll man ihn nicht nur betreiben, darum darf man auch über ihn schreiben. Dr. Otto Herschmann.

Besprechungen.

„Die Kirchenpolitik der Hohenzollern", von einem Deutschen. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M., 1906. 364 S.

Ein mit Recht sehr beliebter Vorwurf für akademische Festreden in Preußen ist die religiöse Toleranzpolitik der Hohenzollern. In Österreich haben ihr besonders die Salzburger und Zillertaler viel zu danken.

Mit Stolz rühmt man, daß kein Staat so viel für die Durchführung der hohen Idee der religiösen Duldung getan habe, als der preußische Hohenzollernstaat. Er heißt der Bannerträger dieses Ideals in der Geschichte der Menschheit. Fast zwei Jahrhunderte, bevor die französische Revolution das Menschenrecht der Religionsfreiheit verkündete, war dieses schon Staatsgrundprinzip der Hohenzollern. Der Staat des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, bot der Menschheit zuerst das leuchtende Beispiel einer Freistatt des Gewissens wie kein anderes Land in Europa.

Die beiden Vorlande des brandenburgischen Staates im äußersten Westen und im äußersten Osten Deutschlands, der Jülichsche Besitz und das Ordensland Preußen, waren in der Hauptsache für volle zwei Jahrhunderte die einzigen Gebiete im europäischen Staatensystem, wo jener umwälzende Gedanke zur Ein- und Durchführung hatte gebracht werden können und wo er durch alle kirchlichen und politischen Wirren hindurch unverkümmert aufrecht erhalten worden ist.

Wie bescheiden nehmen sich dagegen unsere Errungenschaften selbst unter Josef II. aus!

Die Kehrseite dieser Ruhmesmünze stellt der namenlose Urheber des Neuen Frankfurter Verlages ins Sonnenlicht: die zu große Nachgiebigkeit des Staates gegenüber den Ansprüchen der katholischen Kirche; überhaupt seien die Hohenzollern, mit nur wenigen Ausnahmen, mehr durch den Geist der Zeit, die öffentliche Meinung und den moralischen Druck der Zeitgenossen geschoben worden, als daß sie selbst aus eigener Initiative gehandelt und die Führung übernommen hätten.

Der Verfasser nimmt jeden einzelnen Fürsten vor, von Kurfürst Joachim I. an bis auf Kaiser Wilhelm II., um ihnen, mit Verschonung nur der Größten, mehr oder minder die Leviten zu lesen, auch in Beziehung auf ihr Privatleben.

In usum Delphini wird hier nicht berichtet. Für die preußischen Schulen liegt kein neues Geschichtsbuch vor. Es ist erfreulich, daß diese Dinge so unverblümt gesagt werden dürfen. Daß die Seitenblicke, die dabei auf Österreich fallen, nicht eben liebevoll sind, kann nicht wundernehmen.

Der Verfasser schreibt eben vom Standort des modernen Staates, der allenthalben ja noch im Werden begriffen ist, vom Standort des modernen Kulturmenschen und der deutschen Nationalität, auf dem der Protestantismus natürlich als eine viel höhere politische und kulturelle Macht gilt als der Katholizismus: „Kampf zwischen Rom und Wittenberg wird fortan die Losung für jeden wahrhaft nationalgesinnten Deutschen sein müssen."

Wer in der neueren geschichtlichen und polemischen Literatur bewandert ist, wird hier kaum Neues finden, aber die bündige und zuverlässige Zusammenfassung von Geschehnissen und Beobachtungen, die gar nicht oft genug vor Augen gestellt werden können, ist dienlich; sie dürfte insbesondere Politikern und Tagesschriftstellern bequem sein, die oft in die Lage kommen, in diesen Fragen das Wort oder die Feder zu ergreifen, ohne genügend ausgerüstet zu sein.

Gerade zu diesem Zweck wäre eine minder sparsame und genauere Quellenangabe zweckmäßig gewesen, die für den Eingeweihten freilich überflüssig ist, den doch das Buch nicht im Auge hat.

Einzelheiten sind nicht mehr zutreffend.

So scheint die herkömmliche Charakteristik Tezels (S. 9) auf böswillige Erfindung zurückzugehen; die Abmachungen des Kardinals Al-

brecht mit der Kurie, wegen des Ablasses, sind heute anders zu schildern; wäre dabei das einschneidende Werk von Alois Schulte über die Fugger in Rom befragt worden, so hätte auch die Simonie der Kurie noch schärfer gebrandmarkt werden können.

Bei der Erwähnung der Spionage in Preußen sind die Klagen über die preußischen Agenten in Österreich nicht zu vergessen.

Georg Loesche.

Pierre Loti, „Ben Ispahan". Hüpeden und Merzyn Verlag. Berlin und Leipzig, 1906. Einzige berechtigte Übersetzung von Anka Mann.

Mit Loti zu reisen hat einen eigenen, unvergleichlichen Reiz, wohin er uns auch führen mag. Wer wollte nicht gern mit ihm zur Zeit der Rosenblüte das wunderreiche Persien durchqueren, dessen Herrscher vor mehr als 2000 Jahren ein Weltreich gegründet, zu dessen Zertrümmerung die starke Hand Alexanders des Großen nötig war. Persien, von dem wir so viel in den Märchen von „Tausend und eine Nacht" gelesen, das Land des Hafis, des Firdusi und Saadi! Mit Loti stehen wir bewundernd vor den herrlichen Ruinen der Königspaläste von Persepolis, mit ihm am Grabe des Sängers von Schiras. Wir atmen entzückt das frische Frühlingswehen auf dem Hochplateau von Iran, den Rosenduft des Landes der Rosen und Nachtigallen, wo selbst die Bettler mit Rosen in den Händen umhergehen, wir tauchen mit Loti hinein in die geheimnisvollen Wunder der alten Königsstadt Ispahan, wandern staunend auf dem imposanten Kaiserplatz, in den Basars und Gärten umher, staunend, aber auch trauernd, ob des großen Verfalls, der fast überall sichtbar. Es sind wunderbare Schilderungen, ein Kunstwerk, das sich an das andere reiht. Die Übersetzung versagt an einigen Punkten, wo etwas Kenntnis des Orients oder seiner Geschichte nötig war — grotesk wirkt der Ruf des Muezzin „Allah oder Akbar!" — im übrigen liest sie sich angenehm. L. v. Schroeder.

„Deutsche Schwänke." 79 kurzweilig Schwenk und Fatzbossen, gesammelt von Leonhardt Frischlin. Titel und Vorsatz von J. Taschner und zehn Vollbilder von Elena Luksch-Makowska. Leipzig, Seitler 1906.

Als vor einiger Zeit des Poggio Facetien zweimal auf deutsch erschienen, sah ich — alle Kulturhistorie geschenkt — nicht ein, was Besonderes uns diese doch etwas öde Sammlung mönchischer Mikoswitze soll, und ich dachte an unsere prächtigen deutschen Schwankbücher, deren große packende Kunst und treffender Witz in textlich vorzüglichen neuen Editionen doch nicht so ganz von den Gelehrten gewürdigt werden dürften, für die und von denen diese Editionen des Stuttgarter literarischen Vereines gemacht werden. Nun hat die geschickte Hand des Herausgebers in diesem Bande die kostbarsten Stücke gesammelt, jene der heiteren und derben Gattung nicht nur, sondern auch diese atemlosen, schweren Tragödien, wie die Geschichte vom Jäcklin Jud und die andere vom Adam Stegmann. Und was diese Sammlung noch besonders auszeichnet: die durch die Literaturen der Völker wandernden Stoffe hat sie ebenso ausgeschlossen wie die entlehnten — hier sind nur originale deutsche Geschichten gesammelt und ohne die sonst geübte Zimperlichkeit getreu wiedergegeben; die Prüden werden sie nur heimlich lesen dürfen und nicht sagen, daß sie es getan haben. Was eine Kraft des Bildes doch die deutsche Sprache hatte, da sie noch mit den Dialekten umging und das Hochdeutsche des Kurialstiles noch nicht erfunden war! — Das Buch schmücken zehn Zeichnungen von Elena Luksch, d. h. es enthält zehn außerordentliche Blätter einer Künstlerin von ganz persönlicher Art. Ich wüßte sie mit niemandem zu vergleichen. Taschners Titelzeichnung: der alte Holzschnitt, von einer sehr geschickten Hand mit modernen Mitteln zu sicherer Wirkung gebracht — so läßt sich das Blatt leicht beschreiben. Aber diese raffinierte Linie der Luksch und ihre Kunst, die Perspektive in der Fläche zwanglos aufzuheben, das ist ein ganz Neues. Dem zwiefachen Wert der Publikation, dem textlichen und dem bildlichen, hat der Verleger als dritten den buchtechnischen gegeben und so ist es ein sehr schönes Ganzes geworden, auf das ich alle Kenner aufmerksam mache. Franz Blei.

„G'spaßige Menschen." Neue Wiener Geschichten. Von Gust. Andr. Ressel. Akademischer Verlag, Wien und Leipzig.

Es ist etwas Eigenes um „das Wienerische". Zu uns, deren Leib und deren Seele verwachsen sind mit dieser Stadt, spricht es aus einem verwahrlosten Schindeldach weit draußen in Meidling, Alt-Ottakring oder in der Krim gerade so laut wie aus den Fialen des Stephansturms, dem Barockportal des Zeughauses; aus dem Gequietsch des aufdringlichsten Werkels fast ebenso deutlich wie aus den Geigentönen der Hofballkapelle, aus der Silhouette des Kahlengebirges kaum unmittelbarer und eindringlicher als aus der des Laaerwäldchens. Andere wieder, die uns mit ihrem Besuch begnaden oder zu uns verschlagen werden, suchen es mit Eifer in allen Bezirken, ober und unter der Erde, bei Tag und bei Nacht und können es halt einmal nicht finden. Dem einen ward es in die Wiege gelegt, „das Wienerische", und mag er sich später wenden und winden aus allen Kräften, er wird es nimmer los. Ein Zweiter würfe die Hälfte seiner Habe, Jahre seines Lebens hin, könnte er sich's aneignen, aber was er als Natur ausgibt,

bleibt Schminke. Gustav Andreas Ressel, von dem wir heute sprechen sollen, ist als Mensch ein echter, bodenständiger Wiener — er ist es auch als Schriftsteller. Dies hat er schon mit seinem Erstlingswerke, den „Vorstadtgeschichten", hat es mit den „Armen Narren", hat es vor allem unwiderleglich durch sein Volksstück „Der junge Herr" bewiesen, das nur durch widrige Zufälle um den verdienten Erfolg gebracht wurde. Er beweist es abermals mit seiner neuesten Geschichtensammlung „G'spaßige Menschen", die alle Vorzüge und alle Schwächen der früheren besitzt. Vorzüglich geschaut und gefühlt und geschildert ist das Wiener, besonders aber das Altwiener „Milieu", etwas vernachlässigt Stoffwahl und Erfindung. Stark ist Ressel im Zeichnen vormärzlicher Stadt- und Menschenbilder, alter Gassen, alter Leute — schwächer im Spinnen „spannender" Handlungen, in der satirischen Beleuchtung moderner Gesellschaftszustände. Gut Wienerisches aber findet sich fast in jeder seiner Novellen, Novelletten und Skizzen, wienerisch wird so ziemlich alles, was er schreibt. Und weil wir dafür eingenommen sind, loben wir's auch, daß sich wieder eine Wiener Verlagshandlung seiner angenommen hat. F. St. Gunther.

C. Wagner: „Schlichtes Leben". Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Fr. Fliedner. Paris, W. Fischbacher, A.-G. (XVI und 341 Seiten.)

Daß sich das moderne Dasein immer unruhiger, künstlicher, verwickelter gestaltet und daß Glücksgefühl und Zufriedenheit mit den Fortschritten der Kultur durchaus nicht gleichen Schritt halten, sind Tatsachen, die auch der begeistertste Lobredner der Errungenschaften unsrer Zeit, sofern er nur ehrlich sein will, nicht in Abrede zu stellen vermag. Wer daher die müdegehetzten Menschen der Gegenwart zur Einfachheit, zu einem schlichten Leben ermahnt und ihnen die Wege weist, die sie zu diesem Ziele wandeln sollen, der spricht sicherlich das rechte Wort zur rechten Zeit aus und handelt im Interesse des Gemeinwohls. Der in Paris wirkende evangelische Prediger und Schriftsteller C. Wagner hat diesem Gegenstande ein eigenes, sehr lesenswertes Buch (»La vie simple«) gewidmet, von dem nunmehr eine deutsche Übersetzung vorliegt. Er bezeichnet den Menschen als einfach, dessen höchstes Streben darin besteht, das sein zu wollen, was er sein muß, nämlich schlechthin ein Mensch. Dieses reine Menschentum in uns wird von der Fülle unnützen und schädlichen Beiwerks fast erdrückt. Nichts ist mehr einfach, weder denken noch handeln, weder sich freuen noch selbst sterben. Der gesunde Menschenverstand, das schlichte Wort sind selten geworden; im sozialen Verkehre, in Kunst und Literatur — überall macht sich Sophistik, Scheingeist, Pose und Unwahrheit breit. Nicht diejenigen gelten am meisten, die im stillen mit Aufopferung ihre Pflicht erfüllen, sondern die, welche am meisten Lärm machen. „Wie viele Menschen", ruft Wagner aus, „gibt es doch heutzutage, die nur dadurch berühmt geworden sind, daß sie irgend etwas Bedeutendes zerstört, irgend einen erhabenen Namen in den Staub gezogen oder zu ziehen versucht, ihren Weg durch einen Skandal, eine Schlechtigkeit oder sich durch einen unglaublichen Akt von Barbarei gekennzeichnet haben!" Selbst das Vergnügen ist eine ungemein komplizierte Sache geworden. Welcher Zurüstungen, welches kostspieligen Apparats bedürfen die heutigen Menschen, um sich zu amüsieren! Und um wie viel besser haben sich unsere Väter und Großväter mit den einfachsten Mitteln unterhalten! Das Unglück der Zeit erblickt Wagner in der übertriebenen Wertschätzung des Geldes, in der immer mehr um sich greifenden Meinung, daß man sich mit Geld alles verschaffen könne. Der Schachergeist hat sich an Dinge herangewagt, die keinerlei Kaufwert haben sollten und er ist es, der vergessen macht, daß das Beste, was der Mensch hat und leistet, sich nicht bezahlen läßt. Der Mensch hat es im allgemeinen umsonst empfangen und er soll es auch umsonst zu geben wissen. Der Verfasser empfiehlt schließlich in beredten Worten die Rückkehr und die Erziehung zur Einfachheit. Was die Lektüre der Schriften des Elsässers Wagner und namentlich dieses Buches so anziehend macht, ist die seltene Mischung von deutscher Gemütstiefe und ernster Lebensauffassung mit französischem Esprit und französischer Grazie, die daraus hervorleuchten. Das Buch ist in glänzendem Stile geschrieben, wovon die deutsche Übersetzung, in der manche Feinheiten des Originals verloren gehen und manchmal auch dessen Sinn verdunkelt wird, allerdings keinen ganz genügenden Begriff gibt.

Karl Seefeld.

Feuilleton.

„Der gestiefelte Kater" als Erzieher.

In einer schmutzigen, entlegenen Vorstadt, befand sich unter dem Dache eines der hohen, schmalen Häuser, ein geräumiges, niedriges Zimmer, das eine Art von Maleratelier vorstellen sollte. An den getünchten Wänden hingen Gipsabgüsse von Händen und Füßen, daneben bunte Skizzen, durch Heftnägel an die Mauer geklammert, lauter Karikaturen, die eine starke Individua-

lität widerspiegelten, dazwischen rostige Schläger gesteckt. Die wenigen Möbel aus weichem Holz waren weder schön noch reinlich; auf all der Dürftigkeit spielten hie und da heiße Sommersonnenstrahlen und lagen dichte, blaue Wolken, die aus einer mißduftenden Knasterpfeife sich emporkräuselten, die von dem Eigentümer dieses Raumes geraucht wurde. Es war ein nicht mehr junger, ziemlich vernachlässigt aussehender Mann, dem Mühsal und Enttäuschung frühzeitige Runzeln in das feine, durchgeistigte Gesicht geschrieben. Er saß in Hemdärmeln an dem großen Tisch, auf dem allerhand Zeichnungen, Skizzenbücher, Malrequisiten und illustrierte Zeitungen hochaufgetürmt und staubbedeckt lagen. Mitten in diesem Chaos führte er eifrigst Stift und Pinsel über ein Blatt, das mit zierlichen Konturen bedeckt, auf ein Reißbrett gespannt war. Man sah, hier wohnte weder Glück noch Anmut, weder Behagen noch Ordnung; als letzter Schimmer in diesem grauen Dasein glänzte nur — wie die Karikaturen in leuchtenden Farben an der Wand bewiesen — ein scharfer, bitterer Humor.

In diese sommerschwüle Arbeitsstille tönte plötzlich grell und kurz das Glöckchen der Eingangstür; der Maler stand verdrossen auf, zu sehen, wer ihn störe. Aber seine guten Augen leuchteten auf, als sein junger Freund, ehedem sein Schüler, bei ihm eintrat. „Ja, was machst du denn da, Alter!“ rief er ganz verblüfft, als er des Meisters neueste Arbeit betrachtete. „Du, du illustrierst Kindermärchen, du, der seinen Pinsel in Lauge zu tauchen und seinen Bleistift an Dynamit zu spitzen liebt! Du wirst plötzlich so unmodern sentimental!“ — — — — „Erstens einmal“, war die Antwort, „heißt modern sein, mit der Masse gehen, und das war doch nie meine Sache, gerade die Isoliertheit des Unmodernseins ist ein äußerst nobles Gefühl, das ich hege und pflege. Zweitens aber, behandeln just diese Bilder, zufälligerweise ein stets aktuelles Thema.“ — „Was“, spottet der andere, „das alte, abgedroschene Märchen vom ‚gestiefelten Kater‘ ein stets aktuelles Thema? Das mußt du mir erklären, wie kommst du denn überhaupt dazu?“ — „Oh, eine Ironie, wie sie nur das Leben bietet. Der Jugendschriftenverleger N. N. kam auf den glücklichen Einfall, mich, just mich, aufzufordern, den Studentenkalender für das nächste Jahr mit Randzeichnungen zu versehen. Nun, ein Maler, dessen große Bilder unverkauft dort an der Wand lehnen, der darf für so einen Mäzen natürlich noch Gott danken! Überdies macht es mir wirklich Spaß, der lieben Jugend einen Wink zu geben, wie man Karriere macht, im Gegensatz zu mir!“ — „Was aber tut der gestiefelte Kater dabei?“ — „Der ist's ja eben, den ich brauche, denn bei Lichte besehen, ist seine Geschichte die köstlichste Satire, das Hohelied der Streberei, mit echt wälscher Grazie und Lustigkeit vorgetragen, und wer Punkt für Punkt seine guten Ratschläge recht versteht und befolgt, der macht sicher seinen Weg!“ — „Laß also deine Mephistolehren an die Schüler hören!“ unterbrach ihn lachend der Jüngere, und der Ältere hub an: „Das Märchen zeigt einen herzlich dummen Müllerburschen, den jüngsten von drei verwaisten Brüdern, der gar nichts kann, gar nichts ist und gar nichts hat als eine äußerst glücklich gewählte Protektion, der es gelingt, ihn in kürzester Zeit zum Gatten der Prinzessin, zum Besitzer eines prächtigen Schlosses und endlich zum König zu machen. Und die Protektion, die das alles durchsetzt, ist jenes Burschen einziges Erbstück, der berühmte gestiefelte Kater, der ebenfalls nichts ist und nichts hat als seine große vorurteilslose Schlauheit, mit der er nicht nur den Müllerburschen, sondern auch den König, die Prinzessin, das Hofgesinde, den Oger und die Bauersleute hin und her schiebt wie Marionetten. Sein Spiel beginnt damit, daß er im Morgengrauen des Königs eigne Rebhühner fängt, um sie ihm dann als Geschenk seines Herrn feierlich zu überreichen. Siehst du, das ist hier die erste Randleiste. Nun wird jeder, der sich daran gerne ein Beispiel nähme, klagen: ‚Ach, in jener schönen Märchenzeit, wie war das noch so einfach, es gab nur einen König, an den man sich zu wenden hatte, der hatte stets eine unvermählte, reizende Tochter, im allerkompliziertesten Fall war noch ein Kanzler und Minister zu berücksichtigen. Heute aber, wie verteufelt schwer ist es, überhaupt nur herauszukriegen, zu wessen Füßen man, mit einiger Aussicht auf Erfolg die betreffenden Streb- oder Rebhühner legen solle, in dieser Überfülle von Behörden, Vorgesetzten, Kollegen und gesellschaftlichen Beziehungen bei Männlein und Weiblein.‘ Darum richtet auch der moderne Kater seine Rebhühner gleichzeitig an die verschiedensten Adressen; hat er dann erkannt, wo sie sich am besten rentieren, so wird er sich für eine bestimmte politische oder sonstige Richtung zweckentsprechend entscheiden. Siehst du, da ist die zweite Randleiste ‚Der moderne Kater.‘ Hat man erst diesen Punkt erreicht, so kann man sich an einen neuen Abschnitt von Hinzes Programm halten.

Man suche dem gefürchteten Oger, der Einem als Vordermann im Wege ist, möglichst nahe zu kommen, ihn auf jede Art sicher zu machen, damit gewiß der richtige Moment nicht versäumt werde, um an seinen Platz zu gelangen. Auch behalte man alles im Auge, was nebenher von Wichtigkeit ist, und in die Re-

Kametonart unserer Tage transponiert, ungefähr so lautet: Man leite z. B. im passenden Augenblick ein sensationelles Interview ein, etwa an ein Werk der Wohltätigkeit anknüpfend; natürlich auf anderer Leute Kosten, das viel von sich reden macht, und einem gleichzeitig die Gunst der allerhöchsten Herrschaften, wie die Sympathien des Volkes sichert.

Ganz so hat es Hinze gemacht! —

Er interviewte den bösen Oger, den er durch die dicksten Schmeicheleien in einen derartigen Eitelkeitsrausch versetzte, daß er sich höchst unbedacht alle Blößen gab, zum Schluß gar, auf die perfide Anregung des Katers, vor dem er mit seinen gesamten Kunststücken renommierte, sich in eine Maus verwandelte. Auf solch eine Dummheit hatte der Kater nur gewartet, um der Maus schleunigst den Garaus zu machen!

Er hatte somit den Oger auf eine bequeme und für ihn ganz leicht verdauliche Art vertilgt — und weil dieser zugleich sein Interviewter war, ihn auch als solchen unschädlich gemacht, so daß er weder irgend eine nachträgliche Berichtigung, noch ein lästiges Dementi zu befürchten hatte. Da der Oger die schlechte Gewohnheit gehabt, kleine Kinder zu fressen, so sorgte Hinze mit seiner nach jeder Richtung hin praktischen Mahlzeit, gleichzeitig für die Wohlfahrt des Landes, für das er somit eine Art Kinderschutzverein organisierte.

Seinem Müllerburschen aber hatte er durch das herrenlos gewordene Ogerschloß zu einem ansehnlichen Rittergut verholfen, wodurch dessen Stellung als königlicher Schwiegersohn erst wirklich perfekt wurde.

Nun aber kommt für den Psychologen die interessanteste Frage: Wie hat der einstige Müllerbursche sich gegen seinen Königsmacher Hinze und gegen seine zwei armen daheim gebliebenen Brüder verhalten? So vielgestaltig wie das Leben, sind auch die Versionen darüber. Die einen behaupten, Hinze sei erster Minister geworden, beherrsche das Land samt dem König und der jungen Königin und fange Mäuse nur mehr zu seinem Spaß. Die andern aber sagen, er hätte schon wenige Tage nach der Krönung des jungen Herrschers, vor dessen Undank aus dem Palaste fliehen müssen und habe sich und seinem ungeheuren Katzenjammer in der Einsamkeit verborgen!

Was nun die Brüder betrifft, so heißt es nach der einen Überlieferung, daß der junge König sie ganz und gar verleugnete und daß derjenige, der des Vaters kleine Mühle geerbt, auf der heimatlichen Scholle ziemlich stumpfsinnig in der Tretmühle des täglichen Einerleis dahinlebe. Der Zweite, der den Esel bekommen habe, aber seinem Packeseltum in Plage und Verbitterung erlegen sei.

Doch erzählen auch andere, der königliche Bruder habe sie, mitsamt ihrem Esel, in hohe Ämter und Würden eingesetzt. Ich weiß darum wegen jener recht verschiedenen Angaben noch nicht, wie ich die letzten Blätter ausgestalten werde. Du aber, lieber Freund, sag' mir, ob ich nicht Recht habe, die Geschichte lehrreich für die Jugend und aktuell für jedermann zu nennen? — — „Gewiß," antwortete nachdenklich der junge Maler, „aber es fragt sich nur, ob dein Verleger gleicher Meinung ist, von dem ich fast glaube, daß er deine Zeichnungen für seinen braven Kalender überhaupt nicht annehmen wird. Dann mußt du dich damit trösten, daß es manch Höherem schon geschehen ist, verkannt worden zu sein und daß gerade die Frage der Aktualität unter den verschiedensten Auffassungen zu leiden hat. Ist doch von dem Herausgeber der „Revue des deux mondes" vor Jahr und Tag ein tiefsinniger Aufsatz über die „causes finales", dem Autor zurückgegeben worden, mit der sogar für unseren Schöpfer sehr beschämenden Begründung: „Dieu n'est pas actuel" — — —

Ob also nun der Teufel, den du der lieben Jugend hier an die Wand malst — zu viel oder zu wenig aktuell befunden wird — wer weiß das!!"

Helene Bettelheim-Gabillon.

Rundschau.

9. September: Ministerpräsident Freiherr von Beck beginnt in Budapest die Ausgleichsverhandlungen mit der ungarischen Regierung. — Graf Theodor Batthyany erklärt in der konstituierenden Sitzung der Unabhängigkeitspartei im Eisenburger Komitat, daß die Ungarn im Kampfe gegen die Österreicher mit den Tschechen, Polen und Kroaten gemeinsame Sache machen müssen. — Slawischer Journalistenkongreß in Ungarisch-Hradisch. — Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad. — In Anwesenheit von Vertretern des gemeinsamen Herres wird in Kaschau ein zu Ehren der 1848er Honveds errichtetes Denkmal enthüllt. — Internationaler Kriminalistenkongreß in Frankfurt a. M. — Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines in Leipzig. — Deutscher Juristentag in Kiel.

10. Anton Freiherr von Kochanowski (geb. 1807) in Czernowitz †. — Österreichischer Blindenfürsorgetag in Wien. — Erzherzog Franz Ferdinand begibt sich in Vertretung des Kaisers zu den Seemanövern nach Dalmatien.

11. Der serbische Gesandte in Wien überreicht dem Grafen Goluchowski eine Note seiner Regierung, welche Vorschläge zur Wiederaufnahme der Handelsvertragsverhandlungen enthält. — Internationaler Kongreß für Versicherungswissenschaft in Berlin.

12. Sitzung des Wahlreformausschusses: Der Ministerpräsident bittet den Ausschuß, die Wahlgesetznovelle möglichst rasch zu erledigen. — Internationaler Dermatologenkongreß in Bern.

13. Der Wahlreformausschuß nimmt die Bestimmungen über die Wahlberechtigung im Sinne der Regierungsvorlage an. — Dr. v. Grabmayr hält in Meran eine Rede über die politische Lage, in welcher er sich nach wie vor als Gegner des allgemeinen Wahlrechtes bezeichnet und erklärt, daß das Verhältnis zu Ungarn nur unter Verzicht auf radikale Lösungen durch eine zeitgemäße Reform des dualistischen Systems geregelt werden könne.

14. Der Wahlreformausschuß setzt ein Subkomitee ein, um die geltenden Bestimmungen „behufs Abgrenzung der Kompetenz der Reichs- und Landesgesetzgebung, beziehungsweise Sicherstellung der autonomen Gesetzgebung der Länder zu überprüfen". — Der Städtebezirk Brody-Zloczow wählt den Vizebürgermeister Dr. Josef Gold mit 855 von 1446 Stimmen in den Reichsrat.

15. Internationaler Kongreß für Volksbildungswesen. Internationaler Kongreß zum Schutz des gewerblichen Eigentums. XV. Weltfriedenskongreß in Mailand.

16. Kongreß der italienischen Hochschüler Österreichs in Triest. — Eröffnung des Kongresses deutscher Naturforscher und Ärzte in Stuttgart.

17. Beginn der internationalen diplomatischen Arbeiterschutzkonferenz in Bern.

18. In Wien treten die Fachkomitees der österreichischen und der ungarischen Regierung zur Beratung der Ausgleichsfragen zusammen. — 432. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Einem Antrag der Abgeordneten Hruby und Genossen, Vorgänge in Troppau betreffend wird die Dringlichkeit nicht zugesprochen; ein Dringlichkeitsantrag eine Soldatenmißhandlung betreffend, wird angenommen.

19. Beginn einer Enquete über die Post- und Telegraphengebühren im Handelsministerium. — Versammlung des Instituts für internationales Recht in Gent.

20. Zusammentritt der gemeinsamen Zollkonferenz im Ministerium des Äußern in Wien. — Internationaler geodätischer Kongreß in Budapest.

21. Eröffnung des internationalen Urheberrechtskongresses in Bukarest.

*

Das Deutschmeister-Denkmal in Wien. Der Kaiser, der Oberstinhaber des Hoch- und Deutschmeisterregiments, Erzherzog Eugen und andere Mitglieder des Allerhöchsten Hofes werden am 29. September anwesend sein, wenn die Hülle des Denkmals fällt, zu welchem vor zehn Jahren, anläßlich der zweihundertjährigen Jubelfeier der „Edelknaben", der Grundstein auf dem Deutschmeisterplatz gelegt wurde. Dem Beschauer wird sich zuerst die Hauptfigur des Denkmals zeigen, das erzene Bild des Deutschmeisters, den Säbel in nerviger Faust, die Fahne in der hocherhobenen Linken. Nachod — die zerschossene Fahnenstange des 3. Bataillons, das heutige Banner des Regiments — Königgrätz mit seinen entsetzlichen Verlusten ..... Traurige und doch wieder erhebende Erinnerungen, wenn man beispielsweise des herrlichen Sturmes der Deutschmeister am Nachmittage des 3. Juli 1866 auf Rozběřic gedenkt, wo die preußischen Garden im ersten Anlauf über den Haufen geworfen wurden; bei Chlum brach sich wohl kurz nachher die Wucht des Angriffes unserer braven Soldaten an dem mörderischen Schnellfeuer der preußischen Hinterlader. Aber unbefleckt, von Feindeshand unberührt brachten die Deutschmeister ihre Fahne zurück! Versinnbildlicht ist dieser Gedanke durch die Figur der Vindobona, die, zu Füßen ihres tapferen Sohnes thronend, ihm den Lorbeerkranz reicht. Auf der Kehrseite des Denkmals aber prangt der österreichische Kaiseradler, erbeutete Trophäen in seinen Fängen haltend; gleich unterhalb das Kreuz des Hoch- und Deutschmeisterordens umrahmt von den Porträtmedaillons des ersten Obristen, Herzogs Franz Ludwig von Bayern und des gegenwärtigen Inhabers Erzherzogs Eugen.

Die Bronzegruppe gleich zur Linken, stellt den „Grenadier von Landshut" dar, den namenlosen Helden, welcher 1809 durch Aufopferung des eigenen Lebens, zwei Kompagnien vor dem sicheren Untergange rettete; rechts zeigt sich der „treue Kamerad", ein Feldwebel des Regiments, welcher 1814, bei Valeggio, seinen schwerverwundeten Leutnant, den er eben im dichtesten Kampfgetümmel aus feindlicher Gefangenschaft befreit und glücklich auf den Verbandplatz gebracht hatte, die erste Labung reicht. Die Feuertaufe des Regiments in der Schlacht bei Zenta und den Augenblick, da Obristwachtmeister Graf Soro — der erste Maria Theresienordensritter — die dezimierten Reihen der Deutschmeister erneuert zum Sturme führt, stellen die beiden Reliefbilder vor. Zwei Votivtafeln, auf den Vorder- und Rückseiten beschrieben, nennen die Regimentsinhaber seit 1696, „die Besten der Besten", endlich eine Reihe von Schlachten und Gefechten, an denen das Regiment teilgenommen. Von den letzteren konnten selbstredend nicht alle aufgenommen werden, denn ein Blick in die Regimentsgeschichte — die soeben in neuer Auflage und reich illustriert erschienen ist — lehrt uns, daß die Deutschmeister während ihres nun zweihundertzehnjährigen Bestehens an 206 Affären von Bedeutung teilgenommen haben, 407 Offiziere und bei 20.000 Mann auf der Wahlstatt gelassen haben. Helden, von denen kein Barde sang!....

Die Wiener haben mit ihrem so sinnigen Geschenke, getreu ihrer auf dem Denkmal verewigten Devise „Ihren Deutschmeistern" — auch denen, die es waren und jenen, die es werden wollen — eine wahre Herzensfreude bereitet. Künstler allerdings werden vielleicht dies und das auszustellen haben, schon deshalb, weil nicht der preisgekrönte Entwurf zur Ausführung gelangte, sondern Professor Benk nach strikten Weisungen des Denkmalkomitees an die Arbeit gehen mußte. Und was versteht der Laie von Kunst! Aber es ist ein Soldatendenkmal in des Wortes vollster und schönster

Bedeutung. Wir in Österreich sind äußerst arm an solchen, wenn man Frankreich, oder gar Deutschland, ja selbst Italien in Vergleich zieht. Nur draußen, auf den Schlachtfeldern, da steht auf blutgedüngtem Boden, hie und da einsam ein Obelisk oder ein schlichtes Denkmal; kalter Stein, Weiden und Zypressen, gepeitscht von Sturm und Wind, halten Wacht dem Andenken der Gefallenen, der Vergessenen .... Hoffen wir, daß das schöne Beispiel, welches Bürger der Stadt Wien gegeben, Nachahmung finde, daß es überall Sinn für Vaterlandsliebe, für Opfermut und treues Zusammenhalten pflanze. Alois Veltzé.

*

Wiener Theater. Im Mittelpunkt der letzten zwei Theaterwochen stand die Erinnerung an Heinrich Laube, und die Kärrner der öffentlichen Meinung hatten alle Hände voll zu tun, sie aufzufrischen. Unabsehbar war das Anekdotenmaterial, das zusammengeschaufelt wurde, um einer Generation, die den Namen Laube nur mehr vom Hörensagen kennt, ungefähr eine Vorstellung zu geben von den umwälzenden Spuren, die sein Regiment im Wiener Bühnenleben hinterlassen hat. Aber es war leider bloß Druckerschwärze, die Vergangenes in Erinnerung brachte, nicht das unmittelbar wirkende Beispiel eines von reformatorischem Tatendrang erfüllten Lebens, und gerade die berufensten Faktoren, das Burgtheater und das Deutsche Volkstheater, sie konnten von Laube nur den schwächeren Teil seiner mit beispiellosem Erfolg geübten Theaterpraxis geben: den dramatischen Schriftsteller. Doch selbst von diesem geht noch eine ungeheure Wirkung aus. Man hat im Deutschen Volkstheater, wo sonst die Blasiertheit zu Hause ist, schon seit Jahr und Tag keine solchen Beifallsstürme vernommen, wie bei der Gelegenheitsaufführung der „Karlsschüler." Und es war doch nur Schiller aus zweiter Hand, der dieses Wunderwerk vollbrachte. Man sah es den Darstellern an, wie freudig und dankbar sie sich an den großen Worten und großen Szenen Laubes emporrankten, wie sie, vom Publikum ermuntert und ermutigt, in Schwung gerieten und von der Gunst, wieder einmal Schauspieler und nichts als Schauspieler sein zu dürfen, einen so ausgiebigen Gebrauch machten, als wollten sie an einem einzigen Abend nachholen, was die neuen Aufgaben der letzten Jahre ihnen geflissentlich vorenthalten hatten. Man mag über den Jubel, von dem die „Karlsschüler" im Volkstheater umbraust waren, denken, wie man will. Jedenfalls ist er beachtenswert als ein untrügliches Zeichen der Reaktion gegen ein dramaturgisches Ästhetentum, das einen literarischen Stolz dareinsetzt, den Gesetzen und den Wirkungen der Bühne entgegenzuarbeiten und die nachschöpferische Freiheit und die persönliche Spielfreudigkeit des Schauspielers durch pedantische Vorschriften zu unterbinden, statt aus ihnen künstlerischen Nutzen zu ziehen. Gleichwohl wäre eine Fortsetzung der robusten, stets auf den Effekt und nur auf den Effekt des Augenblickes ausgehenden Theatralik Laubes kaum zu begrüßen oder zu erwünschen, weil sie die Gefahr in sich birgt, die Darstellungskunst wieder zum Selbstzweck zu erheben und unsere mühsam erworbene Bühnenkultur um ein halbes Jahrhundert zurückzuschrauben.

Wer ein geborener Theatermensch ist, der wird, ob er will oder nicht, den Gesetzen der Bühne gehorchen, ohne deshalb den Anforderungen einer modernen Kunst untreu werden zu müssen. Davon erbrachte das Deutsche Volkstheater mit der Erstaufführung des Dramas „Marie Friedhammer" von Heinrich Lilienfein, einen vielversprechenden Beweis, der die Laube-Woche, wenn auch nicht mit einem Ausblick in dramatisches Neuland, so doch mit der begründeten Hoffnung auf einen neuen Mann beschloß, von dem sich die deutsche Bühne noch manch wertvolles Stück erwarten darf. Ohne Zweifel haben an seiner Wiege im Schwabenlande Ludwig Anzengruber, der Kulturkämpfer aus Österreich und Henrik Ibsen, der Magus aus Norden, Pate gestanden. Indes den berufenen Dramatiker erkannte man sofort an dem sicheren Griff, womit er seinen Konflikt anpackt, um ihn in die richtige Bühnenperspektive zu rücken und zum tragischen Gipfel emporzuleiten sowie an der Art, wie er ihn auf die einfachsten Linien zurückführt. Jeder bedeutende Dramatiker ist ein großer Vereinfacher und der oft behandelte Konflikt zwischen Katholizismus und Protestantismus, wie ihn Lilienfein im engen Rahmen einer gemischtgläubigen Ehe darstellt, mutet durch die arithmetisch-primitive Verteilung der konfessionellen Gegensätze und ihrer äußeren Triebfedern beinahe kindlich-naiv an. Die Frau ist katholisch und die Schwester eines streitbaren Kaplans, der Mann evangelisch und der Busenfreund eines Pastors. Fast zwei Jahrzehnte hindurch haben sie in glücklicher Ehegemeinschaft gelebt und die Kluft der Andersgläubigkeit durch die Liebe zueinander und zu ihren beiden Kindern überbrückt. Da stirbt von den beiden Kindern der im evangelischen Glauben herangewachsene Sohn, während sich der Pastor in die katholisch auferzogene Tochter verliebt. Der Schmerz der Mutter über den Verlust des Sohnes öffnet endlich dem lauernden Kaplan den Weg zum Herzen seiner Schwester und die religiösen Bedenken, die er sät, fassen Wurzel und treiben die schwer geprüfte Frau in den Wahn, das heimgegangene Kind ihrer sündigen Ehe müsse

entsühnt werden. Und ihr Wahn steckt die Tochter an, die ratlos zwischen Vater und Mutter hin und her schwankt und vergeblich ihre Neigung zum Pastor zu unterdrücken sucht. Ein Schneesturm befreit sie schließlich von der Qual der Wahl, die Braut des Pastors oder des Heilands zu werden. Es hätte auch ein Ziegelstein sein können, der dieses Erlösungswerk vollbringt. Lilienfein scheute offenbar, den letzten Schritt zu tun und das arme Opfer religiösen Zwiespalts durch Selbstmord enden zu lassen. Man sieht, es steckt viel tendenziöser Zündstoff in dem hierzulande seit der Gegenreformation stets aktuellen Konflikt. Der junge schwäbische Dichter aber hebt ihn aus den Niederungen des politischen Tagesstreites heraus und trägt ihn empor in die reineren Sphären poetischer Weltanschauung. Das knapp und straff geführte Stück, das nur allzu düster ist, um viele Aufführungen zu erleben, wird im Deutschen Volkstheater von den Herren Kutschera, Weisse und Klitsch, sowie von den Damen Hannemann und Schweighofer überaus stimmungsvoll dargestellt.

Über die sonstigen Septemberbescherungen darf ich mich kürzer fassen. An Tot- und Fehlgeburten sind zu verzeichnen: im Deutschen Volkstheater ein Dutzendschwank, „Sein Alibi", von Wilhelm Wolters, im Carl-Theater eine neue Hellmesberger-Operette, „Mutzi" geheißen, und im Bürgertheater eine satirische Komödie „Das Mantelkind", von Walter Harlan. Sie alle sind schon wieder vom Spielplan verschwunden und man braucht ihnen keine Träne nachzuweinen. Nur Harlans Komödie schien mir von der Wiener Kritik härter behandelt worden zu sein, als sie es verdient hat. Im Vergleich mit den Possen und Schwänken, die man sonst im Bürgertheater wohlwollend passieren läßt, besitzt das „Mantelkind" immerhin einige literarische Qualitäten, die es vom heitern Genre dieser Bühne vorteilhaft abheben. Wandelt die auf spannende Wirkungen angelegte Handlung auch die vielverschlungenen Wege des englischen six pence-Romans, so werden auf die Situationen doch immer wieder satirische Streiflichter geworfen, die dem alten Spiel neue Reize verleihen, so daß es an heiteren Anregungen nicht fehlt. Freilich spielten die Darsteller von der Landstraße die ironisch schillernde Bagatelle mit einem Ernst, als handelte es sich um ein Melodrama von D'Ennery. Mehr Glück mit ihren heiteren Gaben hatten das Raimund-Theater und das Theater in der Josefstadt. Dort war es ein leidlich lustiger Schwank, „Die Erziehung zum Don Juan", der in Gnade aufgenommen worden war, hier eine freche, französische Schnurre, „Florette und Patapon", die die Stammgäste Jarnos in Lachkrämpfe versetzte. Der Schwank im Raimund-Theater ist ein Kinderspiel dagegen, und der erste Akt, der wie ein pretiöses Schäferspiel einsetzt, verspricht mehr, als die ihm folgenden zwei halten. Was sich aber anfangs zwar pikant, dabei aber doch fein-komisch anläßt, artet gar bald zur derben Posse aus, die überdies durch allerhand erotische Einschläge verletzend wirkt. Verletzender beinahe, als die grelle Deutlichkeit, womit Pierre Weber und Maurice Hennequin in der Neuheit des Josefstädter Theaters Männlein und Weiblein im allerintimsten Verkehr coram publico belauschen lassen. Das Publikum ließ sich indes auch im Raimund-Theater seine frohe Laune durch keine moralischen Bedenken trüben und spendete dem Schwanke von Ernst Klein lebhaften Beifall, der insbesonders der wirklich urkomischen Darbietung des Herrn König galt. Aber wenn man schon das Bedürfnis nach ähnlichen Zwerchfellreizungen hat, dann tut man doch besser, gleich zu den Franzosen zu gehen. Was diese jetzt auf der Josefstädter Bühne treiben, sind zwar nur mehr Clownspäße und ihre Situationskomik ist bereits dort angelangt, wo der Zirkus beginnt. Es wurde anläßlich der Erstaufführung von „Florette und Patapon" ausgesprochen, daß dieser Schwank über Tod und Leben des ganzen Genres entscheiden müsse. In der Tat: eine Fortentwicklung der französischen Schwanktechnik in der eingeschlagenen Richtung ungenierteste Ausbeutung aller komischen Möglichkeiten im Verkehr der Geschlechter ist kaum mehr denkbar, und es mehren sich die Leute, die aus dem schmerzhaft konvulsivischen Gelächter, das jetzt im Josefstädter Theater in Permanenz ist, ein Mene Tekel heraushören wollen.

Theodor Antropp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 100, 101. □ Redaktionsschluß 22. September 1906. □ Ausgegeben 27. September 1906. □□ Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Ankäufe von Kunstwerken. Der österreichische Minister für Kultus und Unterricht hat auf der Ausstellung deutsch-böhmischer Künstler in Reichenberg für staatliche Zwecke angekauft: „Petrus", Harzbild von Karl Krattner, „Truthähner", Holzschnitt von Walter Klemm, „Rauhreif", Zieglergraphie von Walter Ziegler, und die Radierungen: „Parkmauer", „Meißnergasse", „Der böse Zauberer", „Burg" und „Landhaus" von Richard Teschner.

* * *

Kongresse. Im Festsaal der Liederhalle in Stuttgart wurde am 17. d. M. in Anwesenheit des Königs von Württemberg und des Staatsministeriums die achtundsiebzigste Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte eröffnet. — In Mailand ist am 17. d. M. der achte internationale Kongreß für Handelsunterrichtswesen in Gegenwart der Vertreter hoher Behörden und von zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten des In- und Auslandes eröffnet worden.

* * *

Weltausstellung in Tokio. Die Japaner beabsichtigen im Jahre 1912 eine große Weltausstellung in Tokio zu eröffnen.

* * *

In A. Edlingers Verlag in Innsbruck ist eine kleine hübsch ausgestattete und illustrierte Broschüre von Theodor Christomanos über das Gebiet der neuen „Dintschgaubahn" erschienen. Buchschmuck und Umschlag stammen von Tony Grubhofer.

* * *

Verlosungsverlust. Am 1. Oktober findet die Ziehung der Theiß-Lose sowie mehrerer anderer Obligationen statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer, bzw. Nominalbetrage, bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentral-Depositenkasse und Wechselstube des Wiener Bankvereines, dessen Exposituren sowie dessen Filialen in Prag, Graz, Brünn, Aussig an der Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowitz, Bielitz-Biala, Klagenfurt, Pilsen, Konstantinopel, Karlsbad, Teplitz und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken.

Büchereinlauf.

Heinrich Laubes ausgewählte Werke in zehn Bänden. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Mit zwei Bildnissen, einem Briefe als Handschriftprobe und einem Namen- und Sachregister. Leipzig, 1906. Max Hesse.

Georg Hirth. Wege zur Liebe. Idealisierung der Sinne und erbliche Belastung. Philosophie der Gesundheit — Religion der Menschlichkeit. München, 1906. Verlag der „Jugend".

Napoleon I. Unter Benützung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose. Autorisierte deutsche Übersetzung von Prof. Dr. R. W. Schmidt. Mit vielen Karten und Plänen, einem Faksimilebriefe und einem Bildnis Napoleons in Photogravüre. Stuttgart, 1906. Greiner & Pfeiffer.

Bergbauern. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz Leipzig, 1906. L. Staakmann.

Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben und erläutert von Dr. Fritz Pulinger. Wien, 1907. C. W. Stern.

Aus bewegten Zeiten. 1895—1905. Lose Blätter von Josef Penizek. Mit vierzehn Porträten. Wien, 1906. Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Georg Bangs Liebe. Roman von Karl Rosner. Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.

Eingesendet.

„Püllna"

Weltberühmtes österr. **Püllnaer Natur-Bitterwasser.** Wohlschmeckendes, mild und sicher wirkendes Abführmittel.

Überall zu haben. EIGENE NIEDERLAGE: Wien, I. Seilerstätte 4.

Biliner SAUERBRUNN

Eigene Niederlage: I. Augustinerstr. 10

Franz Josef- BITTERQUELLE

von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.

Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.

Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.

Redaktionsschluß für Heft 102, 103, 6. Oktober 1906.

durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring und durch alle Annoncen-Bureaus.

Preise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.–, 1/8 Seite K 20.–, 1/4 Seite K 35.–, 1/2 Seite K 60.–, 1/1 Seite K 100.–. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.

Nordseebäder WESTERLAND UND WENNINGSTEDT

Stärkster Wellenschlag der Westküste — Familien-Strandbäder und getrennte Damen- und Herrenbäder. Reinste Seeluft. Unvergleichlich schöner Strand.
Illustr. Prospecte versendet gratis d. Badedirektion Westerland.

Solbad Bernburg Anhalt.

Im ganzen Jahr geöffnet.
Sol-, Moor-, Licht-, Dampf- und Kohlensäurebäder.
Prospekt gratis durch die städtische Badeverwaltung.

Johannisbad,
Riesengebirge. — Wildbad, besonders für Nervöse und geistig Überanstrengte. 650—708' Seehöhe, D. R. W. B. Direkter Wagenverkehr Berlin—Breslau. Ausk. erteilt Kurkommission Johannisbad.

Lussinpiccolo.
Südlichster und wärmster österreichischer Winterkurort nächst Pola, erstes im Süden erbautes Inhalatorium System Dr. Bulling.
Auskunft erteilt die Kurvorstehung.

Wasser-, Luft- und Sonnenheilstätte
Wällischhof
Maria-Enzersdorf am Gebirge b. Wien. Beste Erfolge in den meisten chronischen Erkrankungen. Ärztliche Leitung Dr. Marius Sturza. Saison Mai bis Sept.

Das erste Moorbad der We
Franzensba
besitzt die stärksten Stahlquellen, l
verdauliche Eisensäuerlinge, alka
Glaubersalzwässer, Lithionsäuer
Natürliche, kohlensäurereichste S
Mineral-, Sol- und Strombäder,
kräftige Moorbäder, Dampf-, Heiß
elektrische Wannen- u. Lichtbäder, m
mechanisches Institut, Inhalato
Österreichs hervorrag. Berzhel
Bewährt bei: Blutarmut, Bleich
Rheumatismus, Gicht, Nervenkr
Frauenkrankh., Herzkranth., Saison
bis September. Prospekte grat

Ab Berlin und Hamburg 4, ab Ste
ab Magdeburg 7, ab Kopen
6 Stunden. Bahntrajektverkehr mit
mark 2 Stunden. Frequenz: 19.500
spekte a. d. bekannten Ausgabe
des Verbandes deutscher Ostseebä
a. d. Badeverwaltung.

In vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat
dieser Größe
pro Monat M. 6.—
auf 6 Mon. M. 30.—
bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Wildbad.
Altbewährte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus ꝛc. Prospekte gratis durch die
Königl. Badeverwaltung.

Ma den verschenkt!

25 Reichskassenscheine à 20 Mk. hat der Verlag reserviert. Jeder, der auf beifolgendem Bilde den Besitzer sucht und ihn mit Blaustift übermalt, erhält Mark **20 geschenkt.** Um das beliebte Unterhaltungsalbum weiter zu vertreiben ist Bedingung, dass jeder Einsender die

ligte Beste an das Verlagshaus **Paul Claus, Berlin-Lichtenrade** idet. Die Verte der Reichskassenscheine erfolgt sofort nach Ein- von 25 richti Lösungen.
Unterzeid elt hiermit **das Unterhaltungsalbum für Mk. 1,20** Nachnah (Anbei in Marken.)
:_____ Wohnort:_____ Strasse:_____

Teppichhaus ORENDI
K. U. K. HOF- UND KAMMERLIEFERANTEN
WIEN, I. LUGECK 2.

Von der h. Behörde konzessionierte
Schauspiel- u. Opernschu
22. Jahrgang. **OTTO** 500 eng. Sch
Kärntnerring Nr.
Aufnahme vom 3. bis 17. September, 10 bis 1 Uhr. — Prospekte grat
Stimmprüfung für Oper und Operette täglich von 12 bis 1
njähriger Privatkurs, gemeinschaftlicher und Abendkurs.

Mädchen-Lehr- und Erziehungsanstalt.
Volksschule, Bürgerschule und zwei Fortbildungsku
Staatsgültige Zeugnisse. 45. Jahrg
Marie Hanausek Nachf. Adele Stonn
Wien, I. Tegetthoffstraße 9, I. Stock.
Die Anstalt nimmt Interne, Halbinterne und Externe auf. Die internen werden in der Verpflegung und sorgfältigen Überwachun Schulaufgaben den Internen gleichgehalten. Besondere Pflege Musik, der französischen und englischen Sprache. Aufnahmen Schülerinnen und Zöglingen von nun ab täglich.
Für Töchter von k. k. Offizieren und k. k. Beamten wird eine Ermäß des Schulgeldes gewährt. **Schulanfang am 1. Okto**

Dalmatiens und Bosniens staatsrechtliche Zukunft.

Von Dr. J. Kršnjavi.

In dem komplizierten Gefüge der staatsrechtlichen Verhältnisse Österreich-Ungarns nimmt das Königreich Dalmatien eine ganz eigentümliche Stellung ein.

Mit dem Patent vom 26. Februar 1861, Artikel III, verfügte der Kaiser, daß die damals für Dalmatien erlassene Landesordnung nicht vollständig in Wirksamkeit trete, weil die staatsrechtliche Stellung des Königreiches Dalmatien zu den Königreichen Kroatien und Slawonien noch nicht endgültig entschieden sei. Der dalmatinische Landtag, aufgefordert, Delegaten zu wählen, um die Modalitäten der Vereinigung mit Kroatien und Slawonien festzustellen, verweigerte dies, da die italienische Autonomistenpartei die Oberhand hatte.

Am 6. Juni 1867 wurde in dem ungarisch-kroatischen Inauguraldiplom (§ 3) die territoriale Integrität der „Schwesterländer" Ungarns: Kroatiens, Slawoniens und Dalmatiens verbürgt und die staatsrechtliche Zugehörigkeit Dalmatiens zu Kroatien und Slawonien feierlichst anerkannt. Trotzdem wurde durch das österreichische Staatsgrundgesetz III vom 21. Dezember 1867, RGB. Nr. 141, das Grundgesetz vom 26. Februar 1861 abgeändert, der Vorbehalt bezüglich Dalmatiens aufgegeben und Dalmatien unter die zur Vertretung im Reichsrat berufenen Länder eingereiht.

Da der Kaiser durch das Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867, RGB. Nr. 145, die Ausübung seiner Regierungs- und Vollzugsgewalt einschränkte und sich dadurch der Möglichkeit entäußerte, jure proprio ohne Einwilligung des Reichsrates über Dalmatien zu verfügen, so ist demnach die Durchführung der im Inauguraldiplom vom 6. Juni 1867 gewährleisteten territorialen Integrität der Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien von der Zustimmung des österreichischen Reichsrates abhängig gemacht worden. Diese widersprechenden Bestimmungen österreichischer und ungarisch-kroatischer staatsrechtlicher Grundgesetze wurden in dem ungarisch-kroatischen Ausgleichsgesetz vom Jahre 1868 (ungarischer XXX. G.-A. von 1868, kroatischer I. G.-A. von 1868) fortgesetzt, wo Dalmatien im § 66 als rechtlich zu Kroatien und Slawonien gehörig bezeichnet wird. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß diese Widersprüche in den ungarisch-kroatischen und österreichischen Staatsgrundgesetzen mit Zustimmung der ungarischen Staatsmänner kodifiziert wurden. Graf Julius Andrassy, der erste Ministerpräsident nach Abschluß des österreichisch-ungarischen Ausgleiches, tat damals den Ausspruch, das ungarische Staatsschiff sei so schwer belastet, daß es kein Pfund mehr aufnehmen könne, sei

es Gold oder Kot. Man wollte damals Dalmatien nicht haben, da man an Kroatien genug zu verdauen hatte. Dalmatien sollte theoretisch gemeinsames Eigentum Österreich-Ungarns, faktisch aber bei Österreich bleiben.

Inzwischen hat sich der gemeinsame Besitz der Monarchie durch die Okkupation Bosniens vermehrt.

Solange dieser faktische Besitz nicht in wirkliches Eigentum der Monarchie übergeht, kann das theoretisch unklare staatsrechtliche Verhältnis Dalmatiens fortbestehen, es muß aber eine Klärung erfolgen, sobald das Schicksal Bosniens definitiv entschieden sein wird. Denn Bosnien ist das Hinterland Dalmatiens und bildet mit diesem eine staatswirtschaftliche Einheit, wodurch auch die politische Einheit zu einer unabweislichen Notwendigkeit wird.

Diese Notwendigkeit ist sehr nahe gerückt.

Die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel gleichen vielfach den politischen Verhältnissen Italiens im Mittelalter: beginnende Staatenbildungen, aufkeimende Einheitsbestrebungen, Ausnutzung des Wirrsals durch die konsolidierten auswärtigen weltlichen Mächte, Rivalität dieser untereinander, Kreuzung weltlicher mit kirchlichen Interessen. Die Analogie geht so weit, daß sogar Dantes Sehnsucht nach dem Imperium vielfach nachempfunden wird. Seine flammenden Worte könnten heute in bezug auf die Balkanhalbinsel variiert werden, sein Glaube, daß die Habsburger im stande gewesen wären die Todeswunden Italiens zu heilen, wird heute in bezug auf die Balkanhalbinsel von vielen geteilt.

Die Wirren auf der Balkanhalbinsel lassen ein Hervortreten der habsburgischen Monarchie nicht nur wünschenswert erscheinen, sie wird vielmehr durch den Wettbewerb anderer Mächte genötigt werden, aus ihrer Reserve herauszutreten.

Statt Rußland, welches vorläufig lahmgelegt ist, meldet sich England als Rivale unserer Monarchie. Das Gladstonesche »Hands off«, welches er unserer Monarchie zugerufen, gewinnt an Aktualität, seit die englischen Liberalen wieder am Ruder sind. In dem alten Plan der englischen Liberalen, Rußland und die Balkanhalbinsel sowie unsere Monarchie in kleinere Staaten zu zerlegen, ist Serbien ungefähr die Stellung zugedacht, wie sie der serbische Abgeordnete Miladinović in seiner Ansprache an den König Peter Karagjorgjević zu Zajčar angedeutet hat. Von der Grenze der Moldau und Walachei bis an die „serbische" Adria, von der Drave bis Salonichi. Stroßmayer hat im Jahre 1876 über diese Pläne mit Gladstone korrespondiert.

Erst unlängst hat die „Morning Post" die Hoffnung ausgesprochen, die Völker Österreich-Ungarns würden schon dafür sorgen, daß der Einfluß der Monarchie überall verschwinde, so daß England den Wettbewerb Österreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel nicht zu fürchten habe. Diese Hoffnung der englischen österreichfeindlichen Liberalen wird allerdings durch die Haltung mancher Parteien in der Monarchie genährt, sie beruht aber auf falschen Voraussetzungen, da diese Parteien mit den Völkern der Monarchie verwechselt werden.

Sogar die ungarischen Politiker, welche im Interesse ihrer nationalen Vorherrschaft jede Vermehrung der nichtungarischen Bevölkerung fürchten, müssen die Vereinigung Bosniens und Dalmatiens mit Kroatien und Slawonien in Rechnung ziehen. Diese Angelegenheit wird aber ungarischerseits engherzig und kurzsichtig behandelt. Vorläufig beschränkt man sich darauf, nach Möglichkeit das Zustandekommen einer Eisenbahnverbindung Österreichs mit Dalmatien und Bosnien zu verhindern, um sich für die fernliegende Zukunft die Wege offen zu halten oder doch wenigstens ein Überwiegen der österreichischen Wirtschaftspolitik hemmen zu können.

Die schwankende und unschlüssige Haltung der ungarischen Politiker und ihr Widerwille, Dalmatien und Bosnien den Ländern der ungarischen Krone anzugliedern, ist erklärlich, da infolge des unvermeidlich bevorstehenden geheimen allmeinen Wahlrechtes die Zahl der nichtungarischen Vertreter im Budapester Reichstag mit der Zeit auf hundert bis hundertfünfzig steigen wird.

Schon bei der Vereinigung der Militärgrenze mit Kroatien-Slawonien hätten nach dem jetzigen Wahlzensus siebenundfünfzig Abgeordnete aus dem kroatischen Landtag in den ungarischen Reichstag gewählt werden sollen; durch die Vereinigung Bosniens und Dalmatiens mit Kroatien und Slawonien würden also etwa hundert Abgeordnete aus diesen Ländern in das ungarische Parlament einziehen und mit den übrigen nichtmagyarischen Abgeordneten den Magyaren gefährlich werden.

Das heutige Österreich befindet sich dem kroatischen Problem gegenüber in einer sehr schwierigen Stellung. Die jetzige Konstruktion des österreichischen Zentralparlamentes bringt es mit sich, daß man ängstlich bemüht ist, nationale Stimmen gegeneinander abzuwägen, woraus folgt, daß man ebenso wie in Ungarn einen Zuwachs von hundert kroatischen Stimmen ablehnen würde.

Anderseits kann Österreich unmöglich Dalmatien und das dazu gehörige bosnische Hinterland gutwillig aufgeben. Dalmatien ist die Basis der habsburgischen Seemacht, welche leider viel zu gering ist. Die ganze Kraft unserer Flotte liegt in ihrer Einheitlichkeit, in dem vortrefflichen, überwiegend kroatischen Mannschaftsmaterial und dem ausgezeichneten Offizierskorps.

Mit der Trennung Dalmatiens und Bosniens von der österreichischen Hälfte der Monarchie müßte auch die Kriegsmarine, namentlich das Offizierskorps, den bisherigen Charakter vollkommen ändern.

Die nächste Folge wäre, daß das Offizierskorps vollkommen kroatisch werden müßte. Die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre bei der Landwehr lehren aber, daß man ungarischerseits eine Magyarisierung dieses Korps versuchen und dadurch die Schlagfertigkeit der Flotte vollkommen illusorisch machen würde, da die Magyaren sich als seeuntüchtig erwiesen haben.

Die Sache hat aber außer der militärischen auch eine wirtschaftliche Seite. Ungarn würde Kroatien und Dalmatien und damit fast die ganze Meeresküste in sein Zollgebiet einbeziehen, den Lebensnerv der übrigen Länder der Monarchie abschnüren und sie dadurch auch politisch vollkommen lebensunfähig machen.

Es ist nicht anzunehmen, daß man sich in Österreich dies ruhig gefallen lassen würde.

Österreich hat sich, trotz der nationalen Zerfahrenheit, in territorialen Angelegenheiten zäh erwiesen. Ungarn hat in der Frage des Meerauges den kürzeren gezogen, und die Kroaten können, trotz jahrzehntelanger Verhandlungen mit Österreich und trotz der Unterstützung Ungarns, das bißchen Sichelburg nicht bekommen, das evident zu Kroatien gehört und infolge des strittigen Verhältnisses in keinem Landtag und in keinem Parlament Österreich-Ungarns vertreten ist.

Aus alledem folgt, daß die Entstehung eines Österreich und Ungarn koordinierten Ländergebietes für beide Staaten eine unabweisliche logische Notwendigkeit ist. Dieses Staatsgebilde kann nur kroatisch sein, wenn es habsburgisch bleiben soll. Es ist eine vollkommen aussichtslose Hoffnung, daß die zwei serbischen Staaten an den Grenzen der Monarchie jemals freiwillig ihre Selbständigkeit aufgeben werden. Das Liebeswerben nach dieser Seite ist die Ursache sehr vieler Fehler der österreichischen und ungarischen Politik.

Die habsburgische Monarchie ist mit einer Tischgesellschaft verglichen worden, die geschlossen bleiben will; sie darf aber nicht jener Tischgesellschaft gleichen, die auch dann noch unverrückt beisammen sitzen blieb, als man ihr das Haus über dem Kopf demolierte.

Die „Moderne" in der Wissenschaft.

Von Hugo Spitzer.

In dem von Lothar Brieger-Wasservogel herausgegebenen Sammelwerke „Klassiker der Naturwissenschaften" sind ein paar Bände erschienen, die ein ganz besonderes Interesse wecken. Besitzen sie auch sehr ungleichen Wert, ist der eine, an sich betrachtet, ein recht klägliches Erzeugnis, während der Inhalt des anderen um seiner selbst willen verdient, daß man ihn genau kennen lernt, so fesseln doch beide in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit, weil sich in ihnen der wissenschaftlich-literarische Zeitgeist oder wenigstens einzelne Züge dieses Geistes mit vollendeter Klarheit widerspiegeln.

Das erste Buch hat Samuel Lublinski zum Verfasser und betitelt sich: „Charles Darwin. Eine Apologie und eine Kritik."* Die Kritik ist die Hauptsache; auf sie kommt es dem Autor in erster Linie an; denn die Apologie erstreckt sich fast nur auf Darwins Persönlichkeit. Aber was für wunderliche, unerhörte, unmöglich scheinende Wege geht diese Kritik! Das ist die leibhaftige wissenschaftliche Sezession, soweit sich eben die Begriffe Sezession und Wissenschaft miteinander vertragen!

* Samuel Lublinski, Charles Darwin. Eine Apologie und eine Kritik. Klassiker der Naturwissenschaften. Herausg. v. Lothar Brieger-Wasservogel. II. Bd. Leipzig, Theodor Thomas.

Wo man das Buch in seinen kritischen Teilen aufschlägt, überrascht, ja verblüfft es. Man erwartet an bestimmten Orten die Darlegung ganz bestimmter Gegenstände: nach den einleitenden Bemerkungen der verschiedenen Abschnitte glaubt man, es werde jetzt von der Homologie der Organe, wie sie aus der Abstammung zahlreicher Spezies von gemeinsamen Ahnenformen und aus der Vererbung des Bauplanes der Ahnherren auf die sämtlichen Deszendenten entspringt, dann von der fortschreitenden, durch kleine Abweichungen der späteren von der früheren Generation bewirkten Umbildung der Spezies selber, dann wieder von den mannigfachen Wechselbeziehungen der in einer Gegend, an einem gewissen Punkt der Erdoberfläche zusammen lebenden Organismen die Rede sein, und siehe da! der Verfasser führt den staunenden Leser in eine Begriffswelt, in welche von all diesen Dingen höchstens da und dort ein flüchtiger Schatten hineinhuscht, um sogleich wieder zu verschwinden, die also mit den Ideen des Darwinismus kaum noch eine Verwandtschaft zeigt.

Anstatt jenes höchst einfachen, sozusagen handgreiflichen Verhältnisses, auf dem die Homologie beruht, erscheint ein rätselhaftes, geheimnisvolles Etwas, verwandt dem Goetheschen „Urtypus" und doch auch von ihm verschieden, ein Etwas, das alle festen Formen zerstört, alle Besonderheiten aufhebt und das der Verfasser mit dem geheimnisvoll-tiefsinnigen Namen der „funktionellen Immanenz" belegt. Der Gedanke einer Geschichte der Lebewesen, wie sie schließlich, da die Tier- und Pflanzenwelt ja schon seit Jahrtausenden besteht und Organismen zweifellos sogar in früheren Erdperioden existiert haben, in irgend einer Form auch von den Gegnern der Deszendenzlehre angenommen werden muß, wandelt sich in eine mißbräuchliche Verwendung des Zeitbegriffes; sofern jene Geschichte aber als aufsteigende Entwicklung, d. h. als späteres Auftreten der höheren Formen sich darstellt, welches die Paläontologie, wie man meinen sollte, doch hinlänglich erwiesen hat, ist die falsche Betrachtung des Zeitlosen unter der Zeitform einfach der „optimistische Rausch" der europäischen Menschheit nach der Aufklärungsperiode, „der Glaube an die Geschichte und Entwicklung", der „in die Natur hineingetragen" wurde. Die vielfach aufeinander angewiesenen und ebenso oft sich gegenseitig die Existenzbedingungen verkümmernden Tiere und Pflanzen endlich, welche zusammen ein Stück Erde bevölkern, bedeuten zunächst den „biologischen Raum", dann den Raum schlechtweg, und was von dieser allgemeinen Anschauungsform in ihrer abstraktesten Fassung gilt, muß daher auch gelten von den konkreten biologischen Erscheinungen.

So ist alles mystisch-symbolistisch. Hier ein Symbol des Raumes, da ein Symbol der Zeit, dort ein Sinnbild der Völkergeschichte, der menschlich-historischen Geschehnisse! Genau so, wie Lublinskis Darstellung der Abstammungslehre dem Intellekt, präsentieren sich Gemälde der kühnsten, rücksichtslosesten Sezession dem Auge. Der wolkenlose Himmel im Zenit, der aller Welt blau erscheint, ist gelb und schokoladefarben, das Gras blau, das Laub der Bäume und Sträucher tief purpurrot. Und im Grunde ist es ja auch ein und dasselbe Motiv, welches den hypermodernen Maler zur Verhöhnung der Wirklichkeit in bezug auf die natürlichen Farben treibt

Es ist nicht anzunehmen, daß man sich in Österreich dies ruhig gefallen lassen würde.

Österreich hat sich, trotz der nationalen Zerfahrenheit, in territorialen Angelegenheiten zäh erwiesen. Ungarn hat in der Frage des Meerauges den kürzeren gezogen, und die Kroaten können, trotz jahrzehntelanger Verhandlungen mit Österreich und trotz der Unterstützung Ungarns, das bißchen Sichelburg nicht bekommen, das evident zu Kroatien gehört und infolge des strittigen Verhältnisses in keinem Landtag und in keinem Parlament Österreich-Ungarns vertreten ist.

Aus alledem folgt, daß die Entstehung eines Österreich und Ungarn koordinierten Ländergebietes für beide Staaten eine unabweisliche logische Notwendigkeit ist. Dieses Staatsgebilde kann nur kroatisch sein, wenn es habsburgisch bleiben soll. Es ist eine vollkommen aussichtslose Hoffnung, daß die zwei serbischen Staaten an den Grenzen der Monarchie jemals freiwillig ihre Selbständigkeit aufgeben werden. Das Liebeswerben nach dieser Seite ist die Ursache sehr vieler Fehler der österreichischen und ungarischen Politik.

Die habsburgische Monarchie ist mit einer Tischgesellschaft verglichen worden, die geschlossen bleiben will; sie darf aber nicht jener Tischgesellschaft gleichen, die auch dann noch unverrückt beisammen sitzen blieb, als man ihr das Haus über dem Kopf demolierte.

Die „Moderne" in der Wissenschaft.

Von Hugo Spitzer.

In dem von Lothar Brieger-Wasservogel herausgegebenen Sammelwerke „Klassiker der Naturwissenschaften" sind ein paar Bände erschienen, die ein ganz besonderes Interesse wecken. Besitzen sie auch sehr ungleichen Wert, ist der eine, an sich betrachtet, ein recht klägliches Erzeugnis, während der Inhalt des anderen um seiner selbst willen verdient, daß man ihn genau kennen lernt, so fesseln doch beide in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit, weil sich in ihnen der wissenschaftlich-literarische Zeitgeist oder wenigstens einzelne Züge dieses Geistes mit vollendeter Klarheit widerspiegeln.

Das erste Buch hat Samuel Lublinski zum Verfasser und betitelt sich: „Charles Darwin. Eine Apologie und eine Kritik."* Die Kritik ist die Hauptsache; auf sie kommt es dem Autor in erster Linie an; denn die Apologie erstreckt sich fast nur auf Darwins Persönlichkeit. Aber was für wunderliche, unerhörte, unmöglich scheinende Wege geht diese Kritik! Das ist die leibhaftige wissenschaftliche Sezession, soweit sich eben die Begriffe Sezession und Wissenschaft miteinander vertragen!

* Samuel Lublinski, Charles Darwin. Eine Apologie und eine Kritik. Klassiker der Naturwissenschaften. Herausg. v. Lothar Brieger-Wasservogel. II. Bd. Leipzig, Theodor Thomas.

Wo man das Buch in seinen kritischen Teilen aufschlägt, überrascht, ja verblüfft es. Man erwartet an bestimmten Orten die Darlegung ganz bestimmter Gegenstände: nach den einleitenden Bemerkungen der verschiedenen Abschnitte glaubt man, es werde jetzt von der Homologie der Organe, wie sie aus der Abstammung zahlreicher Spezies von gemeinsamen Ahnenformen und aus der Vererbung des Bauplanes der Ahnherren auf die sämtlichen Deszendenten entspringt, dann von der fortschreitenden, durch kleine Abweichungen der späteren von der früheren Generation bewirkten Umbildung der Spezies selber, dann wieder von den mannigfachen Wechselbeziehungen der in einer Gegend, an einem gewissen Punkt der Erdoberfläche zusammen lebenden Organismen die Rede sein, und siehe da! der Verfasser führt den staunenden Leser in eine Begriffswelt, in welche von all diesen Dingen höchstens da und dort ein flüchtiger Schatten hineinhuscht, um sogleich wieder zu verschwinden, die also mit den Ideen des Darwinismus kaum noch eine Verwandtschaft zeigt.

Anstatt jenes höchst einfachen, sozusagen handgreiflichen Verhältnisses, auf dem die Homologie beruht, erscheint ein rätselhaftes, geheimnisvolles Etwas, verwandt dem Goetheschen „Urtypus" und doch auch von ihm verschieden, ein Etwas, das alle festen Formen zerstört, alle Besonderheiten aufhebt und das der Verfasser mit dem geheimnisvoll-tiefsinnigen Namen der „funktionellen Immanenz" belegt. Der Gedanke einer Geschichte der Lebewesen, wie sie schließlich, da die Tier- und Pflanzenwelt ja schon seit Jahrtausenden besteht und Organismen zweifellos sogar in früheren Erdperioden existiert haben, in irgend einer Form auch von den Gegnern der Deszendenzlehre angenommen werden muß, wandelt sich in eine mißbräuchliche Verwendung des Zeitbegriffes; sofern jene Geschichte aber als aufsteigende Entwicklung, d. h. als späteres Auftreten der höheren Formen sich darstellt, welches die Paläontologie, wie man meinen sollte, doch hinlänglich erwiesen hat, ist die falsche Betrachtung des Zeitlosen unter der Zeitform einfach der „optimistische Rausch" der europäischen Menschheit nach der Aufklärungsperiode, „der Glaube an die Geschichte und Entwicklung", der „in die Natur hineingetragen" wurde. Die vielfach aufeinander angewiesenen und ebenso oft sich gegenseitig die Existenzbedingungen verkümmernden Tiere und Pflanzen endlich, welche zusammen ein Stück Erde bevölkern, bedeuten zunächst den „biologischen Raum", dann den Raum schlechtweg, und was von dieser allgemeinen Anschauungsform in ihrer abstraktesten Fassung gilt, muß daher auch gelten von den konkreten biologischen Erscheinungen.

So ist alles mystisch-symbolistisch. Hier ein Symbol des Raumes, da ein Symbol der Zeit, dort ein Sinnbild der Völkergeschichte, der menschlich-historischen Geschehnisse! Genau so, wie Lublinskis Darstellung der Abstammungslehre dem Intellekt, präsentieren sich Gemälde der kühnsten, rücksichtslosesten Sezession dem Auge. Der wolkenlose Himmel im Zenit, der aller Welt blau erscheint, ist gelb und schokoladefarben, das Gras blau, das Laub der Bäume und Sträucher tief purpurrot. Und im Grunde ist es ja auch ein und dasselbe Motiv, welches den hypermodernen Maler zur Verhöhnung der Wirklichkeit in bezug auf die natürlichen Farben treibt

und welches den hypermodernen Philosophen bestimmt, die schärfsten Begriffe sich in Nebelbilder verwandeln zu lassen. Wie jener nicht die Dinge malt, die er sieht, sondern die Stimmungen, welche durch den Anblick der Dinge in ihm geweckt werden, so lauscht Lublinski der Sprache der Wissenschaft, nicht, um deren Sätze in ihrem klaren, bestimmten Sinn zu erfassen und wiederzugeben, sondern um eigenartige, metaphysische Stimmungen, die vermeintlich in jenen Sätzen anklingen, herauszuhören. Glaubt er eine solche Stimmung vernommen zu haben, dann ist er zufriedengestellt, dann bildet er sich ein, er habe die von den Zoologen und Botanikern vorgetragenen Lehren philosophisch kritisiert. Die heillose Konfusion, welche die Folge seines Verfahrens ist, legt er den Männern der exakten Wissenschaft, den Vertretern der Abstammungstheorie zur Last; das wüste Durcheinander, das in seinen eigenen Vorstellungen herrscht, überträgt er auf die Ansichten, mit deren Prüfung er sich beschäftigt.

Der Verfasser mag immerhin genügende Urteilskraft haben, um einzusehen, daß seine Kritik des Darwinismus purer und heller Unsinn wäre, wenn die Begriffe so genommen würden, wie sie ursprünglich von Darwin konzipiert wurden und wie die Naturwissenschaft sie noch heute zu konzipieren pflegt. Allein eben die nüchterne, verstandesmäßige Auffassung verachtet und verschmäht er. Mit unermüdlichem Eifer sucht er das Irrationelle, und wer so eifrig sucht, der findet auch. So wird die Homologie der Teile, z. B. die wesentlich gleiche Anlage der Menschenhand, der Grabschaufel des Maulwurfes und des Fledermausflügels, nicht bloß, wie gesagt, zur „funktionellen Immanenz", sondern gar zum „funktionellen Pantheismus" — schon das Wort ist bezeichnend für jenes Nonplusultra von Verworrenheit, das als Lublinskis geistiges Lebenselement erscheint — so ist die Vererbung erworbener Eigenschaften „der aktiven Intelligenz des Tieres zu verdanken", als wenn eine solche Vererbung, falls man sie überhaupt annehmen darf, nicht auch den Pflanzen zugeschrieben werden könnte, und gehört mithin Lamarck, der treue Sohn der alten französischen Aufklärungsphilosophie, zu den unbewußten Anhängern des Spiritualismus und Animismus; so liegt in der Überzeugung, daß geringfügige individuelle Variationen, wie sie uns die Erfahrung häufig vor Augen führt, die ersten Ansätze zur Bildung neuer Typen vorstellen, auch bereits die Idee einer sich explosiv im Keime(!) vollziehenden Urzeugung(!), ist also nicht nur die Generatio aequivoca identisch mit der Erzeugung durch Eltern, sondern auch die extremste Durchführung des Kontinuitätsprinzips, die Behauptung der allmählichen, schrittweisen Umwandlung durch Summierung minimaler Abänderungen, und die Katastrophentheorie ein und dasselbe, kann ein Unterschied zwischen Evolution und Revolution nicht zugelassen werden. Sämtliche Begriffe stehen auf dem Kopfe und gehen, wie seinerzeit bei Hegel, durch eine wundersame Dialektik in ihr Gegenteil über. Man muß darum mit dem Gegenstande sehr vertraut sein, um jedesmal zu erraten, was der Verfasser meint, welche Tatsachen und Probleme er im Sinne hat; dem minder in die

Fragen der theoretischen Biologie Eingeweihten ergeht es bei Lektüre der dunklen Orakelsprüche nicht anders als dem Beschauer eines modernen Bildes, der sich vergebens anstrengt, die Kuh und den Hirten zu unterscheiden und herauszubekommen, ob ein Haufen von Klecksen einen Baum, einen Fluß, ein Haus, einen Teich oder einen Felsen vorstellt. Mit einem Worte: es ist echte sezessionistische Naturphilosophie.

Wenn man auf diese Weise die Seltsamkeiten der Lublinskischen Schrift aus seiner ganzen Denkrichtung erklärt, sie gleichsam als bewußte, prinzipielle Verkehrtheiten betrachtet, so langt diese Erklärung doch nicht für alles aus, was in dem Buche befremdet und Anstoß erregt. Mit einer unglücklichen allgemeinen Methode verbindet sich noch gänzliche Unkenntnis des Tatsachenmaterials, auf welchem die Deszendenztheorie aufgebaut ist. Lublinski ist nicht Dilettant, er ist vollständiger Laie in der organischen Naturwissenschaft. Hier nur ein paar Proben! Man muß aber wörtlich zitieren, weil sonst der Leser, welcher derartiges nicht für möglich hält, den Referenten boshafter Entstellungen und Verdrehungen beschuldigen könnte. „Jenen Blinddarm", heißt es S. 11, „den die Darwinianer als ein unnützes Überbleibsel, als schädlichen Atavismus aus der Schwanz- und Tierzeit des Menschen betrachten, hätte Goethe in sein typisch-symbolisches Grundgesetz vortrefflich hineinstellen können. Der Schwanz gehörte eben mit zum Urtier, mußte aber, gemäß dem Gesetz der Kompensation, beim Menschen zusammengezogen werden, da andere Körperteile begünstigt wurden". Auch an den drollig-naiven, nur aus der Zeit einigermaßen zu begreifenden Beispielen, womit Goethe selbst die Lehre vom Urtypus und der Kompensation erläutert hat, findet der Verfasser nichts Arges. „Der Fisch", so gibt er S. 47 in gekürzter Form gewisse Goethesche Ausführungen wieder, — „der Fisch lebt im Wasser und das Wasser schwellt den Körper auf, namentlich das Fleisch. Nach dem Gesetze der Kompensation müssen infolgedessen die Hilfsorgane, etwa die Füße, verkümmern, oder richtiger, sie gelangen überhaupt nicht zur Entwicklung. Die Luft dagegen schwellt ihre Geschöpfe nicht auf, sondern sie macht mager und trocknet aus. Das Luftgeschöpf ist ein mehr oder minder magerer Vogel. Dieser wird nicht so gänzlich durch den Rumpf absorbiert wie der Fisch, er hat noch Kräfte auf die Hilfsorgane, auf Füße und Flügel, zu verwenden." Derlei Phantasien des Dichters irgendwie zu korrigieren fühlt sich Lublinski nicht veranlaßt, er behandelt die kruden und primitiven Vorstellungen, als wären es Ideen, welche auch die Wissenschaft unserer Tage gutheißen muß. Hiernach kann das Verständnis nicht wundernehmen, das er für das Prinzip der Variabilität in den folgenden Sätzen (S. 60—61) offenbart: „Gewiß, wir erleben es nicht vor unseren Augen, daß Mensch und Maulwurf gleichsam wie Handschuhe umgekrempelt werden, oder daß sich unsere Menschenhand plötzlich wieder in einen Fledermausflügel verwandelt. Aber die Behauptung, daß die Formen fest geworden sind, erklärt schlechterdings gar nichts." „Ich habe also, wenn ich die Idee der funktionellen Immanenz, die der Deszendenztheorie zugrunde liegt, akzeptiere, gar keine logische Garantie dafür, daß ich nicht morgen bereits als Fledermaus durch

die Luft fliegen werde." Die Möglichkeit weiterer, zukünftiger Umwandlungen spielt der Verfasser überhaupt mit Vorliebe gegen die Transmutationslehre aus, zu deren Fundamentalsätzen er die These rechnet, daß mit der Entstehung des Menschen der organische Entwicklungsprozeß abgeschlossen sei. Wie gründlich er in der Geschichte der Zoologie bewandert ist, läßt sich aus seiner Bemerkung (S. 47) ersehen: „Man hat seit Darwin in der Tat die Unmöglichkeit wechselseitiger Befruchtung als das Kennzeichen des Artunterschiedes im Gegensatz zu bloßer Rassenverschiedenheit festgehalten," und wie tief er in die Lehren, von welchen die moderne Biologie bewegt wird, eingedrungen, verrät sich am deutlichsten an jener Stelle, wo er (S. 76) von Weismann im Hinblick auf dessen Keimplasmatheorie schreibt: „Er erkannte durch seine Forschungen die Schwierigkeit, Vererbung und Nachahmung zu unterscheiden . . ." Nicht ganz so haarsträubend, aber noch immer schlimm genug ist es, wenn (S. 48—49) die Differenz der heutigen südamerikanischen Edentaten von den fossilen Typen Glyptodon und Megatherium mit derjenigen des Rennpferdes vom Karrengaul auf eine Stufe gestellt, bezüglich der ersteren Gruppe, der Edentaten der Jetzt- und der Vorwelt, von „so nahe verwandten Tieren", dagegen bezüglich der zwei Pferderassen von den „unzähligen Übergangsformen zwischen beiden" gesprochen wird. Auch der zunächst auf die Übereinstimmung zwischen den jetzt lebenden und den ausgestorbenen zahnarmen Südamerikas zielende, aber natürlich viel allgemeinere Tragweite beanspruchende Satz (S. 71): „Nichts hindert die hypothetische Annahme, daß die Unterschiede aus einer spezifisch verschiedenen Herkunft zu erklären wären, während die Ähnlichkeiten, soweit sie nicht aus der Homologie des Urtypus abzuleiten sind, durch die Gleichartigkeit des Klimas und der Lebensweise bedingt wurden" hat angesichts jener früher erwähnten Leistungen nicht viel zu sagen. Vollends müssen kleine Irrtümer, wie die Verwechslung von Mohn und Klee (S. 43), und ähnliche harmlose Schnitzer außer Betracht bleiben.

Wie aber — diese Frage drängt sich jedermann auf — kann ein geistreicher, begabter, hochgebildeter Mann auf den Einfall kommen, ein Gebiet zu bearbeiten, in welchem er gar nicht zu Hause ist?! Wie mag er ohne jeden zwingenden Grund sich derart bloßstellen und den Spott der Kundigen herausfordern, indem er über Dinge redet, welche ihm so fremd sind, wie dem Blindgeborenen die Farben? Denn daß es Lublinski wirklich an Geist und schriftstellerischer Begabung nicht mangelt, beweisen die prächtigen, nur leider zu kurz geratenen biographischen Stücke mit ihrer lebensvollen Charakteristik Darwins und seiner Vorfahren, und auch davon, daß der Verfasser keineswegs allen wissenschaftlichen Fragen mit jener Urteilslosigkeit gegenübersteht, welche er im Bereich der Naturgeschichte an den Tag legt, kann man sich schon aus dem vorliegenden Buche selbst überzeugen. Sobald er an die Geisteswissenschaften nur heranstreift, ist es, als wenn ein anderer das Wort ergriffe: da fallen feine, treffende Bemerkungen ab, da sind manchmal, wie z. B. in der Zurückweisung des auf die Rassentheorie sich stützenden Nationalismus, die kritischen Gesichtspunkte in der Tat sehr glücklich gewählt, da läßt Lublinski,

mit einem Worte, erkennen, wie ungerecht es wäre, ihn selber bloß nach seiner Stellungnahme zur Deszendenztheorie beurteilen zu wollen. Besonderes Geschick zeigt er unverkennbar dort, wo es sich um das Begreifen halb künstlerischer, ästhetisierender Auffassungsweisen handelt. Soweit Goethes Lehre vom Urtypus dieses Gepräge an sich hat, versteht sie der Verfasser vollkommen und gibt von ihr eine ausgezeichnete Darstellung, so wie er sich auch in Novalis' poetische Naturansicht recht gut hineindenkt oder hineinempfindet, während er nicht etwa eine wirkliche Schwäche des Transformismus, sondern nur die Schranken seines eigenen wissenschaftlichen Vermögens aufdeckt, wenn er in dem Kerne der Abstammungslehre nichts weiter sieht als eine Erneuerung Novalisscher Poesie. Wäre bei der ganzen Anlage des Buches die Befolgung des Rates nicht allzu schwierig und mühsam, so könnte man dem Leser empfehlen, nach dem Genuß der zwei vortrefflichen Abschnitte: „Die Reise auf dem Beagle" und „Darwins Persönlichkeit" bloß die soziologischen, geschichtsphilosophischen und literarhistorischen Einstreuungen herauszusuchen und alles Naturphilosophische, das eigentliche Thema Betreffende zu überschlagen. Höchstens das Schlußkapitel: „Wirkungen des Darwinismus" ließe sich allenfalls noch in seiner Gänze mit einigem Gewinn lesen, da hier eben vorzugsweise die Einwirkung auf die Geisteswissenschaften erörtert wird.

Eines freilich wird man nirgends bei Lublinski, auch in den gelungeneren Partien der Schrift nicht, suchen dürfen: das ist philosophische Schärfe. Schon seine Sprache ist durch eine eigenartige Verschwommenheit und Ungenauigkeit gekennzeichnet. Beständig werden Ausdrücke gebraucht, die an dem gegebenen Orte, in dem durch den Zusammenhang geforderten Sinne nicht recht passen; Subjektives steht für Objektives und umgekehrt; auch sonst wimmelt es von unlogischen Wendungen und Zusammensetzungen: dem „viel schärferen Spielraum" (kann man sich eine modernere, sezessionistischere Phrase denken?!) auf Seite 100 lassen sich Dutzende und Dutzende ähnlicher Kompositionen an die Seite stellen. Und wie die Form, so der Inhalt. Wer es fertig bringt, den Einfluß Lockes und Humes auf Erasmus Darwin mit dem Einflusse der „Spekulativen" auf Goethe und Novalis in einen Topf zu werfen, von der älteren englischen Erkenntniskritik die nämlichen methodischen Impulse ausgehen zu lassen wie von der Identitätsphilosophie Schellings und dem Hegelschen Panlogismus, der zerstreut damit jeden Zweifel, daß er zum Philosophen der strengen wissenschaftlichen Art nicht geboren ist. Lublinski gibt sich als Kantkenner und erinnert die Darwinisten mehrmals an Kants Lehre von den aprioriischen Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung, — eine Lehre, zu der sie, wie er meint, ihre Zuflucht nehmen müßten, um das Bild der Stabilität, welches die organische Formenwelt tatsächlich bietet, mit dem sonst jede Erfahrung ausschließenden und unmöglich machenden transformistischen Chaos, nämlich dem von Lublinski behaupteten und der Deszendenzlehre untergeschobenen, in Einklang zu bringen. Liest man aber, wie er auf Seite 74 sich im Sinne Kants zu äußern glaubt, indem er von der „Apriorität und Realität der Zeit" spricht, ohne wenigstens

die Bestimmung „empirisch“ dem Worte „Realität“ vorzusetzen, so wird man auch an seiner Kant-Kennerschaft gar sehr irre. Ob Darwin ein eigentlich philosophischer Kopf genannt werden darf, darüber läßt sich streiten, um so mehr, als die Talente des beobachtenden und aus den Beobachtungen die nächsten Schlüsse ziehenden Naturforschers bei ihm zweifellos stark dominierten, die philosophische Veranlagung also gewiß nicht die vorherrschende war; jedenfalls aber wirkt es überaus erheiternd, wenn Lublinski, der Erfinder des „Pantheismus der Funktionen“, unmittelbar nach dieser grandiosen Wort- und Begriffsbildung (Seite 95) in dem Abschnitte „Darwin als Denker“ das Ergebnis seiner „Prüfung“ in dem Satze festlegt, „daß Darwin, der Denker, die Gabe der philosophischen unterscheidenden und analysierenden Kritik in nicht eben sonderlich hohem Grade besessen hat.“ Möge uns der Verfasser künftighin literarhistorische, kulturgeschichtliche, staatswissenschaftliche Bücher schenken! Wir werden ihm vielleicht Dank wissen. Der Erkenntnistheorie und Naturphilosophie soll er jedoch um des Himmels willen ferne bleiben! An Beifall bei den Zeitgenossen wird es ihm freilich auch auf diesen letzteren Gebieten nicht fehlen, dafür bürgt ja schon seine „Modernität“; allein eben diese „Modernität“ gestattet zugleich die sichere Prophezeiung, daß eine ernstere, von den Torheiten unserer Zeit geheilte Nachwelt nie und nimmer geneigt sein wird, solchen Beifall zu billigen und auch ihrerseits zu spenden.

II.

Es wäre eine Ungerechtigkeit schlimmster Art, mit der Darwin-Monographie Lublinskis das Buch von Wilhelm Haacke über Baer* ohneweiters zusammenzustellen. Wenn der Verfasser der „Bilanz der Moderne“ die spezifische Physiognomie eben der Geistesrichtung, deren „Aktiven und Passiven“ er einmal gegen einander abzuwägen versucht hat, in seiner Darstellung Darwins selber mit so unverkennbarer Deutlichkeit zur Schau trägt, daß sich gleichsam schon von weitem all die charakteristischen Züge wahrnehmen lassen, so ist ein feinerer Spürsinn, ein schärferes Auge nötig, um diese Züge auch an der Arbeit Haackes zu entdecken und um herauszufinden, daß auch dieser Autor das eigenartige intellektuelle Wesen unserer Periode zur Erscheinung bringt. Denn er tut dies nicht in grellen, schreienden Tinten wie Lublinski, sondern in leisen, diskreten, die objektiven Umrisse keineswegs völlig verdeckenden Farbentönen und zudem spiegelt sein Werk auch andere, an sich weniger auffällige Seiten jenes kulturgeschichtlichen Phänomens wieder, das als „Moderne“ in Kunst und Literatur die Blicke aller auf sich zieht, das aber je nach den Umständen, ein recht verschiedenes Aussehen darbietet. Die Schrift Lublinskis ist eine Karikatur, die das Häßliche am Zeitgeist in höchster Steigerung hervortreten läßt, diejenige Haackes ein Bild, worin mit großer Geschicklichkeit die

* Klassiker der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. III. Bd. Karl Ernst von Baer. Von Wilhelm Haacke. Leipzig, Theodor Thomas.

vorteilhafteste Ansicht des Objektes aufgenommen worden. Jene zeigt uns fast nur die Grimassen der „Moderne“ und läßt so viel wie gar nichts von dem zu behandelnden Gegenstande sehen; diese schildert einzelne Stücke ihres Gegenstandes in der sachlich geforderten Weise und offenbart ihre „Modernität“ bloß durch die Einseitigkeit und Parteilichkeit, womit sie das minder Wichtige, aber dem Zeitgeist Homogene liebevoll ausmalt, sich dagegen beim Wichtigsten, jedoch für die moderne Strömung nicht Verwertbaren mit einer flüchtigen und dürftigen Skizze begnügt.

Und dieser Unterschied hängt ohne Frage mit einem andern zusammen: mit dem ungleichen Verhältnisse der beiden Autoren zu ihrem Thema. Zeigt sich Lublinski seiner Aufgabe nicht im mindesten gewachsen, da seine wissenschaftliche Bildung beinahe ausschließlich aus humanistischen Elementen aufgebaut ist, also gerade diejenigen Gebiete, deren vollständige Beherrschung zum Zwecke einer kritischen Würdigung des Darwinismus unbedingt notwendig erscheint, ihm ferne liegen, so ist Haacke vortrefflich ausgerüstet für das Werk, das er übernommen hat. Der Verfasser des Buches über Baer zählt bekanntlich zu unseren angesehenen biologischen Schriftstellern. An seinen Namen knüpft sich auch eine schöne und bedeutsame Entdeckung. Mit dem Engländer Caldwell teilt sich Haacke in den Ruhm, zuerst die wahre Fortpflanzung der Kloakentiere nachgewiesen zu haben, jener merkwürdigen Bewohner Australiens, die wie Überbleibsel einer fernen Vergangenheit in die heutige Schöpfung hineinragen und nur durch zwei Gattungen, das Schnabeltier und den Ameisenigel, repräsentiert sind. Bis zum Jahre 1884, als ein glücklicher Zufall Haacke das Ei eines lebenden, gefangenen Ameisenigels in die Hand spielte, fast genau um dieselbe Zeit, als auch von Caldwell das Eierlegen der Monotremen festgestellt wurde, galt es unter den Zoologen als ausgemacht, daß Schnabeltier und Ameisenigel lebendige Junge zur Welt bringen, obschon die Eingeborenen Australiens stets das Gegenteil behauptet hatten. Gegenüber der allgemeinen, vermeintlich auf Tatsachen gegründeten Überzeugung wagte selbst der große Geoffroy St. Hilaire, der aus der inneren Organisation dieser seltsamen Wesen die feste Überzeugung geschöpft hatte, daß die Kloakentiere in ihrer Fortpflanzungsart mit Vögeln und Reptilien übereinstimmen müßten, seinen Einspruch nicht aufrechtzuerhalten. Nun wurde, lange nach seinem Tode, durch die Entdeckung der beiden Forscher seine Auffassung zu einem glänzenden Siege geführt. Man begreift, wie der verblüffende Fund, den Haacke gemacht hatte, durch alle Zeitungen ging und wie daher schon vor 21 Jahren dieser Gelehrte einem viel größeren Publikum bekannt wurde, als sonst an den Bemühungen und Erfolgen wissenschaftlicher Biologen Anteil zu nehmen pflegt. Inzwischen aber sorgte Haacke durch treffliche naturgeschichtliche Werke dafür, daß er nicht wieder in Vergessenheit geriet. Am bekanntesten ist wohl seine „Tierschöpfung“, die Fortsetzung von Brehms „Tierleben“ geworden; aber auch das Buch „Aus der Schöpfungswerkstatt“, welches in reizvoller, höchst fesselnder Darstellungsweise verschiedene Fragen der organischen Formenwissenschaft und der Tierpsychologie behandelt, dürfte jene Verbreitung gefunden

haben, die es nach seinen wissenschaftlichen und literarischen Vorzügen zweifelsohne verdient und die es in noch höherem Maße verdienen würde, wenn den Vorzügen nicht bedauerliche Schwächen, eben Manifestationen der „Moderne", entgegenstünden. Neben diesen auf einen größeren Kreis allgemein gebildeter Leser berechneten Schriften liefen streng wissenschaftliche Publikationen einher: in „Gestaltung und Vererbung" begründete Haacke eine eigentümliche Entwicklungstheorie, die er gleichzeitig auch in der „Tierschöpfung" vortrug, und ebenso ist die „Entwicklungsmechanik" zum Teil der Verteidigung dieser seiner individuellen Anschauungen gewidmet, während sie zum anderen Teil einen guten Überblick über den heutigen Stand jener Zweige der Wissenschaft bietet, die sich mit den Ursachen der Tier- und Pflanzenformen beschäftigen. Dem, welcher in alle Hauptfragen der genetischen Morphologie eingeführt werden will, ließen sich, falls er nur genügend kritischen Sinn besitzt und seinem Autor nicht jede Behauptung glaubt, wenig bessere Bücher als die „Entwicklungsmechanik" in die Hand geben. Denn zu dem massenhaft aufgehäuften Tatsachenmaterial, wie es die Haackeschen Schriften überhaupt auszeichnet, kommen hier noch reiche, wenn schon nicht ganz vollständige Literaturangaben und mannigfache historische Nachweisungen von hohem Interesse, so daß man nicht nur mit den Problemen selbst, sondern überdies mit der Entstehung der Probleme und mit der Geschichte der wissenschaftlichen Terminologie vielfach vertraut wird.

Die Befähigung Haackes, das Lebenswerk eines Forschers, welcher vor allem die Entwicklungsgeschichte durch hochbedeutende Untersuchungen gefördert hat, darzustellen und zu beurteilen, unterliegt also keinem Zweifel. Insofern ist der Verfasser gewiß der richtige Mann für eine Baer-Monographie. Was Lublinski gänzlich fehlt: eigene Vertrautheit mit den Arbeitsgebieten des naturwissenschaftlichen Klassikers und aus solcher Vertrautheit entspringendes Verständnis für dessen Leistungen, das besitzt Haacke von vornherein in vollstem Maße. Und trotzdem hat er sich die Sache bei weitem nicht so leicht gemacht wie jener; in seinem Buche ist ein Fleiß aufgewendet, der zu der sichtlichen Raschheit, womit Lublinski sich seiner Aufgabe entledigt hat, einen angenehmen Kontrast bildet. Das zeigt sich namentlich dort, wo die Darwin-Schrift allein ernst zu nehmen ist, im Biographischen. Lublinski entwirft nonchalant mit wenig Strichen eine Zeichnung der gröbsten Konturen; Haacke erfreut uns durch ein fein ausgeführtes, auch Einzelheiten mit außerordentlicher Genauigkeit wiedergebendes Gemälde, das bei aller Fülle von Details doch in sämtlichen Partien anregend und lebendig bleibt. Man kann geradezu sagen, daß der erste, von der Lebensgeschichte Baers handelnde und bis Seite 51 sich erstreckende Abschnitt eine der besten, sorgfältigsten Naturforscherbiographien ist, welche unsere Literatur aufweist. Das Hauptverdienst hieran fällt freilich Baer selbst zu, der schon zu Lebzeiten umfangreiche autobiographische Aufzeichnungen veröffentlicht hatte. Haacke fand also alles schon zusammengestellt und geordnet und er brauchte nicht viel mehr zu tun, als aus Baers Mitteilungen das vorzüglich Beachtenswerte herauszuziehen. Die geringe sprachliche Feile, die in

diesem Teile des Haackeschen Buches auffällt, beeinträchtigt wohl ein wenig den Genuß der Lektüre, verringert aber nicht den Wert des Inhalts. Manche sprachliche Härten und Unebenheiten mag auch das Streben nach Kürze entschuldigen: der Verfasser spart eben Raum, und Vermeidung der holperigen Konstruktionen durch eine elegantere, fließendere Stilisierung hätte den Umfang der Schrift vergrößert, bezüglich dessen ihm vielleicht feste Grenzen vorgezeichnet waren. Nur da — es sind zum Glück vereinzelte Ausnahmsfälle — kann man sich über die Vernachlässigung der Form nicht gut hinwegsetzen, wo diese, wie in dem Satze auf Seite 6: „Die meisten der von ihm besuchten Vorlesungen hätten an Überfülle unnützer Gelehrsamkeit bei Mangel an Geist gelitten, der Lebenswandel etlicher Professoren an Vorbildlichkeit für die Studenten", bis zu wirklicher Inkorrektheit des Ausdrucks geht. Indessen, daß Haacke gut zu schreiben versteht, hat er ja in seinen anderen Büchern bewiesen, und für die Vollständigkeit, mit der er Baers Lebensgeschichte aus dessen eigenen Berichten exzerpiert hat, gebührt ihm jedenfalls aufrichtiges Lob.

Aber auch dem um vieles umfangreicheren zweiten Abschnitte, welcher „Karl Ernst von Baers Werk- und Weltanschauung" vorführt, läßt sich nicht jedes Verdienst absprechen. Man erfährt hier viel Interessantes über die Gedanken, welche Baer hinsichtlich einer Reform des höheren Unterrichtes, sowohl des Mittelschulwesens als der Universitätsstudien hegte; man bekommt ein Bild von der Vielseitigkeit dieses Gelehrten, der als Botaniker begonnen, sich sodann zu einem der ersten Zoologen, zumal Embryologen des XIX. Jahrhunderts emporgeschwungen und schließlich, ohne die früheren wissenschaftlichen Ziele jemals aus den Augen zu verlieren, der Geographie und Ethnographie Jahre emsigster Forschung gewidmet hat; man wird über die näheren Umstände unterrichtet, die ihn zu seinen großen entwicklungsgeschichtlichen Entdeckungen führten, und über die Kämpfe, die er durchzufechten, die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, bevor ihm die gebührende Anerkennung allgemein und in vollem Umfange zu teil wurde; kurz, man empfängt auch hier Belehrung in Hülle und Fülle. So könnte man sich herzlich des Buches freuen, wenn nicht eines diese Freude minderte. Dieses eine aber ist freilich schlimm. Aus dem Spiegel der Darstellung, worin sich scharf und hell beleuchtet die sympathische Gestalt des deutsch-russischen Forschers abbildet, grinst uns zugleich das häßliche Gespenst der „Moderne" entgegen, jener Moderne, die auf allen Gebieten Neues, „Anderes", Sensationelles will, die darum nicht minder unzufrieden ist mit dem Geiste der soliden Wissenschaft als mit dem der klassischen Dichtung und die aus Effekthascherei in der Kunst auf die rohe, unbeholfene Technik längst überwundener Perioden, in der Wissenschaft und Philosophie aber mit Vorliebe auf die Weltanschauung zurückgreift, aus welcher herauszukommen gerade das rastlose Bemühen der letzten, entwicklungsreichen Jahrhunderte war.

Es ist seltsam, wie wenig oft ein Mensch sich selber kennt, in welch schwerer Täuschung er über seine eigene Denkweise befangen sein kann. „Ich bemerke," sagt

Haacke im Vorwort von „Aus der Schöpfungswerkstatt", „daß ich vielfach gegen den Strom schwimme, überlasse es aber dem infolgedessen unmodernen Buche selbst, für sich und mich zu sprechen." Und doch braucht man nur zwei Sätze aus der Schrift selbst zu lesen, den Satz auf Seite 38 und 39: „Und ob dieser Leistung ihres ehemaligen Besitzers, ob der alle Welt enthusiasmierenden sonderbaren Entdeckung, daß der Organismus kein Organismus sei, ruhen die Gebeine Darwins neben denen Newtons und Shakespeares, hat die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts den alten Kleinigkeitskrämer von Down in den Himmel erhoben" und den anderen auf Seite 48: „Der alte Exzerptensammler, der neben allen möglichen und einigen anderen Sachen auch etwas vom Kuckuck auf Lager hat, bejaht natürlich die Frage, ob unser Vogel Nutzen von seinem Brutschmarotzertum habe, und zwar, wie zu erwarten ist, in seiner vielbewunderten Weise", man braucht wirklich nur diese beiden Sätze zu lesen, um sogleich von der Überzeugung durchdrungen zu werden, daß es nicht viel modernere, für die „Moderne" typischere Bücher gibt und geben kann als dieses. Wer, der sich in der Literatur unserer Tage nur ein wenig umgesehen hat, kennt nicht diesen Ton, welchen hier statt eines Belletristen einmal ein Zoologe anschlägt, den Ton der Respektlosigkeit, der rüden, ungezogenen Verhöhnung der ehrwürdigsten Autoritäten? Wer ist nicht oft genug geärgert, verletzt, empört worden, wenn er hören mußte, wie unsere überlegenen Jüngsten ihrer Verachtung für den hohlen Phrasendrescher Schiller, an dessen angeblicher Poesie kaum noch Ladenjünglinge und Untergymnasiasten Geschmack fänden, für den armseligen Juden Heine, für Rückert und Platen mit ihren läppischen Reimkünsteleien, für den weibischen, saft- und kraftlosen Paul Heyse u. s. w. Ausdruck gaben?! Und wer hat es nicht erlebt, wie die gestrengen Literarkritiker diesen abgetakelten Pseudogrößen der Vergangenheit — auch ein Heyse gehört für sie der Vergangenheit an — irgend einen modernen Norweger, Franzosen, Russen oder Polen, wo nicht einen deutschen Poeten ihrer engeren Kaffeehausbekanntschaft — er muß nicht unbedingt an Paralyse zu grunde gegangen oder an delirium tremens im Straßengraben verschieden sein — gegenüberstellen, um die wahre Dichterkraft im Gegensatze zu der einst gefeierten Ohnmacht zu beleuchten?!

Fürwahr, nicht die scharfen Angriffe, die Haacke auf den Darwinismus richtet, dürfen und sollen ihm zum Vorwurfe gemacht werden. Denn, wenn es auch Grenzen der wissenschaftlichen Skepsis gibt, wenn beispielsweise niemand glaubt, daß sich die Schöpffer und Knaak durch ihre Bestreitung des kopernikanischen Weltsystems ein Verdienst um die Astronomie erworben haben, und wenn ebenso kein vernünftiger Mensch auf den Einfall kommen wird, einen Ignoranten, der die sedimentäre Bildung gewisser Erdschichten leugnet und die Versteinerungen wieder für lusus naturae erklärt, als Kämpen gegen den starren Dogmatismus in der Geologie zu verherrlichen, so ist in Fragen der Abstammungslehre doch sicher noch manches kontrovers, manches nicht spruchreif. Da schadet es denn nicht, daß der Geist der Kritik wachgerufen, neues Durchdenken der Probleme angeregt und eine

gewisse, das behagliche Ausruhen dem steten Weiterschreiten vorziehende darwinistische Orthodoxie erschüttert wird. Auch derjenige, welcher selbst darwinistisch denkt, d. h. von der Bedeutung und Unentbehrlichkeit des Auslesеprinzips überzeugt ist, kann sich über einen scharfen kritischen Luftzug in der Naturphilosophie nur freuen. Der Stagnation und Verfumpfung muß vor allem vorgebeugt werden. Allein sofort, wenn man jene oben mitgeteilten Sätze durchfliegt, empfindet man, daß keiner von den älteren Gegnern Darwins, — Naturforschern, Philosophen und Theologen —, eine Sprache geführt haben würde wie Haacke, soweit diese Gegner eben wirkliche Gelehrte, Männer von ernstem Sinn und gediegener wissenschaftlicher Bildung waren. Nur die „Modernen" gefallen sich in dieser Manier und suchen sich gegenseitig zu überbieten. Ob von Schiller oder von Darwin, von Raffael oder von Spinoza die Rede ist — man soll dem freien Urteil, d. h. dem schnöden Geschimpfe keinen Zwang antun. Und darum braucht es sich auch der Schatten des „Kleinigkeitskrämers von Down" gar nicht sehr zu Herzen zu nehmen, wenn er etwa „mit leisen Geisterohren" die vernichtenden Aussprüche Wilhelm Haackes vernimmt: ihn kann das Bewußtsein trösten, daß er sich in vorzüglicher, ja in der allerbesten Gesellschaft befindet.

Frau Moderne aber ist eine gewandte, geschmeidige, lebenskluge Dame, die es wohl versteht, sich verschiedenen Personen und Umständen anzupassen. Für die Leute von Lebensart zeigt sie Schliff und feine Manieren; für diejenigen, welchen die Rustikalität zusagt, prahlt sie mit volkstümlicher Derbheit und Urwüchsigkeit. Da sie nun mit Recht annimmt, daß den oftmals im Buch „Aus der Schöpfungswerkstatt" produzierten Flegeleien doch nicht sämtliche Leser der Baer-Monographie Geschmack abzugewinnen vermöchten, so hütet sie sich wohl, auch hier derartige Rüpelhaftigkeiten zum besten zu geben, stimmt sie vielmehr ihre Saiten auf einen anderen, unvergleichlich sanfteren Ton. Indes, die Melodie ist dieselbe geblieben. Schon vor hundert Jahren hat man diese Weise allerorts erklingen hören, bei den Dichtern der „romantischen Schule" wie bei jenen Männern, die sich Naturphilosophen nannten, in Wahrheit jedoch den festesten und obersten Grundsätzen der philosophischen Naturwissenschaft Hohn sprachen, und heute erklingt die nämliche Melodie wieder, so völlig unverändert, daß man fast an eine historische Periodizität, an eine Wellenbewegung des abendländischen Geistes mit säcularen Bergen und Tälern glauben möchte. Ein tiefer Haß gegen klare, konsequente Verstandesmäßigkeit, zuweilen verbunden mit ebenso tiefer Abneigung gegen sittlichen Ernst, beseelte die Romantiker und die ihnen innerlich verwandten spekulativen Philosophen, welche anstatt des Denkens das Phantasieren zum Organ und Element der Weltanschauung machten; ein tiefer Haß gegen klare, konsequente Verstandesmäßigkeit, gleichfalls mit antimoralischen Tendenzen nicht selten gepaart, erscheint als die Triebfeder der „Moderne" in ihren philosophischen Bestrebungen. Vor hundert Jahren wurde das Verworrene, Geheimnisvolle, Mystische in Kunst und Wissenschaft gepflegt, mußte im intellektuellen Bereich das Licht der Sonne dem Mondschein, der

Dämmerung und dem Dunkel weichen, während man im Ethischen die Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit als Philistrosität verspottete, das souveräne, über die Spießbürgermoral erhabene Künstlergenie anbetete und das Lob der „göttlichen Faulheit" und Liederlichkeit sang. Heute zieht man neuerlich die unsichere Mondbeleuchtung der Helligkeit des Tages vor, gelten abermals Verworrenheit und Mystizismus als Ruhmestitel, wird die Freiheit von den Fesseln altruistischer Moral für das auszeichnende Merkmal des Herren- oder Edelmenschen erklärt, die Rücksichts- und Gewissenlosigkeit zur höchsten Tugend gestempelt. Die geistig Befangenen und sittlich Emanzipierten sind die Schoßkinder der „Moderne". Wer aber in der Literatur- und Wissenschaftsgeschichte nur einigermaßen bewandert ist, der läßt sich weder durch den Namen, mit dem Frau „Moderne" sich selber geschmückt hat, noch durch ihre Prätention imponieren, daß nur Einziges, Unerhörtes, nie früher Gezeigtes von ihr geboten werde; solch ein Wissender erkennt in ihrem geschminkten Antlitz auf den ersten Blick die wohlvertrauten Züge der Romantik und erinnert sich bei dem Spektakel lächelnd an den Spruch des alten Ben Akiba: „Alles schon dagewesen." Und das gilt von der reinen Belletristik der „Moderne", wie von ihrer Philosophie. Die Geister, welche Paul Verlaine, Huysmans, Baudelaire und so viele andere beschworen haben, daß sie die Zukunft der schönen Literatur leiten und schützen, entpuppen sich als traurige Revenants. Nur da, wo der Mystizismus und die Porno- und Koprographie — „Rhyparographie" sagten die Alten und Lessing — ein Bündnis schließen, wo das Allegorisieren, welches den Schein des Tiefsinns hervorbringen will, mit wüstem Naturalismus und zynischer Herabsetzung des Reinen, Guten und Hohen Hand in Hand geht, kurz, wo der Gipfel der Geschmacklosigkeit erklommen ist, mag der „Moderne" volle und wahre Originalität im Sinne eines Bruches mit der ganzen literarisch-künstlerischen Vergangenheit zugebilligt werden.

Es ergibt sich aus der Natur der Sache, daß die „Moderne" in der Wissenschaft nicht all die tollen Sprünge mitmachen kann, durch die sie in der Kunst die Urteilsfähigen erheitert. Dafür aber prägen sich die beiden soeben bezeichneten Hauptmerkmale: Hinneigung zur Superstition und Geringschätzung des ethischen Empfindens mit größter Bestimmtheit in zahllosen, gelehrten und halbgelehrten Schriften aus, welche von der edlen Dame inspiriert sind, und wenn das Buch Haackes über Baer von diesen zwei Besonderheiten nur die eine, immerhin noch weniger beklagenswerte aufweist, wenn es bloß eine antirationelle und nicht auch eine antimoralische Gesinnung bekundet, so ist dies vielleicht nicht so sehr ein Verdienst des Autors, als etwas durch den Stoff, den Inhalt der Schrift unausweichlich Bedingtes, obschon zu Ehren des Verfassers angenommen werden mag, daß er auch persönlich nur der harmloseren, minder gefährlichen und verderblichen Grundrichtung der „Moderne" zuneigt. Tatsächlich führt Haacke den Kampf bloß gegen die verstandesmäßige Weltanschauung. Seine Absicht geht unzweifelhaft dahin, jene Denkweise, welche von Galilei an bis auf Helmholtz die Naturwissenschaften beherrscht

hat und an welche der Aufschwung dieser Wissenschaften in den letzten drei Jahrhunderten geknüpft erscheint, zu verdächtigen und zu diskreditieren, indem auf versteckte Weise für die entgegengesetzte Vorstellungsart Propaganda gemacht wird. Wie man ganz heimlich und unauffällig der „Moderne" als der Schutzherrin superstitiöser Ideen huldigen und sich dabei dennoch das Air des unbefangenen, vorurteilslosen Mannes geben kann, dafür liefert der von Haacke geschriebene „Klassiker"-Band ein Musterbeispiel.

III.

Die wissenschaftliche Doppelnatur Baers selber oder vielmehr das Zusammensein echt wissenschaftlichen Sinnes mit recht unwissenschaftlichen Phantasieneigungen in dem großen Forscher hat das Verfahren seines Biographen ermöglicht. Gewiß hätte sich von den bedeutenden positiven Leistungen Baers viel mehr sagen, hätte sich namentlich über den Tatsachenschatz und die lebenskräftigen Gedanken seines embryologischen Hauptwerkes viel ausführlicher berichten lassen, ohne daß der Nichtfachmann gelangweilt und dessen Auffassungsvermögen überschritten worden wäre. Aber Haacke wollte bei dieser Seite, auf welcher allein Baers Größe zu suchen ist, gar nicht länger verweilen, ihm war es vor allem darum zu tun, die anerkannte Autorität des Naturforschers auszunützen zu einer Art Reklame für die metaphysischen Ideen, welche sich der Naturforscher nebenbei zurechtgelegt hatte.

Diese Ideen Baers habe ich vor zwanzig Jahren „im höchsten Grade unphilosophisch" genannt, und ich sehe keinen Grund, mein damaliges Urteil zurückzunehmen. Baer war Vertreter der sogenannten „Teleologie", welche man der „mechanischen Naturbetrachtung" entgegenzusetzen pflegt; aber nicht daß, sondern wie er es war, bezeugt die Schwäche seiner philosophischen Befähigung. Er sah ein, daß wir von den Zwecken, die sich etwa die Natur gesetzt, keine Erkenntnis haben können. Allein, statt daß er nun, angesichts des unvermeidlichen Zwanges, die Vorrichtungen im organischen Leben gleichwohl unter dem Gesichtspunkte von Mitteln zur Erreichung gewisser Zwecke aufzufassen, sich bei den Philosophen über die psychologischen Gründe dieses Zwanges Rats erholt und, belehrt von den großen Denkern, von Kant und Fries, Schopenhauer und Feuerbach, sich zur Einsicht in die bloß „regulative", heuristische, nicht „konstitutive", metaphysische Bedeutung unserer biologischen Zweckvorstellungen durchgerungen hätte, behauptete er schlankweg die objektive Realität eben der Naturzwecke, deren Unerkennbarkeit er selber eingeräumt hatte. Erst sagen, daß das Vorhandensein einer Sache sich schlechterdings nicht erkennen und erweisen lasse, und dann in demselben Atem die Wirklichkeit der Sache verkünden, ist doch sicherlich ein starkes Stück.

Aber nicht hieran allein krankt Baers teleologische Metaphysik. Das Zugeständnis, durch welches er seiner eigenen Theorie den Boden unter den Füßen weggezogen hat, erscheint nur als die Folge einer andern Halbheit. Trotz seines Glaubens an wirkliche, und zwar nicht bloß im Bewußtsein der seelisch begabten

Wesen, der Tiere und Menschen, wirkliche, sondern der Existenz dieser Wesen vorangehende, die Tierkörper selber erst gestaltende Zwecke wagte es der baltische Gelehrte niemals, sich zu derjenigen Lehre von Weltzwecken zu bekennen, für die aus mächtigen, durch die platonisch-aristotelische Philosophie gelieferten Bausteinen schon die Kirchenväter ein Gebäude von imponierender, bewunderungwürdiger Größe und Festigkeit errichtet haben und deren Einheitlichkeit, Geschlossenheit und innere Folgerichtigkeit den wirksamsten Gegensatz bildet zu dem haltlosen, schwankenden, unsicher hin und hertastenden Charakter der Vorstellungen Baers. So, wie sich dieser über die „Ichthyotheologien", „Lithotheologien", „Testaceotheologien" der Vergangenheit, über alle die ehrlichen Durchführungen seines eigenen Prinzips hoch erhaben dünkte, so verriet er auch kaum jemals die Spur einer Annäherung an jene Zweckbetrachtung, die allein in gewissem Sinne vollwertig ist, an die anthropozentrische Teleologie der christlichen Weltanschauung. Er begriff nicht, daß das willkürliche Erraten der Zwecke erst dann ein Ende nimmt, wenn man sich entschließt, das Heil unserer Gattung als den vom Weltenschöpfer gesetzten Zweck aller kosmischen Einrichtungen und Veranstaltungen zu betrachten: die Teleologie, welche resolut den Menschen zum Mittelpunkte des Universums macht, erschien ihm ohne Zweifel roh und lächerlich naiv, während der Zeitgenosse Feuerbachs doch darüber hätte im Klaren sein können, daß gerade diese als naiv und kindisch verachtete Anschauung das welthistorische Fundament der sich vornehm und hochwissenschaftlich gebärdenden Zwecklehren vorstellt, die ohne solche Grundlage vielleicht längst in sich zusammengebrochen und bis auf vereinzelte Reste aus der Geschichte der Wissenschaft verschwunden wären und die ja auch in ihrem tiefsten Kerne nichts sind als Konservierungen der alten christlichen Teleologie mit Verwerfung und Beseitigung eben dessen, was als Erfüllung von Ansprüchen des Gemütes der ganzen Zweckansicht Stärke und subjektiven Wert verleiht. Selbst ein konfuser Spiritualist, blickte Baer gleich so vielen Halbdenkern und Halbaufgeklärten wohl mit Geringschätzung auf die Ruinen des klassischen Spiritualismus, den freilich schon die Kopernikus und Kepler zu zerstören begonnen haben, dessen verwitterte, altersgraue Trümmer jedoch noch stolz, groß und achtunggebietend dastehen und wundersam abstechen von den kläglichen, hölzernen Überbauten, welche die Späteren aufgeführt, um die Ruine vor gänzlichem Zerfall zu schützen.

Allein auch die besondere Art, wie Baer seine halbschlächtigen, aus Kompromissen hervorgegangenen Grundsätze ausgestaltet hat, bietet nichts irgend Bemerkenswertes. Gleichsam schon als äußeres Zeichen jener geringen logischen Schärfe, infolge deren der Meister der Embryologie so gar nicht das Zeug zum Philosophen hatte, erscheint ein höchst auffallender Mangel an sprachlicher Präzision, welcher für den Leser die stete Nötigung mit sich führt, das, was Baer sagen will, von dem, was er wirklich sagt, zu unterscheiden. Und wie die Form, so der Inhalt: zu dem ungenauen, verwaschenen Ausdruck paßt aufs vollkommenste die Verschwommenheit und Unklarheit der Ideen selbst. Die dualistische Weltanschauung ruhte bei Baer

weder auf der Basis einer soliden Erkenntnislehre, noch war sie auch nur in ihren Hauptpunkten gehörig durchdacht.

Wie es um seine erkenntnistheoretische Schulung bestellt war, zeigt sich am besten darin, daß er in der Embryonalentwicklung eine fortschreitende Spezialisierung des Keimes annahm, so daß z. B. der Hundeembryo zuerst bloßes Tier sein, dann Wirbeltier, dann Säugetier, dann Raubtier, dann Canide und endlich Canis familiaris werden soll: genau wie Wigand hielt er es also für möglich, daß reale, konkrete Naturgebilde bloße Gattungsbegriffe von verschiedenen Stufen der Allgemeinheit verwirklichen. Neben solchen erkenntnistheoretischen Schnitzern aber wimmelte es von Gedanken, die sich nie und nimmer zusammenreimen lassen. Baer behauptete, daß teleologische und mechanische Naturauffassung sich nicht ausschließen, weil ja die Zwecke oder Ziele durch die „absolute Notwendigkeit" der Naturgesetze realisiert werden, und er stellte sich damit in der Tat auf den richtigen Standpunkt; aber wie ist es dann zu rechtfertigen, daß er die Teleologie in die Lücken der mechanischen Naturerklärung treten und ihr Werk gerade da vollbringen ließ, wo diese letztere Erklärungsweise angeblich versagt?! Er gab auch zu, daß „in den Organismen ... die einzelnen Teile derselben nach dem Typus und Rhythmus des zugehörigen Lebensprozesses und durch dessen Wirksamkeit gebaut" sind, „so daß sie einem anderen Lebensprozesse nicht dienen können." Und doch bediente er sich des Vergleichs mit dem Klavier, welches nicht selber die Arie „abgespielt" hat, „die wir von ihm hörten", nicht eins ist mit dieser Arie, weil es ja „auch ganz andere Arien oder musikalische Gedanken hören lassen" kann, — doch bediente er sich dieses Vergleichs, um seine Vorstellung plausibel zu machen, daß der mit chemischen und physikalischen Vorgängen verbundene Lebensprozeß der freie Schöpfer des Leibes ist, in welchem jene Vorgänge stattfinden, gewissermaßen eine sich ihr Instrument selber verfertigende Melodie und so wenig „ein Resultat des organischen Baues", wie die Arie ein Resultat des Klaviers ist, aus welchem sie hervorgebracht wird. Liegt nicht in dem Unterschiede, von dem Baer absehen zu können glaubte, wiewohl er ihn bemerkte und erwähnte, gerade das Punctum saliens, der entscheidende Grund, weshalb sich das für das Musikinstrument einleuchtende Verhältnis nur mittels einer unbeweisbaren Voraussetzung auf den Organismus übertragen läßt, weshalb hier Fiktion ist, was dort als sonnenklare, ins Auge springende Tatsache erscheint? Und wird dadurch nicht der ganze Vergleich hinfällig? Kurz, wohin man blickt, gewahrt man Widersprüche und Inkonsequenzen.

Doch nicht der alte Baer soll gescholten werden. Was er als Philosoph gesündigt, das hat er als Naturforscher überreichlich gutgemacht und mit dem Gegenstande dieser Betrachtungen, mit der Moderne in der Wissenschaft hat er selber gewiß nichts zu tun. Da die Grundsätze, welchen er entgegentrat, gerade in seinen Tagen zu höchstem Ansehen, ja zu eigentlicher Popularität gelangten, so war er alles eher als ein „Moderner", und wenn seine Denkweise schon durch ein persönliches Motiv unbewußt beeinflußt wurde — dem wackeren Mann bewußte Heuchelei

zuzumuten, hat man nicht den Schatten eines Grundes —, so bestand dieses Motiv höchstens in der Scheu, bei der reaktionären russischen Regierung anzustoßen und ihre Brutalität herauszufordern, keinesfalls aber im Wunsche, den Zeitgenossen zu gefallen. Auch allzugroße Bestimmbarkeit durch andere, Abhängigkeit von dem Milieu, Mangel an Widerstandsfähigkeit und Energie der geistigen Haltung, auch solche intellektuelle Passivität und Impressionabilität, die ebensogut wie Eitelkeit einen „Modernen" schaffen kann, läßt sich nach der ganzen Lage der Dinge dem estländischen Gelehrten nicht vorwerfen. Bei seinem Biographen und dem Darsteller seiner Errungenschaften verhält es sich anders. Dieser schwimmt offenbar mit dem Strome. Denn die Ideen, deren Bekämpfung durch Baer er so aufdringlich in den Vordergrund rückt und die er auf diese Weise auch seinerseits zu entwerten trachtet, sind ja tatsächlich von der „Moderne" verfehmt und geächtet. Nicht nur den unkritischen Materialismus, welcher sich einbildet, alle Bewußtseinsphänomene als Bewegungen qualitätloser Atome auffassen zu können, hat das wohlverdiente Schicksal ereilt, sondern auch die besten Gedanken der Aufklärung, welche übereinstimmend von dem an Scharfsinn kaum übertroffenen Hume, von den genialen, geistsprühenden Franzosen des XVIII. Jahrhunderts und von den bedeutendsten Philosophen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart bis auf Herbert Spencer und Wilhelm Wundt entwickelt worden sind, wirft man auf den Kehrichthaufen zum alten Eisen. „Weg mit der kritisch-positiven, verstandesklaren Weltauffassung!" das ist der Kampfruf der „Moderne", den man heute schon fast an jeder Straßenecke vernimmt, der uns aus viel hundert Büchern und Journalen, aus den Schriften von Theologen und Schöngeistern, von Philosophen und Naturforschern entgegentönt. Mit dem Monismus soll aufgeräumt werden. Aber freilich nur mit dem ernsthaften, echten Monismus, der die Erscheinung bestimmter materieller Gestaltungen und Vorgänge als unerläßliche Voraussetzung für die Anerkennung wirklich vorhandenen seelischen Lebens fordert, nicht mit dem spiritualistischen und panpsychistischen Pseudomonismus, für den ja auch Haacke in einem jüngst erschienenen Schriftchen eine Lanze eingelegt hat und mit dem die „Moderne" überhaupt gar zärtlich kokettiert.

Es ist ein eigenartiges Schauspiel, das heute die philosophischen Tagesströmungen gewähren. Die seltsamsten Weltbilder läßt man sich gefallen. Ein Hylozoismus, das heißt: ein Glaube an Naturbeseeltheit macht sich breit, der alle Grenzen zwischen lebendigen und leblosen Körpern verwischt, wie ehemals Gestirne für Personen erklärt und so an die kindlichen Phantasien aus den Anfängen der griechischen Philosophie erinnert. Der Solipsismus, welcher die Gesamtheit der Dinge für eine bloße Einbildung des Ich, des weltschaffenden Subjektes hält und von dem Schopenhauer treffend gesagt hat, daß er nicht einer Widerlegung, sondern einer Kur bedürfe, wechselt einfach das Kleid, vertauscht die altmodische Tracht, in der er bei Fichte erschien, mit Gewändern von etwas modernerem Zuschnitt und erfreut sich dann stürmischen Beifalls bei Zoologen, Physiologen und Physikern. Kurz,

jeder Unsinn, jede Tollheit ist erlaubt; nur die natürliche Weltansicht darf sich nicht blicken lassen, ohne dem Spott des jüngsten Geschlechts zu verfallen. Es gilt als ebenso rückständig, zöpfisch, altväterisch ein Anhänger des monistischen Positivismus als ein Verehrer der klassischen Poesie und Kunst zu sein. Die Pitheken haben Comte und Schiller zugleich den Krieg erklärt.

Hält man sich diese Situation vor Augen, dann begreift man die ganze Anlage des Haackeschen Buches. Man begreift, daß der „moderne" Autor sich in erster Linie nicht mit dem großen Embryologen beschäftigt, der die Grundzüge der Wirbeltierentwicklung zunächst beim Hühnchen festgestellt, sodann aber auch schon die wichtigsten, innerhalb des Vertebratenstammes zu tage tretenden Differenzen der Ontogenese, z. B. die Abweichungen der Anamnierentwicklung von der durch den Säugetier-, Vogel- und Reptilientypus repräsentierten, erkannt und endlich, insbesondere im fünften Scholion zum ersten Bande, die allgemeinen Gesichtspunkte, zu welchen sich die Embryologie erheben muß, bezeichnet hat; man versteht, daß ihn auch nicht vornehmlich der Mann interessiert, welcher trotz ängstlicher Reserve und kaum halber Zustimmung zu den Grundsätzen des Transformismus doch stets einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Abstammungslehre einnehmen wird, weil er so wie Buffon und Gerard schon frühe die Bedeutung der tiergeographischen Fakta, der Verbreitungsphänomene für die Begründung des Deszendenzprinzips eingesehen, daß es vielmehr der naive, philosophisch ungeschulte, am Spiel mit platonischen Ideen sich erfreuende Metaphysiker Baer ist, dem Haacke die liebevollste Aufmerksamkeit widmet. Alles, was der hochverdiente Forscher, der im Tatsachenfinden so überaus geschickt und glücklich war, an philosophischen Kruditäten zu tage gefördert, wird breitspurig und behaglich dem Leser vorgesetzt, um zum Schluß mit Emphase ausrufen zu können: „Solche Weltanschauung gewann ein Mann, wie sie, um mit seinen Freunden Gregor von Helmersen und Ludwig Stieda zu reden, ‚in ganzen Jahrhunderten nur selten erschienen sind . . .'" Der antimonistischen, antipositivistischen Tendenz zuliebe wird die Nebensache zur Hauptsache, das Unwesentliche zum Wesentlichen, das Nichtige und Bedeutungslose zum Schwerwiegenden und Großen gemacht. Haacke hat Baer so gezeichnet, wie er einen dualistischen Philosophen, etwa den jüngeren Fichte oder Ulrici oder Johannes Huber hätte zeichnen müssen. Diese tendenziöse Versündigung am Geiste der Wissenschaftsgeschichte aber kann und darf ihm nicht verziehen werden; sie verunziert sein Buch in der traurigsten Weise; vor ihr schrumpfen andere, aus einer gewissen Sorglosigkeit entspringende Kompositionsfehler, wie ärgerlich sie an sich sein mögen, in Wahrheit zu einem Nichts zusammen.

Denn es ist allerdings nicht ganz gewissenhaft, oder, milder geredet, nicht ganz vorsichtig gegenüber dem nichtfachmännischen Leser, wenn Haacke in der Rekapitulation des Inhalts Baerscher Schriften naturphilosophische Torheiten und Phantasterein so vorträgt, als wären es geltende Sätze der heutigen Wissenschaft, ähnlich wie es Lublinski mit Aussprüchen von Goethe hält. Welch merkwürdige

geologische und biologische Vorstellungen muß nicht z. B. der Laie empfangen, der im Haackeschen Werk Steffens' Lehre von der Erd- und Organismenbildung, die Baer vollkommen guthieß, getreulich wiedergegeben findet! Der „Führung" des „kühnen Bergmanns" sich anvertrauend, glaubt er in seinem arglosen Gemüte wirklich, daß die Erde „ursprünglich metallisch gewesen" und es in ihrem Inneren noch sei, daß die „Erdarten" „nur verkalkte Metalle" sein, die Verschiedenheiten „ihrer metallischen Grundlagen" „nur durch Umbildung aus dem allgemeinen Grundmetall erklärt werden" können, daß die zu Anfang kristallisierten Gebirgsmassen später, indem sie umgeformt werden, sich „allmählich immer mehr in zwei differente Reihen sondern, in eine kieselig-tonige und eine kalkige, daß die kieseligtonige den Übergang zu der Bildung der Pflanzenwelt, die kalkige den Übergang zur Tierwelt zeige, sowie im Lebensprozeß der Pflanze öfters Kiesel, im Lebensprozeß des Tieres immer Kalk erzeugt werde", und noch anderes, nicht minder wüstes und verrücktes Zeug dazu. Denn er liest all diese Dinge bei Haacke ohne jeden kritischen Zusatz als von Baer angenommene Lehren Steffens'. Indessen mag dies als Fehler der literarischen Mache betrachtet und darum einer glimpflichen Beurteilung unterzogen werden. Der Referent läuft ja häufig Gefahr, daß man ihm selber die Ansichten unterschiebt, über die er bloß berichtet, und wenn, wie hier, im Falle Haackes, über ein Referat referiert wird, so ist die Gefahr natürlich verdoppelt.

Aber nichts entschuldigt die Täuschung des Publikums, welche darin liegt, daß man die Bedeutung eines wirklichen Klassikers der Naturwissenschaft zumeist durch Hervorhebung der spiritualistischen Ansichten, welchen der berühmte Forscher tatsächlich gehuldigt hat, die aber mit seinen Entdeckungen nicht den mindesten Zusammenhang haben, ins Licht zu stellen sucht. Der Hinweis auf die Richtigkeit und Genauigkeit in der Darlegung dieser Ansichten darf am allerwenigsten als Rechtfertigungsgrund geltend gemacht werden. Man braucht nicht zu lügen, nicht eigentlich Tatsachen zu fälschen, um gleichwohl irrezuführen. Ein Zerrspiegel, welcher den einen Teil vergrößert und den anderen verkleinert, eine unglückliche photographische Aufnahme, die nicht durch andere, günstigere ergänzt wird — diese Dinge können nicht „lügen", nicht „verdrehen" und trotzdem entstellen sie das Objekt, dessen Bild sie wiedergeben. Und was sie absichtslos tun, das tut beispielsweise ein parteiisch gefärbter, aber klug gehaltener, bei gewissen Vorgängen lange verweilender und über andere rasch hinweggleitender Bericht, das tut auch eine Darstellung, die so wie die Haackesche abgefaßt ist.

Nicht, als ob von dem philosophischen Dilettieren Baers unter gar keinen Umständen und mit gar keiner Silbe Notiz genommen werden dürfte. Selbst gegen ein Buch, welches ausschließlich oder vorwiegend von der Metaphysik des ausgezeichneten Forschers handelt, läßt sich im allgemeinen nichts einwenden. Bekanntermaßen hat ein katholischer Gelehrter, Albert Stölzle, wirklich ein solches Buch geschrieben, worin vor allem die Weltanschauung Baers zum Gegenstande der

Unterſuchung gemacht iſt. Mit Rückſicht auf den Plan der Stölzleſchen Schrift, auf ihre eingeſtandene, offenkundige, ſchon im Titel ausgeſprochene Abſicht war dieſes Verfahren durchaus korrekt, ja ſelbſtverſtändlich. Aber auch bei Haacke kommt es natürlich auf den Plan des ganzen Unternehmens an, welchem ſich ſein Werk eingliedert, und darnach richtet ſich das Urteil. Der Gelehrte, welcher den dritten Band der Brieger-Waſſervogelſchen Sammlung ſchreiben ſollte, hat doch nicht die Aufgabe übernommen, von der philoſophiſchen Schriftſtellerei Baers, von den Broſchüren und Zeitungsartikeln, worin er gegen den Monismus und Darwinismus zu Felde gezogen iſt, zu erzählen; er ſollte die Leiſtungen kennzeichnen, um derentwillen der berühmte Embryologe zu den Klaſſikern der Naturwiſſenſchaft gerechnet wird, und daß zu dieſen Leiſtungen die Reden und Aufſätze nicht gehören, in denen Baer ſeine Privatmeinungen über metaphyſiſche Fragen zum beſten gegeben hat das wird im Ernſte wohl niemand bezweifeln.

Lublinskis „Darwin" iſt ein recht ſchlechtes, Haackes „Baer" ein in vielen Stücken ſehr gutes Buch; deſſenungeachtet reizt von einem gewiſſen Geſichtspunkte aus dieſes zu noch ſchärferem Tadel als jenes. Lublinski hätte viel Zeit und Mühe opfern, hätte Jahre emſigen Studiums daranwenden müſſen, um ſich ſo weit in ſeinen Gegenſtand hineinzuarbeiten, daß er eine halbwegs brauchbare Darſtellung zu geben im ſtande geweſen wäre. Darum beſchränkte er ſich auf Geiſtreicheleien mit einem philoſophiſchen Anſtrich, mußte er ſich wohl oder übel darauf beſchränken; ihn trifft hauptſächlich der Vorwurf, leichtfertig eine Arbeit auf ſich genommen zu haben, zu deren Ausführung er in keiner Weiſe befähigt war. Das iſt freilich an ſich ſchon „modern", ſo daß man ſich über das ſonſtige „moderne" Gepräge des Buches nicht wundern darf. Einem Gelehrten von dem Wiſſen und der Fachbildung Haackes kommt jedoch nicht der mildernde Umſtand zu gute, daß er, wenn er überhaupt etwas ſagen wollte, vor der Notwendigkeit ſtand, ſich an Baers mißglückte philoſophiſche Verſuche zu halten und die Schriften, in welchen dieſe Verſuche niedergelegt ſind, mit ihrer ganzen, oft ermüdend langen Ausſpinnung trivialer Ideen faſt Wort für Wort auszuziehen. Er hat dies lediglich getan, um dem Zeitgeiſt ſeinen Tribut zu zollen. Er würde aber nicht nur dem Manne, deſſen wiſſenſchaftliche Großtaten zu ſchildern er berufen wurde, ein ungleich würdigeres Monument errichtet, ſondern auch ſich ſelbſt, dem eigenen literariſchen Rufe, einen beſſeren Dienſt erwieſen haben, wenn er mehr den erfolgreichen, epochemachenden Forſcher und weniger den naiven Denker zur Anſchauung gebracht hätte. So hat er, von der herrſchenden Strömung ergriffen und allzu nachgiebig den Impulſen des Tages folgend, ſtatt eines nach jeder Richtung befriedigenden Werkes hauptſächlich nur einen Beweis geliefert, wie weit die „Moderne" in der Wiſſenſchaft reicht und wie mannigfach verſchiedene Geſtalten ſie annimmt.

Am Ziele.

Von Klemens Funkenstein.

I.

Schneidermeister Egra streichelt mit zitternder Hand den grau durchwirkten Bart. Seine Augen sind groß und traurig und er spricht leise, mit erstickender Stimme:

— Es ist also dein unabänderlicher Entschluß?

Podolskier mit einer kurzen Handbewegung:

— Es kann nicht anders sein.

Mirjam ist der weinenden Mutter in die Küche gefolgt.

— Warum weint die Alte — wundert sich Podolskier. — Mirjam hat ihr alles bekannt und sie ist damit einverstanden.... Natürlich ...

Er kennt den Typus der halbgebildeten Frau aus dem galizischen Ghetto. In ihrer Jugend hat sie insgeheim und viel gelesen und die dichterischen Liebesapotheosen ließen in ihrer Seele einen Schimmer zurück, der auch im spätesten Alter nicht erlischt. Diese Frauen haben Respekt vor der Freiheit des Menschenherzens. Und während er sich die Tränen der Alten zu erklären sucht, fällt ihm der Ausspruch ein, den irgend einmal der engbrüstige und altkluge Kollege Leszkowski getan, indem er die Hände in den Hosentaschen verbarg und die Augenbrauen in die Höhe zog: „Es gibt Menschen, welche jede essentielle Dosis des Lebens in Tränen auflösen müssen." Schon damals hat er an Frau Egra gedacht. Leszkowski wollte ein Dichter werden, vernachlässigte das Studium und ging zu grunde.... Während des ersten Universitätsjahres kamen sie oft zusammen. Auch jener hatte gehungert....

Aus der Küche läßt sich das Klappern der Teller vernehmen.

— Mirjam weiß nicht, was ich leide — denkt Podolskier. Sie liebt den Sparkassenbeamten Sander, liebt ihn sehr. Sie ist wunderschön und auch er kann ohne sie nicht leben. Das hat er ihr in der Tanzschule erklärt.

Er vergegenwärtigt sich seine eigene hagere Gestalt, wie er sie oft im schräg hängenden Spiegel sah. Sie hat etwas Gebrochenes, Ungelenkes und Greisenhaftes an sich.

— Bis das Jahr zu Ende ist, wird Sander die Gehaltserhöhung bekommen, sie werden vor den Alten treten und ihm sagen, daß sie einander lieben. Dann wird auch der Alte einwilligen. Sicherlich. Sie werden heiraten....

Podolskier preßt es das Herz zusammen. Das Klappern der Teller dauert fort. Er horcht darauf und fühlt, wie es ihn energischer macht und standhafter. Er wendet sich zu Egra.

— Ich habe mit Mirjam gesprochen. Wir passen nicht zueinander, sie sieht es ein. Sie hat keine Sorge um sich, und mit Recht. Das aber wäre kein Leben, weder für mich noch für sie.

— Nur von dir wäre alles abhängig. Sie ist ein Kind und überlegt nicht, daß ich ihr keine Mitgift geben kann.

— Sie überlegt es, ganz bestimmt überlegt sie es. Trotzdem ist sie voll Zuversicht. Sie ist ein kluges Mädchen und weiß, was sie will.

Der Alte sieht ihn mit wehmütigem Lächeln an und schüttelt den Kopf, den er dann auf beide Hände stützt. Der gedeckte Tisch, mit den unberührten dürftigen Fleischportionen und dem Salzfäßchen in der Mitte, das zerbrochene Sofa, die Nähmaschinen, das Bügeleisen am Fensterbrett, der mit ordinärer blauer Farbe bemalte Ziegelofen — das alles strahlt etwas unerträglich Trauriges aus.

— Wie ein eigenes Kind warst du uns — sagt der Alte nachdenklich.

Podolskier fährt sich nervös durchs Haar und tritt ans Fenster. Er vermag nicht zu unterscheiden, ob es draußen regnet oder schneit. Die morsche Planke, die den mit Kehricht bedeckten Hof umschließt, ist ganz schwarz vor Nässe. Sachte pfeift der Wind, und auch in seiner Brust, irgendwo in den unergründlichen Tiefen seiner Brust, singen zwei Stimmen. Die eine klagt: „Ein Stern ist erloschen, erloschen, erloschen . . .", die andere ist zaghaft: „Kopf hoch, Kopf hoch!" Er schließt die Augen und schaut sehnsuchtsvoll wie durch einen Schleier in eine lebhafte Welt. Elektrische Lichter und Saitenspiel, Equipagen und Teppiche und untertänige Menschen und Luft und Glanz. Dort gibt es wohl auch ein Vergessen.

— Volle vier Jahre haben wir dich gehegt und gepflegt, und Sonnenschein war uns die Hoffnung, die wir an dich und Mirjam knüpften.

Podolskier wendet sich rasch um.

— Ich reise nach der Promotion sofort ab und werde mir in einer kleinen Stadt, wo die Konkurrenz nur gering ist, Praxis zu erwerben suchen. Ich werde sparen und werde euch hundertfach zu entschädigen und zu entlohnen trachten.

— So hast du früher nicht gesprochen. Jetzt hast du dir eine schöne Rede zurechtgelegt.

— Es wird eine Zeit kommen, wo Sie anders über mich denken werden.

— So sagen alle, die so handeln wie du.

— Ich kann nicht anders.

Der Alte springt von seinem Sitz auf und zittert am ganzen Körper.

— Fort! Geh' mir aus den Augen!

Podolskier nimmt Mantel und Hut und geht, ohne ein Wort zu sagen.

II.

Lieber Podolskier!

Du bist also in Berlin?! Eher hätte ich Dich wahrhaftig in Ostasien oder in Südamerika vermutet. Was ist Dir nur auf einmal eingefallen, Dich auf die Zahntechnik zu werfen? Und in dem lieben Heimatlande gar glaubst Du damit reussieren zu können?! An die Hauptstadt konntest Du dabei nicht gedacht haben, da Du ja gewußt, daß die Konkurrenz hier so groß ist, daß nur schon eine Raubtiernatur durchzudringen vermag, in unseren Provinzstädten aber, du lieber Himmel, da lassen sich die armen Leute keine Zähne einsetzen oder plombieren, wogegen die wenigen Reichen sich zu diesem Zwecke, wie Du mir zugeben mußt, nach den Zentren begeben. Verzeihe, wenn ich es Dir sage: das Geld, das ich Dir geborgt und das Du nun verbraucht hast, hättest Du vernünftiger verwenden können.

Ich sende Dir gleichzeitig zweihundert Kronen. Es geschieht dies nicht ohne Opfer, denn ich kann von der Mitgift meiner Frau nicht ohne weiteres nehmen, meine Heilanstalt aber geht nicht gerade nach Wunsch. Hoffentlich trittst Du die Reise sofort an.

Versuche es meinethalben mit Ostgalizien, vielleicht hast Du dort mehr Glück. Das eine lege ich Dir aber ans Herz: Etabliere Dich dort ja nicht als Zahnarzt. Es könnte Dir höchstens eintragen, daß Du als Doktor der gesamten Heilkunde überhaupt nicht in Betracht kämest. Es ist geradezu unglaublich, daß sich ein Arzt fünf Jahre lang von einer Stadt zur andern schleppt, ohne irgendwo auf einen grünen Zweig kommen zu können. Das scheue und gedrückte Wesen, das Du wahrscheinlich auch als Arzt zur Schau trägst, ist aber auch gar nicht darnach, den Leuten Vertrauen einzuflößen. Und heiraten wirst Du so auch nicht. Nimm doch endlich, zum Teufel hinein, Vernunft an! Du bist kein unfähiger Mensch und brauchst Dich nicht gleich zutraulich und dankbar zu zeigen, wenn man Dich zu einem Patienten ruft, brauchst nicht überall gleich Mißtrauen zu wittern und Dich in Erörterungen über Deine Diagnosen und Heilmittel einzulassen. Verschreibe auch nur getrost Rezepte, wenn sie auch nicht notwendig sind, dort, wo man den Arzt, der es nicht tut, für unwissend hält. Für die Menschheit kämpfen — sehr schön, aber verhungern — pfui Teufel! Neulich traf ich hier mit unserem Petrow zusammen. Er begleitete einen kranken Gutsbesitzer. Siehst Du, das ist eine gesunde Menschenrasse. Es geht ihm ausgezeichnet. Ich dachte an Dich und fragte ihn: „Wie hast Du es nur angefangen?“ „Mit Praxis, mit Praxis“ gab er mir lachend zur Antwort. Er tat nämlich gleich im Anfang so, wie wenn er viel beschäftigt wäre. Er mied die öffentlichen Lokale, lief den ganzen Tag mit der Handtasche herum, eilte gelegentlich in ein Haus, verbarg sich dort, kam heraus, eilte weiter, verbarg sich wieder und so fort. . . . So schuf er sich eine Position.

Schließlich noch eine Sache, vor der ich Dich dringend warnen möchte. Du kennst das Übel der erbgesessenen Kurpfuscher und Du weißt: diese Sorte hat bei uns tiefe Wurzeln. Lasse Dich daher nicht als Vorkämpfer der Standes- oder sonstiger Interessen in eine exponierte Stellung schieben oder zu einem unklugen Vorgehen verleiten.

Beherzige meine Worte und schreibe recht bald. Ich wünsche Dir Erfolg aus ganzem Herzen. Möge er Dir endlich zu teil werden. Dein L.

III.

Der Fiaker mit dem roten Tuch um den Hals und der schief aufgesetzten Schafpelzmütze sitzt in etwas gezwungener Haltung auf dem Bock und hält den linken Fuß über den kleinen Reisekoffer. Der blasse Herr mit dem schwarzen Bart ist ein „besserer“ Fahrgast und so gibt er sich denn redlich Mühe, indem er mit dem Peitschenstiel und allerhand Schimpfworten die magere Mähre antreibt. Dennoch bewegt sich das Gefährte nur langsam vorwärts.

Herbstlicher Nachmittag. Die Bahnhofstraße ist schmal und kotig und zieht sich, unmerklich aufsteigend, endlos in die Länge. Unten, zu beiden Seiten der Fahrstraße, kommt hie und da ein zierliches, weiß getünchtes Häuschen zum Vorschein. Kahl und aufrecht, wie treue Diener aus alten Zeiten, stehen drei, vier Pappeln in der Front. Grüne Jalousien und weiße Spitzenvorhänge und blinkende Fensterscheiben und vorne zumeist ein Blumengarten, von feinsandigen Gängen durchkreuzt. Traute, wunderbare Stille schwebt darüber. . . .

— So wohnt das Glück — kommt es Dr. Podolskier in den Sinn. Sein scharfes Auge entdeckt in weiter Ferne ein Bauernfuhrwerk. Es erscheint klein wie ein Puppengespann und bewegt sich querfeldein. Dort hängt auch ein feiner Regen in der Luft.

Doch weiter, näher der Stadt, erscheinen immer öfter die Reihen der elenden Hütten. Eng aneinander geschmiegt, teils mit Stroh, teils mit morschen Schindeln bedeckt, schmutzig, schief, zerschunden, stehen sie da und scheinen ganz niedergedrückt von Sorge und Kummer. Die Fenster gleichen erblindeten Augen. Wo die Scheiben fehlen, ist Papier aufgeklebt oder ein farbiges Polster von innen eingesetzt. Da und dort ist der Hof sichtbar. Man sieht Misthügel, Gänse und zerlumpte Kinder. Irgendwo meckert eine Ziege. Vor einer Tür steht ein schwangeres Weib in schmutzigem Kleid und schmutzigem Kopftuch. Es schaut wie erstaunt auf die einherrollende Kutsche, die wohl einen Fremden in die Stadt befördert.

Dr. Podolskier verspürt einen Schmerz in der Herzgegend. Die Vergangenheit lebt in seiner Erinnerung mit einem Male auf und es ist ihm, wie wenn immer düstereres, immer undurchdringlicheres Gewölk in ungeheueren Massen gegen ihn heranzöge und sich um ihn zusammenballte, während ganz weit, weit, am Ende des Horizonts die Tage der Kindheit und Jugend in melancholischem Rosa schienen. Und es ist ihm, wie wenn sich seine Seele erheben wollte, um sich durch die dunklen Wolken einen Weg zu schaffen und zu diesen Tagen hinzufliegen.

Eine herrschaftliche Equipage saust vorbei. Dann eine zweite. Den Ringplatz umgrenzen ein paar einstöckige Häuser. Das Rathaus mit dem Turm steht seitwärts. Im „Hotel zur Stadt Krakau" wird es lebhaft, als die Kutsche vorfährt. Man schimpft und klopft und läutet und läuft.

— Rühr dich, Hundeseele, die Cholera über dich! — schreit der Wirt.

Der stupide Bauer, der in einer Ecke neben der Treppe auf dem Fußboden sitzend, mit irgend einer gelben Flüssigkeit Bestecke putzte, erhebt sich und geht, um den Koffer entgegenzunehmen und hinaufzutragen.

Im Hotelzimmer war es öde und still. Dr. Podolskier verspürte Müdigkeit in allen Gliedern, doch gedachte er erst nach dem Abendbrot, gegen acht Uhr, ins Bett zu gehen. Eine unangenehme, feuchte Kälte hauchte ihn an, als er sich dem Fenster näherte. Unten, an eine Telegraphenstange gelehnt, stand ein Träger mit einem dicken Strick um die Hüften. Nach links und rechts eilten einige Leute vorbei. In dem schmalen Gewölbe gegenüber, offenbar einer Greislerei, brannte ein elendes Wandlämpchen. Auch in der Trafik, etwas weiter, machten sie schon Licht. Nun ließ er das Rouleau herunter, zündete die Kerze an und setzte sich in den aus Weidenruten geflochtenen Lehnstuhl. An den Wänden tauchten einsame, zitternde Schatten auf. Seine Lider brannten und in den Ohren sauste es. Er öffnete weit die Augen, sah die Gegenstände fest und anhaltend an und erlangte so einige Beruhigung. Darauf versuchte er, den Plan seiner Etablierung, in großen Zügen wenigstens, zu entwerfen. Da legten sich aber große Schwierigkeiten in die Quere. Die Wohnungsfrage spielt bei derlei Beginnen eine ungemein wichtige Rolle. Man muß die Kollegen kennen lernen. Man muß Nachfrage halten, beobachten.... Ein Schwarm von kleineren, schwierigen und kitzlichen Fragen kam im Gefolge. Zu dumm! Der Arzt, der sich neulich in Berlin vergiftet hat, hat es aus Not getan — fiel es ihm ein. Für einen Moment ward er sich jener schrecklichen Nüchternheit bewußt, die uns mitunter befällt und die alle Suggestionen und alle Hoffnungen aufsaugt. Dann versank alles.

Die Tür öffnete sich leise und es hüpfte ein wunderliches Ding herein, klein und krumm und bucklig. Es hüpfte herein und hüpfte wieder hinaus. Als es nach einer Weile

wieder kam, hatte es schon ein Köpfchen an und zwei Arme. Es pflanzte sich vor dem Lehnstuhl auf, runzelte die Stirn bis zum Haaransatz und streckte fragend die Hand aus.

— Laß mich in Ruhe — murmelte der Schlafende und wollte sich erheben. Im selben Augenblick fiel die Tür geräuschvoll ins Schloß und das kleine Ding verschwand.

— Jemand muß hier gewesen sein — dachte Podolskier, als er plötzlich erwachte. Er erhob sich und ging zur Tür. Draußen stand der Hotelkellner.

— Ich bitte um Entschuldigung, ich wollte das Meldebuch vorlegen.

— Kommen Sie, bitte, herein.

Der Arzt trug sein Nationale ein und übergab das Buch dem mageren Menschen mit den eingefallenen Wangen und schwulstigen Lippen.

— So, ich bitte.

Der Kellner kratzte sich den Kopf.

— Wollten Sie noch etwas? — fragte Doktor Podolskier.

— Ich wollte fragen, ob Herr Doktor nicht vielleicht ein Mädel wünschen?

— Was?

— Ob Herr Doktor nicht ein Mädel wünschen aufs Zimmer? — wiederholte lächelnd der Kellner. — Es ist eine schöne Auswahl. Von einer Krone aufwärts. Besonders eine habe ich, eine feine, eine hübsche — fügte er hinzu, indem er mit der Spitze des Zeigefingers den Daumen berührte und die Augen schloß.

Doktor Podolskier wurde ganz blaß. Er verspürte wiederum einen unbestimmten Schmerz in der Herzgegend und es überkam ihn dabei ein süßer Schwindel. Doch faßte er sich rasch und sagte:

— Nein . . . nein . . . d—danke. Bringen Sie mir ein Butterbrot und ein Glas Tee herauf.

— Wie Herr Doktor befehlen.

Als er sich nachher niederlegte und die Kerze auslöschte, konnte er lange kein Auge schließen. Das Anerbieten des Kellners versetzte ihn in einen Zustand schmerzlicher Erregung. „Du hast das Leben nicht genossen" — flüsterte ihm eine Stimme zu. Er bemühte sich, nüchtern zu denken und kam wieder auf den Plan seiner Einführung zurück. Aber die Frage der Zukunft hatte jetzt etwas Schreckliches an sich. Er fühlte keine Sicherheit mehr und traute dem Schicksal nicht. Einsam und verloren kam er sich vor in der weiten Welt. Die elenden Hütten, an denen er vor einigen Stunden vorbeigefahren war, kamen ihm in den Sinn. Und da kam die Erinnerung wieder und es erwachte die Vergangenheit. Es erwachten die Tage der Kindheit, der Jugend, die auch er in solchen Hütten verlebte. Und gar manches spottete der Zeit und stand nun ganz lebhaft vor ihm:

Ein Tag, just dem heutigen gleich, ging zu Ende. Müde und gebrochen kam der Vater nach Hause. Podolskier erkannte sofort, daß er nichts verdient hatte. Der Alte klagte über Schmerzen an Händen und Füßen, legte sich nieder und verlangte nach dem Doktor. Podolskier lief, am ganzen Körper zitternd.

Im Ordinationszimmer war es finster. Die gelbe Petroleumflamme der Straßenlaterne spiegelte sich im nassen Trottoir und es war so traurig ringsum. Aber drin, in der Wohnung brannten viele Lichter. Es war Gesellschaft dort und vom Vorzimmer aus hörte man lautes Gespräch, das Klirren von Gläsern und lautes Lachen. Das kleine, untersetzte Männlein kam heraus:

— Was gibt's denn, Kleiner?

— Der Vater fiebert. Sie möchten kommen, Herr Doktor.

— N—ja! schon gut, Podolskier?

— Ja.

Er streichelt ihm den Kopf. Der Doktor liebte den armen, strebsamen Gymnasiasten, denn er hatte einen Sohn, der ein Lump war und nicht studieren wollte. Nach einer Stunde kam er. Er sah sich den fiebernden Patienten an und machte ein bedenkliches Gesicht. Dann setzte er sich zum Tisch und ließ sich Tinte und Feder geben, um ein Rezept zu schreiben. Die Mutter näherte sich ihm schüchtern.

— Nicht wahr, Herr Doktor, es ist keine Gefahr? Der Herrgott wird uns helfen?

— Dummes Gesindel, blöde Bagage! — schreit der Doktor auf und wirft die Feder mit solcher Wucht auf den Tisch, daß sie abprallt und zu Boden fällt. — Hat der Herrgott Medizin studiert oder habe ich sie studiert? Was?!

Die Mutter schweigt und hat Tränen in den Augen. Auch die Schwestern schweigen. Podolskier aber hebt die Feder auf. Der Arzt nimmt sie ihm mit einem wütenden Seitenblick aus der Hand, setzt sich wieder, schreibt, schiebt die Lampe zurecht, denkt nach und schreibt weiter. Podolskier wundert sich über die Worte des Doktors, doch flößen sie ihm Vertrauen und Zuversicht ein. In seiner geängstigten Seele wird es freier und er hat Lust, hinzutreten und dem erzürnten Manne die Hand zu küssen. Und zum erstenmal steigt in ihm der Gedanke auf, daß er Gott wohl fürchtet, aber nicht liebt. Und es geht ihm durch den Kopf, daß es auch bei den Erwachsenen der Fall sein mag, nur daß sie sich selbst darin belügen, belügen durch harte Arbeit, quälende Geschäfte und laute, schreiende Gebete. Und zum erstenmal denkt er an seine Zukunft und will ein Arzt werden, gelehrt, selbstbewußt und stark wie dieser da.

Der Vater starb. Man bettete ihn auf dem Fußboden, nahe der Tür und zündete Kerzen an. Er war noch warm, als sie ihn forttrugen und begruben.

Schreckliches, übermächtiges Elend brach herein. Man schämte sich, zu betteln. Später erst bekam er Stunden, viele und schlecht bezahlte Stunden. Zu jener Zeit, wo ihn eine verfluchte Schlafsucht zu quälen begann. Wenn er spät am Abend nach Hause kam, war er erschöpft. Und wie erschöpft! Doch Fräulein Leontine, die Schwester des Sekundaners Matschuga, hatte Recht:

— Man muß aushalten, man muß ein Mensch werden!

Sehr oft schlief er sitzend ein. Später kam er auf den Gedanken, die Aufgaben zeitlich früh zu machen. Um nicht zu verschlafen, band er sich den Fuß an dem Tisch fest. Damals bemerkte er, daß die älteste Schwester, die in der Küche schlief, öfter gegen Morgen nach Hause kam ...

IV.

Der Rasier- und Frisiersalon in der Kirchengasse ist ein glänzendes Geschäft. Trotz der herkömmlichen Taxe von vier Kreuzern pro Person. Der Besitzer Feiwel Schmelkes beschäftigt einen Gesellen und einen Lehrburschen und ist natürlich selbst ein geschickter und gewissenhafter Fachmann. In seiner Kunst aber, Zähne zu ziehen, kann ihn niemand ersetzen. Eine Hand hat der Mensch, leicht wie eine Feder, und die Art, wie er, die Zange im Rockärmel verborgen haltend, den kranken Zahn bloß anzufühlen sich anschickt

und plötzlich mit einem Ruck „die Canaille“ draußen hat, ist einfach unbezahlbar. Oft kommt so ein Bauer herein mit geschwollenem, verbundenen Gesicht. Er ist ein alter Bekannter — natürlich — und Feiwel tritt ihm entgegen und reicht ihm schweigend die Hand. Dann deutet er mit gutmütiger Strenge auf den niedrigen Lehnstuhl. Der Mann setzt sich, spreizt ängstlich die Finger und denkt, indem er sich selbst belügt:

— Er will bloß anschauen, Brüderchen, bloß anschauen, diesmal wird er Erbarmen haben ... Erb ... A ... a ...

— So — sagt Feiwel und reicht ihm ein Blechgefäß mit Wasser.

Hat es einer nötig, sich zur Ader zu lassen, oder hat sich jemand den Fuß ausgerenkt, so holt man den Schmelkes. Und braucht der Spitalsarzt eine Aushilfe, so schickt er um Schmelkes. Der Schmelkes muß schon schöne paar Gulden haben, sagen die Leute. Er ist gut genährt, hat ein gesetztes Gebaren und zwei kluge Augen.

Diesem Schmelkes widerfuhr nun eines Tages etwas Unerhörtes. Eine Gerichtskommission erschien in seinem Geschäft und konfiszierte die vorgefundenen Medikamente, Zangen und allerhand andere Utensilien. Der Schade war groß. Der Mann wurde überdies wegen Kurpfuscherei unter Anklage gestellt.

Knapp vor der Verhandlung entschloß er sich, die Sache mit Chaim, dem General, zu besprechen. Diesen nannte man so, da er an der Spitze einer von ihm selbst organisierten und in der ganzen Gegend berühmten Bande stand, die man zu allem haben konnte: zum Einschlagen der Fenster, zum Hereinschmuggeln von Fleisch und Schnaps, zur Sprengung von Versammlungen, zur Aufführung einer Katzenmusik oder sonst eines Spektakels und zu vielen anderen ähnlichen Unternehmungen.

— Was habt Ihr denn um Gottes willen so Dringendes? — sagte Chaim, der General, als er zeitlich morgens den Friseurladen betrat. Der Gehilfe war noch nicht da und der Lehrbub hatte rückwärts in der Wohnung mit den Kindern zu tun. — Ich komme nach Hause und da sagt mir mein Weib, daß Ihr am Abend bei uns war't und mich dringend sprechen wolltet.

— Hast du nicht zu Hause geschlafen?

— Seit vierundzwanzig Stunden bin ich auf den Beinen.

Er sah in der Tat übernächtig aus. Das durch ein komisches Ziegenbärtchen verlängerte Gesicht war wachsgelb und die eingefallenen, stark umränderten Augen waren ganz rot. Wie er so dastand, hager und sehnig, in den kotigen Stiefeln, dem eng zugeknöpften Rock, aus dem die ausgestopfte Weste schief hervorkroch, und im großen, am rechten Ohr sich stützenden steifen Hut, sah man ihm auf den ersten Blick den Vagabunden an, und zwar den Vagabunden von jener Sorte, die auch den Polizisten einigen Respekt einzuflößen pflegt.

— Was war denn in der Nacht los? — fragte Schmelkes.

— Was los war! Fällt da dem dicken Puszka auf einmal ein, die Zahlung einzustellen. Erst vorigen Monat hat er mit mir gehandelt und gehandelt. „Das Geschäft geht jetzt schlecht,“ sagte er zu mir, „ich kann dir nur zwei Gulden die Woche geben.“ Wir reden hin und reden her und zum Schluß sage ich ihm: „Also gut, gib vorläufig zwei Gulden die Woche.“ Nun komme ich gestern wieder, um die zwei Gulden einzukassieren und da sagt mir der unverschämte Mensch: „Das Geschäft geht schlecht, es geht nicht, ich kann dir nur einen Gulden geben.“ „Nein,“ sage ich, „das gibt es nicht.“ „Nein — nein,“ sagt er. Also gut. Ich habe den Puszka in der Hand. Wenn ich

wollte, ich könnte ihm mit einemmal den Hals abdrehen, aber was hätte ich davon? Versuchst es zuerst auf andere Art, denke ich mir. Richtig versammeln wir uns, zehn Mann stark, um das Kaffeehaus. „Kein Gast darf heute hinein," gebe ich das Kommando aus. Es kommen verschiedene Leute, gehen aber wieder weg, weil sie sich mit uns nicht einlassen wollen. Im Beisel brennen die Lampen und die Freimädels schauen bei den Fenstern hinaus. „So ists recht," denke ich mir, „wir werden einmal sehen, Puszka, mein Leben, wer stärker ist, ich oder du. Gibst du das Geld nicht, so halten wir Wache, heute, morgen, das ganze Jahr."

— So schnell möchte ich einmal hunderttausend Gulden haben, wie schnell er dir das Geld geben wird — sagte Schmelkes.

Der General zog hinter dem Ohr eine halbe Sportzigarette hervor.

— Ein Theater haben wir aufgeführt mit dem Feldwebel Pustak. Mit dem von der Bezirkshauptmannschaft, wißt Ihr? Der kommt besoffen wie ein Schwein und will hineingehen. Ich stelle mich ihm in den Weg und sage: „Heute gibt es keine Unterhaltung, Herr Major, gehen Sie nach Hause schlafen." „Abtreten!" brüllt er mich an. „Gehen Sie schlafen," schreie ich, „abtreten!" schreit er. „Ich lasse Sie abführen, Herr Major," schreie ich wieder, aber da zieht er schon den Säbel heraus. Nun springen meine Leute herbei und packen ihn bei den Händen. Zwei bringen von irgendwo ein Handwagerl herbei, laden ihn auf und führen ihn weg. Gerade vor der Bezirkshauptmannschaft, unter dem Tor, haben sie ihn ausgeschüttet.

— Gut gemacht — sagte Schmelkes und sah sich um.

— Der Bäcker Kuzjma ist wieder ein ganz anderer Mensch — setzte Chaim fort. Er kommt und da sagt ihm unser Mendel, daß man nicht hinein darf. „Gut, gut," sagt er, „aber begleite mich ein Stückchen, denn ich kann mich nicht auf den Füßen halten." Mendel sieht mich an, ich nicke ihm zu und sie gehen. Es vergeht aber keine Stunde und sie sind beide wieder da. „Ich weiß," sagt darauf Kuzjma, „warum ihr mich nicht hineinlassen wollt. Puschka will euch kein Geld geben." „Na und?" sage ich. „Na und? Nichts und! Es ist nicht schön ..." „Nicht schön, was heißt das?" — schreit Mendel und ich merke, daß er inzwischen nicht wenig getrunken hat — „ich habe Ihnen schon gesagt, darauf kann man nicht schauen. Werden Sie mir, Herr Kuzjma, Brot für mein Weib und meine Kinder geben? Werden Sie?" „Man muß arbeiten" gibt er ihm zur Antwort. „Arbeiten, gut," sagt Mendel, „aber wo denn? Wo? Geben Sie mir ein Grundstück, damit ich es bebaue, verschaffen Sie mir eine Stelle, in einer Fabrik, wenn Sie welche finden, oder in einem Geschäft oder sonstwo." „Du hast ja nichts gelernt" sagt zu ihm Kuzjma. „Ich habe nichts gelernt, denn meine Eltern haben andere Sorgen gehabt" meint Mendel, und ich wundere mich nur, wie fein er das sagt. „Ich habe nichts gelernt, aber soll ich deswegen verhungern?"

Der Friseurgehilfe trat ein.

— Guten Morgen.

— Guten Morgen.

— „Soll ich deswegen verhungern?" fragt also Mendel, und beginnt dann plötzlich zu schreien, daß man es vielleicht in der zehnten Gasse hört: „Ich will nicht verhungern! Ich habe Kinder! Ich habe Kinder!" „Schrei nicht so, schrei nicht so", bittet ihn Kuzjma, und ist ganz weich. „Da hast" sagt er und gibt ihm einen Silbergulden ...

Schmelkes wandte sich zum Gehilfen.

— Die Pomade geht uns aus. Geh' in die Drogerie hinüber und kaufe ein paar Schachteln.

Der Gehilfe ging.

— Was ich sagen wollte — begann Schmelkes, und setzte hastig fort: — Du weißt wahrscheinlich, daß ich angeklagt bin. Man hat mir meine Instrumente weggenommen. Morgen ist die Verhandlung.

— Ja, ich habe was gehört — antwortete der General.

— Weißt du, wer die Anzeige gemacht hat?

— Nein.

— Doktor Podolskier.

— Hu — ha!

— Man muß ihm eine Lehre erteilen, damit er weiß, daß man bei uns keine Anzeigen machen darf.

— So ist es.

— Es liegt mir aber auch daran, daß er zur morgigen Verhandlung nicht erscheint. Er ist Hauptzeuge. Es handelt sich um einen Bauer, der an einer Entzündung gestorben ist. Verstehst du?

— Ob ich verstehe!

— Du mußt dich also beeilen. Was verlangst du?

— Fünf Gulden.

— Zuviel.

— Ich muß zwei Menschen dazu haben.

— Ich gebe dir vier Gulden.

— Was handelt Ihr? Ich sage fünf, so fünf.

— Also gut. Da hast. Nun geh!

— Ja.

— Kann ich mich auf dich verlassen?

— Wie könnt Ihr fragen?

— Schon gut. Geh!

Der General verschwand.

V.

Die Sonne war bereits untergegangen, als Dr. Podolskier vom einsamen Spaziergange heimkehrte, den er seit einiger Zeit täglich in das Wäldchen jenseits des Flusses unternahm. Die glühenden, smaragdgrünen und lilafarbenen Luftstreifen links erloschen allmählich und flossen mit dem zarten Silhouettenkranz der Berge zusammen. Oben in der Stadt glänzten die Fensterscheiben gleich kupfernen Platten. Man hörte noch die Glocken der Herden. Ein frischer Erdgeruch lag in der Luft.

— Es ist seltsam — dachte Dr. Podolskier, während er in die menschenleere Weidenallee einbog — es ist seltsam, wie doch der Geist, der ja etwas Immaterielles sein soll, gebrochen werden kann gleich einem trockenen und dünnen Stückchen Holz. Und man kann sich sodann nicht mehr aufraffen, man kann nicht ...

Ein lautes Räuspern ließ sich plötzlich vernehmen und er wandte sich erschrocken um. Zwei Leute gingen hinter ihm her. Sie sahen beide verwahrlost aus. Der eine war

unterſetzt und hatte einen verwilderten Bart, der andere war hochgewachſen und ſchien bedeutend jünger. Dr. Podolskier kam es vor, daß er ſeinen Namen nennen hörte. Er wunderte ſich ein wenig, dachte aber darüber nicht weiter nach. Sie gingen ſo in derſelben Diſtanz zwei drei Minuten, als mit einem Male der Jüngere zu laufen begann. Er überholte den Arzt, machte halt, kehrte um und ſtieß ihn im Vorbeigehen mit dem Ellenbogen an. Dem Attackierten drängte ſich alles Blut zum Herzen, doch ſetzte er ſchweigend ſeinen Weg fort. Nun warfen ſie ihm einen Knüttel nach. Dr. Podolskier empfand einen Schmerz am rechten Knöchel und blieb ſtehen. Er ließ die beiden herannahen und fragte mit vibrierender Stimme:

— Was wollt ihr von mir?

— Der Hut ſitzt Ihnen ſchief — erwiderte der Jüngere, und tat, wie wenn er den Hut zurechtſetzen wollte. Dr. Podolskier wehrte ihn mit dem Arm ab.

— Wenn man ſich den Hut nicht richten läßt — wandte ſich der Ältere belehrend an ſeinen Kameraden — ſo macht man nicht viele Geſchichten, ſondern tut es ſo:

Er verſetzte dem Arzt von der Seite mit der Fauſt einen betäubenden Schlag auf den Kopf. Der Hut flog in weitem Bogen zur Erde.

— Warum ſchlagt ihr mich?! — ſchrie der Arzt verzweifelt auf — warum ſchlagt ihr mich?!

— Machen Sie keinen Lärm — ſagte der Ältere zornig und fuhr ihm neuerdings mit der Fauſt in die Zähne.

— Zu Hilfe! Zu Hilfe!

— Machen Sie keinen Lärm, hat man Ihnen ſchon einmal geſagt — ſagte der Jüngere leiſe. Er bog den Arm um den Nacken des Schreienden und hielt ihm mit der flachen Hand den Mund zu. Dr. Podolskier ſuchte ſich loszumachen.

— Zu Hilf . . .

— Laß' ihn los, aber wehe ihm, wenn er einen Mucks von ſich gibt!

— Der Überfallene ſah mit wahnſinnigen Augen ſeine Peiniger an. Sein Bart war zerzauſt und das Geſicht ganz mit Blut beſchmiert.

— Was wollt ihr von mir? — ſtammelte er leiſe.

— Wir wollen Ihnen eine Lehre erteilen, damit Sie ein anſtändiger Menſch werden — ſagte der Ältere und fuhr dabei dem Arzt mit der Hand von unten nach oben übers Geſicht.

— Was wollt ihr von mir?! — ſchrie Dr. Podolskier neuerdings gedankenlos und verzweifelt.

— Vorwärts! — befahl der Ältere.

Sie packten ihn, der eine beim Kopf, der andere bei den Füßen, und trugen ihn ſeitwärts ins Gebüſch.

VI.

Ein vernachläſſigter Blumengarten, von ſchiefen Staketen umzäunt. Gleich ſchmutzigen Schleierfetzen hängt Spinngewebe an den zwerghaften Sträuchern und erſtickt das Leben der Farben ringsum. Die Glaskugeln ſind mit Staub bedeckt. Das gelb bemalte Haus iſt hinfällig und ebenſo vernachläſſigt. Über dem Eingang iſt ein ſchwarzes Brett befeſtigt mit der Aufſchrift: „Städtiſches Spital".

Stille überall. Samstag-Nachmittagsstille eines polnischen Städtchens. Nur weit, weit, läßt irgendwo ein Leierkasten sein gurgelndes Bettellied vernehmen. Schmelkes zaudert eine Weile, dann tritt er entschlossen ein. Leise, wie es die Vorschrift gebietet, öffnet er die in das Frontzimmer, die männliche Abteilung, führende Tür. Durch die schadhaften Stellen eines im offenen Fenster regungslos hängenden Rouleaus dringen die Sonnenstrahlen wie goldene Drähte ein. In der Nähe der Tür, auf der Bank hinter dem Tisch, sitzt der Krankenwärter, ein beleibter Mann von überaus üppigem Haarwuchs. Seine Brille ist auf die Stirn verschoben. Er lehnt mit dem Scheitel an der Wand und schläft. Als der Eintretende ein paar Schritte macht, erwacht er.

— Wie geht es Ihnen, Schmelkes? Kommt vielleicht auch der Herr Primarius?

— Nein, nein.

Nun schläft er weiter. Auch die meisten Kranken schlafen. Nur der Dritte links wacht und scheint ganz von der Beschäftigung in Anspruch genommen, irgend einen Knoten zu lösen. Sein Gesicht ist mager und scharfzügig und man denkt bei dessen Anblick unwillkürlich an Meißel und Marmor. Und auch im äußersten Winkel, schräg gegenüber, geht es etwas rege zu. Ein blutleerer, aufgedunsener Körper lallt unverständliche Worte, von welchen jedes vierte halb keuchend und halb bellend ist und sich wie die akustische Erscheinung eines Gärungsprozesses mit merkwürdiger Regelmäßigkeit wiederholt. Gleich daneben liegt Dr. Podolskier. Sein Polster ist auf dem Fußboden, die Decke rutscht ebenfalls hinunter, seine blauen Füße ragen über die rechte Bettkante hinaus, während die Wärmeflasche zwecklos daliegt. Auch die Hände und das Gesicht sind blau und nur die Nase ist wachsgelb und wie künstlich angeheftet. An der Stirn perlen große Schweißtropfen und die Brust arbeitet wie ein Räderwerk unter Wasser. Plötzlich richtet sich der Oberkörper steif, mechanisch und drohend auf. Der Sterbende sitzt. Schmelkes tritt hinzu, faßt ihn bei den Armen an und legt ihn langsam, aber kräftig, auf das unterschobene Polster zurück. Dann langt er aus der Tasche die Schnupftabaksdose hervor und nimmt eine Prise.

Zu Gentzens politischen Wandlungen.

Ungedruckte Briefe.

Mitgeteilt von August Fournier.

(Fortsetzung.)

9.

Wien, den 8ten Januar 1816.

Ich danke für Ihr gütiges Anerbieten, welches ich aus einem Brieflein vom 29ten v. M. entnahm. Es thut mir aber sehr leid, daß die einfältige Mad. Schlegel Sie auch nur einen Augenblick meinetwegen beunruhiget hat. Alles, was sie Ihnen gesagt, war vermuthlich lächerliche Übertreibung eines an sich geringfügigen Vorfalls. Sie werden wohl aus meinem letzten Briefe gesehen haben, wie wenig dran seyn müsse, da ich nicht einmal ein Wort darüber äußerte.*

* Gentzens Tagebücher klären die Sache nicht auf. Der erwähnte letzte Brief ist ein französisches Schreiben vom 26. Dezember 1815, wovon in der Einleitung die Rede war.

Mit den Ideen von Stadion* bin ich nun ziemlich bekannt, und, so weit ich sie beurtheilen kann, sehr zufrieden. Es ist nichts darin, was nicht mit den besten Grundsätzen vereinbar wäre; und wenn sein System rasch und thätig ausgeführt werden könnte, würden wir gewiß nicht übel dabey fahren. Ich fürchte aber, es wird viel Zeit verfließen, ehe es in Gang kömmt. Stadion kann nur auf sehr wenige gute Arbeiter rechnen; die Einleitungen werden also viel Zeit kosten. Er selbst reiset nicht vor dem 12. nach Mayland ab;** dort werden sich nun erst eine Menge An- und Rück-Fragen, Zögerungen, vielleicht Einwendungen und Hindernisse ergeben. Der Zeitpunkt also, wo das System in Wirklichkeit treten soll, ist schwer zu bestimmen, und sicher noch um mehrere Monate von uns entfernt.

Das französische Budget, und alles was dazu gehört, ist ein neues rühmliches Monument der in diesem Lande vorhandenen Administrationstalente. Wenn man bedenkt, daß Corvetto*** und seine Mitarbeiter in Frankreich nur als Financiers von zweytem oder drittem Range betrachtet werden, so begreift man, auf welcher Stufe Frankreich in dieser Hinsicht steht. Ich bin übrigens nicht ganz Ihrer Meynung, daß die Last für Frankreich unerträglich seyn sollte. Denn gesetzt, die supputirten Einnahmen könnten nicht ganz realisirt werden, so bleibt ihnen ja die Ressource der Vermehrung der Inscriptionen (die ich vielleicht früher ergriffen hätte) immer noch offen. Besonders rühmlich ist in dem letzten Plan, daß sie das arriéré durchaus von den currenten Ausgaben getrennt und das System von Louis† zur Abtragung dieses arriéré aufrecht erhalten, und dann, daß sie unter so schwierigen Umständen den Muth nicht verloren haben, einen Tilgungs-Fonds zu stiften und diesen gleich so zu dotiren, daß an dem Ernst der Maßregel gar nicht gezweifelt werden kann. Diese Leute wissen, was öffentlicher Credit ist, und darum sind auch ihre Fonds, die wir auf 52 Franken fallen sahen, wieder auf 64 gestiegen. — Nicht vor ihrer Finanz-Verwaltung, wohl aber vor ihren Maßregeln in Ansehung der einheimischen Politik und Gesetzgebung ist mir bange. Welch ein Scandal, daß unmittelbar nach dem vernünftigen, zum Theil rührenden Bericht von Corvetto, die Evasion von Lavalette (worüber ich mich übrigens innig gefreut habe) in der Deputirten-Kammer die unverständigste und leidenschaftlichste Szene veranlassen konnte!†† Wenn das Amnestie-Gesetz nicht anders als mit den Modificationen und Zusätzen der Commission durchgehen soll, so muß ich für die Ehre des Duc de Richelieu selbst wünschen, daß er resignire, ob das gleich ein großer und verderblicher Sieg für die Enragés wäre.

Sie können sich kaum vorstellen, wie weit man in diesen Dingen in Wien noch zurück ist, und wie äußerst Wenige hier noch begriffen haben, daß man im Jahr 1815 ganz anders denken und verfahren muß, als im Jahre 1794, oder 1809, oder 1812. Ich sehe nicht viele Menschen; und die höhere Gesellschaft ist jetzt so reducirt, daß es fast gar keine Vereinigungs-Punkte gibt. Dennoch vergeht selten ein Tag, wo ich mich nicht über

* Zur Besserung der österreichischen Finanzverhältnisse: allmählige Einziehung des Papiergeldes mit Hilfe einer Zettelbank.

** Wo sich damals Kaiser Franz mit Metternich befand.

*** Der Finanzminister des Kabinettes Richelieu.

† Der Finanzminister des früheren Kabinettes Talleyrand.

†† Lavalette, der vertraute Generalpostdirektor Napoleons, hatte sich mit Hilfe seiner Gattin am Tage vor seiner bereits festgesetzten Hinrichtung flüchten können.

das elende Gewäsch versteinerter oder halbverfaulter Puristen ärgern müßte; diese Leute haben noch immer keine andere Furcht, als daß der König von Frankreich zu milde regieren mögte. Unsere Ansichten sind ihnen völlig fremd; über die Note vom 20. November* haben sich die Ersten der Stadt mehrere Wochen lang den Kopf zerbrochen; selbst Hudelist,** unstreitig der verständigste von allen, und den ich in meinen directen Verhältnissen mit ihm nicht genug loben kann, war einigermaßen scheu geworden und wußte im Anfang nicht recht, was er von der Sache denken sollte. Die andern sahen in jedem gemäßigten Schritt nichts als reinen Jacobinismus, und es wird zeitig genug dahin kommen, daß Sie und ich — zum Lohn unserer zwanzigjährigen Arbeiten — auf die Liste der politischen Ketzer gesetzt werden. Vermuthlich werden Sie so wenig danach fragen als ich.

Von Metternich habe ich noch immer nichts, und weiß auch sonst nicht, was jenseits der Berge vorgeht. Ebenso vollkommen im Dunkel bin ich über die Unterhandlungen in München. Wenn Sie zuweilen eine Minute Zeit haben, so schreiben Sie mir doch etwas von dem, was Sie über den einen oder den andern Gegenstand erfahren; denn ich lebe hier, bey Gott, als wenn ich mich auf der Insel St. Helena befände, ohne daß ich mit Napoleon das schöne Clima derselben theilte.

Wenn Dalberg*** noch in Mannheim ist, und Sie ihm beykommen können, so melden Sie ihm doch, ich hätte ihn (in Bezug auf unsere Unterredung am Tage vor meiner Abreise) etwas mitzutheilen, was ihm nicht uninteressant seyn würde; er müßte mir aber einen sichern Communications-Weg dazu eröffnen. Denn durch die Post schriebe ich, comme de raison, nur das, was Jedermann lesen kann oder soll. Ich bin übrigens recht leidend; meine Gicht setzt mir nicht allein local sehr zu, sondern wirkt oft auch auf meine ganze Organisation, und macht mich unfähig und schwermüthig. Der absolute Mangel jedes interessanten und belehrenden Umganges trägt ebenfalls viel bey, mich zu verstimmen, da ich zu anhaltenden einsamen Arbeiten mich nicht stark genug fühle. Adieu. Erfreuen Sie mich oft mit Ihren Briefen, die immer ein Labsal für mich sind.

Gentz.

10.

Wien, den 14ten Februar 1816.

Es ist wahr, mein vortrefflichster Freund, daß ich Ihnen lange nicht geschrieben habe. Wo soll aber auch in der Lage, worin ich mich jetzt befinde, Stoff oder Disposition

* In der Note vom 20. November 1815, mit der die vier Mächte: England, Österreich, Preußen und Rußland, ihren an diesem Tage geschlossenen Bund dem französischen Kabinett anzeigten, hieß es, die Mächte wüßten, daß der König allen Feinden des öffentlichen Wohls und der Ruhe seines Königreichs, sie möchten sich unter welcher Gestalt immer zeigen, mit seiner Anhänglichkeit an die kundgemachten konstitutionellen Gesetze und mit seinem Willen, allen seinen Untertanen ohne Unterschied des Standes und der Religion ein Vater sein zu wollen, begegnen werde; die Wünsche der alliierten Mächte gälten der Aufrechthaltung der konstitutionellen Autorität des allerchristlichsten Königs. Bekanntlich hatte Kaiser Alexander I., der es liebte, außerhalb Rußlands als liberaler Fürst zu gelten, schon im Vorjahre Ludwig XVIII. dazu gebracht, daß er eine Verfassung gab. Diese sollte jetzt von den Ultras nicht beseitigt werden können, wozu sie die schönste Lust hatten.

** Erster Staatsrat im Wiener auswärtigen Amt.

*** Der Herzog von Dalberg, Neffe des Großherzogs von Frankfurt, war französischer Gesandter beim Wiener Kongreß gewesen.

zum Schreiben bekommen? Stoff? Was kann ich Ihnen sagen, von einem Orte aus, wo gar nichts geschieht, und wo man von allen fremden Nachrichten, außer denen, welche die Zeitungen liefern, sequestrirt ist? Disposition! Ich habe kaum mehr eine andere, als die, zu schlafen; denn, wenn ich wache, ärgre ich mich über die unschmackhafte und armselige Existenz, zu der ich hier (intellectuell und moralisch) verdammt bin. Mit dem besten Willen weiß ich nicht, wie ich meinen Briefen nur irgend einen Reiz geben soll; und mein Stillschweigen ist nicht Trägheit, sondern Unmuth und Scham.

Das Einzige, was mich wieder einigermaßen erweckt hat, ist, daß ich vor einigen Tagen verschiedne neue Broschüren aus Paris, nahmentlich über die Finanzen und das Budget* erhalten habe. Die von Ganilh — einem Schriftsteller, aus dem ich überhaupt nie viel machte — ist eine magere Rhapsodie, und keiner seiner Vorschläge behagt mir. Höchst interessant aber, und nach meiner Meynung vom ersten Range ist »Examen impartial du Budget« von Bricogne, Verfasser der Ihnen bekannten Schriften über die die Finanz-Etats von 1814 und 15, weiland Erster Commis und Hauptgehülfe unsres Freundes Louis. Wenn Sie diese Broschüre nicht gelesen haben sollten, so rathe ich Ihnen, sie gleich aufzusuchen; sie ist nicht allein äußerst belehrend über das Budget selbst, wovon sie eine sehr strenge, aber gründliche und höchst sachverständige Kritik aufstellt, sondern enthält auch allgemeine Bemerkungen von großem Werth, und besonders über den Credit und das Anleihe-System die treffendsten und kühnsten (zum Vortheil dieses Systems), die vielleicht je geschrieben wurden. In einer Stelle, welche Oesterreich angeht, werden Sie und ich auf eine sonderbare aber sehr ehrenvolle Weise citirt. Wenn Bricogne wüßte, wie sehr wir beyde dafür gestimmt, die ganze Contributions-Summe durch eine große Credit-Operation aufzubringen, er würde uns noch mehr loben.** Er begnügt sich, nur 25 Millionen neuer Renten für das Jahr 16 in Antrag zu bringen; sein Plan ist sinnreich und im großen Styl. Es ist wahr, wenn man diese Schrift gelesen hat, fühlt man lebhaft die Unmöglichkeit, das Problem durch die von Corvetto vorgeschlagenen alltäglichen Mittel zu lösen. Ihnen wird das Resultat besonders willkommen seyn, weil Sie nie eine große Meynung von dem neuen Budget gehabt zu haben scheinen. Auch ich hielt es für gebrechlich, war indessen doch durch einige seiner Anordnungen bestochen; jetzt trete ich der Meynung von Bricogne per omnia bey.

Den 15ten Februar.

So weit hatte ich gestern geschrieben; jetzt eben aber erhalte ich Ihren Brief vom 9ten und sehe daraus, daß Sie den Herrn Bricogne schon gesischt hatten. Um so weniger vergebe ich Ihnen, daß Sie weiter nichts als das gewisse Citat von ihm anführen, ihn fast wie eine personam obscuram behandeln. Wenn er uns nicht so bekannt war, als er es verdiente, so kann ich nicht umhin, dies durch etwas ministerielle Eifersucht des sonst sehr braven Louis zu erklären, der, wie andre Minister, seinen ersten und besten Arbeiter doch wohl ein wenig in den Schatten zu stellen gesucht. Wie dem auch sey, wer eine

* Des Jahres 1816. Vergl. Tagebücher. II., 10.

** Gentz und Wessenberg befanden sich beide während der Friedenskonferenzen in Paris. Frankreich sollte nach den Festsetzungen des Friedensvertrages vom 20. November 1815 700 Millionen Francs Kriegsentschädigung in fünf Jahren zahlen.

solche Schrift liefern, und noch dazu in der Eile aufs Papier werfen kann, ist ein Mann von Bedeutung in seinem Fache . . .*

. . . In einem der neuesten Correspondenz-Artikel des Courier** steht eine Unterredung zwischen Pozzo und Talleyrand, die sicher nicht ganz erdichtet ist, indem einige Stellen das unverkennbare Gepräge des Charakters der redenden Personen tragen. Die Phrase z. B.: »Il y a quelque chose de défectueux dans un homme qui abandonne sa patrie« ꝛc. ist so im Geiste Talleyrands, das Wort défectueux so einzig in seiner Manier, daß Niemand es erfinden konnte. Eben so die Wiederholung Pozzos: »Quand on n'est pas dans les affaires« ꝛc.

Und was sagen Sie denn zu dem Traité de sainte Alliance? Ich guter Narr, der ich immer noch keine Gelegenheit für sicher genug hielt, um Sie damit zu beglücken, glaubte wohl nicht, daß der Kayser Alexander mir zuvorkommen würde! Wer konnte das auch glauben? Noch beym Abschied in Dijon war zwischen den drey Souverains feyerlich verabredet worden, den Traktat nicht bekannt zu machen. Auch hat die Publikation in Berlin und bey uns gleiches Erstaunen erregt, und ist bis jetzt, wie Sie bemerkt haben werden, weder in den Berliner noch hiesigen Zeitungen nachgedruckt worden. Wir erwarten darüber Anweisungen aus Mayland. — In die Beurtheilung des Aktenstückes selbst will ich mich hier nicht einlassen; was Sie davon denken, weiß ich ohnehin. Man besorgt, es wird in Constantinopel einen gewaltig bösen Eindruck machen. Ich theile diese Besorgniß nicht ganz; einmal, weil dort (zum großen Glück) schon vorgebaut war, und wenigstens auf uns kein großer Verdacht fallen kann. Dann auch, weil die Türken, bei einigem Nachdenken, inne werden müssen, daß eine Verhandlung, an welcher Rußland, Oesterreich, Preußen, England, Frankreich (denn Sie wissen doch, daß die beyden letzteren förmlich beygetreten sind, persönlich nehmlich, der Prinz und Ludwig XVIII.) gemeinschaftlich Theil nehmen, schlechterdings keinen politischen Zweck haben konnte. Ich hoffe, die Geschichte wird manchen Spaß, und vielleicht einige Händel im Parlament herbeyführen; denn es ist gewiß eine kritische Frage, ob der Prinz-Regent befugt war, einer solchen Urkunde durch eine bloße lettre autographe, ohne Zuziehung und Contrasignatur eines Ministers beyzutreten.***

Und nun, mein Theuerster, glaube ich, für einen Wiener Correspondenten genug gethan zu haben, und bitte, bey der nächsten kleinen Strafpredigt nicht zu vergessen, daß gewöhnlich einer meiner Briefe so lang ist, als 4 oder 5 der Ihrigen zusammen; doch sind mir auch die kürzesten lieb.

Gentz.

Die Herzogin von Sagan ist von Mayland zurückgekommen; sie versichert, ohne die Dazwischenkunft eines gewissen Chirurgus Sachs, hätte Metternich, von Italienischen Aerzten und Wund-Aerzten gemißhandelt, bestimmt ein Auge verloren. Jetzt soll er sehr vergnügt seyn, und selbst gestehen, er habe völlige Ferien. Directe Nachrichten von ihm kenne ich nicht mehr.

* Hier fehlt ein Blatt des Briefes.

** „Courier de Londres."

*** In einem Artikel im „Österreichischen Beobachter", der auch in der „Allgemeinen Zeitung" vom 13. November 1816 erschien, hat Gentz die h. Allianz lediglich als „eine Aufstellung allgemeiner Grundsätze" erklärt, der keine vertragsmäßige Geltung zukomme. Siehe Schlesier, „Kleinere Schriften von F. v. Gentz", III., 20.

11.

Wien, den 1ten März 1816.

Allerdings sind Ihre Briefe, mein vortrefflichster Freund, kurz, und oft auch so eilfertig geschrieben, daß ich hin und wieder eine Zeile nicht recht lesen kann. Das würde mich aber nicht abhalten, Ihnen häufige und lange Briefe zu schreiben; denn mich mit Ihnen, auf welche Bedingungen es auch sey, zu unterhalten, ist an und für sich ein großer Genuß für mich, weil Sie unter die sehr Wenigen (heute beynahe, Dank sei es der Narrheit der Zeiten, nirgends mehr vorzufindenden) gehören, mit denen man sich über alles verständigen kann und die die Menschen und die Dinge sehen und nehmen, wie sie sind, nicht, wie sie durch dies oder jenes gefärbte Glas erscheinen sollen. An Lust fehlt es mir daher nie; an Stoff aber nur zu oft. Und doch ist ein äußerer Anstoß mir unentbehrlich; denn meine innere Stimmung ist matt und schlecht; das kann ich Ihnen nicht leugnen; um aus mir selbst etwas zu spinnen, müßte ich mich wirklich in eine andere Lage versetzen können. Ich bin hier einsam und von aller Welt verlassen. Metternich ist mir auf 10 Briefe Antwort schuldig geblieben; ich glaube sogar, er zürnt mir, weil ich mich einmal über die Nicht-Erfüllung seiner Versprechungen sehr derb (obgleich nach meinem Gefühl kaum derb genug) ausgedrückt habe. Von andren Orten her erfahre ich auch nichts. Lord Castlereagh hat mir durch Paul E.* etwas sehr freundliches und schmeichelhaftes sagen lassen; das war aber das einzige Angenehme, das ich seit meiner Abreise aus Paris erlebte; doch gibt auch dies weiter keine Nahrung für meinen Kopf.

Ich las in den letzten Tagen mit großem Interesse die Discussionen im „Moniteur" über die partielle oder totale Erneuerung der Deputirten der Kammer. Als gründliche und methodische und vielseitige Entwicklung einer wichtigen und sehr verwickelten Frage ist mir selten etwas Vollkommeneres vorgekommen. Die Gewandtheit, die Biegsamkeit, der Scharfsinn der Franzosen, ihre apitude zu allen Geschäften, und selbst zu allen Arbeiten des Geistes, sind in der That bewunderungswürdig. Diese Debatten haben, als solche, in logischer und technischer Hinsicht, in meinen Augen ein weit größeres Interesse als die größtenteils ermüdenden, desultorischen und zuletzt doch sehr eintönigen im Englischen Parlament. Was die Sache selbst betrifft, so ist es merkwürdig, daß Männer, wie Royer-Collard, Pasquier u. a. sich genötigt sehen, die sinnreichsten Argumente an ein so elendes System, wie das der Erneuerung zu Fünfteln, zu verschwenden, bloß, weil das entgegen gesetzte, das an und für sich die Vernunft und die gesunde Politik auf seiner Seite hat, ihnen die, allerdings bedeutende, Gefahr darbietet, die jetzige Kammer auf 5 Jahre konsolidirt zu sehen. Da der edle Antrag von Colomb, „die Total-Erneuerung als Grundsatz aufzustellen, zugleich aber zu beschließen, daß die Kammer nach der gegenwärtigen Sitzung aufgelöst werden soll", nicht Eingang gefunden hat, so weiß man selbst nicht mehr, was man wünschen, wofür man sich entscheiden soll. Indessen halte ich die Erneuerung durch Fünftel für eine so schlechte Form, daß sich trotz alles Scharfsinns und aller Beredsamkeit, womit Collard sie (offenbar aus Verzweiflung) verfochten hat, nie dafür stimmen, lieber hoffen würde, den schwachen König früher oder später zu einer Dissolution zu bewegen. Uebrigens hat mich diese ganze Verhandlung tiefe Blicke in die

* Fürst Paul Esterházy, der österreichischer Botschafter in London war.

unendlichen Schwierigkeiten, womit das Repräsentations-System in Frankreich zu kämpfen haben wird, thun lassen. Eine freye Verfassung und eine Contre-Revolution sind zwey unvereinbare Dinge. Sollte eine freye Verfassung in Frankreich bestehen, so mußte Napoleon nie durch Ludwig XVIII. ersetzt werden. Und doch hätte sich, wenn das System geblieben wäre wie im Jahre 1814, das contre-revolutionäre Element vielleicht nach und nach abgeschliffen; seitdem aber durch die Catastrophe von 1815 und die Wasserscheu der verbündeten Höfe vor allem was nur an liberale Ideen oder Formen erinnert, dies contre-revolutionäre Element auf den Thron gesetzt worden ist, und sich nun gar (durch Talleyrands Leichtsinn oder Feigheit) in einer Deputirten-Kammer, wie die jetzige, verkörpert und consolidirt hat, kann politische Freyheit nur durch blutige Kämpfe erlangt werden. Wenn es in Frankreich nicht nach einigen Jahren zu einem tüchtigen bürgerlichen Kriege kömmt, so *muß* die Constitution untergehen; man kann, vernünftiger Weise, nicht einmal wünschen, daß sie, auf die jetzigen Bedingungen, bestehe; denn am Ende will ich denn doch noch lieber den Despotismus eines schwachen Königs mit einigen aufgeklärten Ministern, als den Despotismus der Kammer, der immer nur in die Extreme führen wird und heute das schrecklichste aller Extreme, den Rückgang zur Finsterniß und zur Barbarey, emporgebracht hat. Mit Schrecken habe ich unter andern aus der Rede von Hyde de Neuville ersehen, daß es mit der platten Aeußerung des Königes, »que dans 'état présent des choses une pareille chambre paraissait *introuvable*, et que la Providence s'était plue à la former des élements les plus purs«, die ich bisher für falsches Zeitungs-Geschwätz hielt, seine volle Richtigkeit hat.* Wenn er also zur Zeit der Debatten über die Amnestie mit dieser von Gott gesandten Chambre unzufrieden schien, so war das alles eitel Verstellung! Wenn bey einem so schwachen Mann auf Zusammenhang und Consequenz zu rechnen wäre, so müßte Vaublanc nicht mehr in Gnaden stehen; denn von diesem rührt doch der Vorschlag, die Erneuerung durch Fünftel wieder in Gang zu bringen, eigentlich her; und es ist seltsam genug, daß dieser Ultra-Royalist (der freylich nicht immer ein solcher war) sich jetzt wieder mit den Gemäßigten auf einer Linie begegnet.

Da ich Ihnen die Sainte-Alliance nicht mehr schicken darf, so kann ich Ihnen doch noch mit einem Aktenstück dienen, welches Sie *vielleicht* nicht haben; mit dem Accessions-Briefe des Prinz-Regenten. Ich hoffe, auch den des Königs von Frankreich zu erhalten. Der König der Niederlande soll in ähnlicher Form accediert haben. Dies werden Sie von Gagern leicht erfahren können.

Und à propos de Gagern, will ich Sie auffordern, mir einen Freundschafts-Dienst zu leisten, der Ihrem Negociations-Talent gewiß nicht schwer werden wird. Es betrifft die mir verheißene Gratification. Gagern hat während des Congresses, mit Gerechtigkeit und Wohlwollen für mich, anerkannt, daß sein Hof mir eine Belohnung schuldig sey. Er hat sie mir *unaufgefordert* versprochen. Als ich nach Paris kam, schien er äußerst befremdet, daß sie nicht realisirt sey. Ich weiß, daß er dieserhalb mehrmals erinnert hat. Drey oder viermal wiederholte er mir, immer von freyen Stücken, es *würde* und müßte geschehen. Wenig Tage vor meiner Abreise von Paris sagte er mir, es sey nun weiter kein Zweifel, ich möchte die Sache *als gewiß* betrachten, und würde die An-

* Die Worte sprach der Ultraroyalist Hyde de Neuville in einer Rede vom 16. Februar. (Siehe „Hyde's Memoiren", II, 167.) Die zitierten Worte des Königs haben der Kammer von 1815 den Beinamen der „unauffindbaren" eingebracht, was dann freilich ironisch gemeint war.

weisung dazu bey der Niederländischen Gesandtschaft in Wien schon vorfinden. Unter solchen Umständen scheint es mir kaum möglich, daß man sich zurückziehen und dem Minister ein so greuliches Dementi geben sollte. Ich glaube, wenn Sie, mein theuerster Freund, ohne zu sagen, daß ich jetzt der Sache wieder erwähnt, auf eine geschickte Weise darüber mit Gagern (dessen gute Absicht durchaus nicht zu bezweifeln ist) sprechen, und sein Ehrgefühl rege machen wollten, er würde vielleicht Maßregeln ergreifen, welche die Geschichte zu einem erwünschten Ende führten. Sie erwerben sich um mich ein großes Verdienst.

Ferner wünschte ich Ihnen eine Angelegenheit, bey der Sie ebenfalls viel vermögen, nehmlich die Ausmittlung der Pensionen für die ehemaligen Diener des Primas*, in Rücksicht auf einen Mann, dessen Schicksal mir sehr weh thut, ans Herz legen zu dürfen. Es ist dieses der Ihnen bekannte Graf Marschall, mit welchem ich diesen Winter zufällig in ein näheres Verhältniß gerathen bin, und dessen betrübte Lage ich Ihnen nicht weiter schildern mag. Die hiesigen Puristen hatten ihn, wie Sie wissen, in den tiefsten Bann gethan. Er ist, wie ich nun sehe, ein rechtlicher und verständiger Mann, und hat wenigstens keine größere Sünde begangen, als die, welche im Glauben an Napoleons Dauer ihn zu ihrem Schwiegersohn machten, oder in Verzweiflung waren, daß er nicht ihr Schwager werden wollte. — Dann gibt es auch noch einen sichern Werner, der eine Pension von 1000 fl. vom Fürsten Primas hatte; ob ich mich gleich für diesen weit weniger interessire als für Marschall, so mögte ich doch dem armen Teufel einen kleinen Zehr-Pfennig auch wohl gönnen.

Ich habe vor einigen Tagen — zum ersten Mahle — eine lange und recht interessante Unterredung mit der Gräfin Joseph Pálffy gehabt. Grüßen Sie ihren Sohn, den ich, wie immer, sehr liebe, bestens von mir. Empfehlen Sie mich auch Humboldt und Lord Clancarty, von welchen beyden Worthies Sie mir nie ein Wort schreiben.** Sie könnten sich wohl einmal so viel Zeit nehmen, mir zu sagen, was Sie in Frankfurt treiben, und wie es dort aussieht. Ihren Brief vom 23. Februar habe ich diesen Morgen erhalten.

Vale et fave! Gentz.

Ich muß Sie noch mit einer großen Bitte belästigen. Ich habe keine Bouteille guten Bordeaux. Lassen Sie mir 50 Bouteillen vom Besten, der in Frankfurt zu haben ist, gleich schicken. Ich sende den Paß entgegen, sobald Sie mich nur benachrichtigen, wohin; und zahle, wo man will. Das kostet Sie nur Ein Wort. Sie müssen aber keine Zeit verlieren.

12.

Wien, den 25ten März 1816.

Ich eile Ihnen für die prompte, sehr freundliche und liebenswürdige Erfüllung meiner Bitte wegen des Weins den besten Dank abzustatten. Ich werde den Paß hoffentlich heute erhalten und gleich nach Regensburg schicken, und erwarte eine gütige Anzeige von dem, was ich für diese Sendung schuldig bin.

Mögten Sie mich doch in Ansehung der Sache, die durch Gagern gehen soll, ebenso befriedigend bescheiden. Kaum! Es wäre hölisch, wenn diese Banditen ihr so oft

* Dalberg, Fürst-Primas, später Großherzog von Frankfurt.

** Humboldt vertrat Preußen, Clancarty England bei der Frankfurter Territorialkommission, der Wessenberg präsidierte.

gegebnes Wort zuletzt brächen. In diesem Fall würde ich doch noch einen Schritt bei Fagel* versuchen, um ihnen wenigstens ihre Schändlichkeit lebhaft vorzuhalten. Hievon aber nichts gegen Gagern! Denn da dieser unmittelbar im Spiele ist, und gerade zum Lügner gemacht würde, wenn die Sache fehl schlüge, so muß man ihn nicht los laßen, so lange uns noch ein Hoffnungs-Schimmer bleibt . . .**

Die französischen Finanz- und Budget-Fragen lösen sich in sehr gemeine und seichte Resultate auf — der Bericht der Commission ist wahrlich kein Meisterstück. Das arriéré schlechthin in Inscription nach dem Nominal-Werth zu consolidieren, so viel Witz hätte nun wohl Jeder gehabt. Es ist spaßhaft, nach so viel kunstreichen Combinationen von Louis (1814) bis Ouvrard*** (1816) herunter am Ende nur das Erbärmlichste realisirt zu sehen. Ob übrigens die ungeheure Erhöhung der direkten Steuer nicht noch viel mehr Uebel stiften wird als die von dem Finanz-Minister vorgeschlagenen indirecten — getraue ich mir, ohne locale Data, nicht zu entscheiden.

Höchst merkwürdig, und nichts weniger als erfreulich, sind die Debatten in England über die Einkommen-Taxe und den ökonomischen Zustand der Nation.

Sie wissen vermuthlich, daß es am 20. in Verona entschieden worden ist, daß der Fürst M.† seine Reise nach Florenz und Rom antritt. Ich muß schließen, weil ich bereits um 3 Uhr beym Cardinal-Nuntius ein (fürchterliches) Diner einzunehmen habe.

13.

Wien, den 7ten May 1816.

Ich danke Ihnen herzlich für die in Ihrem Schreiben vom 25ten mir mitgetheilte Nachricht, woraus ich ersehe, wie sehr in dieser Angelegenheit Ihre Güte und Freundschaft für mich sich thätig erwiesen hat. Eben so danke ich für den mir übersandten vortrefflichen Bordeaux, und bitte, mich zu benachrichtigen, was ich dafür zu entrichten habe.

Ihr Brief an Hudelist vom 1ten d. M., den ich gestern zu lesen bekam, hat mir keine große Freude gemacht, weil ich daraus auf eine lange Trennung von Ihnen schließe. Sie meynen zwar, in vier Wochen mit Ihrem jetzigen Geschäfte zu Stande (zu) seyn, welches mich, par parenthèse, nicht wenig gewundert hat, und wozu ich Ihnen aufrichtig Glück wünschen würde; — dann sprechen Sie aber von Ruhe und Erholung (die Ihnen allerdings gebührt), welche auf eine Reise in, Gott weiß was für glückliche Gefilde zu deuten scheinen. Ich glaubte, Sie kämen in jedem Falle, nach den Frankfurter Unterhandlungen, auf eine Zeitlang nach Wien. Jetzt gebe ich auch diese Hoffnung auf.

Der Nisam Dschedid (wie meine Freunde, die Türken, eine „neue Ordnung der Dinge" nennen) in unsern Finanzen nähert sich seiner endlichen Ausführung. Den 1ten Juny werden die Patente herausgegeben, und mit dem 1ten July nimmt die Sache selbst ihren Anfang. Sanguinischen Erwartungen bin ich längst fremd geworden; und ich rechne daher auch diesmal auf mancherlei Hindernisse, Stockungen und Mißgriffe. Im Ganzen scheint

* General v. Fagel war Vertreter der Niederlande beim zweiten Pariser Frieden gewesen und Gentzen von dorther bekannt.

** Gentz erhielt schließlich, Anfang Juni, von der holländischen Regierung 500 Dukaten. („Tagebücher", II., 33.)

*** Pariser Bankier, bekannt durch seine politischen Geschäfte unter Napoleon.

† Metternich.

mir aber das System zusammenhängend gedacht und gut berechnet; und ich kann nicht umhin, mir viel Ersprießliches davon zu versprechen. Ich bin überzeugt, daß es Ihre Erwartungen übertreffen wird. Es ist gewiß schon ein Großes, daß es Stadion dahin gebracht hat, ein von allen currenten Kammergeschäften ganz abgesondertes reines Ministerial-Departement zu errichten, in welchem sich bloß la haute pensée des finances concentrieren soll, und daß der Kayser alle seine mit dieser neuen Stiftung verwandte Maßregeln genehmigt! Ich werde es stets lebhaft bedauern, daß Sie nicht gleich von Anfang an in diesem Departement eine prominente Stelle bekleiden; aber ich verzweifle keineswegs für die Zukunft, und bin schon froh, daß ich jetzt wenigstens deutlich den Punkt sehe, auf welchem Sie dereinst fixirt werden müssen.

Da nach den neuesten Nachrichten aus Petersburg die bisherigen Besorgnisse über die möglichen Projekte des Kayfers beinahe ganz verschwinden — in Frankreich, so traurig es auch seyn mag, die Vernunft unterliegen, die Finsterniß triumphiren (wird), und nichts als die äußerste Schwäche auf dem Thron und um den Thron zu sehen, doch, nach meiner Ueberzeugung, in den ersten Jahren keine Explosion zu befürchten ist — das Brittische Ministerium, von seinen häuslichen Verlegenheiten absorbirt, den Europäischen Geschäften immer fremder wird — in Preußen die Partey der Mäßigung und Ruhe den Sieg offenbar schon in Händen hat — und die täglich sich befestigende Eintracht zwischen Wien und Berlin auch an keine Stürme in Deutschland mehr denken läßt — so halte ich nun den allgemeinen Frieden in allem Ernst für gesichert, und glaube, daß in einer gewissen Reihe von Jahren Europa kaum noch Stoff für Zeitungsschreiber darbieten wird. Ob wir darum alle viel glücklicher seyn werden, ist eine Frage altioris indaginis, worüber ich meine eigenen Gedanken habe, und wohl ein Paar Stunden lang mit Ihnen sprechen mögte.

Wenn Ihre Geschäfte es erlauben, so sagen Sie mir doch von Zeit zu Zeit ein Wort. In meinem letzten Briefe legte ich Ihnen verschiedene Fragen ans Herz, worauf ich wohl, da nun Ihre großen Verhandlungen begonnen haben, kaum eine Antwort hoffen darf; doch leiste ich nicht durchaus darauf Verzicht, und rechne überhaupt sehr auf eine fortgesetzte Correspondenz mit Ihnen. Ich wohne seit dem 1ten d. M. in Weinhaus und beschäftige mich mit Syrien, Arabien, Persien, Indien ꝛc. — doch ist eine meiner Haupt-Lectüren immer noch der „Moniteur", in welchem ich die Debatten der Kammer mit dem größten Interesse verfolge. — Welche treffliche Reden sind noch neuerlich die von Serres und Becquey über die Dotation der Geistlichkeit! Vale et fave. Gentz.

14.

Wien, den 17ten May 1816.

Ich saß vor einigen Tagen beym Grafen Stadion, als er gerade den Brief erhielt, worin Sie ihm das Bulletin von Augsburg und Nürnberg denunzirten. Ich konnte nicht umhin, seine Verwunderung zu theilen über den Ernst und die Feyerlichkeit, womit Sie von diesem elenden Wisch sprachen. Wenn so etwas die Leute in Frankfurt turbiren kann, so müssen sie doch noch leichtgläubiger und noch dümmer seyn als die Wiener. Ihnen aber mögte ich doch den Krieg darüber machen, daß Sie meinen früheren — wenn gleich freylich nur sehr oberflächlichen — Äußerungen so wenig getraut haben, daß Sie jenes abgeschmackte Blatt nicht, ohne Weiters, Lügen straften. Sie haben sich

über dieſe Sache nie gegen mich erklärt. — Ich begreife Ihren Unglauben, Ihr Mißtrauen, Ihre vorläufige ſchlechte Meynung von unſern bevorſtehenden Maßregeln. Wäre ich 100 Meilen von Wien, ich würde vielleicht ebenſo darüber denken. Nichts deſto weniger verſichere ich Sie von Neuem — und in 14 Tagen werden Sie beurtheilen, ob ich recht geſehen habe — daß noch nie eine beſſere Geld-Operation in Oeſterreich unternommen worden iſt, und daß das Ganze ſelbſt Sie in einiges Erſtaunen ſetzen wird. Ich erwarte zwar von Ihnen noch manche ſtrenge Kritik; aber je mehr ich mich in das Syſtem einſtudire, deſto mehr überzeuge ich mich, daß es ſchwer geweſen wäre, unter den obwaltenden Umſtänden etwas Beſſeres zu liefern. Daß ein ſolches Syſtem bey Unſerm Kayſer hat durchgeſetzt werden können, iſt in der That eine merkwürdige Erſcheinung, und wird Stadion zu großem Ruhm gereichen.

Ich bitte Sie, beyliegenden Brief dem B. Berſtett* zu übergeben. Er enthält eine Gratulation zu der Niederkunft der Großherzogin. Der Großherzog hat mich jederzeit, und noch zuletzt in Carlsruhe mit ſo viel perſönlichem Wohlwollen behandelt, daß ich ihm dieſe Höflichkeit ſchuldig zu ſeyn glaubte. Was wird nun aus den Reverſionen — oder, um in Talleyrands diplomatiſchem Jargon zu ſprechen — aus den „Reverſibilitäten" der Baden'ſchen Länder werden?** Sehr ſchön wäre es, wenn Sie mich wenigſtens en gros über den Gang Ihrer Unterhandlungen von Zeit zu Zeit mit einigen Nachrichten verſähen; ſehr ſchön überhaupt, wenn Sie mir zuweilen ſchrieben.

Die Fürſtin Metternich iſt vor einigen Tagen mit ihren Kindern hier angekommen. Der Fürſt wird gegen den 27ten oder 28ten erwartet.

Am 18ten May.

Als ich ſoeben noch einiges dieſem Briefe beyfügen wollte, erhielt ich den Ihrigen vom 10ten. Durch wen, weiß ich nicht, da ich geſtern nicht in der Stadt war. In Rückſicht deſſen, was Sie über unſer Finanzweſen ſagen, muß ich nothwendig Folgendes anmerken: 1) Die Ernennung eines Hofkammer-Präſidenten hatte mit dem neuen Finanz-Plan nichts gemein. Die Hofkammer iſt von dem Finanz-Miniſterium durchaus getrennt worden; ſie iſt forthin die erſte exekutive Behörde desſelben, und die Reform wird noch viel weiter gehen, indem ſelbſt die einzelnen Branchen, welche die Hofkammer zu verwalten hat, künftig nicht mehr von den Referenten, ſondern von den Spezial- und Local-Directionen geleitet werden, und die Kammer nur die Ober-Aufſicht darüber führen wird. Von großen Operationen iſt die Kammer ganz ausgeſchloſſen, die Credit-Commiſſion aufgehoben, alle Vermiſchung der höhern Finanz-Gegenſtände mit dem Adminiſtrations-Detail abgeſchafft. 2) Ich nehme es jetzt auf mich, Ihnen gelegentlich zu beweiſen, daß es unmöglich war, das neue Syſtem ſchneller, als geſchehen wird, in Gang zu bringen; daß daran auch nicht gar viel gelegen war, wenn man einmal wußte, daß man allen Klagen und Geſchrey ein gründliches Ende machen würde; ja daß es ſogar ſeinen großen Nutzen haben würde, in einer Revolution, die viel bedeutender und umfaſſender iſt, als

* Vertreter Badens am Bundestage.

** Oeſterreich hatte im April 1816 Bayern das Rückfallsrecht auf den badiſchen Neckarkreis gewährleiſtet. Da aber Baden ſich weigerte, dieſes Recht anzuerkennen und andere Gebiete abzutreten, kam es zu einem politiſchen Zwiſt, der erſt im Juli 1819 damit endete, daß Baden an Öſterreich einen Teil des Amtsbezirkes Wertheim abtrat, der dann an Bayern weitergegeben wurde. Über dieſe Dinge handelt ausführlich Arneth, „Weſſenberg", II., 40 ff.

Sie sich bis jetzt noch vorzustellen scheinen, mit aller möglichen Ueberlegung zu Werke gegangen zu seyn. Ich weiß gewiß, daß Sie später Ihre Klagen, über Verzögerung in dieser Sache zurücknehmen werden. 3) Von neuem Papiergelde ist schlechterdings nicht die Rede, wohl aber von vollständiger Auflösung alles alten; auch werden die Ausländer nicht schreyen, vielmehr verwundert seyn, „daß von Nazareth so etwas Gutes kommen konnte." Uebrigens wird die Publication nicht später als den 3. Juny erfolgen, und die Ausführung mit dem 1. July bestimmt eintreten. Ich schreibe Ihnen vorher noch einmal über diesen wichtigen Gegenstand.

Die französische Ministerial-Revolution verstehe ich noch nicht. Der Austritt Daublanc's kann schwerlich vom Einfluß der Ultra-Royalisten herrühren, und die Suspension von von Barbé-Marbois scheint in der That Folge seiner Kränklichkeit zu seyn. Übrigens schwankt alles in diesem Lande, und es ist erbärmlich zu sehen, wie das vernünftige System, nach welchem Drouot und Cambronne frey gesprochen worden waren, nun in causa Bertrand förmlich vor Gericht wieder umgestoßen wird!" * Ich bin sehr froh, daß die Kammern endlich fortgeschickt sind; für mein persönliches Interesse aber habe ich viel dabey verloren; denn der Moniteur war in den letzten vier Monaten eine köstliche Lectüre für mich; und Sie können sich vorstellen, welches Vergnügen mir noch zu guter Letzt der Bericht von Garnier** gemacht hat.

Was Sie mir von Schlegel sagen, wundert mich gar nicht. Zu praktischen Geschäften war er nie tauglich; und seit einigen Jahren hat ihn die religiöse, oder besser kirchliche Wut vollends zum Narren gemacht, woran seine Frau großen Anteil hat.***

Da Sie nun die Güte gehabt, mir einen ziemlich langen Brief zu schreiben, so fahren Sie doch in dieser Laufbahn mit freundschaftlicher Huld fort. Geben Sie mir einige nähere Nachrichten über die unsterblichen Supplemente zur Kongreßakte, besonders insofern sie Baden betreffen, und vergessen Sie ja nicht, mir (aber ernstlich, nicht spottweise) Ihre Meynung über das, was den Juden bevorsteht,† zu sagen. Wie Sie sich schmeicheln können, diesen Monat mit allem fertig zu werden, will mir noch immer nicht recht in den Kopf. Ihr College Clancarty scheint nicht ganz dieser Meynung zu seyn, vielmehr noch von allerley Schwierigkeiten zu munkeln. Lord Stewart†† ist seit etwa 14 Tagen wieder hier und gibt 3 bis 4 Diners in der Woche. Auch Krusemark††† ist angekommen. Leben Sie wohl und bleiben Sie mir gewogen. Gentz.

(Schluß folgt.)

---

* Drouot, Cambronne und Bertrand, den Generalen Napoleons, war so, wie anderen, der Prozeß gemacht worden.

** Germain Garnier, französischer Volkswirt, war 1816 Pair von Frankreich und Mitglied des geheimen Rats. Sein »Rapport au nom de la commission chargée de l'examen du projet de loi des finances« erschien in demselben Jahre in besonderer Ausgabe.

*** Friedrich Schlegel war damals als Legationsrat beim Bundestag in Frankfurt tätig, wohin ihm seine Gattin Dorothea folgte. Bekanntlich waren beide 1808 zum Katholizismus übergetreten.

† Die Juden in Frankfurt hatten sich unter Dalberg politische Rechte erworben, deren sie nun wieder verlustig gehen sollten. (Vergl. Stern, „Geschichte Europas seit 1815", I., 381 f., und die „Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland", Jahrg. 1890.)

†† Britischer Botschafter in Wien.

††† Von 1815 bis 1822 preußischer Gesandter in Wien.

Die deutsche technische Hochschule in Prag.

(1806—1906.)

Von Professor Alfred Birk.

Im Sinne der weitreichenden, auf Verbesserung des Schulwesens gerichteten Bestrebungen Maria Theresias hatte Kaiser Franz I. im Jahre 1795 eine eigene „Studien-Hofkommission" ins Leben gerufen, deren Aufgabe die Revision der öffentlichen Unterrichtsanstalten umfaßte. Zum Beisitzer dieser einflußreichen Kommission wurde auch Franz Josef Ritter von Gerstner, damals Professor der höheren Mathematik an der Universität in Prag, ernannt — ein Mann, der durch seine lehramtliche, seine wissenschaftliche und seine praktische Tätigkeit auf Gewerbe und Industrie nicht nur in seiner engeren Heimat Böhmen, sondern auch in seinem größeren Vaterlande Österreich einen überaus fördernden Einfluß genommen hatte. Entsprechend seinem bisherigen Wirken, das die Verwertung der mathematischen Lehren in Mechanik und Maschinenbau verfolgte, übernahm Gerstner die Berichterstattung über Physik, Naturgeschichte und Mathematik, Landwirtschaft und Technologie, und entwickelte vor den Mitgliedern der Hofkommission in einer Reihe von Vorträgen den großartigen Plan der Errichtung höherer technischer Lehranstalten. In diesen Vorträgen verwies Gerstner auf die unermeßlichen Reichtümer Österreichs, welche verloren gehen müssen, wenn nicht zu Bergbau und Landwirtschaft auch Gewerbefleiß und intelligente Bemühung treten; er nannte als warnendes Beispiel Spanien, das im Besitze der reichsten Silberminen verarmt, und zeigte als Vorbild England, das durch seine Industrie emporblüht, durch seine Maschinen das Festland beherrscht. Und aus diesen Tatsachen heraus entwickelte er die Notwendigkeit einer ausgiebigen Unterstützung der vaterländischen Industrie durch die Errichtung höherer technischer Lehranstalten und zugleich auch den Plan für den inneren Aufbau und die wissenschaftliche Ausgestaltung dieser Schulen.

Demnach sollte das „höhere polytechnische Studium" umfassen: Naturgeschichte, Chemie, Mathematik, Maschinenbau, Zivilbau, Wasserbau und Mechanik; für jedes dieser Lehrfächer sollte „wenigstens ein Mann von besonderer Celebrität und anerkannter Tüchtigkeit gewonnen und mit einem seiner Bestimmung angemessenen Range und Einkommen versehen werden"; fünf Handwerker sollten die erforderlichen Modelle und Maschinen anfertigen.

Die Vorschläge Gerstners fanden bei den Mitgliedern der Kommission lebhaften Beifall, und die Haupt- und Residenzstadt Wien schien vor allen anderen Städten die Hoffnung zu haben, baldigst eine solche mächtige Lehranstalt zu erhalten. Aber ein besonderer Umstand fügte es, daß Prag, wo die erste deutsche Universität erstanden war, auch das erste deutsche Polytechnikum erhielt. In Prag bestand nämlich seit dem Jahre 1717 eine „Ingenieurschule", welche die böhmischen Stände über Anregung des kaiserlichen Ingenieurs Willenberg ins Leben gerufen hatten. Diese Ingenieurschule umfaßte nur eine Lehrkanzel, der ein „Ingenieur-Professor" vorstand. Ursprünglich lediglich für den Unterricht in der Kriegskunst bestimmt, hatte die Schule ihren Lehrplan stetig erweitert; die Gründung militär-technischer Lehranstalten durch Maria Theresia verlegte den Schwerpunkt des Unterrichtes auf das Zivilbauwesen, und die Vermehrung der Lehrgegenstände machte die Bestellung von Adjunkten notwendig.

So war also hier schon eine Grundlage für die Verwirklichung der Pläne Gerstners gegeben, und als um die Jahrhundertwende die Neubesetzung der Ingenieurprofessur in Frage kam, empfahl die Studien-Hofkommission den böhmischen Ständen die Errichtung einer höheren technischen Schule an Stelle der Ingenieurschule. Der Vorschlag fand die erhoffte Zustimmung; Gerstner wurde mit dem Entwurfe der Organisation betraut; mehrere tüchtige Fachmänner erhielten einen Ruf an die zu errichtende Schule; die Lehrpläne gelangten rasch zur Ausarbeitung, und am 10. November 1806 erfolgte die feierliche Eröffnung des „ständigen polytechnischen Institutes", dessen geistiger Gründer und erster Direktor Franz Josef Gerstner war.

Das „Polytechnikum" in Prag wurde vorbildlich für die Lehranstalten gleicher Art in Wien, Graz, Dresden, Berlin, Karlsruhe; so mancher der Männer, die später bei Beginn des Eisenbahnbaues in Österreich und Deutschland sich als Techniker einen klangvollen Namen gemacht, wie der württembergische Oberbaurat Klein, die österreichischen Eisenbahndirektoren Keißler und Demarteau, ferner Schnirch und andere, haben ihre fachliche Ausbildung wenigstens zum Teile an dem polytechnischen Institute in Prag erfahren, das nach langen Verhandlungen in den maßgebenden Körperschaften im Jahre 1864 in eine moderne technische Hochschule umgestaltet wurde, indem, entsprechend der immer weiter vordringenden Teilung der Arbeit in Industrie und Technik, auch der Unterricht in den praktischen Fächern durch die Gliederung der Schule in einzelne Fachschulen eine tunlich weitgehende Spezialisierung fand und an Stelle des ernannten Direktors der frei gewählte Rektor trat.

Eine Zeit schwerer Prüfung begann für die Anstalt zu Ende der Fünfzigerjahre. Von tschechischer Seite wurde der Versuch unternommen, das rein deutsche Institut, das von deutschen Männern geschaffen worden war, in ein tschechisches umzuwandeln. Zunächst erwirkte man die Doppelsprachigkeit an dem Institute; dann begann die schrittweise Slavisierung des Kollegiums, indem bei Neubesetzungen von Lehrkanzeln seitens der tschechischen Professoren die Angehörigkeit des Kandidaten zur tschechischen Nation über das Wissen und Können desselben gestellt wurde. Den deutschen Professoren gelang es endlich, unterstützt von der deutschen Partei im Landhause, den tschechischen Ansturm dauernd abzuwehren.

Im Jahre 1869 erfolgte die räumliche Trennung der technischen Hochschule in eine deutsche und eine tschechische. Die deutsche Lehranstalt verblieb in dem alten Hause, in dem schon die Ingenieurschule sich befunden hatte. Sie wurde im Studienjahr 1875—1876 in die Staatsverwaltung übernommen. Nun ging ihre Entwicklung den gleichen Gang, den alle österreichischen Hochschulen in ihrer Ausgestaltung bisher genommen haben.

Die „k. k. deutsche technische Hochschule in Prag" — so lautet ihr amtlicher Titel — hat in dem Jahrhunderte ihres Bestandes dem Eisenbahnwesen, dem staatlichen und privaten Baudienste, der Industrie und dem Gewerbe viele tüchtige Fachleute gegeben, die im Sinne der Aufgabe, welche Gerstner dieser Schule gestellt, gewirkt und geschaffen haben und noch wirken und schaffen. Sie gehört aber auch zu den Säulen des deutschen Geistes und deutschen Fleißes in Böhmen — und das ist eine Eigenschaft, die neben der wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung der Hochschule angesichts der in Böhmen herrschenden nationalen Verhältnisse gewiß nicht unbeachtet bleiben darf.

Ungedrucktes aus Lenaus poetischem Nachlaß.

Mitgeteilt von Professor Dr. Eduard Castle.

Lenaus poetischer Nachlaß wurde von seinen Freunden derart ausgeschöpft, daß unbekannte Stücke nur höchst vereinzelt noch zum Vorschein kommen. Wie vor einigen Jahren unter den Reinbeckschen Papieren, so haben sich auch unter den Lenau-Handschriften aus dem Besitz der Familie Löwenthal, die eben zur Ausgabe gelangen und großes Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen,* einige noch ungedruckte Verse gefunden. Der Seltenheit, nicht gerade ihres poetischen Wertes wegen, sei die Mitteilung dieser Kleinigkeiten, die dort zum Teil nicht aufgenommen werden konnten, hier gestattet.

Das „Rezept" verrät den Hörer der Medizin und gehört wohl in die Zeit zwischen 1826 und 1830; dem Motiv nach zeigt es sich verwandt mit den Gedichten aus der Preßburger Frühzeit „Unmögliches" und „Frage" („Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen"), gleich diesem interessant als einer der ersten Versuche des Dichters in der schwierigen Form des Sonetts.

Die Spitze von „Dichters Klagelied über das Junge Deutschland" haben die gehässigen Angriffe Heines, Gutzkows u. a. wider die Schwäbische Schule, der man ohneweiters Lenau beizählte, zugeschärft. In einem bislang ungedruckten Schreiben an Max Löwenthal von Stuttgart am 2. Juni 1838 erzählt er:

„Neulich war ich bei Uhland und fand ihn in liebevoller und sehr mitteilender Stimmung. Wir sprachen viel über die gegenwärtigen Zu- und Übelstände der deutschen Literatur, wobei Uhland unter anderem sagte, es sei der Anblick des Jungen Deutschlands ein betrübender überhaupt, und traurig werde man besonders dadurch gestimmt, wenn man sehen müsse, wie so junge Menschen bereits alle Kraft verloren haben, sich an irgend was Lebendigem zu freuen und mit Liebe zu hängen. Ich bemerkte dagegen, daß solche Erscheinung allerdings ein gewisses Mitleid mit den verirrten, immer mehr verarmenden Persönlichkeiten dieser Leute erwecken könne; daß aber gerade die Jugend derselben einen baldigen Ablauf der negierenden Literatur erwarten lasse, indem der junge Negant durch seine ungestüme Hitze getrieben werde, sogleich und vorweg das Äußerste zu negieren, und daher mit seinem Negieren bald und viel eher fertig werden müsse, als ein älterer, mit seinen Negationen allmählich und erst dadurch gefährlich ins Leben hineinfressender, zerstörender Geist. Ich habe den seltsamen Gedanken, ‚Schäfers Klagelied' von Goethe Dir zu Deinem Spaß zu travestieren.

Ich will den Spaß Uhland auch mitteilen, um wieder einmal sein absonderliches Lachen zu hören, in welchem bei solchen Gelegenheiten Malice und Gutmütigkeit sich auf eine sehr ergötzliche Weise um den Akzent streiten."

Der „Scherz nach einer zufällig aufgeschlagenen Bibelstelle" (2 Sam. 18, 19—23) soll nach Sophie Löwenthal während des Ischler Aufenthaltes im Sommer 1841

* „Lenau und die Familie Löwenthal." Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit Bewilligung des † Frh. Artur v. Löwenthal vollständiger Abdruck nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Professor Dr. Eduard Castle. Mit zehn Bildnissen und fünf Schriftproben. Leipzig, Max Hesses Verlag, 1906. „Mesalliiert." Erzählung aus dem Nachlaß von Sophie Löwenthal-Kleyle. Mit Bewilligung des † Frh. Artur v. Löwenthal, herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Eduard Castle. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Im selben Verlag.

entstanden, dürfte aber richtiger in das Jahr 1838 zu versetzen sein, in eine der meist angeregten und fruchtbarsten Perioden von Lenaus Schaffen.

Eine erfreuliche Heiterkeit des Gemütes kennzeichnet auch die Verse zur Nachfeier von Sophiens Geburtstag (1838). Die Freundin ward an ihrem Geburtstag (25. September) in Wien erwartet, traf aber um einen Tag verspätet ein.

Von den beiden Epigrammen ist das erste wahrscheinlich veranlaßt worden durch die oberflächlich-mißfälligen Urteile der Wiener Gesellschaft über Uhland, der, wie die Freundin berichtete, „überall ein ungünstiges Bild zurückgelassen habe, namentlich habe er sich beim Erzherzog Karl gar zu unterwürfig und schüchtern benommen."

Darauf antwortet Lenau (Wien, 23. August 1838):

„Das tut mir leid. Vielleicht wurde er gleich in den ersten Tagen seines Hierseins durch allzuviel huldigenden Andrang verstimmt und konnte sich dann wegen der Zähigkeit seines Charakters nicht mehr freundlich und offen stimmen. Es gibt Leute, die mit einem bedeutenden Manne zusammentreffend ihn sogleich auf Geist und Witz probieren und mit allerlei Schlagworten auf den Busch klopfen, ob nicht ein Haserl herausspringt, ein geistreiches Phraserl? Das ist lästig und verstimmend, und Ihr fandet vielleicht Uhland, als Ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen. — Ich habe diese Stelle an den Hofrat (Kleyle, Sophiens Vater) und Max gerichtet und an die wenigen Wiener, welche sich ein Urteil über Uhland erlauben dürfen."

Das selbstbewußte zweite Epigramm wurde wohl um der allzu schmetternden Fanfaronnade willen unterdrückt.

1. Rezept.

Rp. Von diesem romantischen Unsinn alle Stund zwei Eßlöffel voll.

Gleichwie des Frühlings Sonnenblick
Den Busen der Natur durchglüht,
Dem neues Leben nun entblüht,
So traf auch mich dein Engelblick.
Er krönet all die stillen Stunden,
In denen ich dem Ideal gelebt;
Denn nun hat sich das Zauberbild gefunden,
Dem Wesen selbst die Brust entgegenbebt.

Wenn mich des Waldes düst're Nacht umschlingt,
Wo Zephir seufzend durch Gebüsche schleicht,
Wo sich die Seel' ins Land der Träume schwingt
Und kaltes Denken der Empfindung weicht:
Da schwebt dein Bild vor meinen trunknen Blicken,
Und ich verliere mich in himmlisches Entzücken.

2. Dichters Klagelied über das Junge Deutschland.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab ins Tal;
Folg' meiner Gedankenherde,
Mein Herz bewahret mir sie;
Die Kunst ist herabgekommen,
Und weiß wohl selber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll,
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum;
Die Türe dort bleibt verſchloſſen,
Und alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus;
Poeſie iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus;

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schweine, vorüber!
Dem Dichter iſt gar ſo weh.

3. Scherz nach einer zufällig aufgeſchlagnen Bibelſtelle.

Ahimaaz, der Sohn des Zadok, ſprach,
Sprach wiederholten Males zu Joab:
Wie, wenn ich liefe auch dem Chuſi nach,
Schnell hinter ſeiner Ferſe Staub im Trab?

Da ſprach Joab: Gemach mein Sohn, gemach!
Bleib, gib dem Winkel deinen Wanderſtab,
Laß deine Botſchaft unter meinem Dach,
Der König kauft ſie dir mit Prügeln ab!

Doch jener ſpricht: wie, wenn ich dennoch laufe
Und bald zurück den Chuſi ſpring' und ſchnaufe?
Da ſprach Joab: ſo laufe doch, mein Sohn!

Und alſo lief ſtracks fort Ahimaaz
Und ſpringt dem Chuſi vor im ſchnellen Satz,
Und Chuſi kommt um ſeinen Botenlohn.

4. Lebe hoch! Sophie! Die edle Frau!

Laßt uns für Sophiens teures Leben
Herz und Glas in alle Höh erheben!
Ihrem Leben ſegenfeſte Dauer!
Jede Freude, jedes ſchöne Hoffen
Soll ihr pünktlich kommen und genauer,
Als ſie ſelbſt von Iſchl eingetroffen!
Aber will ein Unfall ſie erfaſſen,
Soll er, wie ſie ſelbſt, nur Zeit ſich laſſen,
Und er komme, folgend ihrem Gleiſe,
Stets zu ſpät um eine Tagesreiſe!

5.

Willſt du auf die Ferne wirken
Und dein Leben ihnen zeigen,
Mußt du vor den Nahen ſchweigen,
Die belauſchend dich umzirken,
Die, wenn ſie ein Wort erpaſſen,
Gleich entſtellt es drucken laſſen.

6. Komm an!

Willſt du an meine Kraft heran dich wagen,
Komm an! ich werde deinen Stoß ertragen,
Du wirſt zerſchellen, und ich werde ragen,
Die Welt ſieht nichts von dir in künft'gen Tagen,
Die Keule nur, womit ich dich erſchlagen.

Zum 10. Todestage Anton Bruckners.

Von Max Morold.

Am 11. Oktober 1896 verſchied Anton Bruckner. Ein Leben voll eigentümlicher Tragik war zur Ruhe gelangt.

Der muſikaliſch begabte Dorfſchullehrer bäuerlicher Abkunft, der es zum Domorganiſten in Linz brachte und der Biſchof Rudigier durch ſein Orgelſpiel tröſten und erbauen durfte, der ſchlichte Mann aus dem Volke, der die Muſik liebte um ihrer ſelbſt willen, nicht als Mittel, „Geld und Anſehen zu erlangen, ſondern weil ſie eine göttliche, ſchöne Kunſt iſt, die er anbetet und die, wenn er ſich ihr ergibt, ſein Ein und Alles wird", er war eine typiſche Erſcheinung jenes älteren deutſchen Muſikweſens, dem dann freilich — nach dem bitteren Wahrworte Richard Wagners — „das elegante neuere Muſikdeutſchland" ſo ziemlich den Garaus machte. Die internationalen Ehren, die der Organiſt Bruckner gewann, ändern noch nichts am weſentlichen. In der Kirche gibt es keinen Applaus und ein berühmter Organiſt kann niemals bloß Virtuoſe ſein; mehr als durch die Geübtheit ſeines Spiels muß er durch die Beherrſchung der muſikaliſchen Satzkunſt, ja ſelbſt durch tondichteriſche Eigenſchaften zu wirken ſuchen: die Art, wie er den Vollklang ſeines Inſtrumentes dazu benützt, um den melodiſchen Gehalt der liturgiſchen Muſikſtücke in Vor-, Nach- und Zwiſchenſpielen zu erſchöpfen, oder eine fremde Melodie vorzubereiten, einzuführen, zu verändern und zu ſteigern, wie er in freien Phantaſien und ſtrengen Fugen über beziehungsreiche Themen der Weihe des Tages, den Geboten der Stunde und der Eingebung des Augenblicks tönenden Ausdruck verleiht, ſie iſt es erſt, die ſein Spiel zum Range einer ſchöpferiſchen Kunſtleiſtung erhebt und auch auf den Laien, der dem kühnen Fluge des Improviſators nur mit erſchauerndem Herzen zu folgen vermag, den ſtärkſten Eindruck macht. In dieſer Art war Bruckner Meiſter auf ſeinem Inſtrumente und die feurige Kraft ſeiner Improviſationen ſtellte ihn den be-

rühmteſten Komponiſten an die Seite. Nur daß er eben nichts komponierte, nichts fixierte, nichts edierte und ſo auch glücklich vermied, daß man ihn kritiſierte. Er berauſchte ſich an der vielſtimmigen Pracht des Inſtrumentes und an ſeiner Fähigkeit, dieſe Töne und Farben zu großartigen künſtleriſchen Gebilden zu verflechten und ſah ſich durch die Andacht der gläubigen Gemeinde, die bewundernde Anerkennung der Muſikverſtändigen und den perſönlichen Dank eines befreundeten Kirchenfürſten innigſt belohnt. Bis endlich dasjenige in ihm erwachte, was man das Bewußtſein des ſchaffenden Künſtlers nennen könnte.

Das Studium der klaſſiſchen Literatur ſeiner Kunſt, der aufmunternde Verkehr mit den Fachleuten und Kunſtgenoſſen, der gewaltige Eindruck neuerer künſtleriſcher Erſcheinungen, den er ſelber als Erlebnis empfand, und nicht zuletzt eben die tiefen Wirkungen, die er von ſeinem Spiele ausgehen ſah, mußten jenes Bewußtſein in ihm wecken. Er mußte zur Überzeugung gelangen, daß auch ihm die Gabe verliehen war, durch Raum und Zeit in die Ferne zu wirken; daß er, wenn es ihn drängte, die Bewegung ſeines Herzens in Tönen auszuſprechen und durch die Macht der Töne auf andere Herzen zu übertragen, ſich nicht auf ſeine zufällige Umgebung und auf die kurze Dauer ſeines Spieles zu beſchränken brauchte; daß auch er im ſtande war, Partituren zu ſchreiben, geheimnisvolle Zauberbücher, aus denen ſein Geiſt ohne ihn und noch lange nach ihm zu allen ſprechen konnte, welche Ohren hatten, zu hören. Und dieſe ſeine Partituren mußten mit Notwendigkeit Orcheſterpartituren werden. Nur der ſo mannigfaltig gegliederte und ſo ausdrucksfähige Inſtrumentalkörper des modernen Orcheſters war geeignet, ihm die Orgel zu erſetzen und ihn für manchen eigentümlichen Vorzug der „Königin der Inſtrumente", den aber nur der geniale Spieler völlig auszunützen wußte, durch die größere Beſeeltheit der Rhythmik und Dynamik und die Möglichkeit der feinſten Abſtufungen und Schattierungen ſchadlos zu halten. Nur in einer Orcheſterpartitur für wiſſenſchaftlich gebildete Orcheſterdirigenten und handwerksmäßig geſchulte Orcheſtermuſiker ließ ſich das Seltſamſte und Überraſchendſte, was dem Spieler jemals plötzlich eingefallen war, ſo klar und deutlich niederſchreiben, daß in der größten räumlichen und zeitlichen Ferne vom Komponiſten ſein Wille doch genau zu erkennen blieb. So fing er denn an, zu komponieren, ſeine Improviſationen zu fixieren und an die Veröffentlichung ſeiner Werke zu denken; ſo wurde der Orgelſpieler zum Sinfoniker, der aus der Gegenwart in die Zukunft ſtrebte und ſich ſeinen Platz in der Muſikgeſchichte zu erobern ſuchte. Dieſe große Wendung vollzog ſich aber bei ihm in einem Lebensalter, in dem ſonſt die Muſiker, die von Anfang an Komponiſten waren und ſchon längſt die Literatur bereichert hatten, ehe ſie zu vollwertigen Künſtlern heranreiften, allmählich des Treibens müde werden; in dem der nie zu beſiegende Widerſpruch zwiſchen dem wahren Künſtlerberufe und den launenhaften Forderungen des öffentlichen Kunſtmarktes täglich fühlbarer wird und der heftigſte Wunſch ſich einſtellt, die Scheidewände, die den Künſtler von den Seinen trennen und ihn im Bereiche des Unverſtandes, der Teilnahmsloſigkeit und der Mißgunſt feſthalten, wenigſtens in ſeltenen Stunden ernſter Weihe fallen zu ſehen. Werke hat der Künſtler genug geſchaffen, aber die reinen, unentſtellten Wirkungen auf wahlverwandte Geiſter und empfängliche Gemüter verſagen ſich ihm hartnäckig in einer Welt der Senſationen und Spekulationen, der Mode und des Luxus, der Vorurteile und Kompromiſſe, der Eitelkeit und Trägheit. Da taucht dann wohl in einem

Richard Wagner der Gedanke auf, alle die bezahlten Vermittler des Kunstgenusses, Dirigenten und Direktoren, Berufssänger und Journale endgültig zu verabschieden und ein so stolzes Werk, wie „Der Ring des Nibelungen", in einem bloß hiezu errichteten, einfachen Theater mit eigens ausgewählten und für diesen besonderen Zweck geübten Darstellern vor einem geladenen Publikum, vor Freunden und Enthusiasten, mit Ausschluß der odiosen „Öffentlichkeit", in seiner echten, herrlichen Gestalt zu zeigen und danach das Theater abzureißen und die Partitur zu verbrennen, auf daß sie nie mehr entweiht werde. Ein solcher Tag müßte im Leben des Künstlers schwerer wiegen, als alle ästhetisch-kritische Anpreisung des imaginären Wertes seiner Partituren. Und in diesem Gedanken war die Idee von Bayreuth.

Ein Bruckner aber — weiß gar nicht, wie gut er's hat. In jeder Kirche mit einem „anständigen" Instrument kann er sein Bayreuth aufschlagen, und wenn er seine inneren Gesichte zur Schau stellt, wozu er keiner anderen Hilfe als der des Bälgetreters bedarf, so kommt eine heilige Ergriffenheit und eine große Erleuchtung über alle Zuhörer, vom Musikgelehrten bis zum Bauernknaben, und die Hallen des Gotteshauses umschließen eine Bruckner-Gemeinde, der die „göttliche, schöne Kunst", verkündet von einem ihrer begnadetsten Jünger, ihr „Ein und Alles" wird. Wo sind erhabenere Wirkungen als diese? Doch dem Künstler genügen die „vergänglichen" Wirkungen nicht: er will auch Werke hinterlassen; er will die Fortdauer und Wiederkehr der erprobten Wirkungen gesichert haben. Er stürzt sich jetzt in alle die Leiden und Gefahren, die seine Kunst- und Altersgenossen zum Teil schon überwinden durften. Er, der Priester, tritt aus dem Tempel, in dem er opferte, hinaus in den Lärm der Welt, unter die Gleichgültigen und Gottlosen, unter die Hochmütigen und Hartherzigen, unter die Händler und Kuppler. Er überliefert sein kostbares Eigentum dem geschäftlichen Betriebe und gibt es der Beschädigung durch Kapellmeister und der Betastung durch die Kritik preis. Er fängt nun selber an, zu rechnen und zu spekulieren, zu werben und zu buhlen, und erreicht in seiner Arglosigkeit und Unbeholfenheit doch nichts weiter, als daß er königliche Schätze für ein Linsengericht vergeudet und ein ironisches Bravo, ein lügenhaftes Kompliment als beglückenden Triumph nach Hause trägt. Und der Bauer, der Dorfschullehrer, der alle seine Kräfte nur aus einfachen und natürlichen Verhältnissen und aus den Wäldern und Fluren der Heimat geschöpft hat, dem kein höheres Wissen und keine gesellschaftliche Gewandtheit führend und schützend zur Seite stehen, strauchelt nicht nur über die unschuldigsten Fallstricke des städtischen Verkehres und der internationalen Gewohnheit, sondern verwirrt und verletzt selbst Wohlmeinende durch das Sonderbare seines Auftretens und kämpft mit Störungen und Hindernissen, die gar nicht im Wesen seiner Künstlerschaft begründet sind. Eine entsetzliche Traurigkeit muß ihn da häufig überkommen, und wenn je ein Künstler ein Martyrium erlitten hat, so war es Anton Bruckner. Die anderen, die ein ähnliches Geschick in der Jugend zu tragen haben, werden durch den unerschütterlichen Optimismus der Jugend und durch die sich stets erneuenden Kräfte ihrer fortschreitenden Entwicklung gestählt und gehoben; auch Zweifel und vorübergehende Ermattung dienen nur zur Vertiefung ihres Wesens und zur Stärkung ihres künstlerischen Vermögens. Hier mag die Phrase am Platze sein, daß die größten Kunstwerke aus Leid und Not geboren werden und daß ein Künstler auf glatter Bahn leicht das Ziel verfehle. Aber Bruckner war ein Fertiger, ein Gereifter, als er in den Wettbewerb der Künstler eintrat, und jede künst-

lerische Grausamkeit, jede kritische Schamlosigkeit, die an ihm verübt wurde, fällt zehnfach ins Gewicht, weil sie den Alternden und Gealterten, auch schon körperlich nicht mehr Widerstandsfähigen, um die ewige Jugend seines kindlichen Herzens zu betrügen drohte und ihm noch knapp vor dem Ende seines Lebens nicht nur den verdienten Lohn vorenthielt, sondern beinahe den Glauben an seine Sendung entrissen hätte.

Erst ganz zuletzt, wie am Schlusse eines langen, dunklen und klippenreichen Bruckner-schen Finales, breitete sich eine majestätische Glorie über seinem Dasein aus, und gewiß war es einer der feierlichsten Augenblicke in Bruckners Erdenwallen, als eine Leuchte der Wissenschaft wie Adolf Exner anläßlich der Verleihung der Doktorwürde an den von rührender Demut erfüllten greisen Tondichter die denkwürdigen Worte richtete: „Ich, der Rector magnificus der Universität Wien, beuge mich vor dem ehemaligen Unterlehrer von Windhag." Die Hof- und Staatsbehörden und sein Heimatland Oberösterreich wetteiferten jetzt in Auszeichnungen und Huldigungen für den allzu lange Verkannten und allzu leidenschaftlich Verfolgten und verkündeten die Tatsache, daß der kaiserliche Organist Professor Dr. Anton Bruckner auch als Künstler von Gottes Gnaden zu ruhmreichster Anerkennung gelangt war. Aber dieser strahlende Sonnenuntergang nach einem Tage voll Wolken und Ungewitter war eben doch ein Untergang; er vermochte die Müdigkeit aus der Seele des Künstlers nicht mehr zu bannen und die rechte Freudigkeit hatte bei ihm keine Stätte mehr. Auch der körperliche Verfall war nicht mehr aufzuhalten, und am 11. Oktober 1896 ging der Zweiundsiebzigjährige dorthin, woher er gekommen war.

Ein volles Jahrzehnt ist seitdem verflossen und diesem Jahrzehnt verdanken wir eine wichtige Lehre. Bruckners Werke stehen im höchsten Ansehen und er würde, wenn er noch lebte, auch ein hübsches Geld damit verdienen; seine Sinfonien bilden festliche Höhepunkte jeder Konzertsaison und die weitverbreiteten zweihändigen und vierhändigen Klavierauszüge dieser schwierigen und kolossal angelegten Werke gehören beinahe schon zur Hausmusik. Unter den Großen und Bedeutenden der Musikgeschichte bis herauf zu Wagner, Liszt und Brahms wird auch Bruckner genannt und mit Hugo Wolf teilt er sich in die Ehre, der deutschen und zumal der österreichischen Tonkunst durch die kühne Ausgestaltung einer bestimmten Gattung zu neuem Glanze verholfen zu haben. Immer zahlreicher werden die Stimmen, die ihn als Sinfoniker nur mit Beethoven zusammen nennen mögen, während seine Messen und Chorwerke den Hörern die edle Güte und den reinen Glauben seiner herzbezwingenden Persönlichkeit unverwelklich offenbaren. Und dennoch — trotz aller Erfolge und trotz des Ranges, den er heute einnimmt — steht er auch heute noch allein da. Der Gang der Musikgeschichte zeigt einstweilen in eine andere Richtung. Der Intellekt scheint die Herrschaft in der Musik behaupten zu wollen. Die gesteigerten und verfeinerten Mittel, welche Liszt und Wagner für ihre poetischen und dramatischen Absichten ausgebildet haben, sind Zweck geworden. Die Musik soll nur noch d a r s t e l l e n; jedes Thema soll etwas bedeuten und jede Themenverbindung einen „Sinn" haben. Zu den verführerischen Wirkungen der modernen Tonsprache werden neue Ursachen gesucht: „tiefe" Probleme und drastische Konflikte. Philosophie und Literatur haben sich die Musik dienstbar gemacht — wir schwelgen in symphonischen „Dichtungen" und Programm-Musik. Und Bruckner steht einsam. Der biedere, „beschränkte" Bruckner, der regelrechte Sinfonien schrieb und den ein Richard Strauß nicht gelten lassen will, weil er fromm war, weil er von der Dichtergröße Richard Wagners nur eine sehr blasse Ahnung

hatte und weil er nie begriffen haben würde, daß zum Komponieren auch Scharfsinn und Witz nötig sei.

Dieser Bruckner aber rettet die moderne Musik. Denn auch er ist ein moderner Musiker. Er hat die Harmonik und die Instrumentalfarben Liszts und Wagners in die absolute Musik eingeführt und derart, wie jüngst treffend bemerkt wurde, den Errungenschaften der beiden Großen von Weimar und Bayreuth erst ihre volle Selbständigkeit, ihre Eigenberechtigung, ihre unerschütterliche Existenz verliehen, so daß sie sich nicht mehr hinter eine „Idee" verkriechen müssen. Seine „geringe Intelligenz" und mangelhafte Bildung haben ihn davor bewahrt, in den Irrtum der neuesten musikalischen Fortschrittler zu verfallen; aber er ist nichtsdestoweniger ein Mann des Fortschrittes; er hat den Weg gewiesen, auf dem die Neuerungen Liszts und Wagners gerade auch zur Weiterführung und Vervollkommnung der rein musikalischen Formen dienen können und sollen; er selbst hat die Form der Sinfonie erweitert und zu einem nur noch brauchbareren Gefäß für den reichsten musikalischen Inhalt gemacht; er ist darin vorbildlich und richtunggebend für die Zukunft. Und er stellt zugleich die Kontinuität mit der Vergangenheit her; er kennt keine Form, die nicht einzig und allein durch den Inhalt bedingt wäre; er will als Musiker nur das, was auch Bach und Beethoven, Mozart und Schubert, auch Liszt und Wagner gewollt haben: er will vom Herzen zum Herzen reden und kann es nicht anders als in den nur aus sich selbst erklärbaren, nach Urgesetzen sich bewegenden Formen der musikalischen Rede, deren Reiz und Schönheit jenseits der Begriffe liegen, und die nicht Bildung und Intelligenz zu erfassen vermag, sondern nur der angeborene Sinn für Musik.

Handelsmaritime und statistische Streifzüge.

Von Dr. Alfred Neumann.

Produktions- und Absatzverhältnisse der österreichisch-ungarischen Monarchie befinden sich in einer Phase zunehmender Entwicklung. Beweis hiefür liefern einerseits Symptome mehr allgemeiner Natur, die auf das Vorhandensein lebhafter Gütererzeugung und vermehrten Güterumsatzes schließen lassen — verstärkte Ansprüche an den Geldmarkt aus dem Titel notwendiger Investitionen der Industrie, zunehmender Eisenbedarf infolge Neuanlage von Fabriken oder Equipierung alter Etablissements mit modernen Maschinen. Aber auch die Ziffern der Statistik selbst sprechen deutlich dafür, daß die kommerziellen Verhältnisse der Monarchie in einem wesentlichen Aufschwunge begriffen sind.

Die Handelsbilanzen des österreichisch-ungarischen Zollgebietes zeigen, daß seitens der Monarchie zur Ausfuhr gelangten:

im Jahre	1901	174,560.000	q	im Werte von	1.981,028.000 K
„ „	1905	184,870.000	„	„ „	2.390,732.000 „

Im Verlauf eines in der Geschichte wirtschaftlicher Evolution gering zu nennenden Zeitraumes hat somit die Ausfuhr Österreich-Ungarns in ihrer Gesamtheit um 10,310.000 q im Werte von 409,694.000 K zugenommen, ein Ergebnis, das als zufriedenstellend bezeichnet werden darf.

Beigetragen zu diesem Resultate hat:

Österreich

im Jahre	1901	155,923.261 *q*	im Werte von	1.636,690.000 K
„ „	1905	167,650.708 „	„ „ „	2.014,261.000 „

Ungarn

im Jahre	1901	18,637.248 *q*	im Werte von	344,338.000 K
„ „	1905	17,219.711 „	„ „ „	376,461.000 „

Seit dem Jahre 1901 hat sich also der Anteil Österreichs an der gemeinsamen Ausfuhr des Zollgebietes um 11,727.447 *q* im Werte von 377.571.000 K vergrößert, der Anteil Ungarns dagegen bei einer Verminderung des Quantums um 1,417.537 *q* eine Wertsteigerung um 32,123.000 K erfahren. Ihre Begründung findet diese interessante Tatsache in dem Umstande, daß dank zielbewußter und reger Förderung, namentlich durch die Regierung, die gesamte Ausfuhr Ungarns im Laufe der Zeit eine den Handelswert der Produkte steigernde Verbesserung in ihrer Qualität erzielen konnte: die Verteilung des Wertzuwachses auf die Gruppe der Rohstoffe mit 19,253.000, der Halbfabrikate mit 5,789.000 und der Ganzfabrikate mit 7,081.000 K bestätigt die Richtigkeit dieser Behauptung.

Die gewaltige Gütermenge von fast 185 Millionen Zentnern, die den Export des österreichisch-ungarischen Zollgebietes darstellt, hat auf den verschiedenen Straßen des Verkehres: Eisenbahnen, Flüssen, Meeren ihren Weg in das Ausland gefunden und dort Zeugnis abgelegt, daß inmitten des schweren, internationalen Konkurrenzkampfes um das Absatzgebiet auch das Erzeugnis der österreichisch-ungarischen Monarchie seine Stelle zu erringen und zu behaupten vermag.

Unwillkürlich taucht die Frage auf, welcher Verkehrsmittel sich die Artikel des heimischen Exports bei ihrer Wanderung ins Ausland bedient haben.

Zunächst wurde aus leicht zu begreifenden Gründen der geographischen Lage und der regen Handelsbeziehungen mit den kontinentalen Nachbarstaaten, namentlich zu dem Deutschen Reiche (das im Jahre 1905 allein Ware im Werte von über 773 Millionen Mark aus Österreich-Ungarn bezog), ein Großteil des Ausfuhrverkehrs auf dem Schienenwege in die Absatzgebiete befördert.

Ein nicht zu unterschätzender Bruchteil des gesamten Warenexports hat ferner die wohlfeileren Wege der Binnenwasserstraßen (Elbe und Donau) gewählt, um nicht in jenem Maße, wie bei Verfrachtung durch die Eisenbahnen, mit teuerer Fracht beschwert zu werden.

Den Rest des österreichisch-ungarischen Exportes aber, der nicht auf Eisenbahnen, nicht auf Binnenwasserstraßen in das Ausland gelangte, bilden jene Quantitäten, die auf den Straßen des Meeres den ausländischen Märkten zugeführt wurden.

Bei flüchtiger Beurteilung dieser Übersicht und bei Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse könnte leicht die Meinung entstehen, jener letzterwähnte Teil des Exportes, den Österreich-Ungarn über die Seeroute geleitet hat, sei im großen und ganzen identisch mit dem Verkehre, der in der Statistik des gemeinsamen Zollgebietes als „Warenverkehr mit dem Auslande über österreichische und ungarische Seehäfen" ausgewiesen wird.

Es gelangten zur Beförderung:

	im Jahre 1901:		
über österreichische Häfen	7,449.879 q	im Werte von	195,341.000 K
„ ungarische „	6,838.500 „	„ „ „ „	130,019.000 „
zusammen	14,288.379 q	im Werte von	325,360.000 K
	im Jahre 1905:		
über österreichische Häfen	9,600.575 q	im Werte von	263,258.000 K
„ ungarische „	6,074.320 „	„ „ „ „	134,993.000 „
zusammen	15,674.895 q	im Werte von	398,251.000 K

Diese Zusammenstellung des spezifisch österreichisch-ungarischen Seehafenverkehrs beweist zunächst, daß, wie der Gesamthandel der Monarchie überhaupt, auch der Spezialverkehr zur See in einem gewissen Aufschwung begriffen ist, indem einem Zeitraume von fünf Jahren eine Zunahme des Exportes um 1,386.516 q im Gesamtwerte von 72,891.000 K entspricht.

Gleichzeitig aber legen auch diese Ziffern ein beredtes Zeugnis ab für die Art und Weise, in der die beiden Partner der österreichisch-ungarischen Monarchie am Warenverkehr über inländische Häfen beteiligt sind; sie — die Ziffern — fällen hiebei ein scharfes Urteil über Österreich, das nur um einen geringen Bruchteil mehr leistet als sein viel schwächerer Genosse Ungarn: Österreich, das außer Triest noch eine Reihe kleinerer Häfen sein Eigen nennt, während Ungarn außer Fiume nur über den unscheinbaren Hafen Zengg verfügt, leitet vom gemeinsamen Warenverkehre nach dem Auslande über inländische Häfen (15,674.895 q) bloß drei Fünftel über seine Emporien und führt ihnen ein Quantum zu, das bloß um ein Drittel jenes übersteigt, das Ungarn nach seinen eigenen Häfen dirigiert! Das heißt mit anderen Worten, daß Ungarn bei seiner Gesamtausfuhr von 17,219.711 q zur gemeinsamen Seehafenausfuhr über nationale Häfen beinahe ebensoviel beiträgt, als Österreich mit einer fast zehnmal so großen Gesamtausfuhr von 167,650.708 q, daß aber — von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet — Ungarn fast ein Drittel seiner Gesamtausfuhr seinem nationalen Hafen zuleitet, während Österreich von seiner Totalausfuhr nur ein Siebzehntel an Triest und die anderen österreichischen Häfen zu vergeben vermag . . .

Im Grunde der Dinge können diese Erscheinungen nicht wundernehmen: Es ist eine altbekannte Tatsache, daß gerade Ungarn jener Teil der Monarchie ist, der sein ganzes Augenmerk dem Hafen Fiume zulenkt; daß Ungarn seit den Tagen Gabriel Baroß', des genialen und rücksichtslosen Inaugurators seiner Tarif- und Exportpolitik, kein Opfer scheut, um seine Schiffahrt, seine nationale Schiffahrt in jeder nur möglichen Weise zu begünstigen. Die Bezeichnung „Fiume — das Schoßkind Ungarns" ist keine Phrase, sondern die Konstatierung einer realen Tatsache.

Anders aber Österreich im Verhältnis zu seiner Schiffahrt, seinem Haupthafen Triest. Zwar ist die Zeit vorbei, zu der das Wort „österreichische Seeschiffahrt", „österreichischer Hafenverkehr" in der engeren Heimat nur ein mitleidiges oder ablehnendes Achselzucken zur Wirkung hatte. Im Gegenteil darf mit Anerkennung ausgesprochen werden, daß Dank der Tätigkeit einer Anzahl unermüdlich rühriger Männer, die unbekümmert um Anfechtungen und Erschwerungen sich des österreichischen Seewesens in der Zeit seines tiefsten

Verfalles angenommen haben, Österreich heute überhaupt eine Rolle im Konzerte jener Staaten spielt, die Seeschiffahrt und Überseehandel betreiben.*

Zu jener Entwicklung des nationalen Seewesens aber, die dem Range des Industriestaates Österreich und seiner kommerziellen Stellung auf dem Weltmarkte entspräche, ist Österreich bis heute nicht gelangt.

Des „nationalen" Seewesens — denn mit der Ziffer, die Österreichs Anteil an der Warenbewegung über österreichische und ungarische Häfen aufzeigt, ist eben jene Gütermenge durchaus nicht bezeichnet, die Österreich überhaupt per mare verfrachtet. Vielmehr ist es das stete Gravamen aller jener, die wirkliches Interesse an der Entwicklung des österreichisch-nationalen Seewesens nehmen, daß ein großer Teil jener österreichischen Ausfuhr, die auf dem Seewege die transatlantischen Absatzgebiete aufsucht, seinen Weg über fremde, anationale Häfen wählt und viel zu oft nur mit Hilfe fremder Verschiffungsgelegenheiten sein Ziel erreichen kann.

Auch bei diesem Thema läßt es die Fundgrube der offiziellen Statistik an Illustrationsfakten nicht fehlen:

Es wurden aus dem gemeinsamen Zollgebiete ausgeführt

	nach Asien	nach Afrika	nach Amerika	nach Australien
im Jahre 1901 . . .	1,915.000 q	1,057.000 q	980.000 q	15.000 q
„ „ 1905 . . .	1,717.000 q	1,271.000 q	1,599.000 q	17.000 q

Ihren Weg nahmen hiebei über österreichisch-ungarische Häfen

	nach Asien	nach Afrika	nach Amerika	nach Australien
im Jahre 1901 . . .	1,842.244 q	603.982 q	677.235 q	73 q
„ „ 1905 . . .	1,586.510 q	1,037.511 q	1,170.945 q	91 q

Aus der Prüfung der beiden Tabellen ergibt sich, daß allein im Verkehre nach den transatlantischen Gebieten dem nationalen Seeverkehre der Monarchie im Jahre 1905 Frachtalimente im Ausmaße von 808.943 q verloren gegangen sind, ganz ungerechnet jenen beträchtlichen Seeverkehr, der zwischen der Monarchie und den europäischen Ländern abgewickelt wird und der sich ebenfalls zum großen Teil in fremden Händen befindet.**

Bedarf es nun weitläufiger Ausführungen für den Nachweis des materiellen und moralischen Schadens, den die nationale Volkswirtschaft dadurch erleidet, daß ein beträchtlicher Teil ihres Seetrafiks seinen Weg über fremde Häfen nimmt; daß fremden, statt nationalen Erwerbsgesellschaften Geldalimente zuströmen, die sich auf viele Millionen belaufen; daß Angehörige fremder Nationen, die instinktiv dazu tendieren müssen, den Vorteil der Konnationalen, und nicht fremder Konkurrenten zu wahren, in die Geschäftsgeheimnisse des österreichischen Ausfuhrhandels, seiner Provenienz, seiner Absatzgebiete eingeweiht werden?

* Nach dem Nettogehalte der Seedampfer steht Österreich-Ungarn mit 0·38 Millionen Tons an achter Stelle, während z. B. Deutschland mit 1·91 Millionen Tons die zweite Stelle einnimmt.

** So hat z. B. im Jahre 1905 der österreichisch-ungarische Export nach England 3,904.000 q betragen, wovon über nationale Häfen nur 1,284.263 q befördert wurden; von der Ausfuhr Österreich-Ungarns nach Italien pro 11,895.000 q gingen nur 5,624.881 q, vom Exporte nach der Türkei per 2,069.000 q nur 1,535.581 q über österreichisch-ungarische Häfen.

Es waren die Vertreter einer Volkswirtschaft, deren Lehren heute von den Angehörigen einer modernen Zeit, einer modernen Technik vielfach als obsolet und naiv belächelt werden, es waren die Vertreter des merkantilistischen Prohibitivsystems, die mit prävoyantem Blicke erkannten, daß auswärtiger Verkehr nur dann die größten Vorteile biete, wenn er durch eigene Kaufleute und eigene Schiffe vermittelt werde, daß aber Handel und Wandel der einen Nation nicht fremden Vermittlern zukommen dürfe. All die Argumente, mit denen diese klugen, alten Volkswirte ihre Lehren belegten, sind heute noch ebenso schlagend wie einst und haben trotz vielfach veränderten Lebensbedingungen nicht ein Quentchen ihrer Beweiskraft verloren.

Sucht man nun die Gründe, warum Österreichs Seeverkehr über seinen nationalen Hafen nicht jene Rolle spielt, die ihm im volkswirtschaftlichen Interesse zukommen sollte, so hört man, namentlich aus Reederkreisen, vielfach gegen Österreichs Kaufmannschaft den Vorwurf „maritimer Heimflucht" erheben, d. h. die Sucht, auch dann über fremde Häfen, mit fremden Schiffen zu verfrachten, wenn unter gleichen Bedingungen der heimische Hafen, die heimische Schiffahrt zur Verfügung steht. Denn niemand, auch nicht die österreichische Reederschaft, leugnet, daß ein ziffermäßig nicht geringer Bruchteil des österreichischen Exportes mit Fug und Recht die außerösterreichischen, an der Elbe, der Weser ꝛc. gelegenen Häfen aufsucht, weil tarifarische Gründe dafür sprechen, die geographisch günstiger gelegenen ausländischen Exporthäfen dem nationalen Hafen vorzuziehen. Es würde für die Eisenbahnen große, oft zu große Opfer bedeuten, auch diese Transporte dem heimischen Hafen zu gewinnen und die kommerzielle Demarkationslinie zwischen den nördlich und südlich gelegenen Produktionsstätten auf ein Minimum zu reduzieren oder ganz aus der Welt zu schaffen. Auf diesen, aus *natürlichen* Gründen der Heimat „entfremdeten" Export zielt auch der Vorwurf der Heimflucht nicht, wohl aber auf jene Ausfuhr, der angeblich die Wahl zwischen heimatlichem und fremdem Hafen offensteht und die tel quel den fremden Hafen wählt.

Gewiß ist dieser Vorwurf vielfach berechtigt — manch schöne Tonne österreichischen Frachtgutes ist fremden Häfen, manch blanker Schilling österreichischen Frachtgeldes fremden Reedern zugewandert, ohne daß wirklich Notwendigkeit hiefür vorlag.

Aber die Gerechtigkeit erfordert, auch die Kehrseite der Medaille zu betrachten und dann zuzugestehen, daß, wie die Dinge *zurzeit* noch liegen, der österreichische Kaufmann nur zu oft noch gezwungen ist, die Tonne, den Schilling auch contre cœur in die Fremde wandern zu lassen, *weil ihm die heimische Schiffahrt in ihrer momentanen Verfassung nicht jene Vorteile bietet, die er im Interesse seines kommerziellen Erfolges verlangen muß und die er im Auslande findet.* Der Kaufmann — das darf nicht vergessen, muß jenen in Erinnerung gebracht werden, die immer nur von „Indolenz" der österreichischen Kaufmannschaft in maritimen Angelegenheiten ihrer Heimat sprechen — kämpft selbst einen schweren Kampf, ist angewiesen auf Akuratesse der Beförderung, auf Kalkulation billigster Frachtspesen; jeder Penny Mehrfracht, jeder Tag längerer Beförderungsdauer ist im stande, ihn seinem bevorzugteren Nebenbuhler gegenüber in ungünstige Position, ihn um die Absatzmöglichkeit zu bringen.

Betrachtet man also mit Unbefangenheit die Sachlage von diesem Standpunkt aus und stellt man dann die schlichte Frage: „Wäre Österreichs Handelsmarine in ihrem *heutigen* Zustande — Organisation, Linienverteilung, Tonnage — überhaupt in der Lage,

den gesamten Trafik Österreichs, der zur Zeit noch seinen Weg über fremde Häfen ins Ausland nimmt vollkommen zufriedenstellend zu bedienen?" so muß mit einem ebenso schlichten „Nein" geantwortet werden.

Denn sogar in dem imaginären Falle, daß die österreichische Handelsmarine ihrer Tonnage nach heute schon das numerische Höchstmaß des für Übersee bestimmten Exportquantums bewältigen könnte, ist ihr gegenüber das Ausland noch immer ganz unvergleichlich im Vorteil, vor allem durch die Menge regulärer Linien nach Übersee, deren überwiegende Mehrzahl Österreichs Hafen Triest nicht besitzt, dann durch die Häufigkeit der Verschiffungsgelegenheiten und die Schnelligkeit der geleisteten Beförderung. In dieser Beziehung verwöhnt das Ausland den österreichischen Kaufmann und macht ihn skeptisch gegen alle Versuche der Heimat, den unerquicklichen Stand der Dinge zu ändern.

Je länger aber ein derartiger Zustand andauert, desto schwerer wird dann die Remedur. Immer stärker wird die Entfremdung zwischen dem Kaufmann und seinem nationalen Schiffahrtswesen, der Versand über fremde Häfen wird schließlich zum Prinzip und wirkt im Falle, wo die heimatliche Schiffahrt die bisherigen Versäumnisse durch prompte und allen Anforderungen gerechte Bedienung eines bisher vernachlässigten Verkehres zum Besseren wenden will, lähmend, oft auch zerstörend.

Ein lehrreiches Beispiel für eine derart destruktive Wirkung der Entfremdung zwischen Kaufmann und nationalem Hafen, nationaler Schiffahrt bietet das Schicksal der österreichischen Mexiko- und Ostafrikalinie. Auf Betreiben österreichischer Schiffahrtsfreunde, die an Hand der Statistik nachgewiesen hatten, daß Österreich genügende Import- und Exportquantitäten zur lohnenden Alimentierung dieser Linien zu bieten hätte, wurden reguläre Verbindungen vom „Österreichischen Lloyd", beziehungsweise von der „Austro-Amerikana" ins Leben gerufen. Das Gesetz der Trägheit auch in wirtschaftlichen Dingen hat aber derart eingewirkt, daß die österreichischen Verfrächter, durch Jahrzehnte gewohnt, ihre Exporte für diese Destinationen über fremde Häfen zu lenken, nach wie vor bei dieser Beförderung verbleiben und ihre heimatlichen Schiffahrtsgesellschaften, die auf die wichtigen und hoffnungsfroh einkalkulierten Alimente ihrer Kaufmannschaft verzichten mußten, zur Einstellung oder Einschränkung der neuen Linien zwangen.

Hat sich also auch seit den Tagen der „Triester Enquete" im gesamten österreichischen Verkehrswesen so manches zum Bessern gewendet, hat auch das nationale Emporium Triest seine zweite Verbindung mit dem industriellen Hinterlande erhalten, die als punctum saliens seiner Remedur hingestellt wurde und gehen auch die neuen Hafenbauten ihrer Vollendung entgegen, so ist trotz alledem kein Grund vorhanden, mit zufriedener Selbstgenügsamkeit den Zustand und Entwicklungsgrad des österreichischen Schiffahrtswesens als fertig und vollendet anzusehen. So lange noch ein unverhältnismäßig großer Teil des österreichischen See-Exportes dem heimischen Hafen entfremdet ist, vielfach auch entfremdet sein muß, kann von Zufriedenheit keine Rede sein. So lange ein Blick auf die Erdkarte genügt, um den Unterschied zwischen jenem dichtmaschigen, enggeknüpften Liniennetz, das die Häfen Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Marseille und Genua mit allen Absatzzentren der Welt verbindet und jener dünnfadigen Verkehrslinie ad oculos zu demonstrieren, die von Triest nach dem Auslande führt, muß immer und immer wieder darauf

hingewiesen werden, daß die österreichische Schiffahrt des Ausbaues, der Verbesserung noch dringend bedürftig ist.

Wenn Deutschland mit eigener Schiffahrt, unter eigener Flagge nach einer Zahl überseeischer Länder, nach denen Österreich heute bloß für 22 Millionen Kronen exportieren darf, Waren im Werte von über 360 Millionen Mark* absetzt, woran liegt die Schuld? Sind die Waren Österreichs minderwertig, nicht so konkurrenzfähig, wie das deutsche Produkt? Kaum, denn allenthalben hört man nur Worte anerkennenden Lobes über das österreichische Exportprodukt. Die kommerziellen Berichte der österreichischen Konsuln aus transatlantischen Handelszentren enthalten von Seite zu Seite die stereotype Wendung: „Für diesen und jenen Artikel wäre hier ein ausgezeichnetes Absatzgebiet für österreichische Industrieartikel". Wäre — warum nicht „ist"? Gewiß liegt, wie Fachleute auf dem Gebiete des Exportwesens schon oft nachgewiesen haben, ein nicht geringer Teil der Schuld in dem Mangel der österreichischen Exportorganisation, im Mangel richtiger Anpassungsfähigkeit an die äußeren Formen, in denen sich das Exportgeschäft gerade in der betreffenden Absatzrelation abspielt. Aber ebensooft haben dieselben Fachleute den größeren Teil der Schuld dem Mangel an Verfrachtungsgelegenheiten angelastet, der es bewirkt, daß die österreichische Industrie an viele der wichtigsten Absatzstätten entweder gar nicht oder nur durch Vermittlung fremder Häfen, fremder Schiffahrtsgesellschaften gelangen kann.

Rühriger denn je müssen auch heute jene Protagonisten des österreichischen Seeverkehrs, die ihm in einer Zeit, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelte, mit Rat und Tat beigestanden sind, ihr Augenmerk auf seinen weiteren Ausbau richten und unermüdlich an Hand der Statistiken die Absatzgebiete des österreichischen Handels studieren, wo unter der Voraussetzung tatkräftiger, planmäßiger und zielbewußter Förderung durch die heimische Kaufmannschaft die Möglichkeit eines Erfolges gegeben ist.

Denn niemals war das alte, stolze Wort: »Navigare necesse« so wahr als gerade heute — wenn auch nur mit der Einschränkung: Unter eigener Flagge, mit eigenen Schiffen, ab eigenem Hafen!

Ein geheimer Bericht über die Schlacht bei Jena.

Die Niederlage Preußens in der Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806 ist von berufenen Federn längst geschildert worden. Was wir in den folgenden Zeilen veröffentlichen, ist ein noch unbekannter Bericht eines Zeitgenossen, eines österreichischen Beamten, der während der Napoleonischen Kriege zu geheimen Missionen wiederholt verwendet

* Es betrug im Jahre 1905 der Export

	Deutschlands		Österreich-Ungarns	
Nach Chile	53·5	Millionen Mark	1,667.000	Kronen
„ Argentinien	131·5	„ „	5,032.000	„
„ Brasilien	71·7	„ „	8,542.000	„
„ Mexiko	43·5	„ „	2,157.000	„
„ Britisch-Südafrika	34·3	„ „	4,174.000	„
„ Niederländisch-Indien	30·2	„ „	802.000	„
	364·7	Millionen Mark	22,374.000	Kronen

wurde. Er hieß Andreas Eichler und war Polizeikommissär in Prag. Im August 1806 beauftragt, über Napoleons Kriegszug gegen Preußen zu berichten, begab er sich nach Sachsen und verfolgte daselbst die Begebenheiten bis zur Schlacht von Jena.

Nachdem Eichler seine Sendung zur vollsten Zufriedenheit des Kaisers erfüllt hatte und nach Teplitz zurückgekehrt war, wurde er angewiesen, die dahin versprengten preußischen Soldaten auf dem kürzesten Weg nach Schlesien zu befördern. Auch in der folgenden Zeit bewährte er sich als tüchtiger Geheimagent. Es gelang ihm sogar, dem in Dresden von den Franzosen gefangen gehaltenen Gesandten Grafen Zichy eine Depesche des Oberstburggrafen Wallis in die Hände zu spielen und sich sogar deren Empfang bestätigen zu lassen. Durch seine Erfolge kühn gemacht, wagte er es auch, sich über die neuen Befestigungen Torgaus durch die Franzosen eingehend zu erkundigen, ein Unternehmen, das insofern glückte, als sich Eichler in den Besitz einer ausführlichen Beschreibung und genauer Pläne zu setzen wußte. Auch in der Zeit der Befreiungskriege wurde er mit verschiedenen geheimen Aufträgen betraut. Seinem Bemühen gelang es, als am 6. Mai 1813, nach der Schlacht bei Lützen wegen des Marsches der Franzosen nach Dresden alle preußischen und russischen Angehörigen abreisen mußten, an der Grenze, fast im Angesichte des Feindes, mehr als 30 Offiziere auf der Elbe bis nach Aussig und von da bis nach Teplitz in Sicherheit zu bringen. Mit großer Umsicht vollzog Eichler auch den Befehl, alle Brücken, die der Feind von Dresden aus über die Elbe gegen Böhmen errichtet hatte, genau zu beschreiben.

Aus der Feder dieses tüchtigen Polizisten, der nebenbei literarisch tätig war, stammen viele Gelegenheitsschriften, die, im Auftrage der Regierung verfaßt, ihre Wirkung nicht verfehlten. In Teplitz, wo Eichler einige Zeit hindurch das Amt eines Badekommissärs versah, trat er zu verschiedenen hervorragenden Persönlichkeiten in nähere Beziehung. Zu Gentz stand er in freundschaftlichem Verhältnisse, in lebhaftem Verkehr mit Herzog Karl August, dessen Einladung nach Weimar er im Dezember 1809 folgte, nicht ohne Zustimmung seines Vorgesetzten, des Oberstburggrafen Wallis, der diese Reise wärmstens befürwortete, „weil sich mit Gewißheit annehmen lasse, daß der Herzog, welcher bei den ihrer Entwicklung nahen Ereignissen persönlich interessiert sei, gewiß Anstalten getroffen haben werde, von den gefaßten Beschlüssen so schnell als möglich unterrichtet zu werden. Eichler könne daher gewiß sehr nützliche Entdeckungen machen." Dies war denn auch der Fall. Eichler fand am Weimarer Hof nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch eine ergiebige Quelle für amtliche Rapporte. Wir lassen nun seinen Bericht über die Schlacht bei Jena wortgetreu folgen:

* * *

„Endlich bin ich im stande, von der Schlacht, die am 14. Oktober zwischen den Preußen und Franzosen vorfiel, einen umständlichen Bericht zu erstatten. Voraus muß ich bemerken, daß eigentlich nur am 14. eine Schlacht vorgefallen ist; aber man hatte darüber keine Nachrichten erhalten können, weil die Franzosen alle Kommunikation hinderten und jene, die aus der Schlacht zurückkamen, große Umwege nehmen mußten, folglich erst am 17. in hiesiger Gegend eintrafen. Wie verworren es herging, läßt sich daraus abnehmen, daß Hohenlohe seinem Korps bekanntmachen ließ, der König habe die Franzosen geschlagen, dagegen der König wieder die Nachricht erhielt, daß Hohenlohe die Franzosen geschlagen habe; daher schrieben sich die voreiligen guten Nachrichten, die

dem Kurfürsten noch am 17. mittags durch einen Offizier offiziell gemeldet wurden und doch falsch waren.

Eine Schlacht dieser Art ist noch nicht vorgefallen. Was ist die Schlacht von Marengo und von Austerlitz gegen die von Jena? Von Jena hat sie den Namen. — So schimpflich ist seit Entstehung der Welt noch keine Armee geschlagen worden. Laut schreit man hier: Die Österreicher sind an den treulosen Preußen fürchterlich gerächt worden; nur schade, daß dadurch ganz Deutschland zu den Füßen Napoleons zusammenstürzt und nun seine Fesseln tragen muß.

Bevor ich von der Schlacht selbst spreche, muß ich die Umstände anführen, die es möglich machten, daß eine nach meiner Überzeugung auserlesene preußische Armee, die dem Feinde in der Zahl der Streiter und der Kanonen überlegen war, die ein vielversprechender Mut und guter Wille beströbte, die von brawen, erfahrenen Generalen angeführt und durch die Gegenwart des Königs, der Königin und so vieler Prinzen vom Hause befeuert wurde, gar so in der schändlichsten Art geschlagen — nein, dieser Ausdruck ist zu ehrenvoll, wie es die sächsischen Offiziere sagen — sondern man muß sagen, wie sie auseinandergejagt werden konnte. Nur folgende Umstände führten die Möglichkeit herbei.

1. General Pfuhe als Generalquartiermeister machte den Plan, gegen den Feind offensiv vorzugehen, ihn aufzusuchen und teilweise zu schlagen, was schon am 1. hätte geschehen können, da die Armee bis auf den Abgang von drei Kavallerieregimentern beisammen war. Dieses Zögern hätte noch ohne Folgen bleiben können, wenn die Preußen den Feind am 11. angegriffen hätten, allein der Herzog von Braunschweig verwarf diesen Plan und beschloß, sich angreifen zu lassen und den Feind auf der Anhöhe von Weimar zu erwarten, zu welchem Ende er befahl, daß

2. die Armee ein Lager aufschlagen sollte. Dieser Befehl, am 10. nachts gegeben, machte die ganze Armee mißvergnügt — die Gemeinen murrten und sagten: ‚Beim Teufel, der Herzog von Braunschweig hat uns schon wieder an den Feind verkauft.‘

3. Alle Generale waren unzufrieden, daß der Herzog von Braunschweig das Kommando erhielt, welches doch der König selbst führen wollte. Daran war aber der erste Adjutant des Königs, Oberst Kleist, schuld, zu dem der König einst sagte: ‚Das Oberkommando ist mir doch sehr lästig, man hat so viel Verantwortlichkeit auf sich und wird so sehr mit Kleinheiten geplagt.‘ — Kleist, eine Kreatur des Herzogs von Braunschweig, benützte diese Stimmung und schlug den Herzog vor; dieser weigerte sich anfangs, nahm aber nachher unter den ihm zugestandenen Bedingnissen an, daß er unumschränkt disponiere und der König zum Kriegskonseil nur jene Generale berufe, die der Herzog auswähle.

4. Die Unzufriedenheit des Generals Schmettau, der sich geschmeichelt hat, das Armeeoberkommando zu erhalten. Schmettau hatte an dem Tage, als das Lageraufschlagen befohlen wurde, zu mehreren Generalen und Stabsoffizieren gesagt: ‚Meine Herren, nun ist das Unglück gewiß — die Schlacht geht verloren und man wird darüber jene von Austerlitz vergessen.‘

5. Das Hohenlohesche Korps, das immer den linken Flügel machte, mußte seine Stellung auf einmal so ändern, daß es zum rechten Flügel wurde, dadurch aber vom Magazin so abgeschnitten ward, daß es durch drei Tage kein Brot hatte.

6. Die Disposition in der Schlachtordnung. Die Armee war auf drei Meilen Wegs ausgebreitet. Es waren und mußten Lücken und schwache Punkte vorhanden sein. Die Generale müssen diese Fehler bemerkt haben, aber sie durften nicht sprechen oder wollten es nicht. Dadurch geschah es, daß die Sache nicht gemeinsam ging und die Kommandeure nicht wußten, was untereinander während der Schlacht vorging. Das waren also die Vorbereitungen, bei welchen die Schlacht allerdings verloren gehen konnte, wozu aber noch 7. kommt, daß die Artillerie der Preußen zu früh feuerte und sich umsonst verschoß, und als das Geschütz am wirksamsten hätte sein sollen, keine Munition mehr vorhanden war. Auch ist die Artillerie schlecht bedient. Augenzeugen behaupten, daß eine französische Kanone zweimal abgefeuert hat, als eine preußische einmal.

Nun zur Schlacht selbst:

Am 14. Oktober früh um 2 Uhr marschierten Murat und Soult in zwei Kolonnen über Wellnitz und Ilmsdorf gegen Jena, wo Hohenlohe sein Treffen hinter der Salza aufgestellt hatte, die aber fast ohne Brücke passiert werden kann. Die Franzosen hielten hier still, bis sie avisiert waren, daß auch die Marschälle Davoust und Bernadotte bei den andern zwei Treffen angelangt wären. Nun begann gegen 3 Uhr eine beiderseitige Kanonade, unter welcher die Franzosen bald hin-, bald hermarschierten, endlich aber sich gegen das Zentrum vereinigten und dieses angriffen. Die Sachsen leisteten hier einen trefflichen Widerstand und trieben die Feinde zurück, die aber den Angriff erneuerten und dazu immer frische Truppen anrücken ließen. So schlug man sich mehrere Stunden tapfer herum, allein gegen Mittag wurden auch die beiden Flügel angegriffen und das Zentrum durchbrochen; das Korps wich und suchte gegen Dornburg zu kommen, um dort die Anhöhe zu gewinnen; allein der Marschall Davoust, der das zweite Treffen attackierte und mehrere Öffnungen entdeckt hatte, in die er eindrang und dadurch sogar dem Prinzen Murat Gelegenheit verschaffte, daß dieser mit der Kavallerie eindringen konnte, hatte die Linie schon durchbrochen, und Hohenlohe sah sich nun auch durch Murat auf dem Rücken angepackt und nun kam sein Korps ganz in Deroute und ergriff nach allen Seiten die Flucht. Jetzt hatten sich Murat und Soult über Kapellendorf und Kolzschen gegen Weimar gewendet; das überall durchbrochene zweite Treffen, das der König, der sich selbst aller Gefahr aussetzte, nicht mehr in Ordnung bringen konnte, fiel selbst auf das dritte Treffen, das vom Marschall Bernadotte, fast ohne einen Schuß zu tun, überflügelt wurde, und erleichterte dem Feinde den Sieg. Es war keine Haltung mehr, kein Zusammenhang, kein System. Man hatte nicht einmal einen Punkt bestimmt, wohin die Armee retirieren sollte. Der König war an der Hand blessiert und verlor zwei Pferde unterm Leibe; Prinz Heinrich, sein Bruder, schwer blessiert; dem Herzog von Braunschweig die Augen ausgeschossen, der Prinz von Braunschweig, die Generale Blücher, Schmettau, Zastrow, und die meisten übrigen schwer verwundet und gefangen. Der König retirierte sich mit Kleist und dem Grafen Goetzen unter Bedeckung von 100 Husaren nach Blankenhain, wo er spät abends ankam, allein, Götzen, der mit 60 Husaren vorausritt, fand es von Franzosen schon besetzt und konnte sich und den König nur mit genauer Not retten. Nach Erfurt ward Möllendorf mit 3000 Mann geworfen, die Franzosen überrumpelten es tags darauf in aller Frühe und nahmen Möllendorf mit der Garnison gefangen. Endlich rettete sich der König über Nordhausen und Wernigerode nach Magdeburg; Prinz Wilhelm aber durch den Harzwald

über Osterode und Halberstadt. Die Franzosen bekamen die ganze Artillerie und alles Gepäck in ihre Hände; es sind an 200 Kanonen. General Davoust hat nur 5000 Mann brauchen können; die übrigen 15.000 von seiner Kolonne kamen gar nicht ins Feuer. Ebenso hat das Bernadottesche Korps fast keinen Schuß getan und dennoch wurde die ganze preußische und sächsische Macht auf einmal gesprengt, ohne daß von beiden Seiten viel Blut wäre vergossen worden, denn die aus dieser Schlacht hier angekommenen sächsischen Offiziere behaupten, daß der beiderseitige Verlust an Toten nicht 5000 Mann erreichen könne. Um aber das Unglück recht voll zu machen, mußte — sagen die Sachsen — Prinz Eugen von Württemberg noch den Unsinn begehen und mit der Reserve über die Saale herübergehen, wo ihn die Franzosen, die sogleich über Zeitz, Naumburg, über Pegau und Leipzig vordrangen, angriffen, etliche Tausend gefangennahmen, 40 Kanonen eroberten und den Überrest zerstreuten, da er doch durch einen Rückzug nach Magdeburg das ganze Korps hätte retten können. Der König ist wahrscheinlich schon in Berlin; er hatte auf seiner Flucht den Adjutanten Grafen von Dönhof an Napoleon, der während der Schlacht nur von fern die Befehle erteilte, mit Friedensanträgen abgeschickt; der Graf traf ihn zwar, allein er ließ ihn nicht vor, sondern nahm ihn bloß, nicht besser als einen Gefangenen, mit bis Merseburg, wo Napoleon am 17. eintraf, und noch am 18. war er nicht vorgelassen, so daß man schließt, er wolle den Frieden, wie er es verhieß, nur in Berlin diktieren.

Als die sächsischen Offiziere vor Napoleon erschienen, stand der ihnen verhaßte Legationssekretär Dumonstier neben Berthier, der ihn als seinen Sekretär bei sich hat. Von den künftigen Operationen Napoleons läßt sich noch nichts sagen, so viel ist aber gewiß, daß er in einigen Tagen in Berlin ist. Zwar werden bei Magdeburg die Flüchtlinge gesammelt und in Magdeburg selbst ist eine Besatzung von 3000 Mann mit 65 Kanonen, allein man weiß auch, daß die Polen größtenteils gar nicht zurückkehren, auch ist kein General vorhanden, der das Kommando übernähme und Reserve existiert keine mehr.

Hier in Dresden ist man sehr niedergeschlagen, denn nun ist ganz Deutschland mittel- und unmittelbar in französischen Händen und unter französischem Joch. Dieser Gedanke indigniert nun die ganze deutsche Nation. Die sächsischen Offiziere, welche einen ganzen Tag im Hauptquartier Napoleons waren und Gelegenheit hatten, mit französischen Offizieren über die Zukunft zu sprechen, erzählten hier so manches, was sie von diesen gehört hatten. Die Franzosen sagen nämlich, der König von Preußen würde nichts als Preußen, Pommern und Brandenburg behalten. Die westfälischen Besitzungen würden dem Prinzen Murat gegeben werden. In Polen würde ein neues Königreich errichtet, Schlesien dazugegeben und der Kurfürst von Sachsen zum König gemacht werden. Hieronymus Bonaparte aber würde die Prinzeß Auguste heiraten und er als König von Sachsen ernannt werden, mit Zuteilung aller kleinen Herzogtümer, des Anhaltischen, des Erfurter Gebietes, der Städte Magdeburg und Halle.

Heute nacht um 10 Uhr erhielt der Kurfürst einen Kurier aus Halle mit einem eigenhändigen Schreiben Napoleons. Sogleich wurde das Konseil zusammengerufen, welches bis 2 Uhr beisammen war. Noch weiß man den Inhalt nicht. Gestern sind 800 Franzosen in Wurzen eingerückt. Hier fürchtet man noch keinen Besuch, weil man glaubt, die Armee werde bei Magdeburg ein Observationskorps stehen lassen und vor allem nach Berlin ziehen, im Rückwege Dresden besuchen, falls der Friede alles dieses nicht ändert."

Chronik.

Hochschulwesen.*

Schon wieder haben wir in unserer Chronik einen Wechsel in der Person des obersten Leiters des österreichischen Unterrichtswesens zu verzeichnen. Infolge der schwierigen innerpolitischen Verhältnisse in unserem Staatswesen ist uns leider in der letzten Zeit ein wahrer Massenverbrauch von Ministern beinahe zur Gewohnheit geworden, so daß uns ein durchgreifender Personalwechsel in den leitenden Stellen der Ministerien eigentlich gar nicht mehr als ein so ungewöhnliches Ereignis erscheint. Und doch sollte der neueste Ministerwechsel gerade für das Unterrichtsministerium allgemein als ein wichtiges und zweifellos erfreuliches Ereignis bezeichnet werden, da mit dem bisherigen Professor der juridischen Disziplinen und der Nationalökonomie an der Wiener Hochschule für Bodenkultur, dem langjährigen Reichsratsabgeordneten Dr. Gustav Marchet glücklicherweise zum zweiten Male in kurzer Zeit ein Angehöriger des Hochschullehrerstandes die oberste Leitung der Unterrichtsangelegenheiten in die Hand bekommen hat. Aller Voraussicht nach hat ein solcher Minister doch immer ein offenes Verständnis für alle Fragen des Unterrichts und für eine durchaus moderne Auffassung ihrer wichtigen Aufgaben.

Und einen solchen obersten Chef braucht die österreichische Unterrichtsverwaltung gerade jetzt mehr denn je. Zwar sind augenblicklich die zahlreichen Politika, welche früher diese Verwaltung umdrängten, etwas in den Hintergrund getreten und ist augenblicklich, weil Wahlreform und Ausgleich mit Ungarn das ganze politische Interesse absorbieren, in den stürmischen Erörterungen über derartige Politika eine Pause eingetreten. Dafür drängen aber andere wichtige prinzipielle Fragen zu baldiger Entscheidung und müssen namentlich in der seit Jahren vorbereiteten weiteren Durchführung der großen Bauaktion für die österreichischen Hochschulen endlich entscheidende Schritte getan werden, sollen diese altehrwürdigen Zentren wissenschaftlicher Forschung nicht empfindlichen Schaden erleiden.

Diese Beschleunigung der weiteren Bauaktion für die Hochschulen ist augenblicklich die wichtigste Aufgabe, deren Lösung man von dem neuen Unterrichtsminister erwartet. Es ist ja wohl mancherlei bereits geschehen, namentlich die Hochschulen der Reichshauptstadt können schon in naher Zeit die Erfüllung mancher sehr dringenden Bedürfnisse erhoffen. So ist vor allem der Bau der beiden gynäkologischen Pavillons und des Krankenpavillons für die interne Lehrkanzel des Professors von Noorden auf der Area des ehemaligen bürgerlichen Versorgungshauses in der Spitalgasse in Wien schon so weit vorgeschritten, daß bereits an der inneren Einrichtung der gynäkologischen Pavillons gearbeitet wird und die Eröffnung aller drei Pavillons bereits für das Jahr 1907, spätestens 1908, in Aussicht genommen werden konnte. Auch für die machtvoll emporstrebende Technische Hochschule in Wien ist eine sehr bedeutungsvolle Aktion bereits in die richtigen Wege geleitet worden, indem der ungemein dringliche Ausbau des Hauptgebäudes der Anstalt durch die Anfügung eines neuen Flügels, in welchem die Ingenieur-, die Bau- und die Maschinenfachschule untergebracht werden sollen, nunmehr mit aller Beschleunigung durchgeführt werden soll. Allein wie viele Bedürfnisse der beiden größten Wiener Hochschulen harren noch immer des Augenblickes, in welchem sie aus dem Vorstadium der Projektierung und Sicherstellung der Finanzierung erlöst werden können. Am günstigsten steht es in dieser Beziehung noch mit der Durchführung zweier großer und sehr wichtiger Projekte, mit dem Neubau des Wiener Allgemeinen Krankenhauses, welches trotz mancherlei in den letzten Jahren durchgeführter stückweiser Erweiterungen und Renovierungen mit seinen engen und großenteils in hygienischer Beziehung nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen entsprechenden Kliniken baldmöglichst verschwinden soll, und mit dem Projekte der Errichtung eines modernen chemischen Institutes für die Wiener Technische Hochschule, das auf den ärarischen Gründen zwischen der Gußhaus- und der Favoritenstraße erstehen soll.

Aber auch die außerhalb der Reichshauptstadt vorhandenen Hochschulen bedürfen einer großzügigen Fortsetzung der vor Jahren begonnenen Bauaktion, auch an diesen Anstalten melden sich immer dringender die Bedürfnisse nach baulichen Erweiterungen und Verbesserungen. Es soll hier, um nicht zu weitläufig werden zu müssen, bloß noch auf die bezüglichen Prager Hochschulbedürfnisse hingewiesen werden. Die beiden Universitäten und die Deutsche Technische Hochschule, also drei von den bestehenden Hochschulen, erwarten aufs ungeduldigste die Finalisierung der Vorbereitungen für die Errichtung von neuen Hauptanstaltsgebäuden. Der Grund für das neue Hauptgebäude der Deutschen Technischen Hochschule, welche im heurigen Herbste das hundertjährige Jubiläum ihres Bestandes feiert, ist

* Vergl. Bd. VI, Heft 72, der „Österr. Rundschau."

seit Jahren im Besitze des Ärars; für die dringend nötigen Kollegienhäuser beider Universitäten ist es trotz jahrelanger Verhandlungen mit der Prager Stadtgemeinde, der Eigentümerin der hiezu einzig tauglichen sogenannten Assanierungsgründe, noch nicht einmal zum Kaufabschlusse rücksichtlich dieser Gründe gekommen. Hier sollte der neue Unterrichtsminister machtvoll eingreifen, schon im Interesse des Staatssäckels, da die jahrelang von der Gemeinde für diese großen Bauten zur freien Disposition gehaltenen Grundstücke bei längerem Zögern zweifellos im Preise steigen werden. Der Neubau der beiden Kollegienhäuser ist nun einmal unausweichlich, die beiden Universitäten können nicht länger in den beiden uralten und für die heutigen Bedürfnisse einer Hochschule ganz unzulänglichen Universitätsgebäuden, dem Klementinum und dem Karolinum, verbleiben, da der ganze Unterrichtsbetrieb in unglaublicher Weise unter den jetzigen Verhältnissen leidet. Dazu kommt noch, daß bekanntlich auch die Universitätsbibliothek im Klementinum in unzulänglichster Weise untergebracht ist und durch die elenden Lokalitäten in ihrer Entwicklung in geradezu unglaublicher Weise gehemmt wird. Auch da wird einzugreifen sein, auch da wird sich trotz allen Flickwerks, trotz aller augenblicklichen, oft recht kostspieligen Durchführung einer Verbesserung die Errichtung eines Neubaues auf einem den neuen Universitätskollegienhäusern nahegelegenen Baugrunde — ein solcher steht zur Verfügung — nicht lange mehr vermeiden lassen. Freilich ist es auch mit allen diesen Aktionen nicht getan, auch die Prager medizinischen Institute beider Universitäten sind teilweise notleidend. Hat doch erst im letzten Sommer im österreichischen Abgeordnetenhause eine Interpellation über die Zustände an der gynäkologischen Klinik der Prager böhmischen Universität, welche anläßlich mehrfacher Tetanusfälle für einige Zeit gesperrt werden mußte, beinahe Sensation erregt!

Und ähnlich liegen die Verhältnisse auch in anderen Hochschulstädten. Die ganze für die österreichischen Hochschulen vor Jahren eingeleitete Hilfsaktion, welche diese Anstalten aus ihren derzeitigen engen und unzulänglichen Lokalitäten erlösen soll, muß also ein beschleunigteres Tempo annehmen. Der in Aussicht genommene neue 25 Millionenkredit für neue Hochschulbauten muß baldmöglichst parlamentarisch bewilligt und für seinen Zweck flüssig gemacht werden.

Sehr wichtig ist es auch für die österreichischen Hochschulen, besonders die Universitäten, den Standpunkt kennen zu lernen, welchen der neue Unterrichtsminister gegenüber allen jenen Fragen einnimmt, welche die Erweiterung der Zulassungsbedingungen zu den Hochschulen betreffen. Von allen Seiten wird eine solche Erweiterung begehrt. Das weibliche Geschlecht hat sich die Zulassung zum Universitätsstudium bereits erkämpft; nun streben aber auch die Volks- und Bürgerschullehrer und die Abiturienten der Realschulen darnach, das Recht des Besuches einer Universität zu erlangen. Namentlich für die Zulassung der Realschulabiturienten zum Universitätsstudium betreiben die Ingenieur- und Architektenvereinigungen eine sehr rege Agitation. Die Wünsche dieser Korporationen gehen dahin, es seien die Realschulabsolventen als ordentliche Hörer ohne weitere Prüfung zu den Studien der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer an den philosophischen Fakultäten zuzulassen. Aber auch die Studien an den juridischen und medizinischen Fakultäten, sowie jene der philosophischen, philologischen und historischen Fächer an den philosophischen Fakultäten, selbstverständlich mit Ausschluß der Studien in der klassischen Philologie und Archäologie, seien den Realschulabiturienten nach erfolgreicher Ablegung einer Prüfung aus der lateinischen Sprache und der philosophischen Propädeutik zugänglich zu machen.* Hinsichtlich des bereits einen bedenklichen Umfang** annehmenden Frauenstudiums an den Universitäten hat der eben abgetretene Leiter des Unterrichtsministeriums, von Bienerth, bei verschiedenen Gelegenheiten eine einigermaßen ablehnende Haltung eingenommen. Immerhin ist noch unter seiner Amtsleitung ein Erlaß herausgegeben worden, welcher die Zulassung der Frauen zu den philosophischen Studien in dankenswerter Weise regelt. Der Erlaß bringt zwar nicht allzu viele neue Bestimmungen, doch faßt er in übersichtlicher Weise die geltenden Einzelerlässe zusammen und sucht daneben nur manchem bisher bei dem sich immer mehr ausbreitenden Frauenstudium eingeschlichenen Mißbrauche durch neue Verfügungen zu begegnen. Vor allem wendet sich der Erlaß gegen eine häufig vorkommende Umgehung der Vorschriften hinsichtlich des Besuches klinischer Vorlesungen und Übungen durch jene Damen, welchen nach diesen Vorschriften die Inskription an einer medizinischen Fakultät verweigert werden mußte und welche als Hörerinnen

* Eben, nach dem Abschluß des vorliegenden Aufsatzes, hat sich Minister Marchet gelegentlich einer Interpellationsbeantwortung im Abgeordnetenhause in dieser Frage ziemlich zurückhaltend dahin geäußert, daß dem Ministerium in allen, die Organisation der Realschulen betreffenden Fragen die Hände gebunden seien, weil diese Fragen in die Kompetenz der Landtage fallen. Es sei übrigens die Einberufung einer Enquete bevorstehend, in welcher die Frage der Umgestaltung beider Arten von Mittelschulen, also der Gymnasien und der eventuell durch ein achtes Schuljahr zu vervollständigenden Realschulen, erörtert werden soll.

** Im Wintersemester 1905/06 waren an den acht österreichischen Universitäten 1323 Frauen immatrikuliert. An den 21 Universitäten des Deutschen Reiches studierten in demselben Semester im ganzen 1907 Frauen.

der philosophischen Fakultät trotzdem die medizinischen Vorlesungen und Übungen als Gäste frequentierten.

Eine wichtige Konsequenz des Frauenstudiums, die Frage der Zulassung der Frauen zur Habilitation, drängt für die nächste Zeit zur Entscheidung. Hinsichtlich der Zulassung der Frauen als Assistentinnen an Universitätskliniken ist die Sache schon teilweise entschieden; für diese haben sich schon verschiedene medizinische Fakultäten ausgesprochen. Schwieriger liegt die Sache hinsichtlich der Habilitation von Frauen. Das bezügliche Gesuch des Fräulein Dr. Richter in Wien, von welchem bereits in einem Chronikartikel die Rede war, wurde vom Ministerium vorläufig nicht genehmigt und die Angelegenheit zum Gegenstande einer Umfrage bei allen medizinischen Fakultäten gemacht.

Zwei Fragen, welche das Unterrichtsministerium in den letzten Jahren intensiv beschäftigten, sind übrigens in den letzten Monaten einer endgültigen Erledigung zugeführt worden. Wie bekannt, wurde die langangestrebte Verlängerung der Studienzeit von drei auf vier Jahre an der Wiener Hochschule für Bodenkultur bereits durchgeführt. Nunmehr wurde das ganze Reformationswerk an dieser Hochschule durch die Erlassung einer dem neuen Studienplane angepaßten Staatsprüfungsordnung, durch die Verleihung des Promotionsrechts vom Studienjahre 1906/07 an und gleichzeitige Publizierung einer Rigorosenordnung abgeschlossen. Nach dieser Rigorosenordnung wird die Zulassung zu den Prüfungen von der Ablegung der dritten Staatsprüfung an einer der drei bestehenden Fachabteilungen für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Kulturtechnik abhängig gemacht. An Stelle der Doktordissertation kann an dieser Hochschule auch eine mit fachmännischen Beschreibungen und wissenschaftlicher Begründung versehene Konstruktionsarbeit treten. Auch die seit langem geplante Einführung einer Beitragsleistung des die Universitätsbibliotheken benützenden Publikums zu den ganz ungenügenden Dotationsmitteln dieser vielbenützten Anstalten ist jetzt mit der Einführung eines Bibliotheksbeitrages, welchen in Zukunft allerdings nur die inskribierten Hörer der Universitäten, und zwar sowohl die ordentlichen und außerordentlichen Hörer und Hörerinnen, als auch die Frequentanten, Hospitantinen u. dgl. in jedem Semester im Betrage von 1—2 K zu leisten haben, ins Leben getreten. Ein Teil der so einlaufenden Geldmittel soll von den vielgeplagten Leitern dieser Anstalten dazu benützt werden, den Studierenden Duplikate von Lehr- und Handbüchern, Autorentexten und vielbenutzten Nachschlagewerken zur Verfügung zu stellen.

Besonders groß ist derzeit die Zahl der auf dem Gebiete des Hochschulwesens zur Lösung drängenden Personalfragen. Wenigstens sind wohl kaum jemals an den österreichischen Hochschulen so viele wichtige Lehrkanzeln gleichzeitig ihrer Inhaber beraubt gewesen wie eben jetzt. Außer zahlreichen Abberufungen und Todesfällen wirkt da der Umstand mit, daß jetzt eben viele Professoren gleichzeitig die festgesetzte Altersgrenze erreicht haben und ihren Lehrstuhl, teilweise mit Absolvierung eines sogenannten Ehrenjahres, aufgeben müssen. Dem berühmten Wiener Mineralogen Gustav Tschermak sind infolge dieses leidigen Umstandes schon wieder zwei engere Kollegen, der langjährige Vertreter der chemischen Wissenschaften Lieben und der Kliniker v. Stofella, weiters der namentlich um die mährische Kunstgeschichte hochverdiente Hochbaulehrer Professor Prokop von der Wiener Technischen Hochschule und endlich zwei Prager Professoren, der Kirchenhistoriker Schindler und der Dermatologe Philipp Josef Pick in den frühzeitigen Ruhestand gefolgt. Überdies hat der bekannte Prager Anatom Hans Chiari, dessen Auditorium und Arbeitsräume seit Jahren von zahlreichen Ausländern bevölkert wurden, seine Lehrkanzel verlassen und einen Ruf an die Straßburger Universität angenommen. Daneben hat aber der unerbittliche Sensenmann gerade in letzter Zeit unter den österreichischen Hochschullehrern eifrig Umschau gehalten und leider nur zu wackere Arbeit getan. Namen ersten Ranges stehen diesmal auf der Totenliste, vor allem jene des Wiener Physikers und Mathematikers Boltzmann, der als ein Opfer geistiger Überarbeitung selbst Hand an sich legte, des Wiener Dermatologen Isidor Neumann und des Prager Ophthalmologen Wilhelm Czermak. Und daneben beklagt die Lemberger Universität das Ableben der beiden Ordinarien für slawische und polnische Philologie Kalina und Roman Pilat, die Grazer den Tod des allerdings schon längere Zeit kränkelnden Chirurgen Ludwig Ebner, die Czernowitzer Hochschule den Hintritt des langjährigen Lehrers der österreichischen Geschichte Zieglauer v. Blumenthal, der jedoch, seit Jahren pensioniert, nur mehr als Honorarprofessor an der Anstalt wirkte.

Also unbesetzte Lehrkanzeln an allen Ecken und Enden! Eine Anzahl dieser oder auch schon vorher freigewordener Lehrkanzeln hat freilich in den letzten Monaten schon wieder neue Inhaber erhalten, der Anfang des neuen Studienjahres zwang da von selbst in vielen Fällen zu schneller Entscheidung. Vor allem sind mehrere schon länger schwebende Berufungsangelegenheiten bereits zu einem erfreulichen Resultate gediehen. An der Wiener Universität

nehmen die aus Deutschland berufenen Nachfolger Nothnagels und Pends, die Professoren Karl v. Noorden aus Frankfurt a. M. und Eduard Brückner aus Halle ihre Lehrtätigkeit, von welcher allseits bedeutende Resultate erhofft werden, mit Beginn des neuen Studienjahres auf. An der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät ist der bisherige Berliner Privatdozent Karl Beth als Extraordinarius für Dogmatik und Symbolik des alten Bundes und christliche Ethik der Nachfolger Kunzes geworden. Auch einige jüngere österreichische Gelehrte, welche es an ausländischen Hochschulen zu einem geachteten Namen gebracht haben, sind wieder in ihre Heimat zurückberufen worden. So übernahm der Germanist Konrad Zwierzina, bisher in Freiburg in der Schweiz, als Nachfolger Seemüllers das Ordinariat für deutsche Philologie an der Innsbrucker Universität, kamen der Zoologe Franz v. Wagner aus Gießen nach Graz und der Strafrechtslehrer Graf Wenzel Gleispach aus Freiburg in der Schweiz an die deutsche Universität in Prag. Auch aus dem Gelehrtennachwuchse der österreichischen Hochschulen selbst wurde bereits manche Lücke in den Professorenkollegien ausgefüllt. In dieser Hinsicht entfiel der größte Teil der Ernennungen auf die Prager deutsche Universität, an welcher Professor Zycha, der schon bisher neben dem verstorbenen Juristen und Musikschriftsteller Schuster deutsches Recht vorgetragen hatte, Schusters Erbe definitiv antrat, der Grazer Extraordinarius Kreibich und der Wiener Privatdozent Grünwald als Nachfolger Picks und Gmeiners Extraordinariate für Dermatologie und Mathematik übernahmen und der außerordentliche Professor Rintelen zum Ordinarius für österreichisches zivilgerichtliches Verfahren vorrückte.

Aber alle diese und manche andere Ernennungen der letzten Zeit, welche hier nicht weiter angeführt werden sollen, haben nur einen kleinen Teil der augenblicklich dringlichen Besetzungsfragen an den österreichischen Hochschulen aus der Welt geschafft. Auch in dieser Beziehung wird daher der neue oberste Unterrichtschef in nächster Zeit eine Reihe der schwierigsten und folgenreichsten Entscheidungen zu treffen haben. Dr. Richard Kukula.

Besprechungen.

„Die österreichischen Verfassungsgesetze", herausgegeben von Dr. Edmund Bernatzik, Professor an der k. k. Universität in Wien. (Studienausgabe österreichischer Gesetze, Band 3.) Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1906.

Der dritte Band der von Professor Löffler veranstalteten, in Leipzig erscheinenden Sammlung österreichischer Gesetze, die in erster Linie den Zwecken des Studiums gewidmet ist, enthält die Verfassungsgesetze. Er ist von Professor Bernatzik herausgegeben und bietet weit mehr als man nach dem Titel darin vermuten würde. Dem didaktischen Zweck entsprechend, hat der Herausgeber nämlich auch jene Verfassungsgesetze aufgenommen, die nicht mehr in Geltung stehen und sie, übersichtlich angeordnet, durch einen kurzen Text verbunden. Auf diese Weise stellt der Band eigentlich eine österreichische Verfassungsgeschichte im Wortlaut der Dokumente dar. Ungemein wertvoll ist die Sammlung dadurch geworden, daß auch die schwer zugänglichen und gerade für die jetzigen politischen Verhältnisse äußerst wichtigen ungarischen Gesetze des Jahres 1848 aufgenommen wurden. Hiedurch, sowie durch die Vollständigkeit der Sammlung hat sie auch praktischen Wert, insbesondere für den Politiker erhalten. Störend wirkt nur die große Anzahl typographischer Fehler. —nk—

Prevost: „Manon Lescaut". Deutsch von Doktor J. Zeitler. Mit fünf Zeichnungen von F. von Bayros. Leipzig. Insel-Verlag.

Keiner von den achtzig Bänden, die der Abbé Prevost geschrieben hat, ist romanesker als sein Leben: er war dreimal Jesuit, zweimal Soldat, lebte auf der Flucht in Holland und England, wurde im Walde von Chantilly von einem Arzt für tot gefunden und erwachte unter dem Seziermesser des lerneifrigen Doktors, klopft wieder an die Klostertür, verschwindet wieder in die Welt und ist immer verliebt. Gegen dieses Leben sind die acht Bände der »Aventures d'un homme de qualité« eine farblose, langweilige Erfindung, längst verstaubt und vergessen, leuchtete aus dem Moder nicht das kostbare Juwel: Die Geschichte der Manon Lescaut, die er in einer glücklichen Stunde hinschrieb, um in die zweite Auflage der »Aventures« etwas Neues zu bringen. Auf einer seiner Wanderfahrten sah Prevost in einem französischen Hafen zu, wie zur Deportation verurteilte Dirnen und Gauner eingeschifft wurden, darunter glaubte er die Manon wieder zu erkennen, eine Jugendgeliebte, die ihm entschwunden war und die er vielleicht immer suchen mußte. Es war nur für einen Augenblick, daß er ein schmales blasses Gesicht sah, das sich nach ihm umwandte, als auch schon die Knechte stießen und drängten, denn man hatte Eile, da die Flut nahe war. Dies drängende, hastende Tempo ist aus diesem Erlebnis in der berühmten Novelle festgehalten; man glaubt es kaum, daß sie in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts geschrieben wurde; man möchte sie viel später setzen, ins XIX., etwa in Mérimées Nähe. Dem Übersetzer ist es vortrefflich gelungen, dieses charakteristische Tempo in seiner Arbeit wieder-

zugeben; die Zeichnungen des Bayros treffen sehr fein den graziös-melancholischen Charakter der Geschichte, und der Verlag hat sein bestes getan, dieser Kostbarkeit der französischen Prosa ein entsprechendes Gewand zu geben. F. B.

„Das Tagebuch", von Leo Greiner. Gedichte. München und Leipzig bei Georg Müller, 1906.

Leo Greiner ist Österreicher dem Geburtsort und der Abstammung nach, nicht aber im tieferen Sinne heimatlicher Zugehörigkeit. Seine Kindheit riß ihn in die Ferne, sein dichterisches Schaffen wies ihn nach München, wo man ihn zuerst durch den „Simplizissimus" und die „Scharfrichter" kennen lernte. Nach Jahren beharrlichen Schaffens gibt er nun sein erstes Buch. Zwiefach steht darin die Entwicklung seiner Kunst geschrieben; die verlorene Heimat und die gewählte, beide haben das Werk gesegnet. Wer, wie Greiner, früh von heimatlicher Scholle fortgerissen wurde, den treibt die dichterische Vision — die Kindheitserinnerungen an Natur und Heimkreis entbehrend — in sich selbst zurück, zur Bekräftigung innersten Erlebens, dunkelsten Wellenganges in Tiefen, die das tägliche Licht nicht mehr berührt. Busse-Palma, ihm gleich an der Zigeunersüße des Tones, hat sich gleicherweise so mehr und mehr in sich zurückgewühlt. Die neue Heimat aber, München, gab Greiner poetische Befruchtung durch die gleichzeitige Schaffenszeit mit Wilhelm v. Scholz und Otto Falkenberg, die Ähnlichkeit und Verwandtschaft bis in die Motive der Dichtungen aufweisen („Der Spiegel"). Wunderbare Gedichte von jener dunklen Tönung, feierlich wie die schwarzen, hohen Räume gotischer Kirchen, schmücken das „Tagebuch". Eine finstere Leidenschaft, überschattet von einer traumhaft-reglosen Melancholie glüht darin in seltsamem Leuchten, wie rote Herdglut durch den Flor der Asche. Greiner hat eine wunderbare Kraft, diese gleitenden dunklen Dinge des Lebens zu fassen, hart, ehe sie ins Unbewußte zurückfallen; und wenn er sie dann ins helle Licht holt, umschleiert noch immer ein Traum ihre Augen. Fremdheit allen Erscheinungen, Fremdheit und nur dämmerndes Erinnern an sich selbst, melancholische Mystik gibt allen diesen Gedichten eine hinreißende Mollmelodie, denn alles Äußerliche und Zufällige ist hier gelöst in ein dunkles Lebensgefühl, das einem seine warmen Wellen bis an das Herz spült. Bildnerisch kräftig und selbstherrlich, in der Vision scharfsichtig, in der Auswahl peinlich streng hat Leo Greiner mit dem „Tagebuch" einen Versband präsentiert, der mit jedem der letzten Jahre antreten kann. Ich persönlich weiß mir seit Hermann Hesses Gedichten (1902) keinen, der mir wertvoller schiene oder lieber wäre.

Stefan Zweig.

Feuilleton.

Nadelhölzer im Garten.

Wenn ich zu diesem Gegenstande als Laie und nur vom Liebhaberstandpunkte das Wort ergreife, so geschieht es in dem Bewußtsein, damit einer Bewegung in der Gartentechnik zu entsprechen, die seit wenig Jahren auch bei uns in Österreich zu etwas allgemeinerer Geltung gelangt ist, fortwährend zunimmt und vom ästhetischen Gesichtspunkte die kräftigste Förderung verdient. Daß diese Bewegung eine neue ist, muß als ganz begreiflich erscheinen, sind es doch erst ungefähr fünfzig Jahre, seitdem Europa von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der Familie der Nadelhölzer Kenntnis erlangt hat.

Die Koniferen sind größtenteils Bewohner der gemäßigten und kalten Regionen, und namentlich der Gebirge. Obwohl diese Voraussetzungen in Mitteleuropa zutreffen, ist dieses doch von Natur aus auffallend arm an Arten; mehr als ein Dutzend ist nicht aufzubringen. Dagegen hat das XIX. Jahrhundert durch Einführung aus anderen Weltteilen, vor allem Nordamerika, dann Japan und China, die bekannten Arten auf mehr als 350 gebracht, und daß wir damit noch lange nicht an der Grenze angelangt sind, hat erst vor wenigen Jahren die neue Einführung der Abies arizonica, Korktanne, gezeigt. Weitaus die meisten dieser Einführungen gedeihen auch bei uns.

In unserem Mittelgebirge sind als einheimisch zu verzeichnen: 3 Wacholderarten: Juniperus communis, Sabina und Oxycedrus, die Eibe, Taxus baccata, die gewöhnliche Lärche, Larix europaea, die Fichte, Picea excelsa, 2 Föhrengattungen, Pinus silvestris (Weiß- oder Rotföhre) und Pinus Laricio austriaca (die nur in Österreich vorkommende Schwarzföhre) und die Tanne, Abies pectinata. Dazu kommen noch drei hochalpine Arten: der Alpenwacholder, Juniperus nana, die Bergkiefer, Legföhre, Krummholz, Latschen, Pinus montana (mit einem Dutzend Varietäten) und die Zirbelkiefer oder Arve, Pinus Cembra. So klein diese Anzahl ist, so leicht also die Übersicht sein sollte, so ist dennoch eine etwas genauere Kenntnis selbst dieser wenigen Arten keineswegs weit verbreitet. Auch in den Namen

herrscht noch immer große Verwirrung, wird doch die Kiefer in Norddeutschland meist „Tanne", in der Provinz Preußen „Fichte", in Bayern „Fohre", bei uns „Föhre" genannt. Zahlreiche Großstädter wissen kaum eine Fichte von einer Tanne zu unterscheiden, obwohl sie an Form und Farbe der Nadeln, sowie nach der Stellung der Zapfen (bei der Tanne aufrechtstehend, bei der Fichte hängend) leicht auseinanderzuhalten sind. Gewiß haben noch wenige deren Blüten gesehen oder etwa die prächtig purpurrote, weibliche Blüte der Lärche beobachtet. Noch wenigeren ist es bekannt, daß z. B. bei unserer Tanne die Form and Anordnung der Nadeln auf Fruchtzweigen eine ganz andere ist, als auf unfruchtbaren, oder daß bei der Zirbelkiefer fünf Nadeln in einer Scheide vereinigt sind, während diese bei den beiden andern Kiefergattungen nur deren zwei enthält; oder daß der Wacholder, gleich anderen Nadelhölzern, nach Geschlechtern getrennt („zweihäusig") ist, und sich hienach auch häufig im Wuchs unterscheidet: ein Exemplar mit männlichen Blüten wächst steif säulenförmig, ein weibliches mehr ausgebreitet.

Die Bekanntschaft mit dem großen Reichtum der überseeischen Länder an Nadelhölzern wurde uns nur sehr langsam vermittelt. Der erste Ankömmling war die nur in den südlichsten Lagen Europas ausnahmsweise auch auf der gesegneten Insel Mainau am Bodensee) gedeihende Zypresse, Cupressus, die schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, also kurz nach der Entdeckung Amerikas, herübergebracht wurde; ihr folgte 1566 die nordamerikanische Thuya occidentalis. Sie wächst bekanntlich langsam und die stattlichen Bäume, die in unmittelbarer Nähe des Schönbrunner Schlosses (südwestlich) ein Rondeau bilden, sehen jedenfalls auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Das XVII. Jahrhundert brachte, wieder aus Nordamerika, die reizende Sumpfzypresse, Taxodium distichum, welche ihre lichtgrünen, federartigen Blättchen, gleich der Lärche, über Winter abwirft, dann die Balsamtanne, und im Türkenjahre 1683 die berühmte Libanonzeder, Cedrus Libani, aus deren Holz der Salomonsche Tempel zu Jerusalem gebaut gewesen sein soll. Im XVIII. Jahrhundert wurden aus Nordamerika, insbesondere die bekannte Weymouthskiefer, Pinus Strobus (die noch schönere Himalaya-Weymouthskiefer, mit den langen, feinen, hängenden Nadeln, kam erst 1823), die kanadische Hemlockstanne, Tsuga canadensis (einige kleine Exemplare im Wiener Stadtpark, in der Nähe des östlichen Einganges), ferner die erste dreinadlige Kiefer, Pinus Jeffrey, mit bis zu 15 Zentimeter langen Nadeln, und die erste Chamaecyparis, nämlich sphaeroidea eingeführt. Um die Mitte desselben Jahrhunderts aber, 1752, trat auch Japan auf den Plan, mit der bekannten, oft mit Thuya verwechselten, aber viel feineren (auch zärtlicheren) Biota orientalis, zwei Jahre später aber mit der vielleicht merkwürdigsten Erscheinung unter den Koniferen, dem Gingko biloba. Von diesem finden sich im Wiener Rathauspark sechs schöne, hohe Exemplare, eines davon unmittelbar neben dem Wetterhäuschen. Tausende gehen daran täglich achtlos vorüber, ohne im entferntesten zu ahnen, daß sie hier eine Konifere vor sich haben. In der Tat hat seine Belaubung mit den gewohnten „Nadeln" auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit, sie besteht vielmehr aus Blättern, ungefähr in der Form von zwei Schmetterlingsflügeln, in der Mitte durch einen Einschnitt in zwei Lappen geteilt (daher biloba, zweilappig), was Goethe zu dem bekannten Gedichte (abgedruckt in diesen Blättern, Band III, Seite 249) Veranlassung gegeben hat. Ob Goethe gewußt hat, daß es sich um eine Konifere handle, möchte ich bezweifeln; in der Tat aber muß jedermann der Wuchs des Baumes auffallen, dessen pyramidale Krone auf seine Familienangehörigkeit hinweist. In China und Japan werden auch die Früchte, trotz ihres ranzigen Geruches, geröstet genossen.

Als die eigentliche Zeit der Entdeckung und Einführung des reichen Koniferenschatzes der überseeischen Länder muß das XIX. Jahrhundert bezeichnet werden. Namentlich die Vierziger-, Fünfziger- und Sechzigerjahre brachten uns einen bis dahin ungeahnten Schatz von Arten. Selbstverständlich können hier nur die besonders auffallenden erwähnt werden. Die neuen Einführungen kamen natürlich zunächst jenen europäischen Ländern zu gute, die mit den überseeischen Bezugsquellen in der regsten Verbindung standen; vor allem England, dann den französischen, holländischen und norddeutschen Küstengegenden, deren gemäßigtes, feuchtes Seeklima den neuen Ankömmlingen auch das beste Gedeihen sicherte. Dort finden sich heute, von Koniferen gebildet, schon prächtige Alleen, Wälder und großartige Einzelstücke in den Parks. Wer z. B. die Villenviertel Hamburgs besucht, wird kaum einen Garten antreffen, der nicht einige dieser schönen Exotika enthielte. Da ist vor allem die Douglastanne, Pseudotsuga Douglasi, schon 1796 von Menzies im westlichen Nordamerika entdeckt, aber erst 1828 von David Douglas in Europa eingeführt. Sie erwies sich als so wertvoll, daß bereits erfolgreiche forstliche Anpflanzungen versucht wurden. Auch im Wiener Wald sind solche im Zuge. Weiters kamen 1854 bis 1861 vier überaus dankbare Chamaecyparis-Arten, zwei aus Nordamerika, zwei aus Japan; ferner aus Nordamerika die gleichfarbige Tanne, Abies concolor, die in der Varietät violacea (die

veilchenblaue) eine der interessantesten Farbenwirkungen hervorbringt, die frischgrüne prächtige kalifornische Flußzeder, Libocedrus decurrens gigantea, die überaus schöne Tsuga Pattoniana, von manchen in der Form argentea als die schönste der Koniferen bezeichnet, die Araukarien, dann aber namentlich Sequoia gigantea, auch Wellingtonie genannt, und die Picea pungens. Die Sequoie, auf der Sierra Newada des mittleren Kaliforniens in einer Erhebung von etwa 1500 *m* heimisch, wurde 1850 von dem Engländer Lobb entdeckt und 1853 in Europa eingeführt. Sie verdient den Beinamen gigantea, denn sie kann sicher als der größte und höchste Baum der Erde bezeichnet werden. Im Heimatlande finden sich Stämme, deren Alter auf etwa 1500 Jahre geschätzt wird, mit einem Durchmesser von 16 *m*, was einem Umfang von 50 *m* entspricht, und einer Höhe bis zu 120 *m*. Unser Stephansturm mißt 138 *m*, darnach mag man sich von der Riesenhaftigkeit der Erscheinung eines solchen Baumes eine Vorstellung machen. Die Rinde eines solchen Stammes wurde wie ein Zylinder in der Höhe von 7 *m* aufgestellt und als Salon mit einem Klavier und Sitzen für 40 Personen eingerichtet. Durch einen gefallenen, ausgehöhlt am Boden liegenden Stamm kann ein Reiter aufrecht durchreiten. Einige besonders auffallende Bäume oder Baumgruppen erhielten eigene Benennungen: Mutter und Sohn, die drei Schwestern u. s. w. Leider sind viele dieser Riesen dem Vandalismus zum Opfer gefallen, ganze Bestände von 2000jährigen Riesen wurden gefällt und den Sägemühlen übergeben, andere ihrer Rinde beraubt oder durch Feuer beschädigt, so daß sich die amerikanische Regierung veranlaßt sah, die noch stehen gebliebenen Bäume als Nationaleigentum zu erklären. In Fresno County sollen solche „Mammuthaine" noch in einer Ausdehnung von mehr als 1600 *ha* vorhanden sein. Ob dieser gigantische Baum auch in Europa ein annähernd ähnliches Wachstum aufweisen wird, werden selbstverständlich erst unsere späten Nachkommen wissen können. Die beiden Exemplare im Wiener Volksgarten (hinter dem Restaurant gegen die Ringstraße) und die noch kleineren im Stadtpark geben keinen Begriff davon. Die größten mir bekannten in Niederösterreich stehen vor dem sogenannten „Herrenhof" bei Eichgraben, zwei herrliche tadellose Bäume, deren Höhe ich auf 18 bis 20 *m* schätze, die also kurz nach der Einführung in Europa gepflanzt worden sein müssen.

Für den Garten wohl die wichtigste Eroberung bildete die im Jahre 1863 in Europa eingeführte, im Felsengebirge in einer Erhebung von 2000 bis 2800 *m* einheimische Picea Pungens, die Fichte mit stechenden Blättern oder mit dem Beinamen glauca, Blaufichte genannt. Ihre langen, kräftigen Nadeln zeigen oft eine graublaue, oft silberweiße, oft geradezu himmelblaue Farbe, und stehen in dieser Richtung ganz einzig da. Sie ist auch, und zwar in teilweise sehr schönen Exemplaren, in unseren Gärten schon vielfach zu finden; leider gehören diejenigen, welche in Wien im Rathauspark, Stadtpark u. s. w. gepflanzt wurden, durchaus nicht zu den schönen. Sie stammen aus der vor einigen Jahren von der Gemeinde Wien angekauften Baumschule in Albern und verdienen eher „Schwarzfichten" genannt zu werden, als „Blaufichten".

Aus dem Atlasgebirge in Nordafrika kam 1842 Cedrus atlantica, die Atlaszeder; schon früher, 1822, war aus dem Nordwesthimalaya die meist blaugrüne, im Park von Abbazia in Prachtexemplaren vertretene Deodar-Zeder eingeführt worden; beide, namentlich die erste, im Gegensatz zu der zärtlicheren Libanonzeder auch bei uns fortbringbar. Das nordöstliche China lieferte 1856 die prächtige Goldlärche, Pseudolarix Kaempferi, die, ebenso wie die Lärche, ihre Blätter über Winter abwirft, aber schon im Spätsommer darauf vorbereitet, indem ihre Farbe vom Lichtgrünen in ein herrliches Gold- bis Orangegelb übergeht. Auch der Schauplatz des letzten Krieges, Korea, brachte wertvolle Bereicherung, namentlich eine reizende Kiefer, die Pinus koraiensis, die besonders in der blaugrünen Form, als glauca, einen feinen Schmuck des Gartens bildet. Aus dem Kaukasus kam 1848 eine der wertvollsten, dekorativsten Koniferen, die Abies Nordmanniana, an Üppigkeit und Gedrungenheit unsere gewöhnliche Abies pectinata weit übertreffend. Aus Japan kamen Thuyopsis-dolobrata, mit ihrem eigentümlichen aus dichtem Busch aufstrebenden, schlanken Wipfel; die Kopfeibe, Cephalotaxus, von denen namentlich die becherförmige C. pedunculata fastigiata, mit ihren spiralig um die Zweige gestellten, lederartigen dunklen Blättern eine ganz merkwürdige Erscheinung darstellt und die Cryptomeria japonica, ebenfalls eine ganz eigenartige Pflanze. Etwas ganz besonderes aber gelangte im Jahre 1861 herüber, die Schirmtanne, Sciadopytis verticillata. Dieser im Heimatlande als Zierbaum in Gärten und Tempelhöfen vielfach gepflanzte Baum steht in seiner ganzen Tracht einzig da. Wie die anatomische Untersuchung gezeigt hat, trägt er Doppelnadeln, d. h. sie sind dadurch entstanden, daß je zwei mit ihren Hinterrändern verwachsen sind. In ihrer sternförmigen Stellung bilden sie ein beliebtes, immer wiederkehrendes ornamentartiges Motiv auf japanischen Bildern.

Mehr noch als der japanischen Natur, verdanken wir aber der japanischen Gartenkunst,

die es verstanden hat, die ohnedies zahlreichen Arten unendlich zu vervielfältigen. Dort wurde diese Kunst, teils durch Fixierung von Jugendformen, teils durch Erzeugung von Zwergen, teils durch Hervorbringung von besonderen Farben, auf die höchste Stufe gebracht. Einige Koniferen, Thuya, Cryptomeria, Chamaecyparis, namentlich solche, die als ausgebildete Pflanzen dachziegelartig anliegende Blätter haben, sind in ihren Jugendformen mit wesentlich anderen, nadelförmig abstehenden Blättern versehen, und die Kunst des Gärtners hat es verstanden, nicht bloß diese, sondern auch Übergangsformen festzuhalten, so daß die ganze Pflanze in dieser Weise fortwächst. Dadurch entstehen Formen, die von der natürlich entwickelten Pflanze ganz verschieden aussehen und sämtlich krausbüschige Erscheinungen bieten. Alle diese Fixierungen sind unfruchtbar, tragen auch keine Blüten.

Von großem Vorteile, namentlich für kleine Gärten, die wenig Platz bieten, ist das Vorhandensein von zahlreichen Zwergformen, die überaus langsam wachsen, so daß jährlich nur ein Fortschritt von 1—2 *cm* zu bemerken ist. Die Japaner haben sich nicht damit begnügt, Varietäten hervorzubringen, deren natürliches Wachstum ein so geringes ist, sie erziehen von den verschiedensten Koniferenarten (auch von manchen Laubhölzern) künstliche uralte Topfexemplare, die bei einem Alter von 100 Jahren und darüber nur eine Höhe von 40—80 *cm* haben und teuer bezahlt werden. Sie erzielen dies durch fabelhafte Ausdauer und Geduld, die Generationen hindurch fortgesetzt werden, durch Entziehung von Nahrung, Biegungen, Verrenkungen u. s. w. und solche Exemplare sehen dann aus, wie wenn man knorrige alte Eichen oder Zedern durch ein Verkleinerungsglas besichtigte.

In dritter Linie besteht die Kunst des Gärtners in der Hervorbringung von bunten, namentlich gold- und silberglänzenden Formen. Dazu kommen jene mit weißen Zweigspitzen, den Beinamen albo-spica führend, dann gesprenkelte, teils argenteo-, teils aureo-variegatae.

Mit dem Aufgezählten sind aber die Künste des Gärtners noch lange nicht erschöpft. Auch manche unserer einheimischen Arten, wie der Wacholder, namentlich die Fichte, zeigen schon in der Natur überaus zahlreiche und mannigfache Abweichungen, in Wachstum, Bezweigung, Form und Farbe der Nadeln und Zapfen. War es doch erst 1872 dem Botaniker Dr. Pančić in Belgrad beschieden, in Serbien eine ganz neue Art, Picea Omorica genannt, zu entdecken, die freilich nur mehr wenige Standorte besitzt, aber ein beliebter Gartenschmuck geworden ist; der Entdecker hat in einem Sarge aus Omoricaholz seine Ruhestätte gefunden. Aber auch bei anderen Arten bringt die Natur oft zufällig Zweige hervor, die sich in der Stellung, Form oder Farbe der Blätter (Nadeln) oder im Wuchs, von der gewöhnlichen Form der Pflanze wesentlich unterscheiden. Durch ihre Fixierung erzeugt die Gartenkunst hunderterlei „Varietäten“, die nur durch Stecklinge vermehrt werden können, unter denen sich schon manche wertvolle Bereicherung des Koniferenschatzes gefunden hat. Für den Gartenliebhaber ergibt sich heute schon die fast erschreckend große Auswahl von nahezu 1000 Arten und Varietäten. Die Fichte allein weist deren über 60 auf, die Chamaecyparis gegen 150.

Ein mit etwas Geschmack, Verständnis und (auch das ist nötig) Selbstbeschränkung angelegter Koniferengarten ist aber auch das Herrlichste, was man zu denken vermag. Das prangt in allen Gestalten und Größen, in allen Farben, vom lichten bis zum dunkeln, stahlfarbig schimmernden und fast schwarzen Grün, in Himmelblau, Gold und Silber, in Blaugrau und Violett. Den Gartenbesitzer, der einmal die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Nadelhölzer, die uns von den überseeischen Ländern gebracht wurden, kennen gelernt hat, faßt auch regelmäßig eine Art Schwärmerei und er wird, mag er wollen oder nicht, zum „Koniferen-Fexen“. In dem Qualm und Rauch der Großstadt freilich sind die feinen Arten nicht fortzubringen, aber der Wiener Wald mit seinem luftfeuchten Gebirgsklima, namentlich an den Anhöhen und dort, wo Nadelhölzer in der Natur gedeihen, ist ein vorzüglicher Boden. Beispielsweise gedeihen in der Gegend von Tullnerbach und Preßbaum, die von einem breiten Kranze herrlicher Tannenwaldungen eingesäumt ist, gewisse Arten, wie Cryptomeria, Cephalotaxus ped. fast. u. s. w. ohne jeden Winterschutz im Freien, während sie in der Ebene, in Laxenburg im Warmhaus überwintern müssen und nur Sommers in Kübeln in das freie Land gestellt werden.

Sollten diese Zeilen dazu dienen, den Kreis der Liebhaber von Nadelhölzern zu erweitern und unsere Gärten in dieser Hinsicht dahin zu bringen, wo die meisten Parks in England und Holland und an den Küsten Deutschlands schon sind, dann wäre ihr Zweck erreicht.

Dr. Max Freih. v. Mayr.

Rundschau.

22. September: Durchschlag des Kaiser Franz Josef-Erbstollens am Ischler Salzberg.

23. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Konstantinopel Freiherr von Calice wird in den dauernden Ruhestand versetzt und aus diesem Anlaß in den erblichen Grafenstand erhoben. — Ludwig Felix (geb. 1830), volkswirtschaftlicher Schriftsteller, in Wien †.

24. VI. deutscher Archivtag in Wien. — Internationale Konferenz für Krebsforschung in Frankfurt a. M. — Internationaler Kongreß der Handelskammern in Mailand. — Deutsch-österreichischer Städtetag in Wels. — Kongreß für Zwangserziehung und Fürsorge in Graz.

25. Deutscher Historikertag in Wien. — 433. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Beratung des Gesetzentwurfes, betreffend die Regelung des Apothekerwesens (2620. Beil. d. St. Pr.). Im Dringlichkeitswege wird die Regierung aufgefordert die Vorarbeiten zum Ausbau der Dintschgaubahn mit möglichster Beschleunigung durchzuführen. — Eröffnung des internationalen Freidenkerkongresses in Buenos Aires. — Musikhistorischer Kongreß in Basel.

26. Internationaler Kongreß für Irrenfürsorge in Mailand.

27. Die Österreichisch-ungarische Bank erhöht den Zinsfuß auf 4½%. — Internationaler Kongreß für gesetzlichen Arbeiterschutz in Genf.

28. Konstituierende Versammlung des Reichsverbandes österreichischer Ärzteorganisationen in Wien.

29. Enthüllung des Deutschmeister-Denkmals in Wien.

30. Eröffnung der Karawankenbahn. — Hofrat Prof. Dr. Josef Weinlechner (geb. 1829) in Bruck a. d. Leitha †.

1. Oktober: Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge in Berlin. — Hofrat Prof. Dr. Alois Zucker (geb. 1842) in Prag †.

2. 434. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Schluß der Generaldebatte über das Apothekergesetz. Der Landesverteidigungsminister legt in Beantwortung einer Interpellation die Frage der Neubewaffnung und Vermehrung der Artillerie dar. — Versammlung der International Law Association in Berlin.

3. Internationale Funkentelegraphen-Konferenz in Berlin. — Regierungsrat Ferdinand R. v. Attlmayr (geb. 1829) in Graz †.

4. Der Wahlreformausschuß lehnt mit 26 gegen 20 Stimmen den Antrag des Abgeordneten Tollinger auf Einführung des Pluralstimmrechtes ab.

5. Deutscher Psychiaterkongreß in Wien. — 435. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Im Dringlichkeitsweg wird die Regierung aufgefordert die geltenden Bestimmungen, betreffend den Import und Export von Vieh nicht abzuändern. Die Sitzung wird wegen Beschlußunfähigkeit geschlossen.

*

Gedanken zur Zeitgeschichte. Wir leben in der besten aller Welten. Die allgemeine soziale Versöhnung ist auf dem Marsche, die Sozialdemokratie hört auf, eine revolutionäre Partei zu sein, sie wird zur friedlichen Reformpartei auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung, August Bebel wirft die phrygische Mütze zu Boden und tritt darauf herum, hingegen tanzt er einen altväterischen Polsterltanz mit König Stumm. Und goldner Abendsonnenschein leuchtet diesem Idyll ...

So ungefähr stellen sich viele bürgerliche Utopisten in Deutschland die Sachlage vor, wie sie sich infolge des Mannheimer Parteitages der deutschen Sozialdemokratie entwickeln wird. Es ist nicht ganz unerklärlich, warum sie sich so rosigen Illusionen hingeben. Der Mannheimer Parteitag hat in der Tat einen ganz merkwürdigen, von dem seiner Vorgänger durchaus abweichenden Verlauf genommen. Bisher war man gewohnt, auf den Parteitagen der deutschen Sozialdemokratie immer ein und dasselbe Schauspiel zu erleben: schwache Versuche der Gemäßigten und der Revisionisten, ihre Anschauungen zur Geltung zu bringen, hierauf ein gewaltiges Donnerwetter Bebels gegen dieses Unterfangen, neuerliche solenne Aufrollung der revolutionären Fahne und löbliche Unterwerfung der Gemäßigten. So war es in Dresden, so war es in Jena. Aber in Mannheim kam es anders. Hier wurde plötzlich der alte Jupiter tonans zum Friedensengel, sprach sich ziemlich unverhüllt gegen den politischen Massenstreik aus, für den er noch in Jena eingetreten war, und das Schlußergebnis war, daß die Gewerkschaften, so eine Art von „gemästetem Pfahlbürgertum" innerhalb der Arbeiterschaft, zu größerem Einflusse gelangen und vielleicht die Arbeiterbewegung in etwas konservativerem Sinne beeinflussen dürften.

Wieso es dazu kam, ist dem Beobachter der sozialen Bewegung in Deutschland nicht unbekannt. In der letzten Zeit war es der offiziellen Sozialdemokratie nicht gut ergangen. Die fortgesetzten inneren Kämpfe im Schoße der Partei die fanatische Unduldsamkeit der Führer, das häßliche Gezänke auf den Parteitagen, zumal auf dem Dresdner, das alles hatte viele Anhänger verstimmt und der Partei abwendig gemacht. Die Folge waren ungünstige Ergebnisse bei den letzten Nachwahlen, welche zeigten, daß auch die Bäume der Dreimillionenpartei vorläufig noch nicht in den Himmel wachsen. Zu alledem gesellte sich der unbefriedigende Verlauf der Maifeier und das gänzliche Fiasko der großen Wahlrechtsdemonstration vom 21. Jänner in Berlin und anderen großen Städten des Reiches. Immer größer wurde die Zahl der Parteigänger, die über die Unfehlbarkeit der Parteileitung nachzudenken begannen. Einigermaßen erschüttert ist ja diese Unfehlbarkeit ohnehin schon durch das konsequente Ausbleiben des großen Kladderadatsch, der eigentlich schon von Karl Marx „für demnächst" angekündigt worden und längst fällig wäre. So vollzog sich denn langsam und unmerklich, aber doch konsequent und ohne Unterbrechung ein gewisser Wandel der Anschauungen in den großen Massen, der vielleicht seinen deutlichsten Ausdruck in der Haltung der Gewerkschaften

findet. Klipp und klar haben die Gewerkschaften die Frage nach dem politischen Massenstreik mit einem lauten und entschiedenen Nein beantwortet. Die Gewerkschaften wollen nicht für bloß politische Zwecke die Arbeiter in den Generalstreik entsenden, an dessen Scheitern ja niemand zweifelt. Der Gegensatz zwischen den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie trat immer klarer zu Tage: hier die Gewerkschaften als das emsig arbeitende Element, mit der Aufgabe, das Los der Arbeiterschaft im Rahmen der bestehenden Wirtschaftsordnung tunlichst zu verbessern — dort die Sozialdemokratie als eine rein politische Organisation, mit dem offiziellen Endziele der Beseitigung der bestehenden Wirtschaftsordnung; hier die Gewerkschaften sozusagen als die Bourgeoisie innerhalb der Arbeiterschaft, dort die Sozialdemokratie als der ewig murrende und knurrende Partner. Zwanzig Millionen Mark beträgt die Jahreseinnahme der Gewerkschaften; eine solche Geldbewegung gibt Anlaß zu besonnenem Handeln, solche Vermögen setzt man nicht gerne den Wechselfällen eines Kampfes mit der strammen und eisernen Staatsgewalt aus. Demgegenüber ist die Sozialdemokratie der arme Bruder. Auf dem Mannheimer Tage konnte der Parteikassier nicht genug jammern über die kärglichen, kläglichen Einnahmen der Parteikasse. Aus ganz Elsaß-Lothringen sind im verflossenen Jahre 103 Mark eingeflossen, die Bayern setzen ihre Beiträge immer weiter herab, Halle hat nicht einen luketen Pfennig gesendet! Finanziell sind die Gewerkschaften der Sozialdemokratie himmelhoch über den Kopf gewachsen, und dieses Verhältnis will sich nunmehr auch virtuell geltend machen.

Der Mannheimer Parteitag war in letzter Linie nichts anderes als das erfolgreiche Ringen der Gewerkschaften um ihren Anteil an der Leitung der deutschen Arbeiterschaft. Man war allerdings auf beiden Seiten bestrebt, das äußere Bild des Kampfes zu vermeiden und arbeitete heftig in Verständigung. In Köln hatte die Gewerkschaftskommission gegen den Massenstreik entschieden, in Jena hatte die Sozialdemokratie für den Massenstreik votiert, aber in Mannheim wurde erklärt, es gebe keinen Gegensatz zwischen Köln und Jena! Weiß ist rot und rot ist weiß. Man hat ein Kompromiß zusammengeflickt, das der offiziellen Sozialdemokratie eine ehrenvolle Rückwärtskonzentrierung gestatten sollte. Darüber jubeln, wie gesagt, die bürgerlichen Optimisten und sie sehen bereits die ganze Sozialdemokratie in der Mauserung begriffen, auf dem Wege zur bürgerlichen Reformpartei. Aber diese Auffassung ist vielleicht etwas voreilig. Genaue Kenner der Dinge meinen vielmehr, Bebel habe sich gerade auf dem Mannheimer Parteitage als diplomatischer Schlaufuchs ersten Ranges bewährt. Es sei ihm gelungen, die bösartige Streitfrage des Massenstreiks auszuschalten, die bisher wie ein Drudenfuß zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaften lag; nunmehr sei die Wiedervereinigung mit den Gewerkschaften ermöglicht und nichts stehe dem im Wege, daß die Gewerkschaften nach Eliminierung der Massenstreikfrage an der Seite der Sozialdemokratie marschieren. Diese nüchterne Auffassung des Mannheimer Kongresses scheint uns auch die richtigere zu sein. Vielleicht vollzieht sich in einer weiteren Zukunft die erhoffte Transformation der Sozialdemokratie, vielleicht war auch Mannheim eine kleine Etappe auf dem Weg zu diesem Ziele, aber heute, solange die alten Führer noch da sind, solange insbesondere Bebel da ist mit seiner ungeheueren Autorität innerhalb der Partei und mit dem Nimbus, der ihn noch aus der bewegten Kampfzeit und aus seinen Waffengängen mit Bismarck umgibt, heute sind wir von der Mauserung der deutschen Sozialdemokratie wohl noch ziemlich weit entfernt. —l.

*

Burgtheater (27. September, zum ersten Male: „Ein Puppenheim". Schauspiel in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. Autorisierte Übersetzung der großen Gesamtausgabe von Marie v. Borch.)

Das Burgtheater scheint mit dem Ibsenzyklus, den es dem lebenden Dichter vorenthalten hat, nach seinem Tode Ernst machen zu wollen. Daraus erklärt sich wohl die Aufnahme der „Nora" in das Repertoire, die spät genug erfolgt ist, endlich aber doch einmal erfolgen mußte. Daß das Burgtheater, wie so manche andere Bühne ersten Ranges, heute keine geborene Darstellerin der Titelrolle besitzt, seitdem Frau Hohenfels in einen andern Rollenkreis übergetreten ist, weiß man im Burgtheater gewiß ebensogut wie überall. Mit einer so bedeutenden Künstlerin, wie Frau Retty ist, mußte die Probe doch einmal gemacht werden, wie weit sie etwa über ihr bisheriges Fach hinauslangen könnte. Dieser Versuch hat kein vollkommen befriedigendes Resultat ergeben. Die Ibsensche „Nora" beginnt als Naive und hört als Tragödin auf; einen so weiten Umfang hat das Talent der Retty nicht. Die schwere Aufgabe lag wie Blei auf ihren Flügeln; Frau Retty blieb uns nicht bloß die Tragödin, sondern auch die Naive schuldig, und es kam, was am schlimmsten war, keine starke Individualität zum Vorschein. Die Nora verlangt doch äußerlich und innerlich noch mehr Temperament, als die Retty besitzt; der Fleiß und der Ernst, mit dem sie an die Aufgabe gegangen ist, haben sie nur niedergehalten und vielleicht hätte sie sich freier gefühlt,

wenn sie ihre Aufgabe leichter genommen hätte. Ich hätte nicht den Mut, zu sagen, Frau Retty ist eine schlechte Nora; leider gibt es hier keine Gradabstufungen: man ist eine Nora oder man ist es nicht. Ich halte es auch nicht für ausgeschlossen, daß sie der Gestalt mit der Zeit näher kommt; ganz erreichen wird sie sie kaum. Herr Devrient hat mit der einen Rolle (Helmer) noch mehr bewiesen: daß er nämlich nicht nur kein Helmer, sondern auch kein Ibsenspieler ist und auch nie werden wird. Er hat sich zu viel verdiente Erfolge bei den Franzosen geholt, als daß er jemals ihre brillante, effekthaschende und mit dem Publikum kokettierende Manier mit der stillen, innerlichen und geräuschlosen Art Ibsens wird vertauschen wollen und können. Er hat den Ibsenschen Helmer ganz in der Manier der „hinausgeworfenen Liebhaber" gespielt, die einstmals seine Spezialität waren; und man wunderte sich nur, daß Nora diesen brüsken und brutalen Gesellen nicht früher durchschaut hat. Auch Herr Treßler (Rank) weicht als Charakterspieler doch zu sehr nach der komischen Seite aus, als daß er das Tragische in der düsteren Gestalt hätte zur Geltung bringen können. Und so blieben am Ende diejenigen die Sieger, von denen man am wenigsten erwartet hatte. Frau Wittels hat die Frau Linde in ihrer schlichten und einfachen, ein wenig farblosen Art recht gut gespielt; und ihr Partner, Herr Frank, überraschte in der „gesetzten" Rolle des Krogstad durch scharfes und sicheres Spiel, besonders aber auch durch Vermeidung aller Grimassen, durch die seine ernsten Liebhaber zur Karikatur geworden sind.

Gelegentlich der ersten Aufführung von Ibsens „Nora" im Burgtheater haben gewichtige Stimmen, die nicht überhört werden können, ihren Eindruck dahin bestimmt: das Stück erscheine ihnen veraltet. Und viele aus dem Publikum haben ihnen recht gegeben.

Und nun denke man nur einmal ein paar Jahrzehnte zurück! Als ich vor nicht ganz zwanzig Jahren meine Schiller-Biographie in Angriff nahm, begegnete ich wenig Menschen, die nicht den Kopf schüttelten, daß ich „jetzt noch" Schiller zu meinem Helden machte. Ein sehr talentvoller Verfasser von Volksstücken urteilte über einen minder begabten Nebenbuhler: „Seine Leute reden ja wie bei Schiller"; und als ich zur Antwort gab: „Wenn sie doch nur so redeten!", streifte er mich mit einem spöttischen Seitenblick. Einige Jahre darauf stellte es sich heraus, daß Bauernfeld vollkommen veraltet und nicht einmal im Kostüme seiner Zeit möglich sei. Bauernfeld war ein Lustspieldichter und Lustspiele haben das kürzeste Leben. Nun kamen die Rivalen Halm und Laube, zu Jubiläumszwecken aus der Unterwelt heraufbeschworen: sie haben kaum ihr Jubiläum überlebt. Alles das haben wir hingenommen, dumpf und gedankenlos wie den Weltlauf, wie Sonne, Wind und Regen. Daß aber die revolutionäre „Nora", die vor noch nicht dreißig Jahren erzgepanzert aus dem Haupt ihres Schöpfers gesprungen und auf der deutschen Bühne kaum noch warm geworden ist, gleich am Tag ihrer ersten Aufführung im Burgtheater Runzeln aufzeigen sollte, das gibt zu denken.

Und wenn wir einmal beim Nachdenken angelangt sind, dann fällt uns sofort ein, daß auch von den jüngsten Deutschen mancher schon abgelebt hat. Als wir Ibsen hier zu Gaste hatten, war der Dichter der „Alexandra" und der „Eva" sein Tischnachbar: wo ist Richard Voß, der damals in der vordersten Reihe marschierte, geblieben? Wo sind die ersten Dramen von Sudermann hin, dem man eine Zeitlang eine Ehre zu erweisen glaubte, wenn man ihn den Dichter der „Ehre" nannte? Wer wird sich denn heute noch die Erstlinge von Gerhart Hauptmann anschauen, der inzwischen von Sonnenaufgang bis zu „Pippas" Untergang gewandert ist?

Es war doch ein recht verhängnisvolles Losungswort, das man am Beginn der neuen Bewegung in Berlin ausgegeben hat: Weg mit dem Alten, die Bahn frei für das Neue! Gemünzt war es gegen die Klassiker — die Klassiker haben es vertragen: der „Faust" und der „Wallenstein" sind heute herrlich wie am ersten Tag. Getroffen hat es die, die es ausgegeben haben: die Modernen. Es gibt nur mehr ein Heute in der Kunst, kein Gestern, geschweige denn ein Vorgestern. Darum ist heute auch Ibsens „Nora" veraltet.

Es wird zwar viel geredet von Erziehung zur Kunst; in Wahrheit aber hat es gar nie ein Publikum gegeben, das unfähiger zum Kunstgenuß gewesen wäre als unser heutiges. Man geht heute nicht ins Theater, um einen Eindruck zu haben, sondern um sich ein Urteil zu bilden — denn das versteht sich, ein Urteil muß man haben, das ist jeder sich selber schuldig. Man geht nicht hinein, um das Werk des Dichters zu sehen; man will nur sehen, wie es der Dichter macht und ob er es auch wirklich machen kann. Und wenn man ihm dann, wie es gar nicht ausbleiben kann, auf die Mache kommt, dann ist jeder überzeugt, daß er das auch machen könnte und besser als der Dichter, wenn er nur erst wollte. Man kann von Bauernfeld, Halm und Laube so gering denken als man will; ich behaupte dennoch, sie sind zehnmal besser als Dichter, als unser Publikum als Publikum. Es gehört zehnmal mehr Phantasie und Kunstgefühl dazu, sich von ihnen begeistern

zu lassen, als über sie kühl die Achseln zu zucken. Heute freilich ist nur der Herr der Situation, der sich auf das Absprechen wirft: denn beim Tadel riskiert man nie etwas, beim Lob aber kann man ausgelacht werden, auch wenn man sich in der besten Gesellschaft befindet. Ein Urteil hat freilich ein jeder, aber die meisten wissen gar nicht, daß es nicht ihr eigenes ist, sondern ein suggeriertes oder ein nachgebetetes. Und genau so, wie gegenüber dem Dichter geht es gegenüber den Schauspielern: wenn sie nur recht viel machen, dann kann man auch recht viel urteilen. Der beste Regisseur aber ist der, der uns seine Kunst und seine Absicht jeden Augenblick unter die Nase reibt, damit man sich doch auch ein Urteil bilden kann. Mit einem Worte: was den modernen Zuschauer im Theater interessiert, was ihm imponiert oder ihm mißfällt, ist nichts als die leere Technik, das bloße Handwerk; zur Illusion kommt es gar nicht bei dem, der immer den Apparat klappern hört. Weil sich aber nichts in der Kunst so schnell überlebt als die technische Form, darum veralten auch unsere Dramen so schnell.

Es wird recht schwer sein, in Zukunft ein Repertoire zu machen, wenn die Neuigkeiten versagen; und die Toten reiten leider am schnellsten. Man wird dann, wie es ja jetzt schon geschieht, wieder auf die Ältesten zurückgreifen, die Klassiker. Und das Spiel kann von vorn anfangen.

Um die Nora, die Ewigkeitsgehalt genug in sich hat, ist mir nicht bange. Mehr aber um unser Publikum, das recht alt geworden ist.

Minor.

Wiener Theater. Zwei bewegte Theaterwochen, reich an Jubiläen und Erstaufführungen! Was immer sie aber brachten, wurde von einem einzigen Ereignis an die Wand gedrückt: vom Gastspiel Enrico Carusos in der Hofoper. Was vom Begeisterungsrummel übrig blieb, reichte zur Not für die Jubelstimmung über die zweihundertste Aufführung der „Lustigen Witwe" hin. Allen sonstigen Ereignissen am Wiener Theaterhimmel gegenüber aber herrschte eine Apathie, als wäre die schönere Hälfte der Saison bereits vorüber und als meldeten sich schon mit dem ersten Blättergrün die holden Frühlingstage, von denen die Theaterdirektoren melancholisch sagen, daß sie ihnen nicht gefallen.

Und in diesen schlimmen Tagen völliger Abgestumpftheit gegen alles, was nicht nach Sensation riecht, ist zu den bestehenden noch ein neues Theaterunternehmen hinzugetreten: das Kleine Schauspielhaus. Man kann sich denken, mit welchem Erfolg. Was mir schwante, ward mir am zweiten Abend beim Anblick des gähnend leeren Zuschauerraumes zur Gewißheit. So oft und so genau ich auch zählen mochte, ich brachte, mich eingerechnet, nicht mehr als 35 Besucher heraus, und ich wußte wirklich nicht, wen ich mehr bedauern sollte: Herrn Ferdinand Stuhra, der sich's oder seiner Diva immerhin ein schönes Stück Geld hat kosten lassen, um den Festsaal des Kaufmännischen Vereines in einen brauchbaren und geschmackvoll sich darbietenden Theatersaal umzuwandeln, oder die armen Schauspieler, die von Todesschauern umwittert, drei Stunden lang heiter und witzig spazierenplaudern mußten. Nicht genug an dem „Intimen Theater", das zwei Jahre lang durch die Unzulänglichkeit seiner Mittel eine gute Idee lächerlich gemacht hat und sich erst damit einige Beachtung erzwingen konnte, daß es dem Wörtchen „intim" durch die Verwandlung der Bühne in ein permanentes Doppelbett eine andere Deutung gab, also nicht genug an dem einen warnenden Beispiel, mußte noch ein zweites Unternehmen mit der gleichen Unzulänglichkeit der Mittel und unter dem gleichen Vorwand ins Leben treten, den intimen Kleinkunststil, wie er in Paris und in Berlin an mehreren Bühnen gepflegt wird, auch bei uns heimisch zu machen. Und wie es einst das „Intime Theater" getan, so hofft auch das Kleine Schauspielhaus, sein Programm im Rahmen eines streng literarischen Repertoires durchführen zu können. Deshalb hat es seine Tätigkeit gleich im Dienste einer recht unliterarischen Sache begonnen und als Eröffnungsstück die Konversationskomödie „Auf Gnad' und Ungnade" von Giacosa gewählt. Noch überflüssiger aber als der Galvanisierungsversuch an dieser ebenso slavischen wie müssigen Nachahmung der geistreichelnden und tändelnden Grazie anno Sardou und Dumas erschien ein paar Tage später in dem jungen Theater eine Aufführung von Ibsens „Gespenstern", über deren Qualitäten man besser schweigt.

Das Deutsche Volkstheater brachte zur Abwechslung — sechs Tage nach „Marie Friedhammer" — wieder einmal ein Kulturkampfstück: „Bitt' für mich", drei Akte von Ferdinand Stieber. Milieu: Kleinbürgerliche Unwissenheit und Engherzigkeit. Eine Mutter will ihre Schuld sühnen, indem sie ihren liebsten Sohn der Kirche weiht. In dem Stücke Lilienfeins war es die Tochter, die die gleiche Sendung erfüllen sollte. Was aber der junge Schwabe knapp und straff aus einer tragischen Grundstimmung dramatisch aufbaut, löst Ferdinand Stieber mit novellistischem Behagen in empfindsame Szenen auf, die dem Regisseur Vallentin willkommene Gelegenheit boten, zu zeigen, was er an Stimmungskunststücken bei den Russen gelernt hat. Nur ungern ließen sich die Darsteller des Deutschen Volkstheaters in den „Onkel Wanja"-Stil pressen und auch

das Publikum hatte keine rechte Freude an den lyrischen Hemmungen des sich von einer weinerlichen Situation zur anderen ohnehin mühselig genug fortspinnenden Stückes. Es fühlte sich erst wieder wohl bei dem neuen Schwanke Gustav Kadelburgs: „Der Weg zur Hölle". Da konnte es wieder tun, was es am liebsten tut: lachen, nichts als lachen. Es gab zwar einige Idealisten, die die Würde der Bühne gegen die Zumutungen Kadelburgs durch einige Zischversuche verteidigen zu müssen glaubten. Umsonst. Ihre Entrüstung wurde hinweggeschwemmt von der Woge jauchzender Zufriedenheit, die ältesten Späße wiederkauen zu dürfen, und es hatte den Anschein, als sollte die fingerfertige Kompilation, in der Kadelburg vor keiner Geschmacklosigkeit zurückschreckt, dem Deutschen Volkstheater den ersten wirklichen Erfolg des neuen Spieljahres bringen. Wäre dem so, uns bliebe dennoch ein Trost. Auch im kritischen Berlin hat der Schwank großen Anklang gefunden und er blickt dort schon auf die stattliche Zahl von zweihundert Aufführungen zurück.

Kunst hin, Kunst her. Die Hauptsache bleibt der Erfolg. Weil man im Burgtheater noch immer „Klein-Dorrit" und „Quality Street" spielt und im Deutschen Volkstheater und im Bürgertheater noch immer „Sherlock Holmes"-Komödien auf dem Repertoire stehen, hoffte auch das Raimund-Theater auf englisch am besten zu fahren und versuchte es mit einer Dramatisierung des Dickensschen Romanes „Oliver Twist". Es hoffte aber wieder einmal am Erfolg vorbei. Es ist kaum notwendig, erst nachzuweisen, daß auch der einst so beliebte Roman „Oliver Twist" auf dem Wege vom Buch zur Bühne nicht nur nichts gewonnen, sondern alles verloren hat, was ihn heute noch lesenswert macht. Eine Gefahr, daß das blutrünstige Stück von der Wallgasse aus seinen Weg über andre deutsche Bühnen finden könnte, ist so wenig zu befürchten, wie ein Hinauswachsen der dramatischen Herrlichkeit Dr. Friedrich Elbogens über den Dunstkreis Wiens. Seine drei Einakter, die schon vor Jahresfrist unter dem Gesamttitel „Recht" im Buchhandel erschienen sind, wurden bei ihrer Erstaufführung im Bürgertheater zwar mit überaus freundlichem Wohlwollen aufgenommen, es dürfte ihnen aber kaum zu einem dauernden Bühnenerfolg verhelfen. Es ist noch nicht vier Wochen her, da wurde von Dr. Elbogen im Deutschen Volkstheater ein abendfüllendes Stück ebenfalls mit lebhaftem Beifall überschüttet, was aber nicht verhinderte, daß es schon nach der dritten Aufführung vom Spielplan abgesetzt werden mußte. Das Interesse, das seinen dramatischen Versuchen entgegengebracht wird, ist eben ein rein gesellschaftliches. Man weiß, daß Doktor Elbogen es liebt, seine Verteidigerpraxis auch auf der Bühne fortzusetzen. Was er bietet, sind dialogisierte Plaidoyers, deren Tendenz gegen den Formelkram der Rechtspflege und gegen die grausame Handhabung der Gesetze am Worte haften bleibt.

Brieux ist auch nur ein Tendenzschriftsteller. Wie aber versteht er es im Vergleich mit Dr. Elbogen, die Wirkungen der Bühne seinen Tendenzen nutzbar zu machen.

Dafür bot ein lehrreiches Beispiel seine Komödie »Les Remplaçantes«, die sich Frau Niese in ihrer Rollennot von Ludwig Wolff, dem Hausdichter der beiden Jarnoschen Bühnen, hat auf den Leib zuschneiden lassen. In Paris wurde das Thesenstück mit Suzanne Després an die hundert Male gegeben und man konnte selbst durch die Lokalisierung hindurch, in der man es im Lustspieltheater zu sehen bekam, noch erkennen, wie stark es dort auf die mondäne Weiblichkeit gewirkt haben muß. Brieux, der immer darauf aus ist, irgend ein soziales Übel aufs Korn zu nehmen, hat unzweifelhaft etwas vom sittlichen Ernst Emile Augiers und an agitatorischer Kraft übertrifft er den dramatischen Gesellschaftskritiker des dritten französischen Kaiserreiches noch um ein Erhebliches. Gründlicher kann man sich die Ammenwirtschaft in allen ihren sozialen, moralischen und hygienischen Folgewirkungen auf der Bühne nicht durchgehechelt denken. Daß dabei die Poesie zu kurz kommen muß, liegt auf der Hand. Aber es ist doch ein Wunder, wie Brieux auch dafür eine sich einfach entwickelnde Handlung fand, die niemals ihre theatralische Schuldigkeit versagt. Den volkstümlichen Wirkungen zuliebe, deren Frau Niese bedarf, hat freilich der Wiener Bearbeiter alle Kontraste verschärft und alle Effekte vergröbert und sonst auch alles herbeigeschleift, was zum Inventar einer guten Niese-Rolle gehört, so daß es einen echten und rechten Niese-Abend gab, wie man ihn auf der Praterbühne erwartet.

Theodor Antropp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 102, 103. □ Redaktionsschluß 6. Oktober 1906. □ Ausgegeben 11. Oktober 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Das Bureau der „Österreichischen Rundschau" befindet sich vom 1. November d. J. ab

I. Bräunerstraße 6.

* * *

In einer kürzlich im Verlag von Fromme in Wien erschienenen Druckschrift, „Die grundbücherliche Durchführung der Wasserstraßen", weist Notar Anton Balling auf die Notwendigkeit von Erleichterungen und Verbilligungen des bezüglichen gesetzlichen Verfahrens hin. Nur ein neues, modernes Gesetz, das in Erkenntnis des hohen nationalökonomischen Wertes geordneter Verkehrswege mit Formalismus und Fiskalismus aufräumt, könne Abhilfe schaffen. Ein solches neues Gesetz sei umso notwendiger, als es sich in den nächsten Dezennien um die grundbücherliche Durchführung der geplanten Wasserstraßen, Flußregulierungen und damit zusammenhängenden Straßenbauten handeln wird.

* * *

Im Oktober wird im Insel-Verlage zu Leipzig unter dem Titel: „Im Kampf für Rußlands Freiheit" ein Buch erscheinen, das ohne Zweifel großes Aufsehen erregen wird. Der Verfasser, der einem der ältesten russischen Fürstengeschlechter entstammt, stand seit einem Jahrzehnt mitten in den Kämpfen um das neue Rußland und schildert, was er dabei erlebte und erlitt.

* * *

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Insel-Verlages zu Leipzig über die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe Deutscher Klassiker bei.

Büchereinlauf.

Studien über die Verwaltung des Eisenbahnwesens mitteleuropäischer Staaten. Von Sektionschef Wilhelm Exner, Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrates. Wien, 1906. Otto Maaß' Söhne. 158 S.

Christus und Sophie. Von Johannes Schlaf. Wien und Leipzig, 1906. Akademischer Verlag. K 5.40

Der Weg zur Form. Ästhetische Abhandlungen, vornehmlich zur Tragödie und Novelle. Von Paul Ernst. Berlin, 1906. Julius Bard.

Chronik der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart. 1904. Herausgegeben vom Gemeinderat. 203 S.

Wählerlisten und Reklamationsrecht. Unter Berücksichtigung der jüngsten Regierungsvorlage, betreffend die Wahlreform. Von Dr. Hans Kelsen. Wien, 1906. Selbstverlag.

Karl Schurz. Lebenserinnerungen. Bis zum Jahre 1852. Berlin, 1906. Georg Reimer. 8°, 416 S.

Meinecke Friedrich. Das Zeitalter der deutschen Erhebung. Mit 78 Abbildungen und 10 Faksimiles. Monographien zur Weltgeschichte. Herausgegeben von Ed. Heyck. Delhagen und Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Richard Jefferies. Die Geschichte meines Herzens. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. Jena, 1906. Eugen Diederichs.

Elektrischer Betrieb der Wiener Stadtbahn. Projektiert von der elektrotechnischen Fabrik Fa. Křižík in Prag-Karolinental. Verfaßt von Ing. Karl Rosa und Ing. Vladimir List. Prag-Karolinental, 1906. Druck der „Politik" in Prag.

Naturalisation und Heimatsberechtigung nach österreichischem Rechte von Hans Kelsen. Separatabdruck aus der Zeitschrift „Das österreichische Verwaltungsarchiv", 1907, Heft III bis IV. Verlag von F. Tempsky in Wien und G. Freytag in Leipzig.

Napoleon und Maria Luise. Zweiter Band. Geschichtliche Erinnerungen des Barons Meneval. Berlin, 1906. Hüpeden & Merzyn.

Leutnant Halm. Das Drama einer Liebe. Vier Aufzüge. Von Alfred Lenz. Wien, 1906. Paul Knepler.

Kossuth Ferencz, Harmincz Parlamenti Beszéde. Életrajzi Adatokkal kiséri Hentaller Lajos. A Beszédeket Sajtó Alá Rendezte Szatmári Mór. Számos Képpel. Budapest, 1906. Kunossy, Szilágyi és Társa, kiadóvállalat Kiadása.

Das Mädchen von Lille. Roman von Georg Hirschfeld. Berlin, 1907. S. Fischer.

Eingesendet.

Die feinsten Zigaretten sind
Nestor Gianaclis
King — Phénix — Lotus.

Weltberühmtes österr.
„Püllna"
Püllnaer Natur-Bitterwasser.
Wohlschmeckendes, mild und sicher wirkendes Abführmittel.
Überall zu haben. EIGENE NIEDERLAGE: Wien, I. Sonnenfelsgasse 4

Biliner
SAUERBRUNN
Eigene Niederlage: I. Augustinerstr. 10

Redaktion: Wien, I. Operaring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlögelmühl.
Redaktionsschluß für Heft 104, 105, 20. Oktober 1906.

durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring und durch alle Annoncen-Bureaus.
viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.—, 1/8 Seite K 20.—, 1/4 Seite K 35.—, 1/2 Sei
1/2 " " —, 1/1 Seite K 100.—. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommer

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Winter 1906/07. — Gültig vom 1. Oktober 1906.

Kürzeste und bequemste

Schnellzugs-Verbindungen.

Winter 190 — Gültig vom 1. Okt

Wien Südbhf.–Italien (Abbazia-Mattuglie-Görz-Triest).

730	845	† 1140	* 725	** 855	ab	**Wien Südbhf.**	an	* 645	** 900	† 515	830	905
1100	1157	318	1033	1215		**Bruck a. M.**		308	522	207	516	533
—	115		1129	113		**Graz**		201	414		409	
(über Leoben)	800		—	740	ab	**Budapest**	an	—	955		925	(über Leoben)
	938	Nizza an 305	—	918	an	**Abbazia-Mattuglie**	ab	535	831	Nizza ab 1200	814	
	957		—	937		**Fiume**		505	800		748	
	855		630	900		**Triest**		635	830		755	
	947		731	1007		**Görz**		522	652		715	
1045	—		• 946	215		**Venedig**		•225	210		1115	445
605	—		• 305	745		**Mailand**		•730	730		610	1120
634	—		• 448	1055		**Florenz**		•550	550		238	915
107	—		•1035	730		**Rom**		1050	1050		900	230
630	—		• 640	125	an	**Neapel**	ab	300	300		1135	940

• Über Cervignano (kürzeste Verbindung Wien–Venedig–Rom–Mailand).
* Schlafwagen Wien–Triest und Venedig.
** Schlafwagen Wien–Abbazia-M.–Fiume und Budapest–Venedig.
† St. Petersburg–Wien–Nizza–Cannes-Expreß mit direkten Wagen.

Brenner-Route.

✠ Nord-Süd-(Ägypten-)Expreßzug zwischen Berlin–Mailand täglich; bis Cannes vom 1. Dezember an; die Fortsetzung bis Rom-Neapel-(Ägypten) wird Anfangs Jänner aktiviert.

● Berlin–Neapel-Expreßzug verkehrt von anfang Dezember bis Ende Mai zweimal wöchentlich.

●	✠								✠		●
1000	1025	845	1035	828	ab	**Berlin**	an	642	825	805	818	900
1231	1255	1015	113	1235		**Leipzig**		348	659	538	325	628
—	800	721	1140	1105		**Dresden**		650	948	948	450	1037
816	820	845	1130	1050		**München**		405	950	1005	645	1045
1100	1101	1204	330	202	ab	**Innsbruck**	an	1229	546	650	247	744
248	215	403	708	544	an	**Bozen-Gries**	ab	837	210	304	1042	353
—	330	542	828	725		**Meran**		726	1257	145	850	—
355	330	520	826	708		**Trient**		717	1249	156	910	246
—	—	553	914	751		**Roveredo**		645	1218	—	834	—
550	525	753	1102	959		**Verona**		450	1021	1155	607	1246
—	815	1054	605	305		**Mailand**		1120	730	925	105	—
1217	1210	634	634	448		**Florenz**		915	1105	520	1040	631
600	550	107	107	1035		**Rom**		230	915	1000	—	1240
1125	1105	630	630	640	an	**Neapel**	ab	1000	1135	500	—	730
	✠								✠			●

(St. Petersburg)–Wien–Nizza–Cannes-Expreßzug.

Verkehrt zwischen St. Petersburg und Wien zweimal wöchentlich vom 17. November bis 27. April; zwischen Wien und Cannes täglich vom 15. November bis 27. April

600	ab	**St. Petersb.** (St. Petersb. Zeit)	an 1120
527	ab	**Warschau** („)	an 137
1140	ab	**Wien Südbhf.**	an 515
335	an	**Leoben**	ab 151
137		**Venedig**	251
626		**Mailand**	1020
305		**Nizza** (Pariser Zeit)	1200
347	an	**Cannes** („)	ab 1114

Verkehrt zwischen Cannes und Wien täglich vom 17. November bis 29. April; zwischen Wien und St. Petersburg zweimal wöchentlich vom 18. November bis 28. April

Wien–Süd-Tirol–Italien (Meran-Arco-Riva).

	†	●			
845	1130	935	ab	**Wien Südbhf.**	an 748
1157	238	1243	ab	**Bruck a. M.**	an 414
115	334	139	ab	**Graz**	an 311
644	656	508	an	**Klagenfurt**	ab 1139
823	748	559		**Villach**	1049
1128	1128	746		**Lienz**	908
544	544	1202		**Bozen-Gries**	440
725	725	*108		**Meran**	*331
708	708	129		**Trient**	308
751	751	206		**Roveredo**	230
800	800	214		**Mori**	219
919	919	323		**Arco**	1253
936	936	340		**Riva**	1235
816	816	230		**Ala**	200
959	959	420		**Verona**	1158
305	305	745	an	**Mailand**	ab 925

● Direkter Zug mit Schlafwagen. Kürzeste D
Wien–Mailand.
* Kürzeste Verbindung Wien–Meran.
† Verkehrt zwischen Graz und Villach nur bis 1
(mit Speisewagen).

Ungarn–Tirol–Italien

	*			
800	740	ab	**Budapest**	an
644	508	an	**Klagenfurt**	ab
823	559		**Villach**	
1128	746		**Lienz**	
1008	920		**Toblach**	
700	425		**Innsbruck**	
1210	950		**München**	
544	1202		**Bozen-Gries**	
725	108		**Meran**	
708	129		**Trient**	
751	206		**Roveredo**	
800	214		**Mori**	
919	323		**Arco**	
936	340		**Riva**	
816	230		**Ala**	
959	420		**Verona**	
305	745	an	**Mailand**	ab

* Direkte Wagen Budapest–Franzensfeste. Kürzeste
dung Budapest–Mailand.

Ostende–Wien-(Triest-)Exp

täglich	900	ab	**London** (Westeurop. Zeit)	an
	446	ab	**Ostende** („)	an
	725	ab	**Wien Südbhf.**	an
	918	an	**Abbazia-Mattuglie**	ab
	937	an	**Fiume**	ab
	630	an	**Triest**	ab

Direkter Schlafwagenverkehr nach und von Triest.

Fahrkartenausgabe, Auskunfterteilung ꝛc. erfolgt im Fahrkartenbureau der Südbahn, Wien, I. Operngasse 6, und Abbazia (Hotel Stefanie.)

Die Weber.

Von E. Schwiedland.

Der aus Wien gebürtige Berliner Robert Wilbrandt veröffentlicht soeben eine Studie zur Tragödie der Weber.* Ihr Schicksal wird bestimmt durch das Streben der Unternehmer nach Gewinn; aus dieser Tatsache empfangen sie als willenlose Objekte ihre Bestimmung. Das historische Land ihres Elends ist Schlesien, mit dem durch Gerhart Hauptmanns Drama berühmt gewordenen traurigen Typus der Heimweber. Vor sechzig Jahren verdienten dort Mann und Frau und ein Kind zusammen 9 bis 13 Pfennige im Tag; davon waren mitunter sechs Köpfe zu erhalten. Mit Lumpen bekleidet, aß der Weber, um sich zu sättigen, nicht selten von der Schlichte, die zum Weben verwendet wird, also sauer und stinkig riechende gekochte Stärke — oder ein krepiertes Pferd: mit Freudentränen über solches Glück. „Mit kurzen Unterbrechungen haben die schlesischen Spinner und Weber jahrhundertelang gehungert." Daher alle Eigenschaften dieser Leute: Stumpfheit, Mißtrauen, systematische Faulheit, geringe Arbeitsleistung: „die Waffen des Sklaven gegen den Herrn". Wie die Lyoner Weber in den Dreißigerjahren, erstrebten die schlesischen in den Vierzigern eine behördliche Festsetzung der Löhne. Umsonst. Tausende starben Hungers. In Krefeld dagegen erreichten die Weber 1848 die Einführung einer Lohnliste, welche die Düsseldorfer Regierung als private Abmachung zwischen den Webern und den sie mit Arbeit „verlegenden" Unternehmern anerkannte; aber in schlechter Zeit blieb sie außer acht.

So war der Weberlohn schon vor der Konkurrenz des mechanisch getriebenen Webstuhles, rein infolge sozialer Ausbeutung sehr niedrig. Und als dann der Maschinenbetrieb aufkam, erhielt sich der alte Handstuhl dennoch, weil die Löhne der Handweber weiter sanken. In diesem Wettkampf des Handarbeiters mit der dampfgetriebenen Maschine liegt die Existenzgrundlage mancher Hausindustrien, sowie die ihrer Verleger. Es soll Fälle geben, wo der Lohn der Handarbeiter nicht höher ist, als die Kosten für die Amortisierung der Maschine und für das Schmieröl ausmachen würden.

Immerhin entstanden neben der Hausindustrie Webwarenfabriken, zuerst in England, dann auch auf dem Festlande — wie Wilbrandt meint: nicht wegen ihrer größeren Wohlfeilheit, sondern man vereinigte die zerstreuten, daheim arbeitenden Kräfte in gemeinsamen Werkstätten, um größere Bestellungen pünktlich ausführen zu können und durch Beaufsichtigung eine gleichmäßige, gute Arbeit zu erlangen. Dann wurde der mechanische Betrieb auch der billigere, als die Fabrikstühle verbessert wurden, rascher liefen, die Arbeiter lernten, mehrere Webstühle gleichzeitig zu bedienen und gerissene Fäden immer rascher anzuknüpfen, auch die Vorarbeit mechanisiert und die Leistung der

* R. Wilbrandt. „Die Weber in der Gegenwart". Jena, 1906.

Webmaschine künstlerischer gestaltet wurde. Da ergab die Fabrik trotz der kostspieligen Gebäude und Apparate, trotz der erforderlichen Kapitalverzinsung und des Kohlenverbrauches eine Ersparnis. Nunmehr konnten Heimarbeiter nur noch in besonderen Fällen bestehen — wenn sie Waren verfertigten, die kein Gegenstand so großen und ständigen Absatzes waren, daß sich ihrethalben die Einrichtung von Fabriken gelohnt hätte, oder wenn sonstige besondere Umstände zutrafen.* In Industrien wechselnden und unsicheren Absatzes ist es eben profitlich, möglichst wenig Kapital in Maschinen und Gebäuden festzulegen, da jeder Wechsel der Mode ihre Verzinsung beeinträchtigt; Heimarbeiter dagegen tragen selbst die Last schlechter Konjunkturen; man gibt ihnen einfach keine Aufträge mehr; sobald dagegen die Mode eintritt, beschäftigt man sie wieder.

Im Jahre 1895 gab es in Deutschland 500.000 Weber, davon 123.000 hausindustrielle. Die Mehrzahl der Hausindustriellen arbeitete an Handstühlen, andere woben aber in ihrer Behausung an modernen, elektrisch betriebenen Stühlen; manchen davon bezahlen die Verleger den Arbeitsraum, die Geräte, die Kraft und die elektrische Beleuchtung, so daß die Selbstbeschaffung der Arbeitsstätte seitens des Heimarbeiters entfällt.

Wie leben nun diese „verlegten" Leute auf deutschem Boden, im Lande der Sozialpolitik?

Ein ländlicher Handweber in Schlesien erwebte früher, den Lohn der für ihn spulenden Frauen inbegriffen, wöchentlich 13 Mark, freilich nur bei breiter Leinwand, also außerordentlich schwerer Arbeit, die zudem täglich sechzehn Stunden währte. Zuletzt konnte er nur mehr 8 Mark die Woche erreichen. Er ist mit 40 Jahren ein Greis. „In der Nähe von Reinerz," meldet Wilbrandt, „habe ich manch verlassenes und verfallenes Haus gefunden: die Weber sind fortgezogen." In Tscherbenei webt einer Leinwand von 6 Uhr früh bis 11 Uhr abends und macht eine Stunde Mittag, arbeitet also täglich 16 Stunden; nach Abzug des Lohnes für seine Helfer verbleiben für ihn in der Woche 4 Mark: „Vier Pfennige in der Stunde! Und doch ist das noch eine persönlich besondere Leistung."

Bei uns in Österreich ists noch ärger. Nach den Erhebungen unserer Gewerbeinspektoren verbleibt dem Weber in einer Gegend Mährens bei täglich sechzehnstündiger Arbeit „zur Bestreitung der wöchentlichen Ausgaben für Kost und Bekleidung" der Betrag von 1 fl. 10 kr., was nicht einmal einem Arbeitslohn von 3 Hellern für die Stunde entspricht. „Kartoffeln und Brot bilden die Hauptnahrung", heißt es anderwärts. Einmal des Tages wird Suppe gekocht, bestehend aus Wasser, Brot und etwas Knoblauch. Und aus einer dritten Gegend wird berichtet: „Die Lebenshaltung dieser fleißigen und willigen Arbeiter ist eine so ärmliche, eine so trostlose, daß aus den Kreisen der Industriellen selbst die Anregung gekommen ist, es möchten Minimallöhne geschaffen werden, deren Unterbietung mit hoher Geldstrafe belegt werden soll; es liegen Erklärungen aus Industriellenkreisen vor, daß man selbst gegen doppelt so hohe Löhne, als es die gegenwärtigen sind, nichts einzuwenden hätte, wenn die gesamte Konkurrenz an dieselben unweigerlich gebunden wäre."**

* Vgl. Schwiedland, „Kleingewerbe und Hausindustrie in Österreich". Leipzig, 1904; Band 2, Seite 402 fg. Schwiedland, „Ziele und Wege einer Heimarbeitgesetzgebung". Wien, 1903, Seite 54 fg.; Wilbrandt, a. a. O., S. 26.

** „Bericht der k. k. Gewerbe-Inspektoren über die Heimarbeit in Österreich." Wien, 1901; Band II, S. 82, 80, 85.

Dennoch wenden sich die Leute nicht Bauarbeiten zu; Wilbrandt sieht den Grund dieser Abneigung in der Kraftlosigkeit, in der generationenlang angewachsenen Schwäche und Mattigkeit der Weber. Für Mädchen gibt es ein Herauskommen, wenn sie Dienstmägde werden. In einer verhältnismäßig günstigen Gegend traf Wilbrandt zwei ältere Frauen an: die eine erreichte mit dem Weben 45 Pfennige im Tage, die andere durch Spulen 20 Pfennige. Ein Alter legte die Webezettel vor, die er vom Verleger erhält. „Alles steht darauf, nur vom Lohne kein Wort. Erst hinterher erfährt er die Lohnhöhe vom Faktor und würde manches nicht weben, wenn er sie vorher wüßte." In einer Weberfamilie erhöht die zwölfjährige Tochter den Verdienst durch Feinnäherei. Sie näht, sobald sie von der Schule heimkehrt, von 12 Uhr mittags ab, täglich neun Stunden, d. i., da Unterbrechungen notwendig sind, bis 11 Uhr abends. Das Mädchen ist in der Schule vorzüglich und bei seiner Arbeit eifrig; es verdient mit dieser in der Stunde 7 Pfennige. Der kleine Rücken ist bereits gekrümmt, das feine Gesichtchen teilnahmslos und gedrückt: die einförmig stumpfsinnige Arbeit raubt ihm die Jugend, „damit recht viele durchbrochene, vernähte und gestickte Deckchen in die Welt kommen".

An manchen Orten suchen gemeinnützige Vereine den Webern einen Absatz zu schaffen und die Verleger aus dem Betriebe auszuschalten; ihre wirtschaftliche Bedeutung ist aber gering.

Wie sieht es nun mit den Fabrikswebern aus?

Die Entstehung der ersten mechanischen Webereien hatte das Elend der Hausindustriellen sehr verschärft. Nachdem in England die ersten Webfabriken entstanden waren, berichtete aus Ostindien, in der Mitte der Dreißigerjahre, der dortige Generalgouverneur, das Elend finde kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels, die Knochen der Baumwollweber bleichten die Ebenen. Dasselbe Verhältnis, wie zwischen Indien und England, trat auch zwischen Deutschland und England ein. In Schlesien waren, bevor man Kapital in Fabriken anzulegen für profitabel hielt, gleichfalls Tausende verhungert. Doch in England selbst, wo Webfabriken zuerst entstanden, gingen Tausende von Handwebern langsam zu grunde, denn zur Bedienung der neuen Spinn- und Webemaschinen verwendete man Weiber und Kinder, deren gelenkige Finger dazu geeigneter waren. Und so war es auch in Deutschland, wo Textilfabriken die Hausweberei verdrängten: die Fabriken brauchen keine Männerarbeit; sie verwenden massenhaft verheiratete Frauen. An Stelle der Hausweberei trat also Fabrikarbeit der Mütter. Männer müssen sich in der Fabrik mit Frauenlöhnen begnügen oder Hausweber bleiben. Die Frau arbeitet in der Fabrik und der Mann sitzt daheim am Handwebstuhl und versorgt das Haus. Fabrikarbeit beider Eltern bewirkt Mutterlosigkeit und größte Sterblichkeit der Kinder sowie Überarbeitung der Frauen. Ein altes Weib erklärt es aus Erfahrung als das beste, wenn beide Eltern in die Fabrik gehen und die Kinder weggeben. Die jüngeren Männer wandern aus den Spinnerei- und Webereigebieten ab, denn es ist unmöglich, in der Fabrik einen Manneslohn zu verdienen, Frau und Kinder zu ernähren; als Webern ist den Männern also auch durch Fabrikarbeit nicht geholfen. Wo aber die meisten Mütter in der Fabrik sind, da besteht zugleich infolge ihrer Widerstandsunfähigkeit die längste Arbeitszeit.

Ergibt sich nun aus dieser Entwicklung die Unfähigkeit des Staates, in die Verhältnisse einzugreifen oder ist er einer fahrlässigen Unterlassung zu beschuldigen, da er nichts vorgekehrt hat, um die Verhältnisse zu bessern?

Wilbrandt fragt sich zuerst, was mit den Handwebern geschehen könnte. Ihre Organisationsfähigkeit verspricht nicht viel. Zwar sind auch gemeinsame Organisationen von Fabrik- und Hauswebern zu stande gekommen, aber die Angst vor Arbeitslosigkeit im Verein mit den erschöpfend langen Arbeitszeiten in der Saison macht sie im allgemeinen hilflos und apathisch: „Daher wird an den Staat appelliert, damit er für die Hausweber erzwinge, was sie selbst nicht erlangen können: vor allem höhere Löhne." Das Ideal wäre ein staatlicher Zwang zu Tarifverträgen, d. i. zur gemeinsamen Festsetzung verbindlicher Arbeitsbedingungen durch Vertretungen der Unternehmer und der Arbeiter.

Wilbrandt verlangt, daß man den Bedarf der öffentlichen Anstalten an Webwaren nicht bei den wohlfeilsten Lieferanten, sondern bei solchen gemeinnützigen Unternehmungen (Innungen, Genossenschaften, Vereinen) decke, die sich zu Lohnklauseln verstehen, welche den beschäftigten Webern Überarbeitung und Hunger ersparen. Diese Körperschaften dürften ferner die Aufträge nur durch Personen ausführen lassen, welche schon jetzt Handweber sind und ihre Kinder nicht wieder Handweber werden lassen. Daneben muß die Verwaltung Veranstaltungen fördern, welche „die Weberkinder aus dem Weberelend herausziehen". Die Vorarbeiten (Spulen, Treiben, Bäumen, Scheren) der Weber aber wären unter Anwendung einer staatlichen Gewerbeförderung mechanisch herzustellen, so daß nur das Weben Handarbeit bliebe.

Die Festsetzung der höchsten zulässigen Arbeitsdauer im Tage ließe sich in der Hausindustrie schwer, im Falle der Verwendung elektrisch betriebener Webstühle aber leicht durchführen, weil dann der elektrische Strom vor und nach bestimmten Tagesstunden von der Zentrale aus unterbrochen werden kann.

Die Webwarenfabrik wird, wie wir sahen, beherrscht durch die Verwendung von Frauen und Mädchen. Um der Unterbietung der Männer seitens der Frauen ein Ende zu machen, erhoben die Textilkongresse die Forderung: Gleiche Löhne für gleiche Leistungen — „eine Forderung, die sich auch stets verwirklicht, indem zuletzt die Männer ebenso niedrig bezahlt werden wie die Mädchen". Die Frauen müssen ihr Haus und ihre Kinder vernachlässigen, überarbeiten sich in langen Arbeitszeiten, zum Teil vermöge der Art der Arbeit. Die Gesetzgebung hätte daher in der Fabrik eine Verkürzung der Arbeitszeit und zum Teil einen Ersatz der Frauen durch Männer zu bewirken. Dadurch würden Stellen für Männer frei. Daneben wäre anderweitige männliche Arbeitsgelegenheit zu beschaffen. Das private Kapital wendet sich dorthin, wo es die günstigsten Aussichten erblickt. Daher sollten der Staat, die Länder, Gemeinden und öffentlichen Versicherungsanstalten durch die Hingabe wohlfeiler Baugründe die Entstehung von Männer verwendenden Fabriken an den Weberplätzen befördern. Dann würde sich wieder ein normaleres Familienleben der Arbeiter entwickeln. Solche Maßnahmen und der Zwangsabschluß rechtsverbindlicher Übereinkommen zwischen den Vertretungen der Unternehmer und der Arbeiter über die Arbeitsbedingungen, welche nirgends unterboten werden dürften, wären nach des Verfassers Herz. „Aber das setzt eine durchaus veränderte Denkweise der Staatsmänner voraus."

Der Verfasser weist also pessimistisch auf die Grenzen hin, die der Privatkapitalismus der Sozialpolitik steckt.

Er könnte aber den staatlichen Verwaltungen auf unserem Festlande energischere Vorstellungen machen wegen ihrer Vernachlässigung pflichtgemäßer Obsorge!

Was Österreich betrifft, das förmlich ein Museum technisch veralteter Betriebsformen ist, habe ich vor bald acht Jahren den Vorschlag gemacht, einen Erhebungskommissär für die Hausindustrie zu bestellen, der vor allem eine Anschauung der Verhältnisse und ein eigenes Urteil über die Mittel zu ihrer Besserung gewänne und die Verantwortung für deren Verwirklichung trüge. Kostbare Jahre blieben seither ungenützt. Auch für das Deutsche Reich besteht indes kein Grund, darauf stolz zu sein, daß mühevolle einschlägige Werke, wie jenes Wilbrandts, dem Fleiße von Privatpersonen entstammen. Immerhin dürfte Deutschland vor uns zu gesetzlichen Maßnahmen zu gunsten der Heimarbeiter kommen. Denn, daß Gesetzgebung und Verwaltung auch hier sehr viel zu bewirken vermöchten, ist kein Zweifel. Bei uns haben sich indes weder die konservativen, noch die liberalen, noch die sozialdemokratischen Kreise dieser verelendeten Leute angenommen, die man amtlich nur als ruhige Staatsbürger einschätzt. Auf diesem Gebiet scheint sich keinerlei soziales Nationalgefühl, kein humanitärer Patriotismus, kein völkischer Stolz zu regen und man läßt die Forderungen zugunsten der Heimarbeiter durch die Schwierigkeiten, welche die Verleger geltend machen und die Schwerfälligkeit des Bureaukratismus erzeugt, willig ausgleichen. Die psychischen und sozialen Kräfte wirken wie jene der Physik, einander verstärkend oder einander aufhebend oder sonstwie in entgegengesetzte Richtungen weisend und es fehlt an einer erleuchteten und objektiven staatlichen Macht, welche zwischen den realen Tendenzen eine Harmonie herstellen und eine zweckmäßige mittlere Entwicklung bewirken könnte. Eine wesentliche Voraussetzung des Eingreifens ist allerdings der Wille zur Tat und auch Staaten sind neurasthenisch.

In einem Lande, in einem Reich . . .*

Von Editha Du Rieux.

„In einem Lande, in einem Reich", so heben viele der russischen Volksmärchen an, die ich jüngst gelesen habe, und es ist echtes Märchenland, in das sie führen, ist das wunderbare Reich mit nachtdunklen Wäldern und gläsernen Bergen, wo oft der Kluge zu Schaden kommt und der Dummling sich die Königskrone gewinnt. Alexander N. Afanaßjew, wohl wie so viele andere durch das Beispiel der Brüder Grimm angefeuert, deren liebevolle Aufzeichnung uralter Überlieferung damals fast vollendet war, hat diese Märchen gesammelt. Sie erschienen, wie die Vorrede sagt, seit 1855 in Lieferungen und erwecken den Eindruck treuer Wiedergabe des im Volke Erlauschten, so wie auch die schlichte Übersetzung fast immer den rechten Märchenton getroffen hat. Leider liegt einstweilen nur eine kleine Auswahl der russischen Sammlung vor, die 600 Märchen enthält; so kommt, bis nicht weitere Folgen erscheinen, jedem Worte darüber nur mit Vorbehalt Geltung zu. Grimm, der gewiß nur wenige russische Märchen gekannt hat, war der Meinung, daß die romanischen den unseren am nächsten stehen, und das mag auch heute noch gelten, was die Übereinstimmung der Fabel anbetrifft; mir aber scheint es, als wäre dem Geiste nach die russische Volkspoesie der unseren näher verwandt, als die italienische und französische. Ich glaube, jeder, der die verschiedenen Volksmärchen in diesem Sinne untereinander vergleicht, wird dieselbe Empfindung haben. Da mir nun

* „Russische Volksmärchen", gesammelt von Alexander N. Afanaßjew, deutsch von Anna Meyer, Wien, 1906, Verlag C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner).

dieſe Märchen über die Maßen gefallen, möchte ich gerne ein weniges von ihnen erzählen, auf daß auch andere an dem Buche ihre Freude haben, was aber beileibe keine Kritik abgeben ſoll. Märchen wachſen ja wie die Blumen und Bäume, und ſo kann höchſtens das eine voller erblüht ſein und mächtiger und weiter verzweigt als das andere. Auch mag ſich jeder darunter ſeine Lieblinge wählen oder die einheimiſchen Gewächſe den fremden vorziehen, denn jede Pflanze erzählt etwas von dem Boden, auf dem ſie gewachſen iſt. Nur mit Moralkritik möge man die Märchen verſchonen, wo ſie doch ſo zwecklos-ſchön, wie die Blumen, aus grauer Überlieferung und uralter Göttersage ans Licht blühn.

Von dem Boden, auf dem ſie daheim, reden auch die ruſſiſchen Märchen, und ſie reden davon auf mannigfache Art. Sie ſind, im ganzen geſchaut, dürftiger als die unſeren, aber vielleicht noch einfältiger. Sie breiten ſich nicht ſo behaglich aus, wie die ſchönſten Grimm-Märchen, die aus der Fülle alter Kultur immer neuen Reichtum an epiſchem Beiwerk ſchöpfen und an innigen, gemütswarmen Zügen, aber ſie ſind ebenſo naiv wie jene und erquicken durch ihre urwüchſige Derbheit. Poeſie — eine faſt wilde Poeſie — iſt in ihnen verſteckt, Gemütstiefe und ein froher Humor. Man möchte meinen, es fehle ihnen „nur eine Kleinigkeit, um ſo reich zu ſein, wie die unſeren ſind — nur Zeit!“ So ſagen dieſe Märchen von einem Volke, das mühſelig am Leben trägt, ſei es durch äußeren Druck oder eingeborene Schwere, und das ſelten Muße hat, ſich an breiter Erzählung zu vergnügen; einem jugendlichen Volke, das ausführliche Schilderung am liebſten an die Drachenkämpfe der Königsſöhne wendet und dem alten Heldenſang noch naheſteht. Die meiſten Märchen haſten vorwärts, gebrauchen oft ſtatt der Mitvergangenheit die Gegenwart, und der Spruch: „Raſch erzählt man, langſam erlebt man,“ kehrt darin immer wieder. Doch während unſere 200 Grimm-Märchen, bis auf die „Zwei Brüder“, „Dat Erdmänneken“ und „Die vier kunſtreichen Brüder“ von Drachen nichts mehr zu melden wiſſen, zeigt ſchon dieſe kleine ruſſiſche Auswahl eine kindliche Freude an ſolch ritterlichem Heldentum: mit dem Drachen tauſcht der Held zornige Wechſelrede und die drachenbedrohte Jungfrau warnt ihren Retter in rührenden Worten. Sehr ſchön erzählen die Märchen vom eiſigen Winter ihrer Heimat; ſo in der wundervollen Geſchichte vom Froſt, wo die Stiefmutter die Tochter in den Wald ſendet, damit der Froſt das Mädchen freie. Die arme Braut hört in der Ferne den Bräutigam auf einer Tanne knarren, von Tanne zu Tanne ſpringt er und pfeift, bis er hoch im Baume über dem Mädchen ſitzt — ferner ſpielen die Pferde, die den Steppenbewohnern wohl beſonders wert ſind, in den Märchen eine große Rolle. In unſeren deutſchen, wo Odins achtfüßiger Hengſt kaum eine Spur hinterlaſſen hat, weiß ich außer der Fallada der „Gänſemagd“ und dem Schimmel des „Ferenand getrü“ von keinem Zauberpferd, das ſich beſonders hervortäte, und dieſe beiden ſind zahme Tiere. Die ruſſiſchen Rappen und Füchſe dagegen fahren wild daher, ſie laufen, „daß die Erde dröhnt, aus Ohren und Nüſtern wälzen ſich Rauchſäulen, aus dem Munde ſtieben Flammen.“ Der Heimat der Märchen gehört auch der Wotka an, den der Held als kraftverleihenden Trank erhält, der Branntweinſtrom im Drachenreich und der Überfluß an Branntwein, Honig und Bier auf den Hochzeiten der Zarewitſche, während die deutſchen Königsſöhne ihre Hochzeiten meiſt etwas unbeſtimmt „mit Glanz und Pracht feiern“ und in den italieniſchen Novelletten Feuerwerk und Illumination die Krone des Feſtes bilden. Doch möchte ich ſehr deutſch geſinnte Leſer warnen, ſolch kleine Züge, wie etwa die Vorliebe der ruſſiſchen Prinzen, ihr

Haupt in den Schoß ihrer Prinzessinnen zu betten und sich dann „den Kopf absuchen" zu lassen, nicht unbedingt aus der Tiefe ihres germanischen Gemütes heraus für slawisches Nationaleigentum zu halten. Auch in unserem Grimm wird wacker gelaust und dies geschieht nicht nur dem „Teufel mit den drei goldenen Haaren", der schließlich als Teufel ein gewisses Recht auf Mangel an Reinlichkeit hat, und dem Drachen im „Erdmänneken", nein, auch der Königssohn in „den beiden Künigeskinnern" und der „König vom goldenen Berge" finden jenes Absuchen süßer als ein Schlummerlied. Selbst das „kraue, krabble mich hinter den Ohren zart und fein oder ich fress' dich mit Haut und Bein" in der lieben, alten Geschichte von der Schönen und dem Bären hat leider nur diese Bedeutung, wie ein jeder bei Grimm aus den Varianten dieses Märchens ersehen kann.

Es gibt viel Eigenartiges in den russischen Märchen und auch das uns Verwandte erscheint oft in anderer Gestalt. Da ist vor allem Baba Jaga mit dem hölzernen Bein, die Hexe, die nicht auf dem Besen reitet, sondern im eisernen Mörser dahinfährt, mit der Keule treibt sie ihn an und den altehrwürdigen Besenstiel gebraucht sie nur, um ihre Spur zu verwischen. Ihre Hütte steht im Walde oder am Waldrand auf Hühnerfüßen. Spricht man dann: „Hüttchen, Hüttchen, sieh mir ins Angesicht und kehre dem Walde den Rücken!" so dreht sich die Hütte um und der Eintretende findet Baba Jaga: „voran den Kopf, in jeder Ecke einen Fuß". Neben Baba Jaga ist auch der Pferdekopf ein wunderlicher Gesell, der nachts im Walde umherläuft und die Mädchen bei seinen Ohren ein- und aussteigen heißt, wobei dann die Gütige zum schönsten Mädchen der Erde wird, ihre böse Stiefschwester aber zu einer alten Zigeunerin. Ganz eigentümlich ist „Wassilissa, die Wunderschöne", vielleicht das schönste Märchen der ganzen Sammlung. Entfernt erinnert es ans Aschenputtel, weil auch Wassilissa, die Kaufmannstochter, eine böse Stiefmutter hat und Stiefschwestern, die sie auf jede Weise quälen. Aber eine wunderbare Puppe, die ihre sterbende Mutter ihr geschenkt hat, hilft ihr aus aller Fährlichkeit. So oft sie der Puppe heimlich zu essen gibt, erhält sie von dieser guten Rat. Einmal, während der Vater in Geschäften verreist ist, arbeiten die Mädchen abends gemeinsam und eine der Stiefschwestern verlöscht dabei wie aus Versehen das Licht. Nun wird Wassilissa von ihnen in den Wald geschickt, bei Baba Jaga Feuer zu holen. In dem finstern Wald begegnet ihr ein weißer Reiter — da wird es Licht, dann ein roter — da geht die Sonne auf. Am Abend langt sie bei Baba Jagas Hütte an: „Der Zaun um die Hütte war aus Menschenknochen, auf den Pfählen ragten Totenschädel mit leeren Augen, statt der Angeln am Tor waren Füße, statt der Riegel Hände, an Stelle des Schlosses ein Mund mit scharfen Zähnen angebracht." Nun sprengt ein schwarzer Reiter heran und verschwindet im Tore — da bricht die Nacht herein. Aber in allen Totenschädeln am Zaun erglühen die Augen, davon wird es auf der Wiese hell wie am Tag. Mit schrecklichem Lärm fährt Baba Jaga in ihrem Mörser heran, doch sie kann Wassilissa nichts tun, weil diese die Puppe in der Tasche trägt. Sie stellt ihr schwere Aufgaben, die das Mädchen mit Hilfe der Puppe löst und gibt ihr dann Feuer für die Stiefschwestern mit: einen der Totenschädel vom Zaun mit den brennenden Augen. Wassilissa läuft beim Licht des Schädels heim, wo in ihrer Abwesenheit kein Feuer brennen wollte. Dort „trugen sie den Totenkopf in die Stube und die brennenden Augen blickten die Stiefmutter und ihre Töchter derart an, daß es sie versengte. Sie konnten sich verstecken, wohin sie wollten, die Augen folgten ihnen überallhin; am Morgen waren sie ganz zu Kohlen verbrannt,

nur Waſſiliſſa war übrig geblieben.“ Da geht Waſſiliſſa in die Stadt, wohnt dort bei einer armen alten Frau und ſpinnt. Ihr Geſpinſt wird aber ſo fein, ſo wunderbar fein, daß nur ſie ſelbſt es auf einem von der Puppe gefertigten Webſtuhl zu weben vermag. Die Alte trägt das Linnen zum Zarenpalaſt und der Zar kauft es und will ſich Hemden davon nähen laſſen, aber niemand will die Arbeit übernehmen. Nun läßt er die Alte wieder kommen, frägt ſie aus und Waſſiliſſa muß ihm die Hemden nähen. Wie dieſe fertig ſind, wird das Mädchen aufs Schloß geladen und der Zar nimmt die Wunderſchöne zur Frau. — „Waſſiliſſa“ iſt ein vollausgeformtes Märchen und an ſchönen Einzelheiten reich; der Waldgang, das Hexenhaus, die glühenden Augen, welche die böſen Frauen zu Aſche ſengen, erwecken wirklichen Schauder. Nur unſer „Machandelboom“, der ſo ſchlicht und grauenhaft zugleich von Gewiſſensangſt zu ſagen weiß, läßt ſich damit vergleichen. Neben der „Waſſiliſſa“ gehören der „Der Froſt“ in ſeiner wunderbaren Winterpoeſie, „Emelja, der Dummkopf“, ein mit Behagen ausgeſtaltetes Dummling-Märchen, die zweite Geſchichte von Baba Jaga und unter den Tiermärchen die Taten der ſchlauen Füchſin zu meinen Lieblingen. Unter den ganz kurzen Märlein kann ich mich nicht enthalten, den Kriegszug des Pilz-Pilz-Fliegenſchwammes zu erwähnen und das Schwein, das nach Petersburg beten geht.

Wer aber in dem ruſſiſchen Buche nur Fremdartigem zu begegnen meint, der weiß nichts von der großen Brüderſchaft aller Märchen. Gewiß iſt es neben der vollen Kinderfreude am Märchen an ſich, die leider ſo wenig Erwachſene ſich zu wahren wiſſen, ein reiner Genuß, bei Grimm den verſchollenen Götterſagen nachzugehen, davon unſerem Volke nur ſo dürftige Überreſte geblieben. Es iſt nur mehr der Widerſchein eines Schatzes, der in die Tiefe verſunken, aber wer lange und liebevoll hinſchaut, dem mag es wohl ergehen wie dem Schneeweißchen, das durch das ſtruppige Fell ſeines verwunſchenen Bären ein Stückchen vom Goldgewande des Prinzen gewahrte. Noch iſt's Odins Sitz, den das vorwitzige Schneiderlein einnimmt, das ſich in den Himmel eingeſchlichen, der Seſſel des Herrn, „von dem aus er alles ſehen kann, was auf Erden geſchieht.“ Noch ſchreitet als „junger Rieſe“ oder „ſtarker Hans“ Siegfried durch unſere Märchen und die Walküre, die Odin mit dem Schlafdorn geritzt, träumt in jeder ſchlafenden Königstochter. Der Schlafdorn ſelbſt wird zur Spindel oder zum giftigen Kamm des Schneewittchens; noch ſehen ſich die plumpen Rieſen genarrt, ob ſie nun Rieſen geblieben oder ſich in den dummen Teufel gewandelt haben, und der als heiliger Petrus auf den Heerſtraßen einherzieht, Wünſche gewährt und Wunſchdinge verteilt, hat das morgenländiſche Gewand nicht immer getragen. Die Geſtalten der Mythe aber, die wir als unſer Eigentum zu betrachten gewohnt ſind, grüßen uns vertraut und heimiſch aus den ruſſiſchen Märchen, wie ſie auch in den italieniſchen und franzöſiſchen leben. Es iſt wunderſchön, ſo in der Fremde den Märchen wieder zu begegnen, die uns von Kindheit an lieb ſind, zu ſehen, wie ſie alle aus einer Wurzel emporgewachſen und doch bei jedem das eigene Blühen und den eigenen Duft zu beſtaunen.

Da iſt, um nur eines zum Vergleiche herauszuheben, das Märchen von den „Zwei Brüdern“ (Grimm, Nr. 60), das in ſeinem Reichtum, ſeiner tiefen Poeſie und dem fröhlichen Behagen, mit dem die Erzählung ſich ausbreitet, zu den ſchönſten in unſerem Grimm gehört. Dieſe zwei Brüder ſind unter dem Titel: „Les deux jumeaux“ in den „Contes de la Gascogne“ von Jean François Bladé zu finden, der ſeine achtbändige Sammlung

südfranzösischer Volksmärchen, aus der mir leider nur eine Auswahl zur Verfügung stand, vor ungefähr zehn Jahren beendete. Der „Pentamerone" des Giambattista Basile, echt neapolitanische Volksmärchen, die 1637 erschienen, erzählt zwiefach von den zwei Brüdern: im „Mercante" und in der „Cerva fatata", und im Russischen — wo auch „Iwan Kuhsohn Sturmritter" viele Züge des Märchens enthält — kehren sie in „den beiden Soldatensöhnen Iwan" wieder. Für die wenigen — oder sollte ich sagen die vielen?! — die Grimm nur aus einer der meist recht kläglichen Auslesen für die Jugend kennen, bei denen immer etwas vom Besten fehlt oder für die, welche das Märchen längst vergessen haben, will ich kurz seinen Inhalt anführen, ob dies auch von seiner traulichen und waldfrischen Schönheit keinen Begriff zu erwecken vermag.

Zwei Knaben, durch das Herz eines Goldvogels, das sie gegessen, wunderbar begabt, lernen gemeinsam das Jägerhandwerk. Sie ziehen in die Welt, jedem gesellen sich fünf Tiere zu, und, da sie sich trennen, stoßen sie ein Messer in einen Baum: kehrt nach Jahr und Tag einer der Brüder an die Stelle zurück, so sieht er an der blanken oder rostigen Scheide, ob der andere noch am Leben. Der eine Jäger kommt nun in eine schwarzverhängte Stadt, wo die Königstochter einem Drachen überliefert werden soll. Er schlägt den Drachen, und nun folgt der Betrug des Marschalls, der sich für den Sieger ausgibt, ähnlich wie in der Tristansage bei Gottfried. Wie dort, kommt auch hier die Wahrheit durch die Drachenzungen ans Licht, die der Jäger ausgeschnitten und heimlich verwahrt hat. Nachdem dieser König geworden, reitet er oft auf die Jagd, und einmal folgt er im Zauberwald einer weißen Hirschkuh und wird dort von einer Hexe in Stein verwandelt. Wie der andere Bruder wieder zu dem Baume kommt, wo sie einstmals Abschied genommen, sieht er das Messer halbverrostet und zieht aus, seinem Bruder beizustehen. Da sie einander völlig gleichen, wird er in der Stadt für den König gehalten, die junge Königin empfängt ihn als ihren Gemahl, aber nachts trennt er sein Lager durch ein zweischneidiges Schwert von dem ihren. Am nächsten Tag sucht er seinen Bruder und erlöst ihn. Der junge König aber, von Eifersucht übermannt, da er hört, daß der Bruder daheim seine Stelle eingenommen, schlägt ihm das Haupt ab, bereut dann die rasche Tat und heilt ihn wieder durch die Lebenswurzel, die seine Tiere herbeischaffen. Zu Hause erfährt er von der Königin, wie treu ihm der Bruder gewesen.

Den „Zwei Brüdern" gleichen die „Goldkinder" (Grimm, Nr. 85) in vielen Stücken und auch das Märchen vom „Treuen Johannes" gehört in diesen Kreis. Bei den Goldkindern schildert der Eingang die wunderbare Geburt der Knaben, wie sie ähnlich auch Varianten zu den „Zwei Brüdern" erzählen: Ein Fischer fängt einen Goldfisch und gibt seiner Frau auf Befehl des Fisches selbst, zwei Stücke davon zu essen, zwei erhält sein Pferd und zwei vergräbt er in der Erde; da wachsen zwei goldene Lilien auf, das Pferd bekommt zwei goldene Füllen und die Frau zwei Kinder, die ganz golden sind. Die Geschichte von den zwei Brüdern vereinigt zwei Sagen: der Held befreit die Jungfrau vom Drachen, wie der „Hörnen-Siegfried" die Kriemhild. Der Bruder, der ihm so völlig gleicht, ist Gunnar, der Blutsbruder, mit dem Siegfried die Gestalt tauscht, und auch das Schwertlegen kommt vor, so wie sich im Nibelungenmythus Siegfried von der Brunhild scheidet. Die andere Sage ist die von den Blutsbrüdern, die ausführlich in Grimms „Armem Heinrich" erläutert ist: erst die wunderbare Geburt der Kinder und ihre Ähnlichkeit, dann das in den Baum gestoßene Messer, das auf jenes deuten soll, womit die

Adern geritzt wurden, um Blutsbruderschaft zu trinken; der eine nimmt des andern Stelle zu Hause und bei seiner Frau ein und erlöst den Bruder aus Not und Ungemach.

In der französischen Fassung weist das Märchen alle wesentlichen Züge des deutschen auf und gibt gedrängt und ohne ein überflüssiges Wort den Inhalt wieder, wie denn diese Volkspoesie der Gascogne in ihrer knappen, fast möchte ich sagen: künstlerisch-gerundeten Form und der Musik ihrer Sprache manchmal an alte Balladen erinnert. Die »Deux jumeaux« nehmen den Eingang von den Goldkindern, nur vertreten zwei Hunde die Stelle der beiden Lilien; dort, wo die Brüder sich trennen, steht ein steinernes Kreuz; fließt Blut aus dem Kreuze, wenn der Heimkehrende daran schlägt, so ist dem Bruder Böses widerfahren. Die erlöste Königstochter hat sich in eine belle demoiselle gewandelt, anstatt des Zauberwaldes und der Hexe erscheint hier »une maisonette mal habitée« und nur zum Schlusse fehlt die Ermordung und Wiederbelebung des Bruders.

Wer aber den »Mercante« oder die »Cerva« des Basile nachliest, der wird staunen, was unter der heißen Sonne Italiens aus eben diesem Märchen geworden! Im »Mercante« fehlt der wunderbare Eingang, bis auf die Ähnlichkeit der Brüder, und als der eine eines Vergehens wegen Neapel verlassen muß, gibt ihm sein Vater, der Kaufmann, zwei gefeite Pferde und zwei ebensolche Hunde mit auf den Weg. Nach mancherlei Abenteuern befreit Cienzo die Prinzessin, wobei sich auch ein Bauer für den Drachentöter ausgeben will, sieht aber am ersten Morgen nach seiner Vermählung mit der schönen Menechella am gegenüberliegenden Fenster ein reizendes Mädchen, in das er sich heftig verliebt. Trotz der Eifersucht seiner Gattin, die sich recht drastisch äußert, schleicht er sich zu der Schönen, doch diese versteht Hexenkünste und „bindet" ihn mit ihren Haaren, so daß er sich nicht zu rühren vermag. Einstweilen zieht sein Bruder Meo aus, ihn zu suchen, wird von allen für Cienzo gehalten, scheidet sich nachts, seinem Bruder getreu, von Menechella und erfährt am nächsten Morgen durch die Ausbrüche ihrer immer steigenden Eifersucht, wo sein Bruder sich aufhalten könne. Er erlöst Cienzo, indem er seinem gefeiten Hündchen befiehlt, die Hexe „wie einen Eidotter" zu verschlucken, wird dann, ganz wie in unserem Märchen, durch den eifersüchtigen Bruder getötet, darauf durch ein Zauberkraut wieder lebendig gemacht. Diese flüchtige Skizze gibt leider nichts von der köstlichen Naivität und Derbheit des Erzählers wieder, der als echtes Kind seines Landes alle Dinge so unbefangen beim Namen nennt, daß die russischen Märchen dagegen sehr zahm erscheinen; nichts von der übersprudelnden Fülle an Witz, Wortspielen und orientalischem Bilderreichtum, wie in der prächtigen Abschiedsrede, die Cienzo an seine Vaterstadt Neapel richtet. — In der »Cerva fatata« findet sich wieder die wunderbare Geburt der Knaben. Dort gibt ein alter Einsiedler einem König, der sich schon lange vergebens Kinder gewünscht hat, den Rat, das Herz eines Meerdrachen von einer reinen Jungfrau kochen zu lassen und der Königin zu essen zu geben. Die Königin werde dann gleich einen Sohn bekommen, und die Jungfrau vom bloßen Geruch des Gerichtes ebenfalls. Da der König der Sache mißtraut, tadelt der Alte seinen Mangel an mythologischen Kenntnissen und beruft sich auf Juno, die auch, als sie einst „in den olenischen Gefilden auf eine Blume trat, alsbald einen Sohn gebar". Dieser Vergleich leuchtet dem König ein, der Seedrache wird gefangen und ein hübsches Hoffräulein muß das Drachenherz kochen. Sogleich steigt ein pechschwarzer Dampf auf, „so daß nicht nur diese hübsche Köchin schwanger wurde, sondern auch alle Mobilien im Hause anschwollen und nach

einigen Tagen in Wochen kamen, und zwar gebar das Himmelbett eine Wiege, der Kasten ein Kästchen, die Sessel kleine Sesselchen, der Tisch ein Tischchen und der Nachtstuhl ein so hübsches, niedliches Nachtstühlchen, daß man es hätte küssen mögen". Nach vier Tagen bringen die Königin und das Edelfräulein jede einen Knaben zur Welt, die einander so ähnlich sehen, daß man sie nicht zu unterscheiden vermag, und die in innigster Freundschaft mitsammen aufwachsen. Später zieht Canneloro, der Sohn des Fräuleins, in die Welt, da die eifersüchtige Mutter des Prinzen auf sein Verderben sinnt, und nimmt einen Degen mit sich, „der zur Zeit, wo das Herz gekocht wurde, von einem andern Degen geboren worden war." Von da folgt das Märchen in den Hauptzügen wieder dem unseren, nur daß am Schlusse, wie in den »Deux jumeaux«, die Ermordung des Bruders fehlt. An einer Quelle, die sich bei widrigem Schicksal trüben, einem Heidelbeerstrauch, der welken wird, soll der zurückbleibende Prinz das Los des Freundes erkennen. Die Königstochter erwirbt Canneloros kurzweg bei einem Turnier, ein wilder Mann vertritt die Stelle der Hexe im Zauberwald und dem Schwertlegen wird noch ein der Diana getanes Gelübde hinzugefügt. Allen Geschichten des Basile ist zum Schlusse eine Moral in Form eines Sprichwortes angehängt, ganz wie es dem auf das Vernünftige und Nützliche gerichteten Sinne der Italiener entspricht, der, verbunden mit der Phantastik der Märchen, oft die drolligsten Wirkungen hervorbringt. Wer könnte es wohl für möglich halten, daß der Sinn dieses Märchens in dem Spruche zusammengefaßt wurde: „Wer nicht hören will, muß fühlen!"

Wie in unseren „Zwei Brüdern" unter anderem die fünf Tiere eine wichtige Rolle spielen und diese Tiergestalten der Fabel aufs anmutigste eingewoben erscheinen, wie im »Mercante« der Erzähler Cienzos Lebewohl an Neapel, einen Liebesbrief, den dieser der schönen Menechella schreibt, sowie Menechellas eifersüchtige Reden mit wahrem Vergnügen vorbringt — gerade wie auch in der »Cerva« die hübsche Spielerei mit den tavolini und letticini — so ist es charakteristisch für die beiden russischen Märchen, daß darin die siegreichen Drachenkämpfe der starken Helden zum Mittelpunkt der Erzählung werden. Bei „den beiden Soldatensöhnen Iwan" fehlt der Eingang. Die Frau eines Bauern, der unter die Soldaten gesteckt wurde, bekommt in der Abwesenheit des Mannes Zwillinge, die sich völlig gleichen und bald in der Schule alle Bojaren- und Kaufmannssöhne überflügeln. Als sie herangewachsen sind, bekommen sie von einem alten Mann, den sie auf der Straße freundlich grüßen, zwei mächtige Pferde und dann ebensolche Säbel. Da klagt ihre Mutter: „Ei, Söhnchen, Ihr bedürft meines Schutzes nicht mehr!" und wie nun die beiden Soldatensöhne auf Abenteuer ausziehn, gibt sie ihnen ihren Segen mit auf den Weg: „Kinder, mein Segen wird euch begleiten, unwandelbar durch alle Zeiten! Reitet mit Gott und bleibt gesund, kränket niemand ohne Grund. Nehmt nicht jeden für einen Freund, doch weichet niemals einem Feind." Die beiden reiten fort, trennen sich bei einer Säule an einem Kreuzweg und geben einander zwei Tüchlein: jeden Morgen sollen sie sich damit das Gesicht abwischen, kommt Blut, so ist dem Bruder ein Unglück begegnet. Der eine Iwan kommt in ein schönes Land und heiratet dort die Tochter des Zaren, der andere besteht den Drachenkampf wie in unserem Märchen, nur erlöst er hintereinander drei Jungfrauen statt einer und erschlägt am Meeresufer drei zwölfköpfige Drachen. Vor jedem Kampf läßt er sich von der Zarewna den Kopf absuchen und schläft dabei ein, was nicht hindert, daß er nach dem Siege nach Hause geht

und noch drei Tage lang weiterschläft. Währenddessen gelingt es jedesmal einem Wasserträger, den der König ans Meer schickt, um die Gebeine der Zarewna zu sammeln, sich für den Drachenbezwinger auszugeben. Vor dem letzten Kampf will es der jüngsten Zarewna nicht gelingen, den Helden beim Herannahen des Untiers aus seinem festen Schlaf zu erwecken, da weint sie bitterlich und ihre heißen Tränen fallen auf ihn. Er erwacht und spricht: „O, wie angenehm hast du mich gebrannt!" Bei diesem letzten Strauß schlägt dann Iwan so oft und so schnell mit seinem Säbel zu, daß dieser rotglühend wird und er ihn nicht mehr zu halten vermag. Nun bittet er die Königstochter:

„Rette mich, schöne Maid,
Nimm das Tuch von Deinem Kleid,
Tauch' es in das blaue Meer,
Schling' es um meinen Säbel her!"

Das nasse Tuch um den Säbelgriff gewunden, tötet er den Drachen; der böse Wasserträger wird entlarvt und Iwan heiratet die jüngste Zarewna. Von hier an weicht das Märchen wieder von unserem ab, denn der Bruder, der auf die Jagd reitet, einen Hirsch verfolgt und dann von einer Hexe in Gestalt einer Löwin verschlungen wird, ist nicht dieser Iwan, sondern der andere. Iwan, der Drachentöter, kommt ihm zu Hilfe und zwingt die Löwin, welche die Schwester der drei Drachen ist, den Bruder auszuspeien, worauf er ihn mit Lebenswasser lebendig macht. Merkwürdig ist der Schluß des Märchens, da die beiden Soldatensöhne später doch noch der Drachenschwester erliegen. Was in diesem Märchen fehlt, der wunderbare Eingang und der ausgesprochene Bezug auf Siegfried und Brunhild, kommt beides in der Geschichte vom Iwan Sturmritter vor: ein König gibt auf Rat eines Bauern seiner kinderlosen Gemalin einen goldgeflügelten Hecht zu essen, die Magd, die die Schüssel aufträgt, nascht ein Stückchen des Flügels und eine Kuh leckt das Spülwasser des Fisches auf, das die Köche zum Fenster hinausgegossen haben. Zur selben Stunde bekommen die Kuh, die Dienstmagd und die Königin jede einen Knaben, die sich alle drei Strich für Strich gleichen. Da hier aus den zwei Brüdern dreie geworden sind, so geht die Geschichte teilweise in jenen Märchenkreis über, wo zwei falsche Brüder dem einen wackeren Bruder nachstellen. Iwan Zarewitsch, Iwan Magdsohn und Iwan Kuhsohn ziehn in das Drachenreich, wo der Kuhsohn Sturmritter drei Kämpfe besteht, die an Wildheit und kräftiger Schilderung die des Soldatensohnes noch übertreffen. Ein Messer, das er in die Wand gestoßen und von dem Blut auf einen Teller rinnen wird, soll den Brüdern ein Zeichen sein, daß er sich in größter Gefahr befindet. Sie aber schlafen und lassen ihn den Kampf allein ausfechten. Am Heimweg hat Sturmritter seine liebe Not, die widerspenstigen Brüder vor Baba Jaga, der Mutter der Drachen, und ihren drei Schwiegertöchtern zu schützen, denn diese liebenswürdige Familie ist weitverzweigt; auch Drachentöchter müssen irgendwo vorhanden sein, da sie dem Kuhsohn vor jedem Strauß von ihrem Vater zur Ehe angeboten werden. Zuletzt erkämpft Sturmritter dem Iwan Zarewitsch die Tochter des Königs von Indien, wie Siegfried dem Gunnar die Brunhild gewinnt. Diese Königstochter ist auch, wie Brunhild, mit Zauberkräften begabt, Sturmritter nimmt nachts bei der Widerspenstigen die Stelle seines Bruders ein und bändigt durch Schläge die Jungfrau, die ihn im Schlafe erdrosseln will, so daß sie dem Zarewitsch ein gehorsames Weib wird.

So wie die „Zwei Brüder" unter mancherlei Völkern gewachsen sind und uns aus jeder Verkleidung heraus wohlvertraut ansehen, so gedeihen auch viele andere unserer Märchen in fremdem Erdreich und weiß keiner, in welcher Hand einst die Samenkörner vereinigt gewesen. In den russischen Märchen leben viele der unseren, wenigstens einzelne Gestalten und einzelne Züge: da ist der Eingang zu „Allerleirauf", die „Gänsemagd" und „Ferenand getrü"; da sind „Katz und Maus in Gesellschaft" und „Die vier kunstreichen Brüder", „Der Eisenhans" und „Die weiße und die schwarze Braut". „Einäuglein" ist da vom Anfang bis zum Ende, nur viel dürftiger, doch ist jener Schluß, der bei uns dem „Brüderchen und Schwesterchen" und noch anderen Märchen angehört, in besonders schöner und inniger Fassung damit verschmolzen. Auch glaube ich nicht, daß „Dornröschen", „Aschenputtel", „Das Mädchen ohne Hände", „Der Liebste Roland", „Das Löweneckerchen" und noch viele andere, die sich auch in Italien und Frankreich finden, in Rußland fehlen werden. Doch ist die Auswahl, die die verdienstvolle Übersetzerin uns geschenkt hat, so dankbar wir dafür sein müssen, viel zu beschränkt und erst weitere Folgen dieser Volksmärchen können uns einen vollen Begriff der Schätze geben, die in Afanaßjews Sammlung verborgen sind und die meine Ungeduld und freudige Erwartung gerne auf der Stelle heben möchte.

Mir ist es, weil ich in allen Märchen so herzensdaheim bin, als müßte es jedem, der unseren Grimm lieb hat, eine Freude sein, sich durch Basile auf die Plätze Neapels versetzen zu lassen und auf das Geschwätz des heißblütigen Völkleins zu achten, das die Rethorik liebt und den drastischen Naturalismus, und in seinen Märchen die Sonne nicht auf oder untergehen lassen kann, ohne eine immer neue witzige Wendung damit zu verknüpfen. Es müßte ihm auch eine Freude sein, in der Gascogne der wunderbaren Volkskunde zu lauschen und zu staunen, wie diese Märchen im Unterschied von allen andern den Geist eines strengen Katholizismus atmen und den Sünder mit harter Buße heimsuchen, zugleich aber antike Sagen in ursprünglichster Fassung bewahren, wie den Ödypus, den Orest und den heimkehrenden Odysseus. Und wenn dann solch ein Märchenfreund von dort zu den Märchen des russischen Volkes kommt, mit ihrer jugendlichen Begeisterung für fabelhaftes Heldentum, dann wird er gewiß doppelt freudig ein Etwas in ihnen finden — ein Etwas an Einfachheit, Tiefe, Empfindung — das sie den unseren viel näher rückt als alle die anderen. Wer aber den Weg von Grimm zu Afanaßjew nicht zu finden vermag, weil er sich um unsere Überlieferungen nie bekümmert hat, der greift vielleicht — wie so viele — nach dem russischen Buche nur darum, weil es aus der Fremde kommt. Liest er es im rechten Sinne, so müssen ihm wohl die Augen für echte Märchenherrlichkeit erschlossen werden; dann mag ihn der Russe Afanaßjew aus der Steppe nach seinem deutschen Walde heimgeleiten, wo die Märchen seiner Heimat mit ihren Wundern auf ihn warten.

Fortschritte der Flugtechnik im letzten Jahrzehnt.

Von Dr. Raimund Nimführ.

Das Interesse für die Luftschiffahrt und die Flugtechnik ist in den letzten Jahren ganz außerordentlich gewachsen und noch in stetem Zunehmen begriffen. Die „Flugfrage" ist nachgerade ein aktuelles Thema, eine fast ständige Rubrik in den Tagesblättern ge-

worden. Durch die meist unsachlichen und phantastischen Berichte über Versuche oder Projekte von neuen Flugmaschinen erhält die Sensationslust des Publikums immer neue Nahrung. Jede derartige Notiz vermehrt auch die Legion der „Erfinder" von Flugmaschinen und lenkbaren Ballons. Den einen treibt der Ehrgeiz, den andern locken die Millionen, die er sich von der „Lösung" des „Flugproblems" erträumt. Für den Fortschritt der Flugtechnik und der Aëronautik sind diese „Erfinder" freilich leider nur ein Hemmschuh; die meisten flugtechnischen Erfinder sind nämlich nicht im stande, die beiden Begriffe „Idee" und „Erfindung" streng voneinander zu halten. Ihre vermeintlichen „Erfindungen" sind meist bloße Ideen von Erfindungen.

Die Flugtechnik und die Aëronautik haben die akademische Eichung heute noch nicht erhalten, wir haben noch keinen Lehrstuhl für Flugtechnik und Aëronautik an unseren technischen Hochschulen. Diese beiden Disziplinen gelten deshalb sozusagen noch als „vogelfrei". Man hält noch ziemlich allgemein, selbst in wissenschaftlichen Kreisen, die „Lösung" des „Flugproblems" für den Endzweck, ja vielleicht sogar für die Hauptaufgabe der Flugtechnik. Eine weitere Folge dieser irrigen Auffassung ist, daß man den Fortschritt der flugtechnischen Disziplin lediglich nur nach den Erfolgen oder Mißerfolgen der „Erfinder" von „Flugmaschinen" oder „lenkbaren Ballons" bemißt. Wie bei vielen anderen Wissenschaften hat auch in der Flugtechnik und der Aëronautik zunächst ein praktisches Problem den ersten Impuls zur Entwicklung gegeben. Die Bemühungen um die Vorhersage des Wetters gaben so z. B. den Anstoß zur Grundlegung zweier ganz neuen Wissenschaften, der Meteorologie und der Klimatologie. Das Problem der Wetterprognose ist auch heute noch ungelöst, die Prognosen der meteorologischen Zentralanstalten werden indes nicht mehr nach der Stellung des Mondes und der Planeten zur Erde oder dem hundertjährigen Kalender gemacht, sondern sie basieren auf fest begründeten mechanisch-physikalischen Grundsätzen. Ursprünglich Hauptproblem, ist die Wetterlehre allmählich zu einem bloßen Zweige der meteorologischen und klimatologischen Forschung geworden. Eine ähnliche Beziehung besteht zwischen dem „Flugproblem" einerseits und der Flugtechnik und Aëronautik anderseits. Die Flugtechnik ist heute bereits eine selbständige Wissenschaft geworden, deren Inhalt und Umfang durch das Flugproblem lange nicht mehr erschöpft wird. Die flugtechnischen Erfinder, die ohne eingehende Kenntnis der einschlägigen Wissenschaften bloß durch eine „Idee" oder auf Grund einer am Papier gemachten „patentierten" „Erfindung" das Flugproblem „lösen" wollen, stehen auf einer Stufe mit den „Wetterpropheten", die nach „kritischen Tagen" oder aus den Blattstellungen der „Wetterpflanze" auf Tage, ja auf Monate das Wetter voraussagen wollen.

Daß die „Flugmaschine" kein Erfindungsobjekt im landläufigen Sinne ist, mußte selbst der König der Erfinder, Thomas A. Edison, »The great Edison«, zu seinem Leidwesen erfahren. Beim Flugproblem hat auch das Erfindergenie eines Edison völlig versagt. Auf Anregung und auf Kosten von Mr. James Gordon Bennett, des Eigentümers des „New York Herald", hat Edison schon in den Achtzigerjahren eine große Reihe von Versuchen mit Luftschrauben angestellt, deren Ergebnis jedoch keineswegs ermutigend war, denn Edison fand, daß die Herstellung eines ballonfreien Schwebeapparates die Konstruktion eines Motors erfordert, der bei einer Leistung von 50 Pferdekräften bloß 40 Pfund wiegt. Damit war also der Motor zum Sündenbock der flugtechnischen Erfinder deklariert;

er ist es auch bis heute geblieben. Immer, wenn ein Erfinder mit seiner Flugmaschinenkonstruktion nicht den gewünschten Erfolg erzielt hat, wird stracks die Schuld auf den Motor geschoben. „Ja, der Motor war zu schwer", heißt es dann. Als ob dies eine Entschuldigung wäre! Darin liegt doch das Problem. Bei eingehender Prüfung ergibt sich indes, daß diese ständige Ausrede auf den Motor, mit der gewisse Erfinder ihren Mißerfolg zu bemänteln suchten, keineswegs stichhältig ist. Durch den rasch aufblühenden Automobilismus wurde der Flugtechnik kräftig in die Hand gearbeitet. Seit wenigstens zehn Jahren stehen den flugtechnischen Erfindern zur Auswahl Motoren zur Verfügung, deren spezifische Leistung vollkommen ausreichend wäre, eine rationell gebaute ballonfreie Flugmaschine wirksam anzutreiben, d. h. sie wirklich zum Fliegen zu bringen. „Wenn dies richtig ist," wird man fragen, „wo ist dann aber die Ursache der bisherigen Mißerfolge zu suchen?" Die unbefangene und kritische Prüfung aller in Betracht kommenden Momente führt zu dem Schlusse, daß die unbefriedigenden Resultate der meisten flugtechnischen Experimente nicht auf Rechnung des Motors zu setzen sind, sondern in der unrationellen Konstruktion der spezifisch flugtechnischen Teile des ganzen Apparates ihren Grund haben. Um die möglichste Vervollkommnung der eigentlichen flugtechnischen Details haben die wenigsten Erfinder sich sonderlich bemüht. Ihr ganzes Hasten und Trachten ging nach dem „leichten Motor". In diesem sahen sie den »deus ex machina«, der den Knoten des Problems lösen sollte. In den letzten dreißig Jahren hat sich das Gewicht der fabriksmäßig erzeugten Motore auf den zwanzigsten Teil bereits vermindert, man erhält heute Motore, die vor zwei Dezennien noch als Utopie gelten mußten. Trotz dieser immensen Fortschritte dauert die Jagd nach dem „leichten" Motor noch immer fort. Wenn es nach dem Wunsche mancher Erfinder ginge, sollte der Motor überhaupt kein Gewicht haben und womöglich noch einen Auftrieb besitzen. Dieser Motorwahn stellt zweifellos einen schweren Hemmschuh der Entwicklung der Flugtechnik dar. Daß der Motor bei der Frage nach der Flugfähigkeit einer konkreten Flugmaschinenkonstruktion ein wichtige Rolle spielen muß, erkennen wir sozusagen schon instinktiv. Neben der Motorleistung nehmen jedoch auf das Flugvermögen eines ballonfreien Apparates noch eine ganze Reihe von Größen Einfluß, deren Gesamteffekt jenem des spezifischen Motorgewichtes, d. i. des Gewichtes pro Pferdekraft geleisteter Arbeit nicht nur gleichkommt, sondern ihn sogar weitaus übertrifft. Um die Rolle des Motors beim Problem des ballonfreien Fluges klarzulegen, erscheint es nötig, auf den Mechanismus der Erzeugung von Auftriebskräften ohne Verwendung eines Ballons näher einzugehen.

Bei jeder Bewegung im lufterfüllten Raume wirkt bekanntlich die in der Bewegungsbahn befindliche Luft als Bremse oder als Puffer, wodurch die Bewegung verzögert wird. Die bewegungsverzögernde Kraft der Luft sinkt mit abnehmender Dichte der Atmosphäre und würde in einem luftleeren Raume ganz verschwinden. Es bietet bekanntlich keine Schwierigkeit, mittels einer Luftpumpe einen nahezu luftleeren Raum herzustellen. Denkt man sich den Rezipienten der Luftpumpe immer größer werdend, so gelingt es auch unschwer, die Fiktion eines beliebig großen luftfreien Raumes zu bilden. Die Einsicht in das Wesen des ballonfreien Fluges und das Verständnis der Bedingungen, an welche dessen praktische Realisierung geknüpft ist, wird wesentlich gefördert, wenn man von dem Vorhandensein der Luft zunächst absieht und die Vorgänge beim Fall und der Bewegung eines Körpers in einem möglichst luftfreien Raum begrifflich abzubilden sucht.

Den Druck, den ein fester Körper auf seine Unterlage ausübt, bezeichnen wir bekanntlich als Gewicht des Körpers. Zwei gleich große Gewichte, von denen das eine in die linke Schale einer einspielenden Wage gelegt wird, während man das zweite mittels eines dünnen Fadens an die zweite Schale befestigt, bringen keine Änderung in der Zeigerstellung hervor. Der Druck des einen Gewichtes ist gleich dem Zuge des zweiten gleich großen Gewichtstückes. Druck und Zug halten einander das Gleichgewicht. Der Druck, den ein Körper auf seine Unterlage ausübt, kann also durch einen gleich großen nach entgegengesetzter Seite gerichteten Zug aufgehoben werden. Entzieht man einem Körper die Stütze, so gerät er in Bewegung, er fällt. Die durchfallene Strecke wächst im quadratischen Verhältnis mit der Falldauer; sie ist am Ende der ersten Sekunde rund fünf Meter, am Ende der zweiten Sekunde Fallzeit viermal so groß, also 20 Meter u. s. f. Je länger der Fall dauert, um so rascher fällt der Körper, die Fallgeschwindigkeit wächst im gleichen Maße wie die Fallzeit. Jeder gehobene Körper besitzt bekanntlich eine gewisse Energie der Lage, er kann, wenn man ihn unter Zuhilfenahme gewisser Vorrichtungen zwingt, langsamer auf sein früheres Niveau zurückzusinken, als dies bei völlig freiem Fall geschehen würde, mechanische Arbeit leisten, das ist einen Widerstand auf einem bestimmten Wege überwinden. Beim freien Fall nimmt die Energie der Lage im selben Maße ab, als die durchfallene Höhe wächst. An ihrer Stelle erscheint ein gleicher Betrag von Bewegungsenergie, die bekanntlich nach dem Quadrate der Geschwindigkeit gemessen wird. Beim freien Fall im luftleeren Raum erfolgt diese Umsetzung von Energie der Lage in Energie der Bewegung restlos. Am Fuße der Fallstrecke erscheint die gesamte im gehobenen Körper früher vorhanden gewesene Energie der Lage in der Form von Energie der Bewegung. Könnte die in jedem kleinsten Zeitteilchen an Stelle der verschwindenden Energie der Lage in der Masse des fallenden Körpers auftretende Bewegungsenergie vollständig in irgend eine andere Energieform umgewandelt werden oder könnte man sie ganz aus der Masse des Körpers wegschaffen, so würde dieser nicht sinken. Da die Fallhöhe in einem verschwindend kleinen Zeitteilchen auch nur verschwindend klein bleibt, würde auch die als Äquivalent für die verschwindende Energie der Lage auftretende Bewegungsenergie ebenfalls nur einen verschwindend kleinen Betrag erreichen können. Es folgt daraus der überraschende Satz, daß theoretisch jeder beliebig schwere Körper auch im luftfreien Raume mit beliebig kleinem Energieaufwande dauernd in gleichbleibender Höhe in Schwebe gehalten werden kann. Hierin liegt auch der Beweis für die physikalische Möglichkeit des ballonfreien Fluges.

Im luftfreien Raume läßt sich die eben aufgestellte Bedingung für die Erzielung eines Schwebens in gleichbleibender Höhe nicht erfüllen, denn wir kennen derzeit kein Mittel, die Bewegungsenergie eines frei sinkenden Körpers in eine andere Energieform zu verwandeln. Anders steht die Sache beim Fall im lufterfüllten Raume. Fällt ein Körper in der Luft, so geht selbsttätig ununterbrochen ein Teil der Bewegungsenergie der sinkenden Masse auf die in der Fallbahn befindlichen Luftteilchen über. Es wird deshalb die nach der gleichen Fallstrecke in der Masse des Körpers angesammelte Bewegungsenergie kleiner sein als die entsprechende Abnahme an Energie der Lage. Der Rest ist auf die Luft übergegangen. Die Luft wirkt also fallvermindernd. Je mehr der freie Fall gebremst, verzögert wird, um so näher kommen wir dem angestrebten Ziel, nämlich dem dauernden Schweben in gleichbleibender Höhe. Man wird also zunächst darauf hin-

arbeiten müssen, die fallverzögernde Wirkung der Luft möglichst zu erhöhen. Als einfachstes Mittel zur Erzielung einer ausgiebigen Bremswirkung dient die Vergrößerung der Unterfläche des sinkenden Körpers. Eine vollkommene Bremsung des Falles, ein Schweben in gleichbleibender Höhe, ist jedoch selbst bei der größtmöglichen Ausdehnung der Unterfläche eines Flugkörpers nicht zu erreichen. Außer von der Größe der Tragfläche ist nämlich die Bremswirkung der Luft noch abhängig von der Dichtigkeit der Atmosphäre und von der Fallgeschwindigkeit des Flugkörpers. Da die Dichtigkeit der Luft mehr als tausendmal kleiner ist als jene des leichtesten festen Körpers, kann auch die fallverzögernde Wirkung der Atmosphäre nur geringe Werte erreichen, selbst bei großer Ausdehnung der Unterfläche.

Außer der im vorausgehenden kurz besprochenen Methode der Fallverzögerung gibt es noch eine zweite, viel wirksamere, deren Anwendung jedoch auf große praktische Schwierigkeiten stößt. Die Luft ist bekanntlich nicht gewichtlos, sie wiegt in der Nähe der Erdoberfläche rund ein Gramm pro Liter. Trotz dieses geringen Betrages und obwohl das Luftgewicht mit der Erhebung über der Erdoberfläche sehr rasch abnimmt, ist doch wegen der beträchtlichen Höhe der drückenden Luftsäule das Gewicht, der Druck auf die Unterlage, recht bedeutend. Der Druck der Luft beträgt auf eine Fläche von einem Quadratdezimeter rund 100 Kilogramm. Wegen der leichten Verschiebbarkeit der Luftteilchen pflanzt sich dieser Druck nach allen Richtungen gleichmäßig fort. Vom Vorhandensein des Luftdruckes erhält man deshalb nur dann unmittelbare Kenntnis, wenn man einen luftleeren Raum herstellen will. Mit dem Barometer können wir den Luftdruck unmittelbar messen, und zwar entweder durch die Höhe einer Quecksilbersäule, die durch den Druck der Luft gehoben wird oder auch durch die Deformation einer hochelastischen, luftleer gepumpten Metalldose.

Jede Volumsänderung einer abgeschlossenen Luftmenge bedingt eine Dichteänderung und erfordert den Aufwand einer bestimmten Arbeitsleistung. In einem gegen die Außenluft abgeschlossenen, verdichteten oder verdünnten Luftquantum steckt demnach eine bestimmte Energiemenge, die man Volumens- oder auch Spannungsenergie nennt. Wird die Verbindung mit der Außenluft hergestellt, so erfolgt eine Strömung der Luft in der Richtung der abnehmenden Dichtigkeit. Enthält das Gefäß verdünnte Luft, so strömt Außenluft in dieses hinein und umgekehrt. Die Strömung dauert so lange fort, bis die Dichtigkeit der Luft im Gefäße gleich geworden ist jener der umgebenden Außenluft. Die Strömungsgeschwindigkeit ist außerordentlich groß, sie beträgt beim Einströmen in einen nahezu luftleeren Raum mehr als 300 Meter in der Sekunde. Der Ausgleich von Dichtigkeitsunterschieden erfolgt also in der freien Atmosphäre außerordentlich rasch.

Könnte man in der freien Atmosphäre andauernd große Dichtigkeitsunterschiede oder nahezu Luftleere erzeugen, und zwar in Räumen, die mit der Außenluft in völlig freier Verbindung stehen, dann würde die Herstellung von ballonfreien Schwebeapparaten keine besonderen Schwierigkeiten bieten. Das Gewicht des Motors käme dann gar nicht oder doch erst in zweiter Linie in Betracht. Um dieses Ziel zu erreichen, müßte man freilich mit dem Prinzip der Kopierung der organischen Flieger, unter dessen Bann die meisten — um nicht zu sagen alle — flugtechnischen Erfinder derzeit noch stehen, endlich völlig brechen. Der falsche Naturalismus, die allzu große Bewunderung der Zweckmäßigkeit der Natur hat nur hemmend auf die Entwicklung der Flugtechnik gewirkt. Die Natur

ist freilich eine erhabene Meisterin, ihre Leistungen sind unübertrefflich, wenn man sie als Ganzes nimmt, als Organismus. Überall aber, wo eine Teilung der Funktionen möglich ist, hat die Kraft des Menschen weit Zweckmäßigeres geschaffen, als die Natur dies vermochte. Der Chemiker, der Physiolog kann auch nicht einmal einen einzelligen Organismus zusammensetzen, der Techniker kann keinen Walfisch „konstruieren" mit Haut und Knochen, aber er fügt aus Holz und Stahl Schiffskolosse, die auf ihrem Rücken Tausende von Menschen in kaum sechs Tagen von den Gestaden Europas zu den Ufern der Neuen Welt tragen. Wer wird nicht die muntere Schwalbe voll Entzücken verfolgen, wenn sie, wie spielend, Fliegen jagend, durch die Straßen schießt oder hoch über uns im blauen Äther sich lustig tummelt? Wen würde da nicht die Fliegelust anwandeln! Aber, „ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen!" Mutloses Verzagen, kleinmütiger Zweifel an der Schaffenskraft des menschlichen Intellektes ist die Folge der ungebührlichen Überschätzung der Zweckmäßigkeit der Naturerzeugnisse. Überall, wo es sich um die Erzielung eines spezifisch mechanischen Effektes handelt, hat der Mensch mit Hilfe seiner Gehirnfunktion die Leistungen der Natur weitaus übertroffen. Man wolle eben nicht vergessen: die Natur schafft Organismen, der Mensch — Maschinen. Der Vogel ist nicht bloß eine fliegende Maschine, er ist ein organisiertes Wesen. Sein Zweck besteht nicht einzig und allein darin, zu fliegen, sondern er hat auch den Trieb in sich, Nahrung zu suchen, ein Nest zu bauen, sich fortzupflanzen. Die Entwicklung des Flugvermögens kommt bloß insoweit in Betracht, als es für die Zwecke der Arterhaltung förderlich ist. Wo dies nicht der Fall ist, verkümmern die Flugorgane allmählich und das Flugvermögen kann schließlich auch ganz verloren gehen. Handelt es sich bloß um die Herstellung einer „Maschine", mit der man fliegen kann, dann braucht der Techniker nicht zu verzagen. Fliegende Organismen werden wir freilich nie schaffen können, gewiß aber wird der Flugtechniker einmal Maschinen zu bauen vermögen, die den besten Flieger in der organischen Welt ebensosehr an Leistungsfähigkeit übertreffen wie unsere moderne Eilzugslokomotive den flinksten Renner.

Die flugtechnischen Erfinder haben sich bisher lediglich darauf beschränkt, entweder direkt die organischen Flieger mit ihren auf- und niederschwingenden Flügeln zu kopieren oder die für die Fortbewegung durch das Wasser angewandten Propeller: Schraube und Schaufelrad, auch für die Erreichung des Schwebezustandes und des horizontalen Vortriebes eines ballonfreien Flugkörpers in Anwendung zu bringen. Alle diese Apparate haben den Zweck, Luftmassen nach unten oder nach rückwärts zu schleudern, wodurch das ganze Fahrzeug einen Antrieb nach oben oder nach vorwärts erhält. Der Auftrieb, beziehungsweise der Vortrieb wächst in demselben Maße wie die in Bewegung gesetzte Luftmenge und wie die Geschwindigkeit, welche der bewegten Luftmasse erteilt wird. Der dauernde Antrieb der auf- und niederschwingenden Flügel, der Luftschrauben und der Schaufelräder erfordert natürlich eine bestimmte Motorarbeit, sie wächst im kubischen Verhältnisse der Geschwindigkeit, welche der Luft erteilt wird. Will man also mit geringer Motorarbeit einen möglichst großen Vor- und Auftrieb erzielen, so muß man darnach trachten, möglichst große Mengen von Luft nach unten oder rückwärts zu werfen, dies aber mit tunlichst kleiner Geschwindigkeit. Beide Bedingungen lassen sich nur mit großen, langsam schwingenden Flügeln gleichzeitig erfüllen. Arbeitet man mit Luftschrauben, so sind gleichfalls möglichst große, langsam rotierende Schrauben anzuwenden.

Nun bedingt aber jede Vergrößerung der Flügel- und Schraubenfläche auch notwendig gleichzeitig eine Erhöhung des Gesamtgewichtes des Flugkörpers. Man kommt bald zu einer „kritischen" Flügelgröße, über welche hinaus jede Vergrößerung praktisch keinen Vorteil mehr bringt, weil sie nur durch eine erhebliche Vermehrung der Motorkraft erkauft werden kann, denn die unvermeidliche Gewichtsvermehrung belastet den Motor dann mehr als eine Verringerung der Flügelgröße. Es wird auch nicht die ganze vom Motor geleistete Arbeit auf die Luft übertragen. Ein Teil geht schon durch den Mechanismus der Transmission der Kraft vom Motor zum Propeller (Flügel, Schraube) nutzlos verloren. Bei großer Distanz der Kraftübertragung oder bei unvollkommener Konstruktion kann dieser Arbeitsverlust durch die Transmission sogar sehr beträchtliche Werte erreichen. Ein weiterer, meist noch größerer Verlust an Motorarbeit ist auf Rechnung der Unvollkommenheit der Konstruktion der Propeller- und Auftriebsapparate zu setzen. Nicht die ganze durch die auf- und niederschwingenden Flügel oder die rotierenden Luftschrauben in Bewegung gesetzte Luft wird lotrecht nach unten oder horizontal nach rückwärts geworfen; ein Teil erhält immer Bewegungsrichtungen schräg seitwärts oder auch nach oben. Die Wirkung dieser Luftteilchen geht aber für den eigentlichen Zweck des Propellers, einen bestimmten Auf- oder Vortrieb zu erzeugen, nutzlos verloren. Bei weniger vollkommenen Konstruktionen sinkt aus diesen Gründen die wirksame Luftmasse auf recht kleine Werte herab und auch die besten der gegenwärtig erprobten Luftschrauben geben bloß 20 Kilogramm Auftrieb pro Pferdekraft zugeführter Motorarbeit. Die Folge dieses geringen Wirkungsgrades der Luftschrauben ist natürlich, daß der Motor „zu schwer" wird; der Erfinder „spottet" mit dieser Ausrede seiner „selbst und weiß nicht wie". Mit dem „leichten Motor" allein wird man deshalb das „Flugproblem" auch nicht lösen können, denn die Verringerung des Motorgewichtes muß ja schließlich eine Grenze haben und dieser sind wir heute gewiß schon recht nahe gerückt. Auch der denkbar leichteste Motor wird vielleicht nicht im stande sein, so viel Kraft zu liefern, als ein schlechter Schrauben-, Flügel- oder Radpropeller nutzlos konsumiert. Um einen trivialen aber anschaulichen Vergleich zu gebrauchen, möchte ich ein Flugschiff, dessen Motor angeblich „zu schwer" ist, einem Motorwagen vergleichen, dessen Räder statt, daß sie schön rund sind, die Form irgend eines Vieleckes haben. Wird man mit einem solchen Wagen hundert Kilometer in der Stunde fahren können? Nein, gewiß nicht! Selbst wenn der Motor tausend Pferdekräfte leisten kann und sich in die Westentasche stecken läßt.

Wie tief eingewurzelt die unzutreffende Anschauung, der Motor stelle das Alpha und Omega der Flugtechnik dar, auch heute noch in Technikerkreisen ist, kann man schon daraus entnehmen, daß selbst ein als Turbinenkonstrukteur hochgeschätzter Fachmann, derzeit Professor an einer technischen Hochschule, in einer vor wenigen Jahren publizierten Broschüre noch schrieb: „Der Motor, der zur Fortbewegung des Flugschiffes dient, muß auch gleichzeitig das Schwebenderhalten besorgen ... Die erste Frage, die sich hier dem Maschinenbauer aufdrängt, ist wohl die: Welche Sekundenarbeit ist nötig, um einen Körper schwebend zu erhalten?" Auf Grund eines Gedankenexperimentes wird dann der Satz aufgestellt, daß die Sekundenarbeit, die nötig ist, um einen Körper in Schwebe zu erhalten, gleich ist dem halben Gewichte des Körpers, multipliziert mit der Endfallgeschwindigkeit desselben im luftleeren Raum. Dieser Satz gilt jedoch bloß für den konkreten Ventilatorschweber, für den er abgeleitet wird, und keineswegs allgemein, wie der

Autor annimmt. Allgemein läßt sich ja die Frage nach der Größe der Motorarbeit, die erforderlich ist, um einen Körper von gegebenem Gewichte ohne Ballon in der Luft in Schwebe zu halten, überhaupt nicht beantworten; denn die Schwebearbeit kann alle Beträge zwischen Null und einem beliebig großen Werte annehmen. Es hängt hier alles von der spezifischen Konstruktion des ganzen Apparates und seiner einzelnen Bestandteile ab. Selbst Apparate der gleichen Type können deshalb außerordentlich verschiedene Werte für die erforderliche Motorarbeit zum Schweben geben.

Gegen die Ausführungen des Autors der in Rede stehenden Broschüre wendet sich ein anderer gleichfalls hervorragender Techniker in einer mit außerordentlich viel mathematischem Ballast versehenen Schrift und sucht zu beweisen, daß die erforderliche Motorarbeit zum Schweben genau doppelt so groß sein müßte, als der Herr Turbinen-Techniker gefunden hat. Beide Autoren erklären, gleichsam zur Entschuldigung, daß sie sich nicht als Flugtechniker betrachten und auch in die flugtechnische Literatur nicht eingearbeitet seien, fühlen sich aber merkwürdigerweise doch dazu berufen, neue Grundgesetze der Flugtechnik aufzustellen. Kurze Zeit früher hatte ein dritter Techniker, ein Oberingenieur im Staatsdienste, im Ingenieur- und Architektenverein einen Vortrag über Flugtechnik gehalten, der dann auch in der Wochenschrift des Vereines publiziert wurde. Auch dieser Autor — nomina sunt odiosa — tut sich gleichsam auf seine Unkenntnis der flugtechnischen Literatur etwas zu gute. Ja er geht hierin so weit, daß er sogar das Luftwiderstandsgesetz von Newton seinen Ableitungen zu grunde legt. Die Namen: Langley, Lilienthal, v. Lößl scheint er also nur vom Hörensagen zu kennen. Man könnte der bisherigen Dreizahl noch wenigstens ein halbes Dutzend von Beispielen anfügen, die alle zeigen würden, daß der Berufstechniker, der Ingenieur, der sich bloß im Vertrauen auf seinen Bildungsgang, aber ohne eingehendes Studium der flugtechnischen Literatur an theoretische Probleme heranwagt, die in den Kreis der Flugtechnik fallen, in den meisten Fällen nur taube Nüsse bringen kann. Wer heute auf dem Gebiete der Elektrotechnik theoretisch oder praktisch Wertvolles schaffen will, für den genügt es nicht, wenn er eine Dynamomaschine von einer Kaffeemühle unterscheiden kann und einmal von einem „Ohmschen Gesetze" etwas gehört hat; ebenso muß ein Techniker oder sonst ein Laie, der in der Flugtechnik theoretisch oder praktisch etwas leisten will, von dieser Disziplin mehr wissen, als daß das „Flugproblem" noch „nicht gelöst" ist, und daß es „Drachen-", „Schrauben-" und „Schwingenflieger" gibt.

Erfreulicheres als hinsichtlich des theoretischen Teiles kann bezüglich des Fortschrittes der praktischen Flugtechnik im letzten Jahrzehnt berichtet werden. Von solchen Versuchen, die nichts weiter gelehrt haben, als daß der Motor „zu schwer" war, will ich hier im Interesse der beteiligten Kreise nicht sprechen. Auf tatsächliche Fortschritte kann bloß die Schule Lilienthals hinweisen. Am 10. August hat sich zum zehnten Male der Tag gejährt, an dem Otto Lilienthal als Opfer seiner Fliegluft das Leben ließ. Der Meister fiel, doch die Saat, die er gesäet, hat seitdem herrliche Früchte getragen. Lilienthal hat schon klar erkannt, daß die Lösung des Flugproblems keine Erfindung im landläufigen Sinne darstellt, daß an die praktische Realisierung des ballonfreien Fluges mit Erfolg nicht herangetreten werden kann, so lange nicht die theoretischen Grundlagen sichergelegt sind. Lilienthal ist nicht bloß Erfinder, sondern Flugforscher.

Ein zweites nicht minder großes Verdienst Lilienthals liegt darin, daß er eine Methode ausgearbeitet hat für die rationelle Durchführung von flugtechnischen Versuchen. Er hat das Problem des ballonfreien Fluges, statt es mit einem Schlage lösen zu wollen, in eine Reihe von Detailproblemen zerlegt. Er hat deshalb auch nicht mit dem Bau eines kompletten Luftschiffes begonnen, sondern sich zunächst begnügt, mit einem einfachen Gleitapparat, der bloß aus einer einzigen großen Flügelfläche bestand, von niedrigen Hügeln schräg herabzugleiten. In diesen Gleitflügen hat es Lilienthal allmählich zu wahrer Meisterschaft gebracht. Erst später, nach möglichster Vervollkommnung des Gleitapparates, wollte er dann zum Motorfluge übergehen.

Die praktischen Flugforschungen Lilienthals mit Gleitmaschinen wurden zunächst von englischen und amerikanischen Technikern wieder aufgenommen und mit großem Eifer fortgeführt. Pilcher, Chanute und Herring experimentierten erfolgreich mit einer Reihe von Gleitmaschinen verschiedener Konstruktion.

In neuester Zeit haben die amerikanischen Flugtechniker Willbur und Orville Wright, nachdem sie mehrere Jahre lang fleißig mit Gleitmaschinen experimentiert hatten, den Versuch gemacht, zum Motorfluge überzugehen und ihren Apparat mit Motor und Propellerschrauben ausgerüstet. Die Brüder Wright wollen auch bereits längere Flüge mit ihrem Motorgleitflieger zu stande gebracht haben. Die Möglichkeit der Flugfähigkeit des Wright-Fliegers kann freilich nicht in Abrede gestellt werden. Das Vertrauen in die Verläßlichkeit der Angaben der amerikanischen Erfinder wurde indes mächtig erschüttert, als es bekannt wurde, daß die Brüder Wright ihren Apparat der französischen Heeresleitung um eine Million zum Kaufe angeboten haben. Irgend welche erhebliche praktische Bedeutung kann dem Wright-Flieger, selbst wenn er tatsächlich flugfähig sein sollte, indes kaum zugeschrieben werden, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die sichere Steuerung des Apparates ganz besondere akrobatische Triks erfordert und das Fliegen mit dem Motorflieger auch außerordentlich gefährlich sein muß. Soll ein ballonfreier Flieger erhebliche praktische Bedeutung erlangen können, so ist als conditio sine qua non die Forderung zu stellen, daß die Steuerung zur Vermeidung der Kippgefahr völlig automatisch erfolgen muß, d. h. sie muß unabhängig vom Intellekte des Führers geschehen. Auch der unbemannte Apparat darf, so lange er in der Luft ist, nicht kippen. Das Verdienst, dieses fundamentale Problem der praktischen Flugtechnik tatsächlich bezwungen zu haben, gebührt den österreichischen Flugforschern Etrich und Wels. Gleichfalls ausgehend von Lilienthal, ist es ihnen durch Verwendung eines neuartigen Baumateriales und Verbesserung der Detailkonstruktion nach jahrelanger fleißiger Arbeit gelungen, die Technik der Gleitmaschine zu ungeahnter Vollkommenheit zu bringen.

Die vorausgehenden Ausführungen haben gezeigt, daß die flugtechnische Forschung im letzten Jahrzehnt einen großen Aufschwung genommen hat. Die Flugtechnik ist allmählich den Händen jener wilden Erfinder, die in der Lösung des Flugproblems ein Mittel zu sehen glaubten, um recht rasch Millionen zu erwerben, fast vollständig entrissen worden und hat sich zu einer wohlfundierten neuen wissenschaftlichen Disziplin aufgeschwungen. Wir dürfen auch schon heute nicht ohne Stolz darauf hinweisen, daß unser Vaterland, das auf dem Gebiete der theoretischen Flugtechnik Jahrzehnte lang eine führende Rolle spielte — es seien bloß die Namen: Jarolimek, Lippert, v. Lössl, Popper, Wellner genannt — nun auch daran ist, den Vorsprung, den Amerika, England und

Frankreich in der praktischen Flugtechnik allmählich erreicht hatten, mit Riesenschritten wettzumachen. Dank der Arbeiten unserer heimischen Lilienthal-Schüler, Etrich und Wels, sind wir auch hier aus dem Hintertreffen plötzlich in eine der vordersten Reihen gerückt.

Eindrücke und Ahnungen aus der Werdezeit.

Von Josef Alexander Freiherrn von Helfert.

So komm nur heraus, du kleiner Wurm, in diese Welt, die sie das irdische Jammertal nennen. Ja, Jammer wird deine erste Erfahrung in ihr sein, großer Jammer; aus dem warmen Mutterschoß in die rauhe Luft, aus der linden Umhüllung in die faserigen und faltigen Windeln, aus der dunklen heimlichen Kammer in das offene helle Licht! Und Schreien wird dein erster Lebensakt sein, großes Schreien, denn du hast kräftige Lungen und eine helle Stimme. Aber warte nur, bald wirst du dich an die Luft gewöhnt haben, und an deine Linnen und an das Licht. Ja, das Licht, das herrliche Licht, mit den schönen glänzenden Farben, das Gold der Sonne und das Silber des Monds und das bunte Gefunkel der Sterne, das blaue Himmelsgewölbe und die weithin grünende Erde und dann wieder die blendend weiße Schneedecke. Liebe wird dich in dieses schöne Leben einführen und auf Rosen wirst du wandeln. Sie haben Dornen, und wie oft werden sie dich verwunden, so daß du wieder aufschreien wirst, wie das erstemal, vor Schmerz, als sollte das Weh kein Ende haben. Doch es hat ein Ende und dann kommen wieder ungezählte glückliche Stunden, und wenn man sie für dich zusammenzählen und gegeneinander halten würde, die Zeiten der Leiden und die Zeiten der Freuden, so würde sich zeigen, daß du unendlich mehr zu danken hast für das Gute, das du genossen, als dich zu beklagen über das Schlimme, das dich getroffen. Und das wird dein ganzes Leben hindurch sein, wenn du es nur verstehst, das Freundliche und Wohltuende und Beseeligende zu erkennen und erkennend zu genießen. Du wirst von den Lieben deiner ersten Jahre eines nach dem andern verlieren, Zeiten der Trauer und Leere werden dann kommen, die, so wird es dir scheinen, nichts wieder zu versöhnen im stande wäre. Du wirst Mühen und Sorgen und saure Arbeit haben und oft klagen wollen über die Mühsal deiner Erdenfahrt. Aber Liebe und Freude sind unerschöpflich und kehren immer wieder in neuer Gestalt und unter neuen Formen und du wirst dich deines Daseins immer wieder freuen können . . . Doch, da bist du ja schon!

1.

Mein Vater hatte in Preßburg geheiratet, in Olmütz als Professor des bürgerlichen Rechtes seine Flitterwochen verlebt und in dieser Zeit den Ruf nach Prag auf die Lehrkanzel des römischen und Kirchenrechts erhalten. Er hatte in jenen Jahren an heftigen rheumatischen Schmerzen zu leiden und es war ihm von den Ärzten der Gebrauch der Marienbader Schlammbäder angeordnet worden. Als er daher mit seiner jungen, hochschwangeren Frau zu Anfang der Schulferien an den Ort seiner neuen Bestimmung abging, wurde zuerst Marienbad besucht, dessen wohltätige Wirkung sich mein Vater zeitlebens lobte, und dann erst der Aufenthalt in Prag genommen. Die Wohnung, welche

meine Eltern ohne Zweifel schon auf der Durchreise nach Marienbad aufgenommen hatten, war bei weitem noch nicht eingerichtet, als sich bei der jungen Frau die ersten Wehen einstellten. Die Bettstätten hatte der Tischler noch nicht geliefert und so war es denn über einer Matratze auf dem Fußboden, daß dem Ehepaare ein Knäblein geschenkt wurde. Es war an einem Dienstag, 3. November 1820, am Tage des heil. Hubertus, und so sollte ich denn auch getauft werden; denn der Vater hielt an dem christlichen Brauch, die Kinder nach dem Heiligen zu nennen, an dessen Ehrentag sie zur Welt gekommen; allein die Mutter gab das nicht zu: ihr Erstgeborener, verlangte sie, solle den Namen ihres Mannes führen. So geschah es denn auch. Eine halbe Stunde vor Mittag war ich zur Welt gekommen; viereinhalb Stunden später, um 3 Uhr nachmittags, war die Taufe. Der erste Name, zugleich der Rufname, war „Joseph", der zweite Name war nach dem mütterlichen Großvater, Franz Schreiner in Preßburg, der mit der Großmutter Anna, geb. Zeltner, abwesend zum Paten erbeten war; der dritte, Karl, vielleicht nach der inniggeliebten Schwester der Mutter, Karoline, der Tante Lini, wie sie fortan in unserem Hause hieß. Dreizehneinhalb Monate später, am 21. Dezember 1821, um 7 Uhr morgens, kam ein zweiter Knabe zur Welt, und bei diesem kam mein Vater zu seinem Recht. Denn da das Kind um Weihnachtszeit geboren war, fiel ihm „Emanuel" als Rufname zu; dazu kamen „Anton" nach seinem Taufpaten, dem älteren Bruder unseres Vaters, und „Erich", von dessen Provenienz ich keine Ahnung habe. In der Familie und bei Bekannten hießen ich Pepi und er Emmi, was eigentlich ein Mädchenname ist.

Aus den Erzählungen meiner Eltern erfuhr ich, daß ich als Kind ein schrecklicher Schreihals war, wenn mir das Geringste abging oder nicht zusagte. Wenn die gute Mutter den Fratzen auf dem Schoß hatte und ihm mit dem Löffel das Essen zum Munde führte, konnte er vor Heißhunger und Ungeduld von einem Bissen zum andern schreien, „als ob er am Spieß steckte". War die Lust gestillt, so war er lammsfromm, spielte still mit den Folianten und Quartanten seines am Tische arbeitenden Vaters und schlief etwa zu dessen Füßen ein, das Köpfchen auf eines jener gedruckten Ungetüme wie auf ein Kissen gebettet. Ein kurzsichtiger Theolog sah das ineinander gewundene Knäuel für ein Hündchen an, worüber sich derjenige, dem er davon erzählte, nicht genug verwundern konnte, da er von einem solchen Hausstück bei Professor Helfert nie etwas bemerkt hatte. Sonst war das Kind immer bei der Mutter, hielt sich an die Falten ihres Kleides oder verkroch sich hinter sie, so daß der Vater manchmal halb im Ärger rief: „Kriechst schon wieder deiner Mutter in' Kittel!"

Das war vielleicht eine der Ursachen, warum Emmi der ausgesprochene Liebling des Vaters wurde, wie ich jener der Mutter bereits war. Bei meiner Mutter trug noch anderes dazu bei, daß sie dem zweitgeborenen herzensguten Jungen, fast möchte ich sagen, ein wenig gram war. Ich denke, der Professor der Dogmatik, Hieronymus Zeidler vom Strahow, war es, der von dem neugeborenen Emmi, als er ihn zum ersten Male sah, sagte: „Das wird ein gescheidter Bursch werden!" Meiner Mutter galt dies, wie wenn er gesagt hätte: „Aus dem andern dort wird kaum etwas Besonderes werden", und sie hat ihm das nie verziehen und vergessen.

* * *

Manches, was aus der Kinderzeit, herbartisch zu reden, über die Schwelle meines Bewußtseins tritt, ist von solcher Art, daß ich nicht zu unterscheiden weiß, ob es wirk-

liche Erinnerung ist oder nur lebhafte Vorstellung dessen, was ich so oft von unseren Eltern, besonders von der lieben Mutter erzählen und schildern gehört hatte.

Da ist mir ganz schwach und verschwommen der Eindruck geblieben, ich liege im Bettchen und dunkle Gestalten beugen sich besorgt und forschend über mich herab. Es war, wie ich später erfahren, eine sehr gefährliche Krankheit, die häutige Bräune, die mich und meinen Bruder Emmi befallen, da er etwa zwei und ich drei Jahre alt waren, und wo unser zartes Leben an einem Faden hing. Die Fenster sind geschlossen, der große Spiegel ist mit einem nicht mehr sehr reinen Leintuch überhangen, damit das Licht der angezündeten Kerze uns, auf der Glasfläche widerscheinend, nicht blende. Vater und Mutter und zwei fremde Herren — die Professoren Medicinae v. Rottenberger und Nußhardt — bewegen sich um unsere Bettchen, treten abwechselnd an sie heran und neigen sich zu uns Kindern ...

Es muß während dieser fürchterlichen Krankheit gewesen sein, da unsere Mutter, wenn ihre Knaben heil davon kämen, ein Gelübde tat. Auf der mit meist niedrigem Holze bewachsenen Höhe ober Kuchelbad (Melé Chuchle), wo die Eltern mit uns einen und den andern Sommer zubrachten, steht nahe an dem gegen Königsaal ausblickenden, schroff ins Tal abfallenden Ende ein einsames Kirchlein, ich denke dem heiligen Johann Nepomuk geweiht. Der Weg dahin erst im Zickzack aufwärts, dann den Bergrücken entlang, war besonders in den Morgenstunden einsam und verlassen, und die gute Mutter hat, wie sie uns in späteren Jahren beschrieb, oft eine wahre Angst ausgestanden, wenn sie sich so in der Wildnis ganz ohne Schutz und Begleitung befand. Allein sie hat tapfer ausgehalten und Tag für Tag, so lang die Familie in Kuchelbad weilte, den Weg zu dem verlassenen Kirchlein zurückgelegt und dort ihre Dankandacht verrichtet ...

Ein zweites Bild. Wir befinden uns mit den Eltern, dem Onkel Pepi, älterem Bruder unserer Mutter, der sich aus Preßburg auf Besuch bei uns befand, und noch einem oder zwei Herren in einem großen Tiergarten; auf einer Wiese im Walde wird Halt gemacht und Damhirsche kommen herbei, um sich füttern zu lassen. Bei der Heimfahrt im Abenddunkel gibt es auf einem steilen, holprigen Wege einen kleinen Unfall: der Wagen, in welchem Emmi saß, stürzte um, ohne daß jemand dabei Schaden nahm; Onkel Pepi, der sich mit mir in dem anderen Wagen befand, faßte mich in seine Arme, sprang mit mir hinaus und trug mich das weitere Stück schlechten Weges bis an unser Ziel. Es war Mnischek, wo wir bei dem Pfarrer oder Dechant Cybelius zu Besuche waren; sein Kaplan war Franz Macan, seine Nichte, ein heiteres Frauenzimmer, immer tätig und gut aufgelegt, hieß Fanny Faulhaber. Welcher Art die Bekanntschaft meiner Eltern mit dem Mnischeker Pfarrhause war, ist mir nicht erinnerlich.

Ein drittes Bild. Wir sind wieder in der Stadt. Ich stehe auf einem Stuhle, eine kleine Schere und ein Stückchen Papier in der Hand, woraus ich damals allerhand schnitt: Häuser, Bäume, Menschen, Wagen. Neben dem Sessel steht der Schneidermeister, Herr Popelka, und bewundert meine Arbeit, worauf ich ihm altklug erwidere: „Ja, jeder Mensch ist in einer andern Geschicklichkeit, Sie sind geschickt im Kleidermachen, ich bin geschickt im Ausschneiden". Darum bin ich auf dem großen Familienbilde mit dem ausgeschnittenen Vogel in der Hand abgebildet.

Und noch ein Bild. Da sehe ich mich — oder glaube mich zu sehen, denn meine Mutter hat das oft erzählt — in dem großen Zimmer, das an das kleinere unseres

Vaters ſtieß, an der Seite meiner lieben Mutter, die an ihrem Nähtiſche nächſt dem Fenſter ſaß, ſtehend, mich an ſie anſchmiegend, wie ſie mich von einem Theaterzettel die erſten Buchſtaben lehrt, worin ich bald ſchnelle Fortſchritte machte. Sie hat ſich ihr Leben lang gerühmt, meine erſte Lehrerin geweſen zu ſein, und hat dabei unſeren Vater ausgelacht, der ſeinen kleinen Emmi in die Lehre nahm und nach der (Peſtalozziſchen?) Lautiermethode unterrichtete, damals eine Neuigkeit und für unſern Vater kein geringer Stolz. Allein der gute Emmi blieb hinter mir weit zurück und hat es bis in ſeine Studienjahre nicht dahin gebracht, orthographiſch zu ſchreiben.

* * *

Für einige andere Vorfälle aus meiner Kinderzeit habe ich deutliche Erinnerungen.

Als Kind machte ich mir häufig in der Küche zu ſchaffen. Da ſah ich der Magd zu, wie ſie Feuer machte: in einer blechernen viereckigen Schale lag der Zunder, ſchwarz gebranntes Hadernzeug, in das ſie mit dem Stahle aus dem Feuerſtein Funken ſchlug, bis einer fing. Der wurde dann angeblaſen, damit er etwas um ſich greife, hierauf ein Schwefelfaden hineingehalten, der Feuer fing, und von der vor dem Ofenloch knienden Magd unter das darin zurechtgelegte Holz geſetzt; nun wurde hineingehaucht, bis er brannte. Wenn es dann luſtig kniſterte, dann hockte ich wohl davor, ſtöberte mit einem Span darin herum und hatte meine Freude, wie die Funken flogen und die Flamme hell aufblitzte. Das ſollte mir eines Tages übel bekommen! Ich mochte drei oder vier Jahre zählen, als mir bei dieſer Hantierung ein glühendes Kohlenſtück in den rechten Ärmel fiel und ich vor Schmerz laut aufſchrie. „Was haſt d' denn? Was haſt d' denn?" ſtürzte die Mutter auf mich zu und faßte mich gerade an der Stelle, unter der die Kohle lag, ſo daß ich noch ſchriller aufſchrie. Die wunde Stelle hat ſich in der Heilung mit einem dünnen, glatten, haarloſen Häutchen überzogen, das mir mein Leben lang als Merkzeichen geblieben iſt.

„Das gebrannte Kind meidet das Feuer", heißt es im Sprichwort. Ich habe ſeitdem mit brennenden Kohlen nicht mehr geſpielt, aber die Liebe zum Feuer iſt mir geblieben, und wenn wir Kinder an dunklen Winterabenden, ehe die Kerze angezündet wurde, vor dem offenen Türlein des Zimmerofens hockten, da ſtarrte ich in die feurige Glut hinein, ſah glühende Berge und Täler, feurige Schlöſſer, die zuletzt kniſternd zuſammenſtürzten, daß die Funken nach allen Seiten ſtoben.

Ich muß noch ein ganz kleiner Knirps geweſen ſein, als die Mutter dem lieben Vater zu deſſen Namens- oder Geburtstage eine Freude bereiten wollte. Patzak, ein Mitſchüler und ſehr lieber Freund des Vaters, ſetzte einige herzliche Worte auf und nun ging es an das Einüben, auf daß ich den Wunſch ordentlich herſage. Die Wörter waren bald im Gedächtnis, allein beim Herſagen war das Knäblein unruhig, ſchob mit dem Körperchen hin und her, ſo daß es Patzak ermahnte: „Nicht ſo machen, Pepi!" indem er dabei deſſen Bewegung nachahmte. Das nächſtemal, als der Spruch wieder eingeübt wurde, ging es ſchon ganz gut; allein wie das Kind zu der gewiſſen Stelle kam, ſagte es ſelbſt: „Nicht ſo machen, Pepi!" und ſprach dann die Worte zu Ende. Das wiederholte ſich ein zweites-, ein drittesmal; immer, wenn es zu der Stelle kam, wo es ermahnt worden war, unterbrach das Kind ſeine Deklamation, ſchob mit dem Körperchen hin und her und ſagte: „Nicht ſo machen, Pepi!" Die gute Mutter und Patzak waren ſchier in Verzweiflung, daß ſie mir die Unart nicht abgewöhnen konnten. Der entſcheidende

Tag kam, das Kind wurde vor den Vater geführt und, o Wunder, sagte seinen Wunsch prächtig her, ohne das „Nicht so machen, Pepi!" Daß die Mutter, ganz glücklich über den erzielten Erfolg, über ihren Liebling herfiel, ihn herzte und küßte, läßt sich denken.

Ein Zwischenspiel ist mir frisch, wie wenn es seit gestern wäre, haften geblieben, das zeigt, wie frühzeitig sich Eitelkeit und eine gewisse Verstellungskunst entwickeln können. In der letztern habe ich es später nicht sehr weit gebracht; denn man hat mir stets, was mich bewegte und was mir lieb oder zuwider war, „am Nasenspitzel" abgesehen. Es war nach dem Abendmahl: regelmäßig Suppe und Erdäpfel „in der Montur" mit Butter; selten für die Eltern ein gebratenes Huhn oder sonst eine Fleischspeise. Mich überkam die Müdigkeit und ich lag mit geschlossenen Augen an der Lehne des Sessels. Ich war aber noch nicht eingeschlafen, sondern hörte, wie der Vater zur Mutter sagte: „Wie schön er daliegt!" Dann packte er mich auf, mein Köpfchen über seine Schulter, und trug mich hinüber in unser Schlafzimmer. Das hatte ich mir gemerkt und am Abend darauf suchte ich, an der Sessellehne halb einsinkend, wieder „schön dazuliegen" und stellte mich schlafend, um wieder vom Vater in mein Bettchen getragen zu werden.

* * *

Von allen meinen Erinnerungen aus frühesten Tagen ist mein jüngerer Bruder Emmi unzertrennlich. Wir wurden frühzeitig gelehrt, nicht bloß unsere Eltern nicht anders als „lieber Vater", „liebe Mutter" anzureden, sondern auch zu den Freunden unseres Hauses „lieber Patzack", „lieber Falge", „lieber Wünsche" ꝛc. zu sagen. Wir mußten um alles bitten, für alles danken. Wir wurden gemahnt, uns in die Gespräche der Großen nicht zu mischen und der Spruch Sothis: „Ein wichtiger Punkt in der Erziehung ist die Aufrichtigkeit: wie schwer hält es, sie den Kindern — abzugewöhnen", fand bei uns keine Anwendung, wir gehörten nicht zu den enfants terribles. Wir wurden zur Wahrhaftigkeit angehalten. Wenn etwas zerschlagen oder sonst angeschädigt war und wir versicherten, es nicht getan zu haben, so sagte die liebe Mutter: „Wart', zeig' dein Nasenspitzel und schau mich fest an!" Dann legte sie ihren Zeigefinger auf unser Nasenspitzel, und blieb dabei unser Blick ruhig und unbefangen, so wurden wir als schuldlos entlassen.

Mein Bruder Emmi war bildhübsch, strotzend vor Gesundheit und Lebenslust, lebhaft über die Möglichkeit und dabei herzensgut. Er kannte keine Freude, die er nicht mit seinem Bruder teilte. Er hatte immer Hunger und der Schrank, wo das Brot lag, mußte des Tages wohl zehnmal auf und wieder zugemacht werden. Wir nannten den oberen gewölbten braunen Teil Kaffeebrot, den unteren flachen mit Mehl bestreuten, Schneebrot. Wenn nun Emmi wieder einmal nach Brot verlangte und ihm ein Schneebrot, das er am liebsten hatte, gelangt wurde, rief er zu mir hinüber: „Pepi, Pepi, willst nicht auch ein Brot?" Er sprühte vor Feuer und wenn es dann mit ihm gar nicht auszuhalten war, dann sagte die Mutter: „Emmi, jetzt wirst du dich ins Winkerl stellen, bis dein Blut ruhig ist." Gehorsam folgte er, doch litt es ihn nicht lang, er wetzte hin und her, seine Pulse schlugen, seine Augen sprühten, während er hinüberrief: „Liebe Mutter, mein Blut ist schon ruhig!"

An Nachmittagen der schönen Jahreszeit wurde in die freie Luft gegangen. Als eines Tages ein heftiger Wind wehte, so daß man zu Hause bleiben wollte, ergriff der kleine Emmi sein Peitschchen und fuchtelte damit ärgerlich zum Fenster hinaus, um den Wind zu züchtigen und zu verscheuchen. Der gewöhnliche Spaziergang war in den

Canalischen Garten, manchmal, wenn der Vater noch zu arbeiten hatte, wir mit der Mutter voraus. Wir erwarteten ihn dann in der großen aufwärts führenden Pappelallee, unsere liebe Mutter sich auf eine Bank niederlassend, wir Knaben spielend; erblickten wir dann den lieben Vater, so liefen wir ihm entgegen, um ihn zu bewillkommnen. Bei einer solchen Gelegenheit fiel Emmi der Länge nach nieder, mit dem Gesichte nach vorwärts in den Sand, so daß er sich Nase und Mund blutig ritzte. Wir eilten nach Hause, da aber das Bluten nicht aufhörte, traten wir in ein Landhaus nächst dem Pstroßischen Garten an der Straße, wo man freundlich mit Wasser und Handtuch bei der Hand war, um den schönen Knaben reinzuwaschen.

* * *

Sein erstes Werk, die Jurisdiktionsnorm, hatte mein Vater bei Mösles Witwe in Wien (später Braumüller & Seidel) herausgegeben. Bei den folgenden, in das geistliche Fach einschlagenden, war er Verfasser, Herausgeber, Verleger und Vertreiber in einer Person. Er leitete Subskriptionen im Wege der bischöflichen Konsistorien ein, wobei er, da er ein in Österreich von keinem andern außer ihm besorgtes Feld bebaute, sehr ergiebige Geschäfte machte. So sehe ich mich und Emmi in dem Gelasse vor unseres Vaters Studierzimmer, zwei Fuhrleute warten auf große Bücherballen, die sie zu übernehmen haben und wir natürlich im eifrigen Gespräche mit ihnen. Sie erzählen uns von ihren Fahrten, von ihren Begebnissen auf dem Wege, von ihren Pferden und Hunden. Meinen Bruder interessiert das ganz besonders, er bezeigt Lust, selbst einmal ein solches Leben zu führen, worauf der eine Fuhrmann ihm aufmunternd sagt: „Ja, a Fuhrmann is gar a liab's Tierl!" Diese Idee kehrte manchmal beim Emmi wieder, zu meinem großen Verdrusse, da ich immer Höheres im Sinne hatte und ihm seine Neigung auszureden suchte. Wenn wir dann miteinander einen Zank hatten oder er mich ärgern wollte, drohte er mir: „Du Pepi, ich werde ein Fuhrmann!"

Mein erster Hauslehrer war Herr Dambeck, und während er mich unterrichtete, spielte Emmi abseits, horchte aber mitunter mit halbem Ohre zu, besonders bei der biblischen Geschichte, so daß Herr Dambeck manchmal auch an ihn eine Frage stellte. So eines Tages als Dambeck mit mir die Geschichte von dem Apfelbiß wiederholte: „Hast du dir es gemerkt, Emmi, was Gott sagte als er nach Adam rief und dieser sich nicht zeigen wollte?" „‚Herr, ich schäme mich, denn ich bin im Hemd!'" Ein andermal kamen wir auf den Gang des Meisters nach seiner Auferstehung zu sprechen und Herr Dambeck frug mich: „Wohin ging damals der Herr Jesus mit den beiden Jüngern?" Ehe ich noch antworten konnte, rief Emmi von seiner Spielerei herüber: „Weißt d' nicht, Pepi, nach Podskal!" Das Gelächter Dambecks und meiner Mutter läßt sich denken, und doch hatte er die Gegend ganz richtig getroffen; denn er kannte kein anderes „Emaus", als das Prager Benediktinerkloster dieses Namens, das sich oberhalb des Stadtteils Podskal erhebt.

Übrigens hatte Herr Dambeck mit mir einen schwereren Stand als ich mit ihm, da ich in einemfort frug und immer etwas wissen wollte. Auch behauptete meine Mutter, anstatt mich zu unterrichten, habe mich Dambeck nur bewundert. Eine Szene ist mir in dunkler Erinnerung geblieben, wie einem ja merkwürdigerweise oft ganz unbedeutende Dinge haften bleiben, während wichtigere uns aus dem Gedächtnisse entschwinden. Ich hatte einen falschen Buchstaben geschrieben, aber, darauf aufmerksam gemacht, durch wenige Striche in den richtigen umgestellt, über welche Geschicklichkeit Herr Dambeck in

ein Entzücken geriet, das er auch in Worten aussprach. Es war das nicht gut. Denn meine Eitelkeit wurde dadurch genährt und mit dieser wuchs eine Empfindlichkeit gegen alles, was nicht Lob für mich oder was Lob für andere war. Das war bei den geringsten Spielen der Fall, wo mir immer die erste Rolle zufallen sollte.

Nicht so gut erging es mir und mit mir meinem Bruder Emmi bei unserem Schreiblehrer, Herrn Joseph Pauli, der für seine Person eine wunderhübsche Schrift hatte, auch allerhand Zierlichkeiten mit ihr ausführte, aber nicht die Gabe besaß, seine kleinen Schüler zu einer nur halbwegs guten Schrift zu bringen. Dabei riß er uns, wenn wir einen recht schlechten Strich gemacht hatten, bei den Ohren, was mich in solchem Grade empörte, daß ich mich in meinem Innern verschwor, mich, wenn ich einmal älter geworden, an ihm zu rächen.

Emmi und ich waren, das darf ich wohl sagen, zierliche, gefällige Knaben, er immer lustig, ich in der Regel ernster, obwohl ich, wenn es zu Spitzbübereien oder Gassenbubenstreichen kam, nicht zurückblieb. Wir trugen als Kinder kleine blaue oder grüne, nach rückwärts mitunter in einen kleinen Latz auslaufende Spenzer, den Hemd- oder einen Spitzenkragen über den obern Teil des Spenzers breit ausgelegt; dazu in der schönen Jahreszeit weiße Höschen, was aus uns recht nette Figürchen machte. Den Stolz unserer Eltern aber bildeten die geringelten Locken unserer blonden Haupthaare, die von unserer lieben Mutter oder von der Schubert-Marie aus Königgrätz, einer Verwandten des Vaters, die zeitweilig einige Wochen bei uns zubrachte, vor dem Schlafengehen sorgfältig in Papier gewickelt und am Morgen wieder aufgedreht wurden. „Liebe Mutter," fragten wir einmal, „nicht wahr, dem Kaiser werden die Locken in Goldpapier gewickelt?" Wir beide blondgelockten Knaben waren in der ganzen Stadt bekannt, und wenn wir Hand in Hand vor unsern Eltern einhergingen, bekamen wir oft zu hören: „Sieh, die schönen Knaben!" Ich zumal war das bald so gewohnt, daß es mich fast wie verletzte, besonders wenn hübsche Fräulein weitergingen, ohne ihrem bewundernden Wohlgefallen Ausdruck zu geben.

* * *

Zwei oder drei Sommer brachten wir im Kleinseitner Seminargarten zu, wo der Fürsterzbischof unserem Vater das freundliche Gartengebäude zur Wohnung überlassen hatte. Ich blickte von da, wie der junge Goethe vom Frankfurter Stadtwall aus, in die Höfe und Hinterhäuschen der an den unteren Teil des Seminargartens stoßenden Oujezder Gassenhäuser hinein, wo mich besonders eine Wachsbleiche beschäftigte. An einem schönen Nachmittag erging sich der Fürsterzbischof Chlumčanský im Garten, der unsere Eltern begrüßte. Ich sehe sie noch vor mir, die kleine ehrwürdige Gestalt mit den weißen Haaren und dem freundlich lieben Ausdruck im Antlitz. Er sprach böhmisch, deutsch und lateinisch, was er nicht selten in seinen Reden durcheinander mischte. Es war zu einer Zeit, da der J-Ypsilon-Streit im frischen Zuge war und einige der Hauptkämpfer an der erzbischöflichen Tafel speisten, als sie der Hausherr gutmütig anrief: »Qualem habetis, zase rixam, vy páni professoři, untereinander?" Das „armička Liebich!" das er bei der Nachricht vom Tode des verdienten Prager Theaterdirektors ausrief, machte die Runde durch die ganze Stadt und wurde zum geflügelten Worte. Chlumčanský war überaus gut und wohltätig. Karl Winařický, der damals bei ihm als Cermonier fungierte, hat mir in späteren Jahren von dem edlen Charakter Chlumčanskýs, dessen Residenz von Armen

und Hilfsbedürftigen umlagert war, manches erzählt. Der fromme Kirchenfürst war aber zugleich für kulturellen Fortschritt, hat literarische Unternehmungen, wie das große Jungmannsche Wörterbuch mit freigebigen Beiträgen unterstützt und einen beträchtlichen Teil seines Vermögens zur Gründung zweier Realschulen, der ersten in Böhmen, verwendet, die eine trat in Rakonitz, die andere in Reichenberg ins Leben.

* * *

Wer kann von seinen Kinderjahren erzählen, ohne des Christbaumes zu gedenken?! So weit meine Erinnerung zurückreicht, war er in unserem Hause angezündet, also gewiß schon in der ersten Hälfte der Zwanzigerjahre. Unser lieber Vater hat sich oft gerühmt, diesen fromm-lieblichen Gebrauch in Prag, wo man bis dahin davon nichts wußte, eingeführt zu haben. Die Prinzessin Henriette Nassau-Weilburg, Gemahlin des Siegers von Aspern, soll 1817 in dem damals erzherzoglichen Palais an der Seilerstätte den ersten Christbaum angezündet haben, von wo dann dieses christliche Fest in anderen Häusern Eingang fand. Es war dies in der Zeit, da unser Vater in Wien seinen Doktorgrad erreichte und wo er ohne Zweifel von diesem Ereignisse erfuhr.

Im väterlichen Hause wurde auf die Wahrung des Geheimnisses sorgfältig Bedacht genommen. Mehr nur wie aus Neugierde wurden wir Kinder gefragt, was wir uns etwa vom Christkindl wünschten, und dann gemahnt, so wir brav gewesen, im Gebet darum zu bitten. Meine Phantasie war dann sehr beschäftigt, mir die sonderbarsten Dinge auszumalen, die ich den Eltern verschwieg und nur dem Christkindl anvertraute. So war, als ich schon ein größerer Knabe war, einer meiner geheimen Wünsche ein kleines Haus, drinnen eine Stiege, die zu einem Balkon hinaufführte, auf den ich sodann treten wollte, die anderen zu begrüßen.

Wenn der „heilige Abend" herankam, so wußte unsere liebe Mutter alles so hübsch vorzubereiten und uns kleine Vorfreuden zu bereiten. Am Morgen fanden sich für uns Kinder bald hier, bald dort Abschnitzel von Goldpapier auf dem Fußboden, in einem Winkel — da hieß es: das Christkindl meldet sich an. Nach dem Frühstück durften wir nichts mehr essen, wenn wir „das goldene Schweinl sehen" wollten. Etwa nach 2 Uhr gingen wir mit dem Vater aus und kamen erst gegen 4 Uhr zurück. Dann mußten wir im Schlafzimmer der Eltern still sein, bis wir läuten hörten. „Das Christkindl ist da", hieß es jetzt, wir gingen klopfenden Herzens durch das große Zimmer, und jetzt öffnete sich die Tür und heller Lichtglanz, süßer Nadelholzduft berückten unsere Sinne. Der Christbaum mit kleinen Kerzen besteckt, von Ketten aus verschiedenfarbigem Papier umhangen, trug vergoldete Nüsse und allerhand süße Sachen; um dem Baum herum, der auf dem Mitteltische stand, lagen die Geschenke, die uns das Christkindl gebracht hatte. Waren für uns zwei Buben ähnliche Sachen bestimmt, so legte sie der gutmütige Emmi vor mich hin und ließ mir die Wahl, sich mit dem begnügend, was ich übrig lassen würde.

An dem Abendmahl, etwa um 5 Uhr, diesmal reichlicher als sonst, weil der Mittagstisch ausgefallen war, selbstverständlich durchaus Fastenspeisen, nahm gewöhnlich ein oder der andere ärmere Verwandte unseres Vaters, der in Prag in die Lehre ging oder im Handwerk arbeitete, teil und erhielt außerdem ein kleines Geschenk. Einmal war es ein Schustergesell Franz Helfert, der es uns Kindern damit vergalt, daß er uns am andern Tag zu seinen Meisterleuten führte, die ein großes Krippenspiel aufgestellt hatten und

es gegen ein bescheidenes Eintrittsgeld sehen ließen, für den Bruder und mich ein Schaustück, an dem wir uns nicht satt sehen konnten. Manchmal fing das Spiel schon mit Adam im Paradiese an, ging bis zum »Gloria, gloria in excelsis Deo« über und endete mit den heiligen drei Königen und dem grausamen Herodes, der aus seinem Palaste hervortrat und seine Befehle erteilte.

An einem der folgenden Abende gab es zu Hause ein Nachspiel, zu dem die Abfälle des Christbaumes das Material lieferten. Eine tiefe Küchenschüssel wurde ins Zimmer gebracht und mit Wasser gefüllt, die ausgehöhlten Nußschalen bildeten Schifflein, in jede wurde ein Kerzenstümpfchen gesteckt und angezündet. Jedes Schiffchen galt einer Person, und nun begann die gespannte Aufmerksamkeit: wie die einzelnen Schalen durcheinander trieben, sich einander näherten, aneinander stießen oder sich mieden und entfernten; ob dieses und jenes Kerzchen heller oder trüber leuchte, ob das eine früher als die anderen zu Ende brenne oder ins Wasser falle und erlösche.

* * *

Nach uns zwei Buben kamen Schwestern ins Haus. Die erste, geboren am 19. Oktober 1824 und auf den Namen Friederike getauft, war ein Engel von Angesicht und Sanftmut, wie unsere Eltern in späteren Jahren stets von ihr sprachen. Sie war ungemein zart, fing früh zu kränkeln an und es entwickelte sich ein Leiden, dem der berühmte Dr. med. Johann Theobald Held keinen Halt gebieten konnte. Sie starb, wenig über ein Jahr alt, am 27. November 1825. Sie ist es, die auf dem Johann Grußschen Familienbild ein Engel in den Himmel trägt. Ich erinnere mich, daß unsere Eltern mit uns zu Held gingen, um ihm für seine teilnahmsvolle, leider vergebliche ärztliche Mühewaltung ihren leidensvollen Dank auszusprechen.

Am Mariä Himmelfahrtstage 1827 kam ein zweites Mädchen zur Welt, das auf den lieblichsten der Frauennamen, Marie, getauft wurde. Am 3. März 1831 genas unsere Mutter eines dritten Mädchens, das bei der Pietät unseres Vaters auf den Kalendernamen Kunigunde getauft werden sollte; unserer Mutter gefiel aber dieser romantische Rittername gar nicht, und so kam als zweiter Name Auguste hinzu, welcher der Rufname blieb. Sie war in ihrer engelgleichen Erscheinung und Geduld ein Ebenbild der vorausgegangenen Friederike, die gleich dieser für den Himmel bestimmt schien, während ihre ältere Schwester kerngesund war, sich auch geistig vorteilhaft entwickelte und sich zu fühlen begann. Als eines Abends Professor Zeidler, der nachmalige Prälat von Strahow, bei uns zu Besuch war und Marie als „kleines Töchterchen" ansprach, sagte diese schnippisch: „Wenn ich das kleine Töchterchen bin, dann ist die Auguste wahrscheinlich die große Tochter!"

Als sich bei Auguste ein ähnliches Leiden zeigte wie bei ihrer verstorbenen Schwester, gingen unsere Eltern unter die Homöopathen. Von der Kunst Hahnemann's erzählte man Wunderkuren, was den Ärzten der alten Schule als ein frevelhafter Eingriff in ihr zünftiges Wissen und Behandeln galt. Es war schier unglaublich, mit welch erbitterter Scheelsucht, ja tödlichem Haß sie auf das ungewohnte Verfahren sahen, das sie geradezu zum Verbrechen stempelten. Bei einer Beratung der Mitglieder der medizinischen Fakultät erklärten diese der neuen Methode offen den Krieg und überboten sich in den tollsten Vorschlägen, wie deren Anhängern das Handwerk zu legen wäre, so daß der maßvollere Professor Joseph Reisig, als einer der heftigsten die Ausstellung auf dem Pranger be-

antragte, ärgerlich dazwischenrief: „Warum denn nicht lieber den Galgen!" Doch das tat dem von den Altglaubern bekämpften Übel keinen Einhalt. Der angesehenste und beschäftigteste Homöopath war dazumal Dr. Adolf Wenzel Tuwar, Arzt in der Anstalt für Versorgung und Beschäftigung für erwachsene Blinde, den das uns befreundete Ehepaar Klar, Stifter und Leiter dieser Anstalt, zweifelsohne unseren Eltern empfohlen hatte. Tuwar übernahm unsere liebe Auguste und war voll der schönsten Hoffnungen: „Sie sollen das Kind sehen, wie es in einem Jahre blühen und gedeihen wird!" Allein es kam nicht so! Die Krankheit griff bei dem schwachen Geschöpfchen zehrend immer weiter um sich, die Homöopathie konnte ebensowenig helfen wie sieben Jahre früher die Allopathie und am 19. September 1832 hatte der Himmel einen Engel mehr!

2.

Preßburg.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört Preßburg, die Vaterstadt unserer lieben Mutter. Dahin reiste sie mit ihren beiden Knaben, wohin uns der liebe Vater manchmal begleitete, um uns dann wieder abzuholen; mitunter fuhren wir ohne ihn, der seine Ferien anderswo ausnützte, hin und zurück. Das erstemal, als Vater und Mutter nach Preßburg auf Besuch kamen, war mein Brüderchen noch nicht auf der Welt. Die Großmutter Anna, geborene Zeltner, lebte noch: eines Tages hatte sie mich auf dem Schoß, ich spielte mit ihrem Ring und er entfiel meinen spielenden Fingern; es wurde alles ausgesucht, er war nicht zu finden, er war und blieb verloren. Das weiß ich natürlich nur aus Erzählungen unserer Mutter; vorstellen kann ich mir die Großmutter nicht, die bald darauf starb.*

Der Großvater Franz Schreiner war ein schöner und heiterer Mann, Riemermeister seines Gewerbes, der sein anständiges Auskommen hatte und mit seiner Familie ein eigenes Haus an dem kleinen Gartenplatze gegenüber der Apsis der Domkirche zum heiligen Martin bewohnte. Seitwärts stieß das Haus an den Hintertrakt des Pálffyschen Palais, durch dessen ebenerdige Fenster wir Knaben in die gräfliche Küche und auf das, was dort getrieben wurde, hinabschauen konnten. Der rückwärtige Teil des Schreinerschen Familienhauses grenzte an das alte Münzgebäude mit einem großen Hof. Die Stirnseite desselben sowie das Pálffysche Palais sah in die „lange Gasse", in der, und zwar im Münzgebäude, die Werkstätte, zugleich Verkaufsladen des Riemergeschäftes, lag. Franz Schreiner war nebenbei Hauptmann der bürgerlichen Schützen und sah in seiner Uniform sehr stattlich aus. Er genoß in hohem Grade das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn in den Stadtrat wählten und später als „Stadtwormund" an die Spitze ihres Gemeinwesens stellten; er hat dieses Amt durch neun Jahre nacheinander verwaltet.

* Zur Geschichte von dem Ring habe ich in späterer Zeit ein Seitenstück erfahren, das mir eines Tages mein edler Gönner Graf Leo Thun erzählte. Einer Dame seiner Bekanntschaft war ein Ring entglitten, den sie sofort gesucht hatte. Es war, wie bei meiner Großmutter, alles vergebens: der Ring war und blieb verloren. Als nach vielen Jahren ein Kleid, dessen Unterteil nach damaliger Mode in breiten Querfalten hinabging, nicht mehr zu tragen war, machte sie sich daran, es aufzutrennen, und dabei fiel etwas klirrend zu Boden — es war der Ring! Er mußte dazumal in eine jener Falten gefallen und dort in sicherer Hut geblieben sein, weil die Besitzerin keine Ahnung hatte, ihn da zu suchen.

Sein älteſter Sohn, gleichfalls Franz mit Namen, war Jur.-Dr. und Profeſſor, erſt in Olmütz, dann in Grätz. Der zweite Sohn Joſeph, unſer „Onkel Pepi", war beſtimmt, das Riemergeſchäft ſeines Vaters weiterzuführen. Als Knabe war er für eine Zeit in eine ſlovakiſche Gegend gegeben worden, um die dortige Sprache, die man im Geſchäfte brauchte, zu erlernen; als er zurückkam, konnte er ſich in der erſten Zeit, zur Betrübnis der Familie, im Deutſchen kaum verſtändigen; er kam aber bald wieder ins altgewohnte Fahrwaſſer und hat für ſein ſpäteres Leben, denke ich, vom Slovakiſchen nicht viel behalten. Von ſeinen Lehrjahren hat er eines oder zwei in Wien zugebracht, wo ihm, wie ich meine Mutter ſagen hörte, die lieben Weibſen viel zu ſchaffen machten. Denn er war ein bildhübſcher Menſch mit einem Geſicht wie Milch und Blut. Nur ſein Naſenſpitzel ſtand ein klein wenig ſchief; darunter ein blonder Schnurrbart, der bei den Pragern, wenn er bei uns auf Beſuch war, großes Aufſehen erregte; denn dieſe Manneszier war damals außerhalb Ungarn eine ungewohnte Erſcheinung. „Onkel Pepi" war von Haus aus kein enragierter Riemermeiſter. In der Zeit, da wir öfter nach Preßburg kamen, ging er der Frau Jawurek, Witwe eines Likörfabrikanten, in ihrem Geſchäfte an die Hand. Es ſpann ſich dabei ein zartes Verhältnis an und die Seinen würden es gern geſehen haben, wenn aus den beiden ein Paar geworden wäre. Der Gedanke war ihm gar nicht unlieb; allein er konnte ſich doch nicht zur Ehe entſchließen. „Onkel Pepi" war unverkennbar unter dem Geſtirn der Hageſtolzen geboren.

Von einem dritten Sohne war öfter in der Familie die Rede, daß er nach Rußland gezogen ſei und dort ſein Glück verſucht habe; er war wie verſchollen. Töchter waren zwei: unſere liebe Mutter und ihre jüngere Schweſter Karoline, unſere „Tant' Lini". Sie war gleich unſerer Mutter von lebhaftem Geiſte und wußte uns auf Spaziergängen allerhand Märchen zu erzählen. Es wiederholte ſich dabei die alte Erfahrung, daß der Kindererzähler ein gutes Gedächtnis haben muß; denn bei dem geringfügigſten Zug, der unſerer Tante ein zweitesmal anders entſchlüpfte, als ſie ihn zuerſt beſchrieben hatte, wurde ſie von uns ertappt, wo ſie ſich dann heraushelfen mußte, ſo gut ſie konnte. Am meiſten feſſelte mich damals das Märchen von dem gläſernen Berg, von deſſen Inhalt ich heute kein Sterbenswörtchen mehr weiß.

Nachmittags wurden häufig Spaziergänge gemacht: zu den „Batzenhäuſeln", in die „Friedliche Hütte", in die Au jenſeits der Donau, in den Garten der Frau Jawurek. Selten wurde ein größerer Ausflug unternommen; ſo einmal zum Kirchenfeſte der hl. Roſalia. Die Kirche liegt ſchön auf einem Hügel und beſchäftigte mit dem bunten Menſchengewirre lebhaft meine junge Einbildungskraft. Das war auch bei anderen Punkten der Fall. Von der „Friedlichen Hütte" blickte ich über eine Bergwieſe hin, von der Grenze der Au in die weite Puszta hinaus, und dabei ſchweifte meine Phantaſie in die Ferne, wie weit das wohl ſo fort gehe und was da drüben ſein möge. Von der „fliegenden Brücke", auf der man damals den Strom überſetzte, ſah ich den breiten Strom hinab und ließ mir ſagen: gleich unterhalb Preßburg fange die große Inſel Schutt an, auf der ſich hundert Städte und Dörfer befänden, und dann kämen Inſel auf Inſel, ſo daß die Donau erſt bei Ofen und Peſt wieder ganz beiſammen ſei wie bei Preßburg. Von Preßburg iſt mir vorzüglich das Innere der Domkirche in Erinnerung geblieben. Es war ein ehrwürdiges Dunkel in dem altersgrauen Hallengebände, in der Apſis die große Reiterſtatue des hl. Martin, wie er ſeinen Mantel mit dem Schwerte durchſchneidet, um die

eine Hälfte dem auf der Straße zu Füßen des sprengenden Pferdes kauernden Bettler zu geben; auf die Statue fiel aus dem rückwärtigen gemalten Fenster ein orangefarbenes Licht, was auf mich einen magischen Eindruck übte. Auch das große viertürmige Schloß, das bis nach Wien hin sichtbare Wahrzeichen von Preßburg, gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Es war früher Kaserne gewesen, und man erzählt sich, die Soldaten hätten es angezündet, weil ihnen das Hinaufschaffen des Wassers zuwider war. Zu meiner Zeit war es wegen Ausbesserung mit Gerüsten umgeben, was meine Einbildungskraft so lebhaft in Anspruch nahm, daß, als wir nach Prag zurückkamen, Papier und Schere herhalten mußten; da wurde das Schloß „ausgeschnitten", herum Gerüste und Leitern, auf denen die Arbeiter auf und ab stiegen — ein Kunstwerk, das von Basen und Vettern angestaunt wurde.

Bei unserem letzten Aufenthalte in Preßburg — ich stand im siebenten, mein Bruder im sechsten Lebensjahre — hatten wir einen Lehrer namens Plank, um einzuüben und fortzusetzen, was wir von Prag her bereits kannten. Er war Protestant und hatte ein blatternarbiges Gesicht, was uns Knaben auffiel. Wir kamen mit ihm ganz gut aus, und noch besser mit zwei Brüdern Emerich und Ludwig, unseren etwas älteren Gespielen. Auch mit einem Schneiderlehrling machten wir Bekanntschaft. Die Werkstatt seines Meisters lag rückwärts von unserer Wohnung, in der gleichen Flucht, aber schon im anstoßenden Münzgebäude. Er malte uns in freien Stunden — und deren schien er viele zu haben, denn wir trafen die Werkstatt fast immer leer — Bogen mit Theaterfiguren aus, die wir dann auf Papier klebten und ausschnitten.

Ein Ereignis machte zu jener Zeit in Preßburg großes Aufsehen, selbst auf mich, als ich die Großen sagen hörte: „Jetzt läuten sie das Zügenglöckel, also wird es aus mit ihm!" Es war ein Magistratsrat Johann Karger, der das Kammerkätzchen eines adeligen Hauses in irgend einer Weise gereizt hatte, so daß es ihm Rache schwur. Da paßten drei junge Herren, von jener bösen Person angestiftet, ihm auf der Stiege zu seiner Wohnung auf und schlugen in so unsinniger Weise auf ihn los, daß er halb tot vom Platze getragen wurde und am zweiten oder dritten Tage darauf starb. Die Mutter des einen der Totschläger, eine Gräfin Pálffy, so erzählte man sich in der Stadt, sei sogleich nach Wien gefahren, um durch ihre Verwendung bei Hofe die garstige Geschichte niederschlagen zu machen; das sei, fügte man bei, binnen weniger Jahre schon der dritte Fall, wo übermütige adelige Herren einem Bürgerlichen das Lebenslicht ausgeblasen hätten.

Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Der künftige Bücherwurm und einer, der, mit Lichtenberg zu reden, „nicht Tinte halten kann", meldeten sich bald, nachdem ich das Buchstabieren und dann das Lesen und Schreiben erlernt hatte. Auf dem Boden liegend, blätterte ich in gedruckten Sachen, die ich nicht verstand, aber die Äußerlichkeiten hatte ich bald weg: den Titel mit größeren Buchstaben, die Anmerkungen a) b) c) zu unterst auf der Seite; den Druckort, die „zweite", „dritte" Auflage, bei Theaterstücken den „Ersten Aufzug, ersten Auftritt" ꝛc. Ich verfiel auf Theaterstücke, d. h. zuerst auf ihre Titel, deren bald ein halbes Dutzend beisammen war. Ich habe nur eines in der Erinnerung: „Das Haus ohne Tor", und nur eine Szene, wo ein Soldat ins Zimmer tritt und die Offiziere sich vor ihm verstecken, wofür ich von der Schubert-Marie, die einen k. k. Oberleutnant als „Zukünftigen" hatte, tüchtig ausgelacht wurde. Als wir in Preßburg waren, fielen mir einige Bilder in die Hände: Kaiser Karl IV.,

das Wratislaw-Denkmal in der Prager St. Thomas-Kirche und ein drittes. Ich schnitt mir drei Papiere gleicher Größe zurecht, schrieb darauf die Texte zu jedem — weiß der Himmel, was ich da zusammenstoppelte —, dazu einen Titel, der mir nicht mehr erinnerlich ist, wohl aber der Beisatz „1. Heft, erste Auflage", und nähte das ganze in einen blau gezierten Umschlag. Was gäbe ich darum, wenn ich das Heft vor mir hätte! Dazu ein anderes, das ich im Sommer im Prager Seminargarten komponierte: „Erzählungen zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend" — ich zählte damals sieben Jahre, und Professor Franz Fischer, der Kollege und intime Freund meines Vaters, der meine frühe Entwicklung aufmerksam verfolgte, wollte sich darüber krank lachen.

3.

Wschetat = Všetaty.

Unsere liebe Mutter hatte bald nach der Geburt meines Brüderchens zu kränkeln angefangen. Es war ein Lungenleiden, das gegen Ende der Zwanzigerjahre einen bedenklichen Charakter anzunehmen begann. So wurden denn die etwas anstrengenden Reisen nach Preßburg aufgegeben und das nahe Wschetat zum Sommeraufenthalt gewählt. Es liegt mitten im Herzen des böhmischen Sprachgebietes, was für uns Kinder, die wir deutsch erzogen waren und das Böhmische erst lernen sollten, ein Novum war. Als unsere Mutter das erstemal mit unserem Schwesterchen Marie dahin kam — wir Knaben blieben wegen der Schulen noch einige Zeit in Prag — kam die Kleine voll Verwunderung ins Zimmer: „Liebe Mutter, draußen ist so ein kleines Mädchen und spricht schon böhmisch!"

Wschetat, wie soll ich dich beschreiben?! »Ille terrarum praeter omnes mihi angulus ridet!« So oft mir in späteren Jahren der Anfang von Matthisons Gedicht „Der Wunsch" ins Gedächtnis kam:

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein sel'ger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umwebten —

so war es immer der Name Wschetat und was daran sich knüpfte, was mir vor das geistige Auge trat. War es doch hier, wo ich zuerst kennen und mich daran erfreuen lernte, was das gottgeschaffene Land im Gegensatz zu der menschengebauten Stadt ist.

Wschetat mit den umliegenden Dörfern war ursprünglich nach Elbe-Kostelez eingepfarrt und war etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine selbständige Seelsorgestation niederster Ordnung, eine Pfarrlokalie geworden, zu der eine Filialkirche zu Allerheiligen und Filialschule im Dorfe Kozel gehörte. In den Vierzigerjahren ist die Lokalie zur Pfarre erhoben worden und hat jetzt, so viel ich weiß, bei der gesteigerten Seelenzahl in sechs bis acht Dörfern neben dem Pfarrer einen Kooperator oder Kaplan.

Lokalist, Lokalkaplan, war in meiner Knabenzeit P. Franz de Paula Macan, Bruder des böhmischen Schriftstellers P. Jakob Raphael Macan, Pfarrers in Slabec, gräflich Nostitzschen Patronats. Franz Macan war früher Kaplan in Mnischek beim Dechant Cybelius gewesen, wo ihn unsere Eltern kennen gelernt hatten. Er stand zu unserem Vater, der ihm zu seiner Bestallung in Wschetat verholfen haben mochte, in einem Dankbarkeits- und Respektverhältnisse. Er war die personifizierte Häßlichkeit, besaß aber Geist und Witz und war ein aufrichtig frommer und kirchlicher Mann. Aus Mnischek war ihm die Nichte des

Dechants Cybelius, der inzwischen verstorben sein mochte, nach Wschetat gefolgt. Fräulein Fanny Faulhaber war eine treffliche Haushälterin, ausgezeichnete Köchin und dabei eine aufgeweckte Unterhalterin. Wenn sie sich vormittags in der Küche abgeplagt und, wenn Gäste im Hause waren, diesen ein schmackhaftes Mahl aufgetischt hatte, konnte sie nach dem Speisen in der Gesellschaft erscheinen, sich ans Klavier setzen und ein paar Liedeln vorsingen oder lustige Begebnisse erzählen. Denn sie war stets munterer Laune, wie um dem Namen ihrer Geburtsstadt Laun Ehre zu machen.

Wenn ich von freundlicher Bewirtung, von Besuchen spreche, so wird man fragen, wie ein Lokalist mit seinem mageren Gehalt aus dem Religionsfonds und dem bescheidenen Küchengarten seines ebenerdigen Lokaliehauses dazu kam, den gastfreundlichen Wirt zu spielen? Doch einerseits waren die Lebensmittelpreise und anderseits die Ansprüche und Anforderungen, die man ans Leben und Lebenlassen stellte, gegen die heutigen von einer fabelhaften Bescheidenheit. Und zweitens hatte der gute Macan, außer etwa dem Rindfleisch, fast nichts zu kaufen, da ihm die Pfarrlinge, überglücklich seinen eigenen Seelsorger zu besitzen, von allem, was sie erübrigen konnten, und namentlich vor den Festtagen, oder wenn sie wußten, daß Gäste im geistlichen Hause seien oder erwartet würden, das beste Stück unentgeltlich ins Haus brachten.

Freude an der Natur — hat man sie als Kind? Freude wohl, aber unbewußte; Verständnis für ihre Schönheiten und Fähigkeit ihres Genusses erwirbt man erst in reiferen Jahren. So auch bei mir; Freude an der Natur hatte ich als Knabe im Gefühl, aber ohne Reflexion. Und wie einfach, wie ungekünstelt war diese Freude, richtiger im Pluralis waren diese Freuden! Da war eins der ersten: auf der blumenreichen Wiese vor dem Dorfe sich herumtummeln und Schmetterlingen nachjagen: dem großen und dem kleinen Fuchs, dem Zitronenfalter, dem Cäsar oder C-Vogel, der schönen Frau, dem Trauermantel, dem Schwalbenschwanz, dem Pfauenauge; viel hatte ich vom „Admiral" gehört, den ich aber erst später in Marienbad, wo die Eltern in der Kur waren, leibhaftig zu Gesicht bekam. Dann war eine andere, minder poetische Freude! Der Slovak Čaptović behauptete von den Magyaren, die einzige Erfindung, deren sie sich rühmen könnten, sei, die trockenen Kuhfladen als Brennstoff zu benützen. Ohne von dieser geschichtlichen Tatsache etwas zu wissen, verstanden es die Wschetater Bauernjungen ganz wohl und ich und mein Bruder gingen bei ihnen in die Lehre: wir gruben auf benachbarten Feldern Erdäpfeln aus und buken sie. Niemals in meinem späteren Leben habe ich die feinsten Leckerbissen mit größerem Appetit verzehrt als jene Kartoffeln, bereitet von uns selbst auf dem primitivsten Herde und serviert auf dem primitivsten Teller, der flachen Hand, nachdem wir die Frucht aus der Glut genommen und blasend, um uns die Haut nicht zu verbrennen, aus einer Hand in die andere hin und her geworfen hatten. Manchmal wurde auf den Cecemin gegangen, die Anhöhe, an deren Lehne die Kirche und die Lokalie von Wschetat gelegen sind: sie war mit Bäumen und niedrigem Gehölz bewachsen und hatte beerenreiche Sträucher, mit deren Früchten wir uns erlabten. Eines Abends vor St. Johannes führte uns Fräulein Fanny mit einigen Jungen des Dorfes den Hang hinauf, in die Nähe des hölzernen Glockenturms; da wurde Reisig und dürres Astwerk zusammengetragen und angezündet, bis es lichterloh brannte, und dann von uns Jungen darüber gesprungen — das war unsere Sonnwendfeier! Auch gab es militärische Übungen auf der gegen Kozel gelegenen Hutweide, die Jungen mit Lanzen,

vulgo Stangen, bewaffnet; an Sonntagen wurde aufmarschiert und ein glänzendes Manövrieren aufgeführt. Ich war selbstverständlich der Feldherr.

In der Wschetater Kollatur waren mehrere Studenten für den geistlichen Stand bestimmt: in Wschetat selbst ein Pokorny, ein Nowak, Johann und Joseph Fabian, in Kozel ein Slavíček, ein Anton Slavíček, sein jüngerer Bruder Joseph sollte sich weltlichen Studien zuwenden. Der alte Slavíček war ein wohlbestallter Bauer; er hatte in seinem Garten einen Baum mit Sommeräpfeln, die wir Knaben uns trefflich schmecken ließen. Von den Studierenden waren die meisten nur um ein bis drei Jahre älter als Emmi und ich und darum unsere Spiel- und auch Lerngenossen; im Treiben auf der Wiese fanden die ersten Übungen in der Lateinsprache statt: »Habene papilionem?« »Habeo!« Pepi Fabian war gleich mir ein Bücherwurm und legte jeden Groschen, den er erhielt, für Bücher an.

Um einige Jahre älter, gesetzter und darum angesehener als wir anderen war Johann Fabian, hoch im Gymnasium und dann „Philosoph", während wir erst mit dem alauda, ae und amo, are zu tun hatten. Er war warmer Patriot und Kenner der heimischen Geschichte, die ihm nicht bloß Sache des Gedächtnisses, sondern zugleich Sache des Herzens und seiner religiösen Überzeugung war. Als einst in seiner Gegenwart die Rede auf das Königreich Sachsen kam, sagte er: „Sachsen ist für uns ein doppelt verlorenes Schlachtfeld, politisch durch den Verlust der beiden Lausitz, kirchlich durch den Abfall zum Luthertum." Eines Tages ging ich mit Johann Fabian über die Wiese vor dem Dorfe, von der man die schöne Rundung des Řip und die zwei Spitzen des Bösig, Bezděz sieht. Ich erzählte ihm von meinen Schmetterlingen und von Blumen und wie sehr ich die Naturgeschichte liebe, und er sagte: „Es gibt etwas Höheres als die Naturgeschichte, das ist die Geschichte der Menschen, die Geschichte des Landes und Volkes, dem wir angehören!" Dabei wies er auf den Bösig hin, wo der junge Wenzel, das Söhnlein des gewaltigen Ottokar, samt seiner Mutter Kunigunde gefangengehalten worden, während der böse Otto von Brandenburg das böhmische Land und Volk drangsalierte. Johann Fabian hat dadurch in mir den Sinn für Geschichte geweckt.

Aber damals war ich kein Kind mehr, ich und mein jüngerer Bruder waren schon kleine Studenten in der „Parva" und „Prinzip", mit denen Johann Fabian auf Wunsch unserer Eltern in ein und der andern Vormittagsstunde „korrepetierte", was in der Schule zu lernen war.

Morgengang.

Einsam im Morgengang
Schreit' ich den Pfad entlang,
Über die Matten streicht
Taufrisches Wehen;
Ruh'los die lange Nacht
Hab' ich mich müdgewacht,
Wie nun die Sorgen leicht
Alle vergehen!

Fällt dich der Kummer an,
Laß erst den Morgen nah'n,
Gib nicht die Seele preis
Ängstlichem Spüren!
All, was die Nacht geschaut,
Werde dem Tag vertraut,
Sonniges Leuchten weiß
Siegend zu führen!

Abendraſt.

Vom Dreiſtamm hebt die Lärche
Ihr fiedriges Geäſt.
Kaum daß die breite Neige
Im Netze der Gezweige
Den Sonnenflimmer läßt.

Ich ſchließe meine Augen,
Mir wird ſo hell und licht;
Ich mein', das Niegeſchaute,
Die Welt, wie ſie ſich baute,
Enthüllt mir ihr Geſicht.

Verſunken ſind die Gipfel;
Wo rauſcht die Flut der Zeit?
Es ſchwirrt durch's Erdgehege
Der Fall der Meißelſchläge
Vom Dom der Ewigkeit!

Friedrich Beck.

Zu Gentzens politiſchen Wandlungen.

Ungedruckte Briefe.

Mitgeteilt von Auguſt Fournier.

(Schluß.)

15.

Wien, den 24ten May 1816.

Ich mache Ihnen hier, mein Theuerſter, durch die ſichere Hand unſeres Freundes Wallmoden eine Mittheilung, für welche Sie mir in jedem Falle Dank wiſſen werden. Es iſt der Entwurf des Patents, durch welches die große Reform im Münzweſen dem Publicum angekündigt werden wird. Dieſes Patent wird nicht eher als den 4ten Juny erſcheinen. Da nun W. ſpäteſtens an dieſem Tage in Frankfurt einzutreffen denkt, ſo hoffe ich, daß dieſe Pièce immer 3 oder 4 Tage früher als Sie ſie auf den öffentlichen Wegen erhalten könnten, in Ihren Händen ſeyn wird. Schlägt meine Rechnung fehl, ſo werden Sie wenigſtens meinem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren laßen. Hätte ich eine andre, eben ſo ſichre, und zugleich ſchnellere Gelegenheit (denn W. geht leider über Prag und hält ſich dort zwey Tage auf), ſo würde ich ſie mit Freuden ergreifen.

Es fehlt zu dieſem Patent noch der feyerliche Eingang, den ich nicht bey der Hand habe, und an welchem Ihnen weniger gelegen ſeyn wird.* Zu gleicher Zeit mit demſelben erſcheint: 1) Das Patent, welches die Organiſation der Bank betrifft; 2) das, welches das Verbot in anderer Valuta als Wiener Papier zu contrahiren, aufhebt; 3) das, welches die Steuern beſtimmt, die künftig in Banknoten oder Conventionsmünze entrichtet werden müſſen; 4) ein abgeändertes Börſen-Reglement. Später wird eins nachgetragen, worin alles, was auf das Kupfergeld Bezug hat, angeordnet werden ſoll.

* Gentz hatte dieſen Eingang verfaßt und das Patent ins Franzöſiſche überſetzt. S. „Tagebücher", II., 28 u. 31.

Wegen der verzinslichen Staats-Schuld ist noch kein fester Entschluß gefaßt. So viel ich weiß, wird man dieserhalb erst mit den Frankfurter und Amsterdamer Häusern, welche das Geschäft in Rücksicht auf das Ausland hauptsächlich geführt haben, in gewisse Unterhandlungen treten. Sobald diese beendigt sind, soll ein Amortisations-Fonds für die ganze verzinsliche Staatsschuld gestiftet werden.

Von welcher Seite ich die Sache auch betrachten mag, mir scheint noch nie etwas Gründlicheres und Besseres in der Oesterreichischen Finanz-Verwaltung erfunden worden zu seyn. Das Papiergeld hat ausgedient. Das Zeitalter war noch nicht reif für ein so künstliches Werkzeug; und der Mißbrauch, den plumpe Hände davon gemacht hatten, mußte es nothwendig depopularisiren.* Bey uns war nun vollends keine andre Radical-Cur möglich, als die von der gänzlichen Auflösung des Papiergeldes ausging. Die Bedingungen, unter welchen diese Auflösung erfolgt, sind für die Inhaber des Papieres gewiß nicht drückend. Der Curs steht noch heute auf 340, und wäre auf 400, wenn nicht die bloßen Gerüchte von dem, was bevorsteht, ihn schon so weit herunter getrieben hätten. Nach dem neuen System war das Papier zu $42^{6}/_{7}$ für hundert, d. h. nach dem Curs von $233^{1}/_{3}$ gelöset. Von jenen $42^{6}/_{7}$ werden freylich nur $28^{4}/_{7}$ in Banknoten oder baarem Gelde, und $14^{2}/_{7}$ in einer Obligation gezahlt. (Die Obligation repräsentirt eigentlich $71^{3}/_{7}$ p. C. Da sie jedoch nur 1 p. C. Zinsen trägt, so kann sie à 5 p. C. nur zum fünften Theile, i. e. $14^{3}/_{7}$ gerechnet werden.) Die $28^{4}/_{7}$ in baarem Gelde sind aber gerade so viel, als man zum Curs von 350 auf der Börse erhalten würde, und die ganze Obligation, wenn sie auch, wie denn wohl zu vermuthen ist, nur zu $^{3}/_{4}$ oder der Hälfte ihres Werthes verkauft werden könnte, mit dem jetzigen Marktpreise des Papiers verglichen, reiner Ueberschuß. Hiezu kömmt, daß die wohlhabenden Classen ihr Papiergeld als Einlage zu den Bank-Actien sehr vortheilhaft verwenden können; denn mit 2000 Fl. Papier acquiriren sie eine Actie, die mit $2^{1}/_{2}$ p. C. in Münze verzinset wird, der künftigen Dividende nicht zu gedenken. Durch diese Actien werden 100 Millionen Scheine, und durch die Einlösung 500 Millionen, aus dem Umlauf gezogen. Nach diesem letzteren Datum (welches aber NB. nicht öffentlich bekannt gemacht wird) können Sie leicht selbst berechnen, welche Summe von Banknoten und welche an Obligationen à 1 p. C. ausgegeben werden muß. Für die Banknoten wird Ein volles Drittheil Conv. Geld zur Realisirung niedergelegt — gewiß eine stärkere Proportion als noch je bey den solidesten und berühmtesten Zettel-Banken Statt gefunden hat; — und in den ersten Perioden der Operation werden gar nicht mehr Banknoten ausgegeben, als jeden Augenblick realisirt werden können.

Auf welche Weise für die Sicherheit und Unabhängigkeit der Bank gesorgt ist, werden Sie zum Theil schon aus dem Haupt-Patent ersehen. Noch andere Aufschlüsse darüber wird Ihnen das Patent, wegen Einrichtung der Bank, geben. Die Abfassung des Reglements, die Wahl des Gouverneurs, der Directoren, der Beamten, alles ist den Actionärs überlassen. Wann die Geschäfte einmal im Gange sind, wird die Regierung bloß einen Commissär bey der Direktion anstellen, der aber nicht einmal ein votum

* In einem Briefe an Adam Müller vom 1. Juni 1816 heißt es: „Meine Theorie des Papiergeldes ist unverändert geblieben und wird nunmehr im wesentlichen verändert. Das Zeitalter ist noch nicht reif für ein solches Kunstwerk, und die Sache ist fast in allen Ländern zu schlecht angefangen worden, als daß sie hätte gedeihen können."

deliberativum hat, und einzig darauf wachen soll, daß die Bank nicht von ihren eigenen Statuten abweiche. Sie steht in ihren Verhältnissen gegen das Publicum unter dem gewöhnlichen Richter; sie muß alle 6 Monat öffentliche Rechnung ablegen; die ihr einmal von der Regierung übergebenen baaren Fonds sind ihr volles Eigenthum; ja, die Regierung begiebt sich sogar des Rechtes, für die in ihren Cassen einlaufenden Banknoten von der Bank die Auswechselung zu verlangen.

Legen Sie die Hand aufs Herz, und gestehen Sie, ob Sie je geglaubt hätten, daß ein solcher Plan die Zustimmung des Kayfers erhalten würde? Ein Plan, wodurch Er 50 Millionen* baaren Geldes der freyen Disposition einer von ihm unabhängigen Behörde überliefert — wodurch Er diese unabhängige Behörde zum Mittelpunkt und Haupt-Ressort des ganzen Geld-Umlaufs der Monarchie erhebt — wodurch Er eigentlich aller Gewalt über einen der wichtigsten Zweige der Staats-Administration über das gesammte Geldwesen entsagt — wodurch Er nicht nur feyerlich angelobt, nie wieder Papiergeld zu creiren, sondern sich auch in die Unmöglichkeit versetzt, es, ohne die heftigsten Erschütterungen, je wieder zu versuchen — ein Plan, dessen administrative, dessen politi che ja, es ist nicht zu viel gesagt, dessen constitutionelle Bedeutsamkeit einem Auge, wie das Ihrige, nicht entgehen wird, wenn Sie auch an seiner finanziellen Structur noch vieles zu tadeln finden sollten.

Sie können sich vorstellen, wie begierig ich auf Ihr Urtheil bin. Schreiben Sie mir nicht eher über diesen Gegenstand (es müßte sich denn eine ganz sichere Gelegenheit darbieten) als bis Sie die Patente erhalten haben werden, damit nicht vermuthet werden könne, daß ich Sie früher davon unterrichtet hatte.

Ich habe vor einer Stunde Ihr Schreiben vom 17. d. nebst der merkwürdigen Schrift von Wangenheim erhalten, wofür ich Ihnen, so wie für das frühere vom 11. bestens danke. Die letzte Schrift von Pradt hat mir Stadion zwar gestern geliehen, ich habe sie aber noch nicht gelesen. Ich bin, wie Sie wissen, kein großer Bewunderer dieses Autors, doch sein Buch über Spanien** hat mir unendliches Vergnügen gewährt. Dies Buch, und die Memoiren von Azanza und O'Faril sind die ersten Beyträge zur wahren Geschichte dieser Begebenheit; alles vorher erschienene gehört ins Reich der Fabeln. Leben Sie wohl!

Gentz.

16.

Wien, den 16ten Oktober 1816.

Ich danke Ihnen fürs erste recht herzlich, mein hochgeschätzter und theurer Freund, daß Sie durch Ihren freundschaftlichen Brief, mit welchem Sie mir den Fiévée*** geschickt haben, das lange Stillschweigen brachen. Die Lectüre dieses Buches war, wie Sie wohl denken können, äußerst anziehend für mich; auch vollendete ich sie uno actu. Ein Paar Tage nachher erhielten wir es erst directe aus Paris, und zugleich den Chateaubriand†,

* Genauer waren es 47·62 Millionen, die der Staat an Metallgeld der Bank zur Verfügung stellte. S. Beer, „Die Finanzen Österreichs im XIX. Jahrhundert", S. 96.

** De Pradt, »Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne«, 1816, wurden in demselben Jahr ins Deutsche übersetzt.

*** »Histoire de la Session«, vom Standpunkte des ultraroyalistischen Verfassers.

† »De la monarchie selon la charte«, eine Schrift, die dem Verfasser die Ungnade Ludwigs XVIII. eintrug.

der, obgleich schlechter als Fiévée, doch durch seine mehr concentrirte Verwegenheit und Unverschämtheit diesen noch verdunkelt. So große Freude mir auch die Ordonnance vom 5ten September und die darauf folgenden Schritte gemacht haben, so suspendire ich doch mein Urtheil über den Erfolg der Maßregel, bis wir wissen werden, wie die Wahlen ausgefallen sind. Bis jetzt bieten sie mir noch keine große Ursach zur Zufriedenheit dar, und die Lage der Minister ist immer noch kritisch.*

Allein ich kann bey diesem Gegenstande heute nicht verweilen. Ein andrer, der uns näher liegt, ruft mich davon ab. Ich hatte längst den Vorsatz, mich darüber gegen Sie freymüthig zu erklären; ich gestehe Ihnen aber, daß es mir schwer wurde, und noch ist, diese fatale Discussion zu eröffnen. Wenn Sie mich nicht für einen Erzheuchler halten, so müssen Sie längst wissen, wie sehr ich Sie achte, ehre, und liebe, und welchen Werth ich auf Ihr Urtheil, so wie auf alle Ihre rühmlichen Eigenschaften lege. Es kränkt mich daher in der innersten Seele, daß ich mich in einer Sache von großer Wichtigkeit, und wo ich mir eine solche Discrepanz zwischen uns nie hätte träumen lassen, gerade auf einem dem Ihrigen diametral entgegengesetzten Wege finden muß. Da ich alles, was Sie über unser heutiges Finanz-Problem an Stadion und Metternich geschrieben, gelesen und nicht etwa nur flüchtig gelesen, sondern aufs genaueste studirt, zergliedert, anhaltend durchdacht habe, so darf ich mir anmaßen, ihre heutigen Ansichten genau zu kennen. Die meinigen sind das Resultat sechsmonatlicher rastloser Studien und Arbeiten. Tag und Nacht habe ich mich während dieser Zeit mit diesen Fragen ausschließend beschäftigt, fast alles, was darüber geschrieben ist, noch einmal gelesen, meinen Geist so angestrengt, wie vielleicht nie über irgend eine andre Materie. An praktischen Hülfsmitteln fehlte es mir ebenfalls nicht. Alle Data lagen vollständig vor mir; in alle Geheimnisse war ich eingeweiht. Daß meine Meynungen folglich nicht leichtsinnig gebildet wurden, und einige Aufmerksamkeit verdienen, das werden Sie, gerechter und aufgeklärter Mann, schwerlich bestreiten.

Aus verschiedenen, obgleich nur halblauten Aeußerungen in Ihren kurzen und sparsamen Briefen zog ich längst den Schluß, daß Sie mich im Verdacht haben, das System des Gr. St(adion) gewissermaßen auf Treu und Glauben angenommen zu haben. Ueber diesen Verdacht muß ich mich vor allen Dingen rechtfertigen. Ich bin in keinem Augenblick ein blinder Anhänger dieses Systems gewesen; ich habe die schwachen Seiten desselben alle gekannt, auch da, wo es nützlich sein konnte, sie aufzudecken, wahrlich nicht darüber geschwiegen; und wenn Sie einst auch nur den wesentlichsten Theil der voluminösen Aktenstücke, die in der letzten Zeit aus meiner Feder geflossen sind, sehen werden,

* Mit der königlichen Verordnung vom 5. September 1816 erfolgte, zum großen Verdruß der Ultraroyalisten, die Auflösung der „unauffindbaren Kammer" und die Erklärung, daß kein Artikel der konstitutionellen Verfassung Frankreichs revidiert werden würde. Bezeichnend ist, daß Gentz am nächsten Tage einen Brief an Adam Müller schreibt und die politischen Vorgänge in Frankreich gar nicht erwähnt. Erst als Müller selbst von den Schriften Fiévées und Chateaubriands großes Aufhebens gemacht hatte, erhält er einen Brief vom 1. Dezember, worin Gentz sich seiner Ansicht aufs entschiedenste widersetzt und ihn auf einige kleine Aufsätze Guizots als „die Substanz seiner heutigen Meinung über innere Politik" verweist. Diese Aufsätze waren einer Übersetzung der damals erschienenen Schrift Ancillons „Über die Verfassung" als Anhang beigedruckt. („Briefwechsel zwischen F. Gentz und A. H. Müller", S. 228.) Ein mit Gentzens Strichen und Anmerkungen versehenes Exemplar dieser Broschüre befindet sich auf der Wiener Hofbibliothek.

so wird sich zeigen, ob Sie mir Leichtgläubigkeit, Verblendung oder Condeszendenz vorwerfen können. Die Frage ist aber gar nicht, ob das Gute in diesem System die Mängel überwog, oder umgekehrt. Weder die gute noch die schwache Seite desselben hat ja erprobt werden können. Das System ist nicht durch seine eignen Gebrechen, nein, durch keins von denen, die es unstreitig hatte, und die mir sehr wohl bekannt waren, gestürzt worden; sein Mißlingen war einzig die Folge einer unerhört schlechten Ausführung, zu welcher sich sofort eine überaus böse Stimmung des Publicums gesellte. Auch auf diese Hindernisse, auf diese Conspiration zwischen Ungeschicklichkeit von einer Seite, blindem Mißtrauen und bösem Willen von der andern, war ich vorbereitet, obgleich — bey all meiner Kenntniß des Terrains — nicht in dem Grade, in welchem sie eingetreten ist, doch immer genug, um zu warnen und zu zittern. Daß man mir über diesen Punkt nicht hinreichend glauben wollte, hat man zu spät, aber bitter bereut.

Das Verdienst oder Unverdienst des Systems ist mithin eine von dem Schicksale desselben ganz unabhängige Frage; denn, wie gesagt, diese Schicksale wurden durch Umstände herbeigeführt, die mit der Sache selbst in keinem nothwendigen Zusammenhange standen, und die jedes System, auch das größte finanzielle Meisterstück, gestürzt hätten. Das Raisonnement über das System hat also heute nur noch ein wissenschaftliches Interesse; und was ich davon sage, keinen andern Zweck, als um Ihnen zu erklären, warum ich dem Grundsatz desselben gehuldigt habe, und immer huldigen werde.

Der Grundsatz war der der successiven und freywilligen Tilgung des Papiers. Jedes auf diesem Grundsatz gebaute System, wie es auch combinirt seyn mag, hat seine Schwierigkeiten. Es liegt sogar in der Idee einer successiven Tilgung ein sich selbst hemmendes Element, indem durch den Fortgang der Operation das Papier immer besser, die Auflösung immer lästiger und die letzte Periode sehr kostbar werden muß. Das alles habe ich oft und reiflich erwogen. Ich weiß aber auch, ob ich es gleich hier nicht ausführen kann, daß bey tieferm Eindringen in das Problem sich die ganze Gestalt der Sache ändert. Gewiß ist einmal, daß das System vom 1ten Juny eins der sinnreichsten und besten dieser Gattung war. Große Autoritäten, wovon ich Ihnen hier nur Lafitte* und John Parish** anführen will, waren derselben Meynung. Der letztere (unstreitig einer der ersten merkantilischen Köpfe unserer Zeit) kam sogar mit einer überspannten Billigung dieses Systems nach Wien, und ich war es, der seine Ideen darüber etwas herabstimmen mußte. Die eigentlichen Gebrechen des Planes lagen nicht eben am Tage; und aus allem, was Sie, mein theuerster Freund, dagegen gesagt und geschrieben haben, sehe ich bis zur Evidenz, daß sie unter anderen auch Ihnen entgangen waren. Denn in allen Ihren heftigen Kritiken finde ich gerade kein Wort von den wahren Gebrechen des Systems; was Sie ihm zur Last legen, darum wäre es wahrhaftig nicht zu Grunde gegangen.

Doch, was auch der Werth des ganzen Planes vom 1. Juny sein mogte, ich bekenne Ihnen, daß ich einen viel schwächern noch mit Freude ergriffen haben würde, wie ein

* Jacques Lafitte, der Pariser Bankier und spätere Minister unter dem Juli-Königtum, machte durch seine Rede gegen Papiergeld und Zwangsanlehen im Jahre 1816 in der „unauffindbaren Kammer" Aufsehen.

** John Parish, angesehener Hamburger Kaufmann, der sich damals in Böhmen ansässig machte. Über seine Unterredungen mit Gentz siehe dessen „Tagebücher", II., 46 ff.

Brett im Schiffbruch, um nur der schrecklichsten aller denkbaren Maßregeln, jener gezwungenen Consolidirung zu entgehen, die, zu meiner innigsten Betrübniß, an Ihnen einen Lobredner finden mußte. Die Gränze meiner Zeit und eines Briefes gestatten mir nicht, meine Gründe gegen dieses System auseinander zu setzen. Sollte Ihnen daran gelegen seyn, sie kennen zu lernen, so bin ich bereit, Ihnen Genüge zu leisten; sie sind mir endlich so geläufig geworden, ich habe sie in der letzten Zeit so oft, und in so wichtigen und kritischen Augenblicken, entwickeln müssen, ich glaube diesen Gegenstand so vollständig ergründet zu haben, daß ich mich nicht scheuen würde, mit jedem Sachverständigen in Europa darüber in die Schranken zu treten.* Es ist mir ein Räthsel, ein unbegreifliches Räthsel, wie Sie in dies durchaus unpraktische, in dies mehr als phantastische, in dies heillose System verfallen konnten. Daß es seit dem armseligen Sismondi** alle schlechten Köpfe in der Monarchie vertheidigten, daß man darüber mit A., B., C. . . . bis X., Y., Z. Lanzen brechen mußte, das konnte mich weiter nicht befremden. Aber auf diesem abgenutzten, abgedroschenen Pfade einen Mann von Ihrer Superiorität anzutreffen — darauf war ich nicht gefaßt. Hätten Sie uns nur etwas Neues dargeboten — wäre es noch so paradox, noch so excentrisch gewesen — ich würde Ihren originellen Geist doch darin erkannt, ich würde es mit Achtung und Wohlwollen betrachtet haben, auch wenn es mir ganz irrig geschienen hätte. Aber: de vous voir marcher sur les brisées des autres, et de quels autres! das kömmt mir wie ein böser Traum vor. Durch welches Mißgeschick mußten Sie mit einer Menge Menschen, die ich hier nicht nennen darf, die Ihnen aber unmöglich unbekannt seyn können, und über welche ich Ihr Urtheil kenne, so genau zusammentreffen, daß auch nicht Einer Ihrer Vorschläge von denen, womit diese wackren Männer uns seit Jahren heimsuchten, abweicht, daß ich — horresco referens — mein Gutachten über Ihre Memoires, über Ihr projet de loi ꝛc. in die wenigen Worte concentriren könnte: Vide meine Erklärung über die Projecte des Herrn A., des Herrn B., C., D. ꝛc.? Ich sage es Ihnen frey heraus, und Sie sind zu edel und zu gut, um mir darüber gram zu werden: dies war es eigentlich, was mich in der ganzen Sache am meisten gekränkt hat.

Es war übrigens nur in der Entfernung, worin Sie sich befinden, möglich, daß so etwas Ihnen widerfahren konnte. Wären Sie hier gewesen, mein Blut und Leben verwette ich darauf, Sie hätten ganz anders gedacht und ganz anders gestimmt. Nach zwey tüchtigen Unterredungen mit mir, wäre Ihr Plan ins Feuer gewandert. So lange ich nicht glaube, daß die Ströme rückwärts fließen können, werde ich von dieser Ueberzeugung nicht weichen.

Unterdessen ist die Monarchie aus der größten Gefahr, in der sie sich vielleicht je befunden hat, gerettet. Ich wünsche auch Ihnen Glück dazu. Denn wäre das System, für welches Sie sich erklärt hatten, durchgegangen — die bitterste Reue würde Sie in weniger als vier Wochen ergriffen und vielleicht durch ihr Leben verfolgt haben. Wir waren wirklich eine Zeitlang davon bedroht; und nur durch eine sonderbare Fügung von

* Gentz hat später in einem Artikel „Über eine plötzliche Tilgung des österreichischen Papiergeldes" in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom Dezember 1816 seine Kritik der gewaltsamen Entwertung niedergelegt.

** Simonde de Sismondi, der Genfer Volkswirt, hatte 1810 in Weimar eine französische Schrift „Über das österreichische Papiergeld und die Mittel zu seiner Beseitigung" veröffentlicht.

Umſtänden, wobey aufs thätigſte mitgewirkt zu haben, ich mir zu keinem geringen Verdienſt anrechne, ſind wir dem Ruin, der uns erwartete, entgangen. Es bleibt nun bei der ſucceſſiven Tilgung. Für die Operationen, die man ergreifen wird, bin ich eben ſo wenig, als für die dabey etwa bevorſtehenden neuen Fehler, verantwortlich. Für das Prinzip allein habe ich gekämpft, und dies hat geſiegt. Alles Uebrige mögen die beſorgen und verantworten, die dazu berufen ſind. Es iſt freylich viel einfacher und leichter, 600 Millionen durch einen Machtſpruch zu vertilgen, oder, wie Sie es nennen, zu conſolidiren — die Paar Millionen Menſchen, die dabey etwa verhungern, nicht gerechnet — als eine Reihe von Finanz-Maßregeln, ſo wie ſie das graduelle Tilgungs-Syſtem erfordert, mühſam zu durchlaufen; und man wird uns noch oft genug plagen und tadeln, ehe wir das Ziel erreicht haben. Mir genügt zu wiſſen, daß es erreicht werden kann.

Jetzt bin ich fertig. Dieſer Brief iſt mir ſauer geworden; er mußte aber einmal geſchrieben werden; denn ich konnte weder ſchweigen, noch diſſimuliren, noch lügen. Sie haben mir zwar nie Ihre Gedanken über dieſe Gegenſtände mitgetheilt, da Sie aber wohl vermuthen konnten, daß ſie mir nicht verborgen bleiben würden, ſo wäre es immer Schwäche oder Unlauterkeit von mir geweſen, wenn ich mich hätte anſtellen wollen, als ignorirte ich ſie. Auch war mein Kopf viel zu voll von der Sache, als daß ich gegen Sie mit diplomatiſcher Schlauigkeit hätte verfahren können. Lieber mögen Sie eine Zeitlang böſe auf mich ſeyn; Ihre Achtung und Freundſchaft iſt mir auf dieſem Wege zuletzt doch gewiſſer als auf jedem andern, und der Charakter meiner Klagen muß Ihnen wenigſtens deutlich beweiſen, aus welchem Grundton meines Gemüths ſie angeſtimmt ſind.

Es hat mich ſehr gefreut zu erfahren, daß Humboldt Sie in Frankfurt näher kennen und ſchätzen lernte. Was gäbe ich darum, wenn wir Sie jetzt in Wien hätten! Unſer Friede würde bald geſchloſſen ſeyn, und unſere Geſpräche ganz anders lauten als dieſer nothgedrungne, traurige Brief. Leben Sie wohl!

Gentz.

17.

Wien, den 22ten November 1816.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre freundlichen und freundſchaftlichen Briefe und Sendungen, und betrachte es als ein recht weſentliches Glück, daß, durch die Verſchiedenheit unſerer Anſichten über gewiſſe finanzielle Fragen, unſer Verhältniß, worauf ich gewiß einen hohen Werth lege, nicht geſtört worden iſt.

Da es mir ein dringendes Bedürfniß war, Ihnen hierüber ohne Aufſchub meine Freude zu bezeugen, ſo ergreife ich den nächſten Augenblick, um mich dieſer Pflicht zu entledigen. Die Beantwortung Ihres Schreibens vom 8ten d. M. erfordert aber etwas mehr Zeit, und ich melde Ihnen nur vorläufig, daß ich mich unausgeſetzt damit beſchäftigen werde. Ich werde mich über jeden Punkt dieſes Schreiben aufs deutlichſte und beſtimmteſte erklären, und glaube, in dieſer Geſtalt, nicht nur die eigentlichen Gründe der Differenz unſerer Meinung am klarſten auseinander ſetzen, ſondern auch alles ſagen zu können, was entweder zu Ihrer Befriedigung, oder wenigſtens zu meiner Rechtfertigung dienen kann. Was Sie meine Widerlegung Ihres Memoires nennen, war nichts als eine unzuſammenhängende Reihe von Bemerkungen, welche bey meinem Geſpräche mit M(etternich) über dieſe wichtigen Gegenſtände zum Leitfaden diente. Es würde mir heute

Mühe koſten, dieſe Bemerkungen, wovon ich nicht einmal eine Abſchrift behalten habe, in ihrer urſprünglichen Geſtalt von Neuem aufzuſetzen. Was daran weſentlich war, ſoll aber gewiß zu Ihrer Kenntniß gelangen.*

Da ich faſt vermuthe, daß Ihnen das Aergſte, was die wahnſinnigen Ultras** gegen das Miniſterium geſchrieben haben, nehmlich eine, gleich bey ihrer Erſcheinung unterdrückte Schrift des aus ſeinen früheren Briefen an Blacas bekannten Marquis de Chabannes — nie zu Geſicht gekommen iſt, ſo ſchicke ich Ihnen beyliegend einige kurze Auszüge aus dieſem unglaublichen Produkt.*** — Uebrigens ſcheint mir die Sache der Miniſter nicht übel zu ſtehen; ich glaube, das Schwerſte iſt heute in jeder Hinſicht überſtanden, und, à tout prendre, mögte ich jetzt doch weit lieber Miniſter in Frankreich als in England ſeyn.

Noch muß ich Ihnen in Anſehung der ſogenannten „Theorie des Geldweſens“ von meinem ſonſt ſehr würdigen Freunde Adam M(üller) ſagen, daß ich in dieſem Werke auch nicht Einen haltbaren und brauchbaren Satz, ſondern nichts als eine Sammlung leichtgewebter, myſtiſcher und größtentheils ganz unverſtändlicher Phantaſien gefunden habe.

Wenn Sie vielleicht Willens ſind, mir nächſtens abermals 50 Bouteillen von demſelben vortrefflichen Bordeaux, den Sie mir vorigen Sommer zukommen ließen, zu ſenden, ſo haben Sie wenigſtens die Güte, mich zu benachrichtigen, was ich Ihnen für die erſte Sendung ſchuldig bin; und bleiben Sie mir hold und gewogen! Gentz.

18.

Wien, den 14ten Januar 1819.†

Nach Ihren letzten Aeußerungen in Frankfurt†† rechnete ich ſicher darauf, Sie vor der Abreiſe des Kayſers in Wien zu ſehen. Ich thue auch auf dieſe Hoffnung noch nicht

* Im „Tagebuch“ (II., 47) heißt es zum 21. Juli: »Dîné chez le prince Metternich. Grande conversation avec lui sur les finances; il me somme de l'assister sur cet objet; nous convenons d'un mémoire que je dois lui faire.« Zum 24. Juli: »Allé chez le prince Metternich. Lecture de mon mémoire sur les affaires de la banque.«

** In Frankreich.

*** Marquis Jean Baptiſte von Chabannes hatte 1815 in London »Lettres à M. de Blacas« veröffentlicht. Aus den in der Beilage mitgeteilten Stellen dürften wohl die folgenden Gentzens Erſtaunen zumeiſt hervorgerufen haben: »Toutes les démarches avilissantes ou immorales, qui émanent du Conseil de Louis XVIII, depuis que Mr. Decaze a su accaparer la confiance de ce malheureux souverain, n'ont d'autre but qu'un changement de dynastie en France et, par cet exemple, de renverser le principe de légitimité de tous les souverains . . . Ne comparez plus un repaire de brigands (en parlant de la Chambre de Paris!!) dans lequel d'anciens preux n'ont pas rougi d'entrer, ou qu'une coupable soumission a pu porter à cet acte de bassesse, avec la chambre illustre des Pairs d'Angleterre. – Je nai pas le déshonneur d'être Pair de France, ni la honte de porter un titre qu'ont partagé les Talleyrand, les Fouchés, les Decaze, et tant d'autres ministres révolutionnaires.«

† Briefe aus den dazwiſchen liegenden Jahren ſind in der Sammlung nicht vorhanden, obgleich das Tagebuch aus den erſten Monaten des Jahres 1818 deren erwähnt. (II., 194 ff.)

†† Gentz war auf der Reiſe zum und vom Aachener Kongreß mit Weſſenberg zuſammengetroffen.

ganz Verzicht; wenn ich aber den Gang der Badenschen Sache bedenke, die neuen thörichten Hoffnungen und eitlen Versuche, mit denen man sich entweder selbst täuscht oder andre zu täuschen bemüht, die Ihnen zu Theil gewordenen seichten Instructionen, unsre ganze Stellung gegen Bayern, welches (!) wir fortwährend mit falschen und unausführbaren Erwartungen schmeicheln: wenn ich dies alles überlege, so begreife ich nicht recht, wie Sie vor mehreren Monaten von Ihrem Frankfurter Geschäft loskommen sollten. Irre ich mich in dieser Rechnung, so melden Sie mir doch gütigst mit ein Paar Worten, ob es dessen allen ungeachtet bey Ihrem frühern Entschlusse bleibt.*

Ich habe Langenau** gebeten, sich gelegentlich der Judensache dort anzunehmen, und ihn dieserhalb ausschließend an Sie verwiesen. Wenn Buol*** nicht längst allen Glauben bey mir verloren hätte, so müßte ich, nach einem Gespräch, welches er selbst, kurz vor meiner Abreise, mit mir anknüpfte, ihn jetzt als den entschiedensten Freund und Protector der Frankfurter Juden betrachten.† Ich baue aber auf seine Reden im geringsten nicht. Metternich versprach mir bestimmt, eine confidentielle Instruction, die ich früher aufgesetzt hatte, die Er aber ihm hier persönlich zuzustellen nicht wagte (!), ohne Verzug an ihn abgehen zu lassen. Ob es geschehen wird, weiß ich auch nicht. So viel ist gewiß, daß Sie durch unmittelbare Einwirkung auf Plessen†† und selbst auf Wangenheim††† (an welchem ich nie verzweifle, weil er ein verständiger Mensch ist) das Beste in der Sache thun könnten.

Sie sind hoffentlich mit der Ministerial-Veränderung in Frankreich ebenso zufrieden als ich.§ Es wäre ein großes Unglück gewesen, wenn Richelieu (übrigens sicher zu seinem eignen größten Herzeleid) den Sieg davon getragen hätte. Denn, um sein falsches, durch unzeitigen und übertriebenen Alarm ihm eingeflößtes System, welches mir schon von Aachen her bekannt war, zu behaupten, wäre ihm schlechterdings nichts übrig geblieben, als sich in die Arme der Ultras zu werfen, da er keine andere Partey gefunden haben würde, die ihn unterstützt hätte. Die Folgen dieses Schrittes aber ließen sich nicht berechnen. — Unsre hiesigen Ultras, d. i. die ganze aristokratische Gesellschaft, schneiden freylich fürchterliche Gesichter, und seufzen: »Ah! quel événement! Voilà donc la démocratie triomphante! les bons principes à jamais culbutés! etc. etc.« Aber diese Leute verdienen kaum, daß man sie zurecht weise.

Überhaupt habe ich Wien, nach einer sechsmonatlichen Abwesenheit, nicht bloß um nichts klüger, sondern — da nichts in der Welt still steht — beträchtlich dümmer gefunden, als zuvor. Es geht alles den elendesten Gang; die Klagen über Steuer-Druck und Verarmung füllen die große Hälfte aller Gespräche aus; und Niemand sieht einen Aus-

* Gentz behielt recht.

** General Langenau ging 1819 als österreichischer Bevollmächtigter bei der Militärkommission nach Frankfurt.

*** Österreichs Gesandter und Vorsitzender am Bundestage.

† Gentz hatte im Dezember 1818 in Frankfurt „in der Judensache gearbeitet". „Tagebücher", II., 283, 288.

†† Mecklenburgischer Gesandter in Frankfurt.

††† Württembergs Vertreter auf dem Bundestage und eifrigster Gegner von Metternichs antikonstitutionellen Maßnahmen.

§ Richelieu trat mit Ende Dezember 1818 zurück und das den Liberalen günstige Ministerium Dessolles-Decazes übernahm die Geschäfte.

weg aus solchem Jammer. Wenn ich nicht die erfreuliche Aussicht hätte, im Sommer in die Schweitz — und ins Rhône-Thal — zu reisen, ich hielte es kaum mehr hier aus. An Langenau verliere ich einen der wenigen vernünftigen Menschen, gegen welche ich doch zuweilen mein Herz ausschütten konnte. Ich freue mich außerordentlich, Sie, wäre es auch nur auf wenig Wochen, in Wien zu sehen, und bitte Sie, mir diese Hoffnung ja nicht zu rauben. Gentz.

Haben Sie doch die Güte, Fr. v. Wessenberg, nebst meiner gehorsamsten Empfehlung, an die chinesischen Schnupftücher zu erinnern, welche Palffy (wenn er es eben nicht vergessen hat) für mich bey Ihr erbeten haben muß.

Familienstücke von Isolde Kurz.

Von Anton Bettelheim.

Rasch nacheinander hat Isolde Kurz ihrem Bruder und Vater Gedenkblätter gewidmet, die der Kunst und dem Naturell der Dichterin gleich viel Ehre machen. Sie kam nicht als die Erste, der Welt Reiz und Wert ihrer Lieblinge zu verkünden. Wie viel Segen Edgar Kurz als Muster-Arzt und Menschenfreund in Florenz weit über die deutsche Kolonie hinaus zu stiften wußte, haben Fachgenossen und Freunde, niemand wahrhaftiger und wuchtiger als der Bildhauer Adolf Hildebrand, gleich nach dem viel zu frühen Heimgang des Fünfzigjährigen ausgesprochen. Welche seltenen künstlerischen Kräfte in den Volksromanen von Hermann Kurz „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirt" sich regten, hat kein Späterer besser gesagt als Ferdinand Kürnberger in einer Meisterstudie seiner „Literarischen Herzenssachen" und die Summe seiner Existenz hat Paul Heyse gezogen in der unübertroffenen Einleitung zur ersten, nach dem Tode von Hermann Kurz besorgten Gesamtausgabe seiner Schriften.

Isolde Kurz schlägt andere Töne an, als all ihre Vorgänger. Sie redet, wie einzig und allein die Blutsverwandte sprechen kann. Ihre Liebe vollbringt das Wunder vollkommener Wiedererweckung geschiedener Menschen und Zeiten. Sie sieht und malt Hermann und Edgar Kurz, als ob sie noch leibhaftig neben ihr hergingen. Längst hat sie dem Vater als Erzählerin und Lyrikerin nachgeeifert. Nun wetteifert sie auch als Haus-Chronistin mit ihm und ihre Charakteristik der Persönlichkeit von Edgar Kurz im Vorwort zu seinen bei Cotta gedruckten Gedichten, ihre Schrift „Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte" — Leipzig und München, Georg Müller, 1906 — darf sich mit den Sechs Büchern Denk- und Glaubwürdigkeiten des Vaters, mit seinen Schilderungen der reichsstädtischen Reutlinger Glockengießerfamilie, von der er herstammt, messen.

Alltagsmenschen scheint es in jenem Geschlecht überhaupt nicht gegeben zu haben. Den rührenden und belustigenden Originalen im Kreise der Kurz gesellt Isolde eine neue Reihe närrischer Käuze und gewinnender Sonderlinge des mütterlichen Hauses, der

aus Kurland nach Württemberg verpflanzten Linie der Freiherren v. Brunnow. Schwert- und Kunkelmagen; Achtundvierziger und Legitimisten; Abkömmlinge des Obersten Rieger (Schillerschen Gedenkens) und vormärzliche Maskenballromantik, Toll- und Querköpfe; schwäbische Separatisten und die Florentiner Patienten des Bruders, seine Poliambulanz und die von ihm gegründete Sommerkolonie am tyrrhenischen Meer, Forte de' Marmi, stellt Isolde Kurz mit so überlegener Kraft und Laune, in so vollkommener Durchdringung von Stoff und Form vor Augen, daß diesen Blättern dauernde Bedeutung in der deutschen Memoiren-Literatur gebührt. Nur sehr wenige, aus den tiefsten Quellen des Gemüts gespeiste humoristische Romane können im Reichtum der Gestalten, in der Gewalt leidenschaftlichen Mitempfindens neben diesen Familienstücken bestehen. Die Hausleute, Eltern, Kinder und die in allen Nöten ausharrende, von Schwaben nach Florenz mitwandernde Magd; die revolutionären und konservativen Vertrauten des Vaters, Mörike, Ludwig Pfau, Hopf; die wunderlichen Heiligen in der ländlichen Einsamkeit von Obereßlingen dürfen in ihrer Wirklichkeit die Leute von Seldwyla als Gevattern grüßen. Und die Leidensgeschichte der ganzen Wirtschaft, ihre verhängnisvollen Heimsuchungen und jäher Schicksalswechsel überraschen mit unerwartet befreiendem Ausgang: aus Nebeln und Niederungen führt die Arbeitskraft, Zähigkeit und Zuversicht des „Charakter-Genies" Edgar Kurz zu wirtschaftlicher Unabhängigkeit, und was mehr bedeutet, zum nie bezweifelten Sieg des Echten in Kunst und Forschung und Leben. Wie Hermann Kurz in allen Hungerjahren niemals zum Menschenhasser und Volksverächter werden konnte, wurde auch Isolde durch den jähen Tod des Bruders nicht zur Verzweiflung, zur Auflehnung gegen die Naturgesetze getrieben. Kein Klagewort kommt über ihre Lippen. Ein Triumphlied stimmt sie an, daß ein starker Wille zu guter Letzt aller Hemmungen Herr wird, daß der Weisheit letzter Schluß dem Tapferen und Tüchtigen recht gibt. Eine Weile mag ein Gerechter, wie Vater Kurz, von den Machthabern des Tages als mißliebiger Publizist, von den Machthabern der Mode als schlichter, allem Marktgewühl scheu ausweichender Künstler niedergerungen werden. Am Ende schlägt sein reines Wollen den Nachlebenden, den Erben seiner Gaben, den Landsleuten der kommenden Generationen zum Heil aus. Spöttische Weltkinder werden diese Lehren als längst durch die Erfahrung widerlegte Fibelweisheit verhöhnen. Im Grunde stimmen sie genau zusammen mit Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, mit dem Vermächtnis von Kant und Schiller, mit den Kernsätzen des Zeitalters der Humanität. Je schnöder gemeine Sorge Lessing und Schiller bedrängte, desto aufrechter suchten sie neue Wege, desto höhere Ziele steckten sie sich und ihren Zeitgenossen. Je größere Auflageziffern und Tantièmen den Modegrößen der Gegenwart winken, desto häßlicher werden ihre Gesichte..... Hermann und Isolde Kurz gehören zur alten Garde. So traurigen Anschauungsunterricht ihnen auch die nächste Umgebung, das bitterste am eigenen Leib erduldete Mißgeschick bringt, sie bauen unverzagt auf das von Vischer sogenannte „Obere Stockwerk".

Unterwegs, vor der Verklärung, rührt sich bisweilen freilich die Galle dieser Kernmenschen. Wenn der Erzvater im Kampfe mit dem Engel sich die Hüfte verrenkt, darf es nicht wundernehmen, daß Kraftnaturen unserer Tage im Hader mit allerhand Teufeleien des widrigen Geschickes nicht viel glimpflicher davonkommen. Es „menschelt" gelegentlich bei den bravsten Leuten. Und da das Haus Kurz sich mit Recht reicher altüberkommener Familientugenden erfreuen kann, muß es sich auch ein paar Familien-

fehler gefallen lassen. Hermann Kurz erzählt, daß seinen heißblütigen, leicht aufbrausenden Reutlinger Vorfahren scherzhaft nachgesagt wurde, sie trügen wieder einmal das bordierte Hütlein. Und Isolde Kurz verhehlt nicht die explosive Art des mütterlichen Baron Brunnowschen Geschlechtes. Reichliche Proben der Kurzischen Hoffahrt und der Brunnowschen Heftigkeit, überheiße Liebe und überheißer Haß ärgern und belustigen denn auch in Isoldens Familienstücken. Sie hält den Bruder nicht bloß für einen Ausbund von Genialität am Krankenbett, sie verherrlicht ihn als Poeten und sie bucht seine mitunter recht befremdlichen Urteile in aestheticis, so z. B. das folgende

Bekenntnis:

Ich liebe wohl manchen Schreiber und Dichter
Den einen mehr und den andern minder
Am meisten das hohe Göttergelichter
Doch sehr auch die andern Menschenkinder
Ich freu mich an manchem, der gilt für zotig*
Ertrag auch wohl manchen Gottfried Knotig
Wie viele hab ich besucht und versucht
Und was sie mir boten, das nahm ich so mit
Bald mit, bald ohne Appetit.
Jedoch vor zweien ergriff ich die Flucht –
Ich floh und fliehe vor einem Dichter
Der nennt sich Jean Paul Friedrich Richter
Ich floh und fliehe noch viel weuter
Vor einem Schreiber, der heißt Fritz Reuter.

Gehorsamster Diener! Es ist wahrhaftig keine Beckmesserei, diese persönlich unanfechtbare Idiosynkrasie sachlich als bemitleidenswert zu verabschieden. Als Emil Kuh im Jahre 1875 an Gottfried Keller schrieb, er, der damals „Ut meine Stromtid“ noch nicht kannte, teile nicht die allgemeine Bewunderung für diesen Poeten, antwortete der Staatsschreiber — der doch schwerlich unter dem Gottfried Knotig der Verse von Edgar Kurz gemeint sein kann —: „Reuter ist mir sehr wertvoll und lieb; er war eine reiche Individualität und hatte alles aus erster Hand der Natur. Auch das Idiom stört mich an sich nicht.“ Ohne Verschanzung hinter Kellers Autorität, ohne Umschweife geredet: — fordert die Veröffentlichung einer so mutwilligen Studenten-Suite nicht den Wohlwollendsten zur Abwehr, den Unbefangensten zum vergleichenden Abwägen der dichterischen Leistungen des Mecklenburger Meisters und des Liebhabers Edgar Kurz heraus?

Ein anderer Türkenkopf für die Pfeil' und Schleudern des Hauses Kurz ist Berthold Auerbach. Buchhändlerisch, so berichtet Isolde, hat die von der Kritik sehr hochgestellte Erzählung der „Weihnachtsfund“ „erst recht kein Glück gemacht. Denn um die Zeit seines Erscheinens hatten die Auerbachschen Dorfgeschichten den Geschmack für bäuerliche Stoffe zwar in den weitesten Kreisen geweckt, ihn aber auch auf Jahrzehnte hinaus verdorben“. Eine Behauptung, die „das bordierte Hütlein“ verwogen zur Schau trägt. Eine Behauptung freilich, die der auch von Isolde Kurz als treuer, tatenfroher Anhänger ihres Vaters dankbar anerkannte Tübinger Professor Hermann Fischer in seiner rühmens-

* Vermutlich der auch von Isolde Kurz nach Verdienst hochgehaltene Maupassant.

werten, bei Hesse gedruckten Gesamtausgabe der Werke von Hermann Kurz, zweifellos nicht unterschrieben hätte: denn bei jedem Anlaß, in der Biographie, wie in den Einleitungen zum „Weihnachtsfund“ und anderen Schöpfungen von Hermann Kurz behandelt er Auerbach als ebenbürtigen Meister. Auch David Strauß, dessen Urteile die Tochter, soweit sie ihrem Vater wohlwollend lauten, sorgfältig sammelt, hätte Isoldens Ausfall gegen Auerbach lächelnd abgewehrt; nach dem plötzlichen Heimgang von Hermann Kurz schrieb er: „Sein Talent habe ich immer hochgeschätzt. Und gerade wo es mangelhaft oder schadhaft war, hat es mir wegen des spezifisch Württembergischen dieses Schadens besondere Teilnahme eingeflößt. Die Talente, besonders die poetischen, in Württemberg, haben das eigene, daß sie so gerne im besten Wuchse stecken bleiben. Sie bekommen gleichsam die ersten Zähne ganz spielend, wenn aber das zweite Gebiß kommen sollte, so will es nicht heraus“. Nach einer Exemplifikation auf Mörike mit Maler Nolten und dem Schatz, auf H. Kurz mit Schillers Heimatjahren und verschiedenen kleinen Novellen fährt er fort: „Nun aber hapert's. So hat es denn mit der Produktion ein Ende oder geht nur lahm und tropfenweise weiter. Hierin hat Auerbach vor seinen christlichen Landsleuten einen großen Vorsprung: da kommt der Jude dem Württemberger zu Hilfe.“

Isolde Kurz begnügt sich nicht mit ihrem Geschmacksurteil gegen Auerbach. Sie erzählt, daß ihm ihr Vater in den Vierzigerjahren seine Novelle „Die blasse Apollonia“ aus dem Manuskript vorlas. Auerbach meinte, „die Geschichte sei recht hübsch, aber es fehle etwas daran, weshalb ihn der Autor verschiedentlich um Belehrung anging, was denn fehle, bis er im Herbst desselben Jahres in Auerbachs „Gevattersmann“ die Entdeckung machte, daß dieser sich unterdessen selber des Motives bemächtigt und es für eine seiner Tendenz-Tiraden zurechtgeschneidert hatte.“

Der Biograph Auerbachs könnte diese um volle 60 Jahre verspätete Plagiatbeschuldigung mit der einfachen Frage abtun, weshalb sie Hermann Kurz selbst bei Lebzeiten niemals öffentlich erhoben hat. Ich will mich indessen die Mühe nicht verdrießen lassen, die hitzige Anklage von Isolde Kurz genauer zu prüfen. Im „Gevattersmann“ von 1846 ist die für die Erörterung einzig in Betracht kommende Erzählung Auerbachs: „Der Kindesmord. Eine harte Geschichte“. Wie eine Vorahnung von Proudhons Kampfschriften und Zolas »Fécondité« ist Auerbachs einem Arzt in den Mund gelegte Kalendergeschichte eine flammende Strafpredigt gegen Ammenjammer, Engelmacherei und Vernachlässigung der Mutterpflicht, die eigenen Kinder selbst zu stillen. Eine Bauerntochter, ein braves Geschöpf, ist zu arm, ihren rechtschaffenen Geliebten zu heiraten; sie muß Ammendienste nehmen, und ihr neugeborenes Büblein einer Ziehmutter anvertrauen; bei einem plötzlichen Besuch der Pflegerin wird sie Zeugin des Todes ihres eigenen, durch Mangel der Muttermilch herabgekommenen Knäbleins; die Milch steigt ihr zu Kopfe und in einem Tobsuchtsanfall zerschmettert sie dem fremden Säugling die Hirnschale. Fälle der Art sind in Wirklichkeit vorgekommen. Manchen wohlmeinenden Lesern Auerbachs in jenen zahmen Zeiten ist die rauhe Mahnung zu grell erschienen: Jahrgang 1847 des „Gevattersmannes“ gedenkt wenigstens der Rüge eines Pfarrers, in Zukunft solche zu scharf zugespitzte Geschichten nicht zu drucken.

Besehen wir nun das angebliche Urbild der in ihrem Mutterschmerz zu Wahnsinn und Mord getriebenen Gestalt: Hermann Kurz' „Blasse Apollonia“. Ein 15jähriges, schuldloses Kindsmädchen wird von krankhaftem Heimweh nach ihrem fernen Dorfe und

ihren harten, liebloſen Angehörigen erfaßt; ihre Sehnſucht wird ſo übermächtig, daß ſie ihren kranken Pflegling, ein Kind von zwei Jahren, mit Schwefelſäure übergießt, weil eine Stimme ihr immer ins Ohr gerufen habe: ſie müſſe es tun. Dieſe „Blaſſe Apollonia", nach der — wie nach dem ſchönen Annerl Brentanos — ſchon in ihren frühen Kindertagen bei einem Gang zum Henker unverſehens das Richtſchwert zuckt, wäre ebenſo richtig, wie in der zarten Geſchichte von Hermann Kurz, ja vielleicht noch richtiger in der Galerie merkwürdiger Rechtsfälle von Feuerbach oder in den Krankengeſchichten eines Irrenarztes am Platze. Ebenſo grundverſchieden wie die Motive, ſind die Formen des Vortrags in der durchwegs romantiſch gehaltenen „Blaſſen Apollonia" von Hermann Kurz und der durchwegs realiſtiſch geführten „harten Geſchichte": „Der Kindesmord" von Berthold Auerbach. Der heikelſte Sachverſtändige würde niemals an eine Verletzung fremden Urheberrechtes bei der Prüfung beider Erzählungen denken.

Auch in den mir handſchriftlich vorliegenden Briefen von Hermann Kurz an Auerbach aus den Jahren 1844—1848 finde ich nicht die leiſeſte Spur einer Verſtimmung zwiſchen den Duzbrüdern. Die „Blaſſe Apollonia" wird nirgends erwähnt. Am 2. Dezember 1846 ſchreibt Kurz dem Freund: „Deine Sträflinge haben mir ſehr wohlgefallen". 1847 urteilt er: „Lieber Alter! Schrift und Volk hab' ich zur Hälfte durch, der A propos-Stil geht mir ſehr wider den Mann. Aber es ſind ſchlagende, goldene Sachen darin ausgeſprochen, denen ich unbedingt und wörtlich zuſtimmen muß, und ſo biſt und bleibſt Du mir eben trotz aller ſich aufdrängenden Differenzen ein durchaus vortrefflicher Kerl." Und nach dem Tode von Berthold Auerbachs erſter Frau im Kindbett, ſchickt er (10. April 1848) dem alten Freund bewegten Herzens herzbewegende Troſtworte und Verſe. Verkehrt ein Mann von der Gradheit und Ehrenfeſtigkeit eines Hermann Kurz in ſolcher Vertraulichkeit mit einem Plagiator?

Elf Jahre hernach, in den 1859 gedruckten „Denk- und Glaubwürdigkeiten", hat Hermann Kurz im „Mann im Rauch" lange vor Fritz Mauthner alle Unarten des „Obermeiſters der Zunft der Dorfgeſchichten" köſtlich parodiert. So köſtlich, daß der beſte Freund von Auerbachs Weſen und Schaffen hell auflachend zuſtimmen wird. Denn gewiß iſt Auerbach, wenn er gut iſt, ebenſo ſchwer zu übertreffen, als wenn er geſchmacklos wird. Keine wirkſamere Kur für blinde Bewunderer großer und kleiner Künſtler gibt es aber als luſtige Hohlſpiegel ihrer Schwächen. Das hat F. Th. Viſcher im dritten Teil des „Fauſt" gezeigt und damit zugleich den Beweis geführt, daß witzige Satire ſich mit herzlicher Achtung für das Lebenswerk des Gehänſelten ſehr wohl verträgt. Auch dem munteren Spötter „nach berühmten Muſtern" mit ſeiner ins Herz treffenden Verſpottung der „taufriſchen Amme" und der Tagebücherei „Zweimal zwei iſt vier. Bei uns. Ob auch anderswo?" iſt es nicht entfernt in den Sinn gekommen, Auerbachs Können zu bezweifeln, ſein Verdienſt zu verkleinern. Die Schnurre von Hermann Kurz, die kein Freund echten Humors miſſen möchte, ſoll übrigens nach Hermann Fiſchers biographiſcher Einleitung nur auf eine Anregung ſeines trefflichen Frankfurter Verlegers Meidinger zurückgehen. Ein Muſter literariſcher Satire, frei von jeder perſönlichen Gehäſſigkeit, erfriſcht ſie wie ein geſundes Gewitter. Die „explosive", poſthume Plagiatanklage von Iſolde Kurz löſt andere Gefühle aus. Tantaene animis caelestibus irae?

Noch andere Male geht Iſolde Kurz das Temperament durch. Ihre Kritik der Tübinger Krähwinkelei (bei der ſelbſt Uhlands Witwe in „ihrer ſeltſamen Unnahbarkeit"

eine Zensur abbekommt) entspringt wenigstens dem menschlich ergreifenden Mitleid mit dem traurigen Los des Vaters, der dort, kärglich besoldet, das plagenreiche Amt des Universitätsbibliothekars versehen mußte. Mußte? Ja und nein. Hermann Kurz, der als Gelehrter und Zeitungsleiter seinen Mann stellte wie nicht allzuviele seiner Altersgenossen, war, wie er selbst einmal wehmütig sagte, „zwischen die Zeiten" gefallen. Heute würde ein Mann von seinem Wissen, Charakter und Geschmack leichter als in den Jahren 1836 bis 1866 ein Unterkommen in einem großen Zeitungs- oder Buchverlag finden. Wie lang er sich bei seiner Unabhängigkeit und Unbeugsamkeit zu behaupten vermöchte, steht allerdings dahin. Das Jahr 1848, gegen das Isolde gleichfalls „eine Idiosynkrasie" hat, trieb Kurz in die Reihen der publizistischen Vorkämpfer der Volksfreiheit. Sieben Jahre hat er, erbärmlich bezahlt, den „Beobachter" redigiert und in dieser „Frone der Freiheit" viel edle Lebens- und Schöpferkraft verzehrt. Dauernden Dank hat er nicht einmal in Parteikreisen davongetragen: hie und da machte er allerdings überraschende Eroberungen. Eines Tages kam auf seine Zeitungsstube der — Scharfrichter; Kurz' Artikel gegen die Todesstrafe hatten diesen Leser des „Beobachters" tief erschüttert; schon vorher sei er grundsätzlicher Gegner der Todesstrafe gewesen; gemieden und blutarm, wisse er keinen Ausweg ... Hermann Kurz hätte gern geholfen. Aber bald wußte er bei seinem Austritt aus dem „Beobachter" für sich selbst keinen Rat. Dieser reine, redliche, kenntnisreiche, unermüdliche Hausvater machte zu derselben Zeit, wie Otto Ludwig, ungefähr die gleichen Erfahrungen, wie das damalige Deutschland seine Dichter ehrte und nährte. Nicht entfernt als Vorwurf, nur wahrheitgemäß muß allerdings gesagt sein, daß Kurz sich buchstäblich an die Heimatscholle gebunden fühlte. Die weiteste Reise seines Lebens führte ihn — Paul Heyse zuliebe — nach München. „Er besaß", nach Isoldens schönem Wort, „ein magisches Lämpchen, unter dessen Schein sich jeder Winkel seiner Heimat in einen Paradiesgarten verwandelte; auf fremdem Boden war er nicht sicher, daß es seine Zauberkraft bewährt hätte." Nicht viel anders hielt es Mörike. Der führte den eben aus Konstantinopel heimgekehrten Baron Schack „zum schönsten Fleck der Erde". Der Weltwanderer war nicht wenig verwundert, als sein Wegweiser mit einemmal im Uracher Tal vor einem grünbewachsenen Felsen Halt machte. „All diesen originellen Menschen war eines gemeinsam: sie lebten in einer Enge, die man sich heute kaum vorstellen kann, und trugen die Weite der ganzen Welt in ihren Herzen."

Zur Erinnerung an Ludwig Boltzmann.

Von Dr. Stephan Meyer.

Ludwig Boltzmann wurde am 20. Februar 1844 in Wien geboren. Mit 23 Jahren war er bereits Assistent am physikalischen Institut unter Leitung J. Stefans, 1869 Professor der theoretischen Physik in Graz. Vier Jahre später wurde er als Professor für Mathematik nach Wien zurückberufen; 1876 kehrte er als Professor der Experimentalphysik nach Graz zurück, von wo ihn 1889 ein Ruf für theoretische Physik nach München entführte. 1894 kam er als Nachfolger seines einstigen Chefs J. Stefan zurück nach Wien

und führte sich damals auf der im September hier tagenden Naturforscherversammlung durch eine große Rede über das Flugproblem und die Luftschiffahrt ein. Nun wirkte er hier als Leiter des physikalischen Institutes bis zum Jahre 1900, als ihn eine krankhaft neurasthenische Unruhe veranlaßte, einem Rufe nach Leipzig zu folgen. Nur zwei Jahre blieb er dort, wo er niemals lernte, sich heimisch zu fühlen, und kehrte dann dauernd nach Wien zurück, wo seine Lehrkanzel für ihn freigehalten worden war. Eine Berufung nach Berlin als Nachfolger Kirchhoffs hatte er mehrere Jahre vorher abgelehnt. Dorthin hätte er auch gewiß nicht gepaßt. In Wien erwartete ihn bald eine neue Aufgabe. Neben den theoretisch-physikalischen Vorlesungen sollte er an Machs Stelle solche über Naturphilosophie halten. Mit großem Eifer wandte er sich den neuen Problemen zu und er hoffte, seine klare, geläuterte Weltauffassung hier einem größeren Publikum verständlich machen zu können. Im Sommer des Vorjahres ward er zum zweiten Male berufen, in Amerika Vorlesungen zu halten, diesmal an der Berkeley-Universität nächst San Francisco. Ermattet kehrte er zurück. Seine Erlebnisse hat er in köstlich humorvoller Weise in seinen populären Schriften mitgeteilt. Noch arbeitete er einen Artikel über die kinetische Gastheorie für die Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften aus, dann begann sein Organismus ihm den Dienst zu versagen. Das ganze letzte Semester fühlte er sich recht krank und schied, allen unerwartet, am 5. September in Duino von uns.

Sein erstes größeres Arbeitsgebiet, dem er treu blieb bis an sein Ende, war die kinetische Gastheorie; in einer großen Anzahl von Abhandlungen hat er hier klärende und bahnbrechende Ideen niedergelegt. Auf sie im einzelnen einzugehen, wäre hier unmöglich — ihre Ergebnisse sind in dem zweibändigen Werke „Vorlesungen über Gastheorie" zusammengefaßt, für welches er von Frankfurt aus erst im vorigen Jahre durch einen Ehrenpreis ausgezeichnet wurde — so seien darunter zunächst bloß diejenigen hervorgehoben, welche den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie behandeln und dann diejenigen, die das Verhältnis der spezifischen Wärmen der Gase betreffen.

Bekanntlich besagt der erste Hauptsatz, daß verschiedene Energieformen ineinander stets nach bestimmten Zahlenbeziehungen nur verwandelbar sind, daß aber in einem geschlossenen Weltsystem weder Energie verloren noch aus nichts erworben werden kann. Der zweite Hauptsatz reguliert gleichsam diese Verwandelbarkeit. Er besagt, daß bei jeder Energieverwandlung immer auch Wärme auftritt — bei jeder mechanischen Arbeit durch die Reibung, bei der Transformation elektrischer Energie in Licht u. s. w. — d. h., daß wohl andere Energieformen vollständig in Wärme umgesetzt werden können, nicht aber umgekehrt; daß also alle Verwandlungen, die vor sich gehen, die gesamte Wärmeenergie vermehren, während alle übrigen Energiearten zusammen abnehmen. Nach sehr, sehr langer Zeit müßte also endlich alle Energie in Wärmeenergie übergegangen sein; die Welt erwartet der Wärmetod. Haben erst alle Körper die gleiche Temperatur, gibt es keinerlei andere Energieformen mehr als die gleichmäßige Wärme des ganzen Systems, so hört auch alles Geschehen auf.

Vom Standpunkte der Molekularanschauungen aus hat Boltzmann es vermocht, uns diesen grundlegenden Satz verständlicher zu machen. Die Wärmeenergie wird hier aufgefaßt als bedingt durch die Bewegungen der kleinsten Teilchen, der Moleküle der Körper, und zwar durch völlig ungeordnete, nach allen Richtungen hin vor sich gehende Zitterbewegungen. Jede andere Energieform ist dadurch ausgezeichnet, daß die kleinsten Teilchen

in einer bestimmten Richtung eine gleiche Bewegung ausführen, wie z. B. beim bewegten Körper, also bei der mechanischen Energie, alle Teilchen die gleichen Bahnen beschreiben. Bei jeder Energieverwandlung können nun zwar geordnete Bewegungen in bestimmter Weise in solche anderer Anordnung übergeführt werden, ein Teil geht dabei aber immer in regellose, ungeordnete, d. i. in Wärmeenergie, über. Das Problem ist damit auf Aufgaben der Wahrscheinlichkeitsrechnung zurückführbar. Der wahrscheinlichste Zustand ist der, daß die Zitterbewegungen nach allen Richtungen gleichberechtigt auftreten, jeder andere mehr oder minder geordnete Zustand, jede Bevorzugung einer besonderen Bewegungsrichtung ist unwahrscheinlicher. Alle Prozesse unserer Natur verlaufen nun so, daß sie von unwahrscheinlicheren Zuständen zu wahrscheinlicheren übergehen — alle Energieformen wandeln sich in letzter Linie in Wärme.

Damit wäre der vielen so unsympathische allmählich herannahende Wärmetod erklärt. Freilich hat es damit noch unabsehbar lange Zeit; noch sind Energievorräte in Hülle und Fülle aufgespeichert, in den hohen Bergen, die ihr Wasser zu Tal senden, in den chemischen Verbindungen aller Art u. s. w.

Wie war es aber möglich, jene Energiequanten aufzuspeichern, die ja tatsächlich vorhanden sind, wenn seit *jeher* die allmähliche Verwandlung aller in Wärme vor sich ging? Dann müßten wir, wenn die Welt schon lange besteht, ja längst schon dem Wärmetod verfallen sein. So muß denn also ein Schöpfungsakt vor sich gegangen sein, der alle die Energievorräte schuf, von denen wir heute zehren?

Auch hier half Boltzmann weiter. Gestützt auf Sätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung konnte er zeigen, daß diese es geradezu verlangen, wenn wir das Universum groß genug annehmen, daß eine einmal vorhandene „Ordnung" zwar verschwindet, um allgemeiner Unordnung zu weichen, daß aber anderswo dafür wieder eine ebensolche Anordnung auftreten muß; daß, wenn ein Abbau der Vorräte in unserer Beobachtungswelt vor sich geht, an anderer Stelle ebenso ein Aufbau stattfindet. Und während unser Planetensystem dem Wärmetod verfällt, kann dafür eine andere Welt, Energievorräte anhäufend, erstehen.

So hat Boltzmann vielleicht nicht unsere kleine Erde, wohl aber das Universum vom Wärmetod erlöst.

In der kinetischen Gastheorie ging man von der Annahme aus, daß die Moleküle vollkommene Kugeln seien — nicht, weil man dies wirklich anzunehmen berechtigt war, sondern in dem klaren Bewußtsein, hier eine vereinfachende Hypothese als erste Annäherung zu machen, die die Erscheinungen der Berechnung zugänglich machte, während mit komplizierteren Gebilden rechnerisch zu operieren fast aussichtslos erschien. Boltzmann gelang es, zu zeigen, wo hier in der Abweichung zwischen Beobachtung und Theorie Fingerzeige dafür gefunden werden können, die uns eine weitere Annäherung an die tatsächliche Form der kleinsten Teilchen ermöglicht. Dazu führt die Messung des Verhältnisses der spezifischen Wärmen eines Gases bei konstantem Druck und bei konstantem Volumen. Er wies darauf hin, daß dieses Verhalten für Kugeln genau $1^2/_3$, für Rotationsellipsoide oder Anordnungen mit 2 Attraktionszentren 1·4, für dreiachsige Ellipsoide $1^1/_3$, für noch kompliziertere Anordnungen noch kleiner sein müsse; tatsächlich zeigen die sogenannten einatomigen Gase, Quecksilberdampf, Argon, Helium ꝛc., deren Moleküle als Kugeln aufgefaßt werden können, genau das Verhältnis $1^2/_3$, die zweiatomigen, wie Stickstoff, Sauerstoff u. s. f., gerade 1·4, die komplizierteren Gebilde kleinere Verhältnisse.

Kann man auch vielleicht die Arbeiten über die kinetische Theorie der Gase als das Lebenswerk Boltzmanns bezeichnen, so ist damit doch lange nicht erschöpft, was von seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen überhaupt zu sagen ist; hat er doch an 150 Abhandlungen und an Büchern, außer den genannten, noch die zweibändigen Werke: „Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektrizität und des Lichtes“ und „Vorlesungen über die Prinzipe der Mechanik“ sowie einen Band populärer Schriften hinterlassen.

Nur ganz weniges sei von allen diesen Publikationen herausgegriffen. So war von eminenter Bedeutung für die Theorie und von großer Wichtigkeit für die Praxis die exakte Ableitung und der Beweis des experimentell von Stefan erschauten Strahlungsgesetzes. Die „schwarzen“ Körper, das sind solche, welche alle Strahlungen zu absorbieren vermögen, senden ihrerseits auch wieder eine Strahlung aus, die von ihrer Temperatur abhängt. Boltzmann gelang der theoretische Nachweis, daß diese Strahlung genau mit der vierten Potenz der absoluten (d. i. der vom absoluten Nullpunkt — 273 Grad Celsius an gerechneten) Temperatur steigt. Damit war ein neues Mittel gefunden, Temperaturen zu definieren und zu bestimmen, was speziell für die sehr hohen Temperaturen von großem praktischen Wert ist.

Zu Beginn der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts bekam die Webersche Theorie der Elektrizität, die ihre mathematische Formulierung auf die unvermittelte Fernwirkung geladener Körper aufbaute, in England einen Stoß. Es war Maxwell, der auf den Faradayschen Anschauungen fußte, gelungen, eine Theorie zu fundieren, bei welcher dem Äther die Funktionen der Vermittlung elektrischer Energie zugewiesen wurde. Nur durch Übertragung durch den in gewisse Spannungszustände versetzten Äther sollte es möglich sein, daß ein elektrisch geladener Körper auf einen anderen wirke. Auf dem Kontinent fand die neue Theorie anfangs nicht viel Anklang; nur einige wenige, darunter in erster Linie Boltzmann, nahmen sie begeistert auf. Kein Wunder, daß sie nicht gleich Eingang fand, war ihr Verständnis doch an das Eindringen in kompliziertesten mathematische Gedankengänge gebunden. Boltzmann wurde ihr Dolmetsch. In zahlreichen Abhandlungen, endlich in seinen in Buchform herausgegebenen Vorlesungen hat er sie den Deutschen und auf diesem Umwege erst auch den meisten Engländern und den anderen Nationen plausibel zu machen verstanden. Ja, man kolportiert den Ausspruch Maxwells, Boltzmann habe ihn besser verstanden, als er sich selbst.

Aber Boltzmann begnügte sich damit nicht. Es lag ihm daran, experimentell Folgerungen aus dieser Theorie zu erweisen, die die Identität des Vermittlers von Licht und elektrischer Energie forderten. Das glückte ihm in der mit bemerkenswertem Geschick durchgeführten Prüfung einer Beziehung zwischen dem Lichtbrechungsvermögen und der Dielektrizitätskonstante (einer Größe, die die Elektrisierbarkeit der Nichtleiter charakterisiert), auf die ganz überraschender Weise die Theorie hinwies.

Die Verifikation gelang und hier liegt der erste, freilich dem größeren Publikum ferner liegende Nachweis der Verwandtschaft zwischen Licht und Elektrizität, der einige Jahre später H. Hertz durch seine glänzenden Versuche als Grundlage unserer modernen Ansichten auf diesem Gebiete zur allgemeinen Anerkennung verhalf.

Als Debatter und Kritiker war Boltzmann ungemein schlagfertig, klar und scharf; manchmal gab er auch seinem Unwillen in drastischen Ausdrücken Luft. So findet sich in Buddes „Mechanik“ eine Stelle, die lautet: „Unter den deformierbaren Körpern ist einer,

der seine Deformationen mit Bewußtsein erzeugen kann. Das ist der Mensch." Dazu hat Boltzmann die eigenhändige Randbemerkung geschrieben: „Seinen Körper mit Bewußtsein deformieren, kann auch das Schwein, aber solchen Stiefel schreiben, kann allerdings nur der Mensch."

So strenge er als Kritiker zu sein vermochte, so milde war er als Prüfer seiner Studenten. Da sprach bei den Rigorosen kaum der Kandidat, sondern zumeist er selbst, und fast hatte man den Eindruck, als wollte er hauptsächlich diese letzte Gelegenheit ergreifen, dem Schüler irgend ein spezielles Gebiet nochmals recht klar und verständlich zu machen. Durchgefallen ist wohl niemand bei ihm. Doch tat er das nicht der Gunst der Hörerschaft zuliebe. Dieser war er sicher, denn selten findet sich mit so enormem Wissen eine so hervorragende Lehrfähigkeit gepaart, wie sie ihm zu eigen war. Die schwierigsten Probleme konnte er vorbringen, so, daß sie dem Hörer als selbstverständlich erschienen, die langwierigsten mathematischen Ableitungen verstand er kunstgerecht durch geistvolle Zwischenbemerkungen zu würzen und mundgerecht zu machen. Einen guten Witz anzubringen, verschmähte er nie, er selbst hat einmal geäußert, daß er solche Witze für vortreffliche mnemotechnische Hilfsmittel halte.

Voll treuer Liebe hing er seinerseits an seinen ehemaligen Lehrern, insbesondere an Loschmidt und Stefan, denen er beiden in inhaltsschweren Gedächtnisreden dauernde Denkmäler zu setzen bestrebt war.

Boltzmann war einigermaßen weltfremd; eigenartig in Lebensweise und Umgangsformen, aber keineswegs ein Stubengelehrter. Voll heimlicher Liebe zur Poesie, ein begeisterter Verehrer der großen Dichter, denen er so manches Wort als Motto seiner Werke entlehnte, hat er auch selbst zahlreiche kleine Sinnsprüche und Verse verfaßt, die sich als Aufschriften auf den verschiedensten Gegenständen des Hausrates, dem Lampenschirm einer Nernstlampe ɔc. in seinem Heime finden. Auch war er ein tüchtiger Musiker. Bis vor kurzem noch hat er immer wieder Klavierstunden genommen, um sich die Fertigkeit auf dem Instrument, das er vorzüglich zu meistern verstand, zu erhalten. Wie unter den Dichtern Schiller, so war hier Beethoven sein Liebling.

Gelegentlich einer kleinen Feier, die zu seinem sechzigsten Geburtstage veranstaltet wurde, an einem Abend, der durch den sprühenden Humor des glänzend aufgelegten Jubilars sein Gepräge erhielt, hat Boltzmann erzählt, daß seine Geburt gerade auf den Übergang eines Faschingdienstages auf den Aschermittwoch fiel. Das sei ihm geblieben. Auch sein Leben führe er wechselnd zwischen ausgelassener Fastnachtsstimmung und dem Rückschlag trübseliger Aschermittwochsgedanken. Niemand vermöchte ihn besser zu charakterisieren, als er dies durch jene Worte getan hat.

Nun ist er von uns gegangen. Möge wenigstens die Erkenntnis in weitesten Kreisen Eingang finden, daß Österreich, daß die Welt einen ihrer größten Denker verloren hat.

Polnische Mystik.

Von Berthold Merwin.

Eine religiöse Sekte ist in Russisch-Polen im Entstehen begriffen. Die Zahl der Anhänger zählt bereits nach Hunderttausenden und wächst infolge der Gegenmaßnahmen von Tag zu Tag. Die Zeitungen berichten von Gewaltakten, Mißhandlungen, Lastertaten. Viele Geistliche wurden suspendiert, zahlreiche Kirchen gesperrt, manche durch die erregte Menge erstürmt und entweiht. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde von dem Widerstande der Mariensöhne (Mariaviten) gegenüber den Behörden, entzündet die Gemüter und schafft einen Resonanzboden für die verworrensten Gefühlsäußerungen.

Diese Bewegung steht auf slawischem Boden nicht vereinzelt da, sondern bildet ein Glied einer langen Kette von Erscheinungen und Tatsachen. Trotz der kulturellen Entwicklung, vielmehr parallel mit ihr, wirkt in der Weltanschauung des Slawen der mystische Gegentrieb. Das Zusammenfassen der Glaubenselemente in harmonisch geordnete Formen ist ihm durchaus fremd. Wo immer sich nur Gelegenheit bietet, trachtet er die bestehenden Formen zu sprengen. Ein Gemisch heidnischer Tradition und naiver Gottanbetung äußert sich da in den abstrusesten Anschauungen. Die wirtschaftlichen und politischen Zustände, die in den untersten Bevölkerungsschichten vorherrschen, begünstigen die Gärung. Treten mächtige äußere Impulse hinzu, dann schwinden plötzlich die Kulissen des Scheines und in ihrer ganzen Nacktheit offenbart sich die unruhige, von widersprechendsten Gefühlsfaktoren beherrschte Volksseele. Die letzte soziale Krisis im Osten Europas bildet solch einen mächtigen Anstoß. Daß sie einen radikalen Umsturz des Bestehenden zur Folge haben wird, ist für den Kenner der Slawenseele gewiß; wie sich diese Umwertung in ihrer historischen Entwicklung vollziehen wird, ist eine Frage der Zukunft. Eine ihrer Erscheinungen hat bereits konkrete Formen erhalten: die auf polnischem Boden immer stärker wachsende Bewegung, die Zustände innerhalb der Kirche und das Verhältnis der Kirche zu den Gläubigen umzugestalten.

Wir wollen diese Bewegung in ihren Haupterscheinungen feststellen: wie sie sich als künstlerisches Schöpfungsmotiv, als theoretisches Gehirngespinst und als praktische Sekte derzeit in Polen äußert.

*

Stanislaw Wyspianski, der bedeutendste Repräsentant der polnischen Literatur der Gegenwart, verfaßte eine Tragödie „Der Fluch", die es bisher noch zu keiner Aufführung auf der Bühne brachte. Während die andern Werke des Dichters zum Mittelpunkt des geistigen Lebens und zum Ausgangspunkt einer neuen dramatischen Literaturepoche in Polen wurden, wagte sich kein Theaterdirektor an den „Fluch" heran. Und doch spiegelt sich in diesem Werke, wie in keinem andern, die slawische Volksseele. Wenn die Werke Gorkis, Andrejews, Tschechows die russische Weltanschauung wahrheitsgetreu darstellen, so tut es „Der Fluch" bezüglich der polnischen Bauernseele mit viel mehr Scharfsinn und mit ungleich größerer künstlerischer Kraft. Abgesehen von dem rein artistischen Experiment des Dichters, modernes Geschehen, zeitgenössische Zustände in die Form der griechischen Tragödie zu gießen, wirkt das Werk, seinem sozialen Gehalt nach, aufklärend und durchleuchtet die verborgensten Tiefen des slawischen Seelenlebens.

Der Fluch der Dürre hat zur Erntezeit ein Dorf heimgesucht. Die Gemeinde ist überzeugt, daß die Ursache dieser Gottesstrafe in einem unerlaubten Verhältnisse des

Ortspriesters zu einem Weibe bestehe. Der Priester, selbst Bauernsohn, ist willensschwach, ohne festen Halt, eine Natur, die sich ausleben will, und die Askese, zu der sie durch den Beruf gezwungen ist, verabscheut. Die Sucht nach Genüssen hat den Priester mit seiner Religion entzweit. Aus dem Konflikt zwischen dem beleidigten Recht einer höheren Macht und dem menschlichen Drange nach Glück erwächst die Tragödie. Als einzige Lösung erscheint die Expiation durch ein blutiges Opfer. Der Vertreter dieser Auffassung ist der Küster, den die empörte, zur Verzweiflung getriebene Menge um Hilfe anfleht. Der Küster ist das Gegenbild des Pfarrers und hierin liegt eben die Bedeutung des Werkes, daß es eine und dieselbe Grundidee, die des Christentums, in zwei einander ausschließenden Gestalten vorführt. Der Küster verkörpert die Idee in abstracto, die ursprüngliche, durch die Berührung mit der sündigen Welt unverderbte Auffassung des mittelalterlichen Christentums. Der Konflikt der sinnlichen Freuden mit dem christlichen Sittenrechte bildet den Inhalt des „Fluches". Die Tragödie des Sünders im Priesterrock mag psychologisch noch so interessant sein, wichtiger ist vom sozialen Standpunkt aus die Frage: wie steht das Volk diesem Kampf gegenüber? Gibt es auch da einen Konflikt? Das Volk empört sich. Es will den Vertreter des Überirdischen aus ganz anderem Material gebildet sehen! Es wendet sich vom Pfarrer ab und jenem Manne zu, der alles Weltliche abgestreift und überwunden hat.

*

Das Problem des „Fluches" aus der Kunstsphäre in die des wirklichen Lebens verpflanzt, aus dem kleinen, polnischen Dorfe auf ein großes Landgebiet verbreitet, aus einem Einzelfalle auf eine Massenbewegung angewendet, bedeutet: die neue Sekte der Mariaviten.

In der Stadt Płock, in Russisch-Polen, lebt derzeit die Mutter des ... Antichrist. Frau Felicie Kozłowska soll das Ungeheuer zur Welt gebracht haben. Eigentlich ist die Genesis des letzten Antichrist nicht sehr klar. Sein Ursprung, Alter, Aufenthalt schwankt legendär in den Vorstellungen des Landvolkes. Es wird erzählt, ein Frauenzimmer aus Płock trage ihn eben in ihrem Schoße, so daß er in der nächsten Zeit in unserem Tränental zu erwarten sei; die andern behaupten hingegen, er sei bereits auf der Welt, zähle 4½ Jahre; es gibt aber auch solche, die sein Erscheinen verschieben wollen: eben sei erst ein Mädchen geboren, das den leibhaften Antichrist gebären wird.

Der Antichrist ist eine Begleiterscheinung der Revolution. Jeder soziale Umschwung hatte seinen Antichrist. In der berühmten Trilogie des russischen Romanciers Mereszkowski „Christus und Antichrist" wird diese Tatsache in drei Kulturepochen nachgewiesen. Napoleon I. und die Revolution vom Jahre 1848 galten doch auch als Projektionen antichristlichen Vernichtungselementes. Das Auftauchen eines Antichrist im Osten Europas ist also unter den gegebenen Verhältnissen historisch wohl begründet. Erscheint sie doch nur in den Zeiten der Fäulnis des Bestehenden, als Vorbote einer Revision kultureller Werte. Deshalb kommt den Mariaviten das „Mütterchen" Kozłowska mit ihrer visionären Kraft sehr gelegen. Die Rolle der Kozłowska beschränkt sich auf Visionen; sie ist die Vermittlerin zwischen dem Himmel und den Lebewesen. Während ihre Jünger sich der Illusion bedienen, operiert sie mit Halluzinationen. Sie verschmäht jeden Anstoß von außen, der zur Entstehung einer Illusion nötig ist, verfügt aber über eine Anzahl von unkontrollierbaren Hallucinationen, die ihr den Ruf einer Heiligen einbringen. Während ihre Jünger,

die Agitatoren der Sekte — konkrete Postulate aufstellen, liefert sie das visionäre Rohmaterial des blinden Glaubens. Zwischen den Halluzinationen der Kozłowska und den Visionen der heiliggesprochenen Frauen besteht aber ein wesentlicher Unterschied. Während diese sich selbst in den Schatten stellten, die offenbarte „Aufgabe" aber in den Vordergrund treten ließen, sich als Dienerinnen der Idee betrachteten, die größten Mißhandlungen und Martern willig über sich ergehen ließen, bemüht sich Frau Kozłowska, die jüngste Aspirantin auf einen Heiligenschein, sich selbst in den Mittelpunkt jeder im visionären Zustande empfangenen Kunde zu stellen. Sie erzählt zum Beispiel, die heil. Klara verließ den Alkoven, in dem sie als Statue aufgestellt war, und befahl der Kozłowska, ihren Platz einzunehmen. Oder: es offenbarte sich ihr der Erzengel Gabriel und verständigte sie, daß sie den Antichrist gebären werde. „Das Mütterchen, erzählen nun die Sektierer, litt sehr darunter, daß sie das Ungeheuer gebären soll, und fiel in Ohnmacht, als sie diese Botschaft vernahm. Als sie aber hörte, daß man dem göttlichen Willen unbedingt folgen müsse, wiederholte sie die Worte ihrer heiligen Vorgängerin: „Da bin ich, deine Dienerin . . ."

Die Visionen des Mütterchens und der Antichrist bilden den übernatürlichen Bestandteil der Sekte. Die natürlichen Konsequenzen bieten ein interessantes Bild. Alles, was in den letzten Jahrzehnten außerhalb der offiziellen Kirche und an der Grenze zwischen Wissenschaft und Scharlatanerie auftauchte, mündet in die Lebensregeln und Weltanschauungen der Mariaviten: Hypnotismus, Magie, Okkultismus, Gesundbeten, freie Liebe, Vegetarianismus, Antipatriotismus, kirchlicher Antidogmatismus und Antikapitalismus fließen da ineinander. Ein kunterbuntes Gemenge praktischer Kulturerrungenschaften und verworrenster Kulturverschrobenheiten. Aber die Mariaviten sind weit davon entfernt, einen geschlossenen Orden, einen Bund von Gesinnungsgenossen zu bilden. Sie sind in der wörtlichen Bedeutung des Wortes eine Ecclesia militans. Aus einem innerreligiösen Problem trachten sie durchaus eine soziale Krisis heraufzubeschwören. Mit Hilfe der betörten Bauern entfernen sie gewaltsam die alten Priester und setzen neue ein. Auf improvisierten Kanzeln werden haßdurchglühte Hetzreden gegen die Säufer, Sünder, Sozialisten, Freimaurer, Intelligenzler, Satansjünger gehalten.

Bei dem polnischen Kleinbauer hat sich nun zu den täglichen Plagen seines schweren Lebens, dem Hungertyphus, Steuereinnehmer u. dgl. die härteste gesellt: die Entscheidung zwischen zwei einander bekämpfenden, geistlichen Richtungen.

*

Die neue Sekte stützt sich auf die untersten Bevölkerungsschichten. Die höchsten Gipfel der Gesellschaft muß man erklimmen, zur intellektuellen Elite der gegenwärtigen Generation emporsteigen, will man einen Einblick in das Wirken einer Genossenschaft tun, die als Pendant der Mariaviten gelten kann.

Die intellektuell Überreifen, die von der normalen Kulturentwicklung abgefallen sind, heißen „Elsen". Hat die Mariensekte den Charakter einer Massenbewegung, so verkörpern die Elsen den radikalsten Individualismus, die völlige Ausschließung des Nichteingeweihten, das mittelalterliche Klosterleben mit dem indischen Exklusivsystem. Den Elsen ist jede agitatorische Absicht fremd. Die verderbte Masse, die sterbende Welt haben sie aus dem Zauberkreise ihrer Verbrüderung ausgeschlossen; kein Sonnenstrahl, kein belebender Funke soll aus dem erlesenen Kreise der Eingeweihten auf das Babel der Morituri fallen.

Darum ist es so schwer, volle Wahrheit über ihr Tun und Lassen, ihre Absichten und Ziele zu erlangen. Die Mariaviten spielen mit offenen Karten; wenn die Elsen ihre Treffer zeigen, sieht man höchstens allegorische Figuren ... Ohne die Schlüssel des geheimnisvollen Tempels aus der Hand zu geben, haben die Elsen doch in einer Reihe von Publikationen offenbart, was sie die Laien wissen zu lassen gnädigst geruhten. Die interessanteste Publikation ist das erste Jahrbuch der Eleusis-Genossenschaft und aus diesem schöpfen wir unsere Informationen.

Erlöser der Völker, nicht mehr und nicht weniger wollen die Elsen sein. Die Mittel sind sehr einfach; vierfache Abstinenz: vom Alkohol, Nikotin, Kartenspiel und Geschlechtsrausch. Das läßt sich hören.

Die Anreger der Eleusis wären aber keine Slawen, wenn sie es bei dieser klaren Präzision ihrer Bestrebungen bewenden ließen. Die typisch slawische, von mystischen Elementen durchdrungene Einkleidung der Idee, die Kulissen, die rings um die praktisch durchführbaren Ziele aufgestellt werden, verschieben die positiven Ergebnisse ins Lächerliche, Kleinliche, Nebelhafte. Die Elsen entziehen der Bewegung jede reale Basis, indem sie ihr einen unfaßbaren metaphysisch angehauchten Nimbus verleihen. „Die Eleusisgruppen — heißt es im Jahrbuch — sind Stätten eines neuen religiösen Ordens, der durch Abstinenz die Verbrüderten zur Opferfähigkeit anregt, durch Reinheit das Verhältnis der Geschlechter umbildet." Extra ecclesiam non est salus. Durch die gesegnete Macht der Reinheit und des Gebetes soll der Menschheit geholfen werden. Das Wort „Menschheit" ist hier nicht in seinem ganzen Umfange zu verstehen. Die Elsen beschränken sich auf die Nation. Sie bilden in Polen gegenwärtig das nationalistisch am weitesten vorgeschobene Element. „Vor 3000 Jahren lehrte man im attischen Tempel in Eleusis die Unsterblichkeit der Seele und die Oberhoheit des Geistes über den Körper. Die eleusinischen Mysterien weihten die Auserwählten mit Ausschluß der Glaubenslosen ein und lehrten sie durch Reinheit sich um ein besseres Dasein als das irdische verdient zu machen. Sie hatten einen nationalen Charakter; es wurden nur attische Bürger beigezogen, die Fremden ausgeschlossen." Die religiöse und nationale Beschränkung innerhalb einer ethisch vollkommen berechtigten Genossenschaft, schließt die „Elsen" von der Kulturevolution der Menschheit aus. Es würde zu weit führen, wollten wir auch die Einzelheiten der Organisation anführen und einer kritischen Durchleuchtung unterziehen. Es genügt, wenn wir die Existenz einer Verbrüderung akademisch gebildeter Leute feststellen, denen die Lebensformen und die Weltanschauung der normal Veranlagten nicht mehr ausreichen. Alles, was abseits der geraden Linie der Kulturevolution liegt, wird zusammengescharrt, eine Unio mystica angestrebt.

„Der Fluch", „die Mariaviten", „die Elsen" bilden eine dreifache Fassung einer und derselben Grundidee. In ästhetischer, sozialer und intellektueller Form verkörpern sie den längst überwundenen Standpunkt, da der Mensch ipse philosophus, Deus, daemon et omnia sein wollte. Das Problem war vor vielen Jahrhunderten hochgradig aktuell, wirkte sowohl in der Klosterzelle eines mittelalterlichen Denkers, als auch auf dem freien Lebensmarkte. Die Kultur der Neuzeit ist darüber hinweggegangen. Wird es aber erneuert, muß es zu einem Konflikte führen. Aus diesem Gesichtspunkte sollen auch diese Erscheinungen betrachtet werden. Die Ziele, die sie anstreben, sind undurchführbar; der Staub aber, den sie aufwirbeln, hemmt eine Zeitlang den normalen Gang der Kulturentwicklung.

Wahlreform und Wahltechnik.

Von Dr. Adolf Daum.

Ob die unter der Herrschaft des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts vorzunehmenden Reichsratswahlen wirklich „die gesellschaftlichen Ordnungen nach ihrer jeweiligen Gliederung widerspiegeln" werden, wie es nach Prof. Freih. v. Wieser* ihre Aufgabe sein soll, und wie es die Anhänger der Wahlreform wünschen müssen, hängt nicht allein von der gleichmäßigen Beteiligung aller Wahlberechtigten an dem Wahlakte und von der glücklichen Lösung der Aufgabe zweckmäßiger Abgrenzung der Wahlkreise ab. Die Vorbereitung des Wahlaktes muß durch entsprechende Einrichtungen dem einzelnen Wähler ermöglichen, sich richtig über die Person der Kandidaten, deren Programm und Parteistellung und deren Aussichten dem Ernste des Wahlgeschäftes entsprechend zu unterrichten, und es muß jedem Wähler die unbedingte Freiheit gesichert sein, am Wahltage der von ihm nach reiflicher Überlegung getroffenen Entscheidung gemäß zu stimmen.

„Wer wirksam wählen will, muß mit anderen zusammengehen mit so vielen, daß die Mehrheit gesichert ist — daher die Wahlparteien." *

Der Schwerpunkt liegt also in der Technik des Wahlgeschäftes, deren sich die Parteien bedienen und in deren Zweck es gelegen ist, daß sie so viel als möglich Geheimnis jeder Wahlpartei bleibt.

Über die Technik der Wahlparteien in den Vereinigten Staaten Nordamerikas belehrt uns Prof. Sombart in einer jüngst erschienenen Schrift.** Die Parteien arbeiten dort mit reichen Geldmitteln, die von den Mandatswerbern selbst oder ihrem Anhange zur Verfügung gestellt werden. — „Die Wahlzwecke, für die alle diese Gelder aufgebracht werden, sind zunächst: Stimmmenkauf pur et simple . . . Der Preis schwankt; man rechnet auf eine Negerstimme 3 Dollars. — Die große Masse der Wahlstimmen auch des niederen Volkes ist natürlich auf diese plumpe Weise nicht zu haben. Aber in breiten Schichten der ärmeren Bevölkerung weiß die Parteileitung sich doch dadurch beliebt zu machen, daß sie Bedürftigen mit ihren Gaben in Not und Trübsal beisteht; diesem wird ein Dollar geliehen, jenem ein Eisenbahnbillet verschafft . . . . Und neben all dieser Fürsorge geht eine generöse Traktiererei in den Destillen — den saloons — einher, wo überhaupt vielleicht der wichtigste Teil des ganzen Wahlgeschäftes absolviert wird; denn hier bearbeitet der Parteiagent, der ‚worker', der in keiner Kneipe fehlt — häufig ist es der Wirt selbst — auch alle diejenigen, die auf anderem Wege als durch Geld oder direkte Unterstützung der oben erwähnten Art gewonnen werden sollen."

Also nicht nur dort, wo die Menge noch unfähig ist, an der Leitung des Gemeinwesens teilzunehmen, und wo „der Inhalt des Wahlrechtes für die Masse der Wähler sich auf ein Zechgelage und blutige Köpfe am Wahltage auflöst",*** sondern auch in dem am weitesten vorgeschrittenen politischen Gemeinwesen sind die Schankwirte einflußreiche Organe derjenigen Wahlpartei, die sie in ihr Interesse zieht, und verschmäht man die Alkoholwirkung keineswegs als ein geeignetes Mittel zum Stimmenwerben.

* Wieser: „Das gleiche Wahlrecht und die nationale Steuerleistung". (Neue Freie Presse, 18. September 1906.)

** „Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?" (Tübingen, Mohr, 1906.)

*** Wieser: A. a. O.

Daß auch in Wien und in Niederösterreich die Gastwirte auf die Wahlen entscheidenden Einfluß üben, rühmte ein Redner auf dem am 25. Juli 1906 abgehaltenen Gastwirtetage, indem er, aufgebracht durch die Konkurrenz, die der Wiener Rathauskeller und die Landesweinkellereien den weinausschenkenden Wirten machen, der herrschenden Partei, die ihre Macht dem Einflusse der Gastwirte zu verdanken hätte, Undank vorwarf.

Um so größer muß natürlich der Einfluß der Schankwirte auf die Wahlen sein, je mehr es den Wählern an der Gelegenheit fehlt, außerhalb der Gasthäuser Versammlungen abzuhalten. Im Gasthause ist ja doch immer der Wirt Herr und kann jedem die Tür weisen und die Zeche eines jeden beeinflussen.

Je weiter der Kreis der Wähler wird und je mehr Volksvertreter aus Wahlen hervorgehen, die unter dem Einflusse von Schankbetriebsinhabern zu stande kommen, desto wichtiger wird die Frage, ob dieser Einfluß für das Ergebnis der Wahlen unbedenklich ist.

Da der herrschenden Sitte gemäß jeder, der sich im Wirtshause aufhält, dem Wirt durch Bestellung von Speisen oder Getränken Gelegenheit geben muß, etwas zu verdienen, und die meisten außerhalb ihrer normalen Mahlzeiten Speisen nicht zu sich zu nehmen lieben, wird der Aufenthalt im Wirtshause vorwiegend durch Bestellung von geistigen Getränken bezahlt; durch die Wahlen und deren Vorbereitung wird also zunächst zum Vorteile der Alkoholproduzenten und der Wirte der Alkoholgenuß erheblich gesteigert, eine Tatsache, die an und für sich bedauerlich erscheinen muß, wenn man die von Tag zu Tag steigende Zahl von Unfällen, Übeltaten, Erkrankungen und Todesfällen erwägt, die durch übermäßigen Alkoholgenuß veranlaßt werden.

Schlimmer als der Einfluß der Wahlen auf den Alkoholkonsum ist aber die Wirkung des Alkoholkonsums auf die Wahlen. Ist jener eine zufällige Nebenerscheinung der Wahlagitation, so ist diese eine mit Vorbedacht veranlaßte Herabsetzung des klaren Bewußtseins und des politischen Pflichtgefühls der Wähler, die sich zum erheblichen Schaden des Wahlergebnisses fühlbar machen muß.

Das Recht des Staatsbürgers, an der Wahl eines Volksvertreters teilzunehmen, ist das einzige politische Recht, das dem Manne aus dem Volke zusteht, und muß ihm die schweren Lasten aufwiegen, mit denen Wehr- und Steuergesetze ihn bedrücken. Er muß es deshalb in voller Unabhängigkeit und Freiheit, mit voller Überlegung ausüben. Der Gedanke des allgemeinen Wahlrechtes beruht auf der Voraussetzung, daß jeder Wähler es, erfüllt von dem Ernste desselben und mit dem Bewußtsein ausübt, der Wahlakt schütze die Interessen des ganzen Volkes oder doch jenes Standes oder jener Klasse, der er angehört.

Die Inhaber der Schankgewerbe sind, wie von einem von ihnen auf einem Wiener Gastwirtetage ohne Widerspruch anerkannt wurde, zu vier Fünfteln in voller Abhängigkeit von der Alkoholindustrie, also von vornherein gegen jeden Kandidaten eingenommen, der der Alkoholindustrie entgegengesetzte Interessen vertritt. Aber auch anderen Interessengruppen, als der Alkoholindustriellen, wenn sie über entsprechende Mittel verfügen, ist es leicht möglich, durch Vermittlung von Schankgewerbetreibenden, die sie in ihr Interesse ziehen, Alkoholwirkungen in den Dienst ihrer Parteisache zu stellen, indem sie Wähler bewirten lassen, ohne daß diesen der Stimmenkauf selbst zum klaren

Bewußtsein kommt. Ein harmlos gebotener Freitrunk ist manchem, der die Arbeit am Wahltage unterbrechen mußte, willkommen. Sitzt der Mann einmal beim Glase, so übt unter Patronanz des Wirtes die Wahlagitation der betreffenden Partei ihren Einfluß. Welches Gasthaus er betritt, entscheidet darüber, für wen er stimmt. Zu welchen Mitteln die Agitation herabsteigt, um Alkoholwirkungen zu erzeugen und zu nutzen, davon dürften die den Legitimationsausschüssen der Parlamente vorgelegten Wahlproteste reichlich zu erzählen wissen.

Unter Alkoholwirkung gestellt, hört die Wahl auf, das Ergebnis ernster Überlegungen und reifer, freier Entschließungen zu sein, und muß, sobald der Wetteifer der Parteien die Anwendung dieser bedauerlichen Agitationsweise steigert, dahin führen, daß die Volksinteressen zu gunsten derjenigen preisgegeben werden, die am reichlichsten zu bewirten vermögen oder am geschicktesten zu bewirten verstehen.

Die Wahlen kommen dann zwar dem Getränkekonsum, aber nicht dem Volkswohl zu Hilfe.

Freunden einer ruhigen und allmählichen Fortentwicklung wird aber ein anderes Moment von größter Bedeutung sein, das hier in Betracht kommt.

In einer in deutscher Übersetzung erschienenen Schrift* behandelt der aus der Schule Lombrosos hervorgegangene italienische Jurist Scipio Sighele zunächst zum Zwecke juristischer Klarstellung der Strafbarkeit der Massenverbrechen die Kollektiv-Psychologie.

Von dem Satze Ferris ausgehend, auf psychologischem Gebiet gebe die Vereinigung von Individuen nie dasselbe Ergebnis wie die Summe der Tätigkeiten jedes einzelnen, analysiert er die Einflüsse, welche schlummernde verbrecherische Neigung, Nachahmungssucht, aber auch Anpassung aus Furcht und Selbsterhaltungstrieb auf das Verhalten der in einer gemeinsam handelnden Masse vorhandenen einzelnen üben.

„Keime des Diebstahls, des Mordes, sexueller Verbrechen, in dem Individuum, so lange es isoliert lebt, zumal unter dem hemmenden Einfluß der Erziehung verborgen und unentwickelt geblieben, wachsen plötzlich in der Berührung mit anderen riesengroß empor," (Lombroso.**)

„Die Menge stellt einen Nährboden dar, auf dem sich der Bazillus des Bösen sehr leicht entwickelt, und in dem der des Guten fast immer zu grunde geht."

Daß „die Masse sich wie ein Haufe trockenen Pulvers verhält, der explodiert, sobald man ihm die Lunte nähert," gilt nach Sighele für alle Massenerscheinungen, insbesondere auch für politische Wahlen, und „was die Wildheit der in der Menge vorhandenen Verbrecher und die Erregung aller steigert, das ist außer dem Rausche, den die bloße Zahl schon mit sich bringt, der Einfluß der bei solchen Gelegenheiten reichlich genossenen geistigen Getränke."

Wer kann diese Ausführungen Sigheles lesen, ohne sich die erregten Szenen zu vergegenwärtigen, die an einem Tage im ganzen Reich an jedem Wahlort entbrennen müssen, wenn zum ersten Male unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts die Wähler zur Urne schreiten! Wenn zu der Erregung durch Parteigegensätze, die auf mehr oder minder reichliche Bewirtungen folgende, das Bewußtsein in Dämmerung hüllende, Reaktionen entfesselnde, Selbstbeherrschung ertötende Wirkung alkoholischer Getränke hin-

* „Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen." Dresden. Reißner. 1897.

** „Die politischen Verbrechen und die Revolution", deutsch von Kurella. Hamburg, 1891.

zukommt, wo werden all die Schutzmänner und Gendarmen aufzubringen sein, um an dem einen Tage im ganzen Reiche Exzessen von unvorhersehbarer Ausdehnung rechtzeitig Einhalt zu gebieten!

Gerade in Ländern, deren Bevölkerung die Grundsätze der Demokratie von altersher hochgehalten hat, in dem demokratischen Königreich Norwegen und in einer großen Zahl der Vereinigten Staaten ist man sich des unheilvollen Einflusses der Schankwirtschaften am Wahltage bewußt geworden und hat deshalb allen Ausschank geistiger Getränke am Wahltage gänzlich verboten.

Ist es zu denken, daß man in Österreich ein ähnliches Verbot erlassen werde?

Wohl haben Alkoholgegnervereine dergleichen in Vorschlag gebracht, wie es ja ihre Pflicht war. Die Schwierigkeiten, die sich dem Werke der Wahlreform noch immer entgegenstellen, wird niemand durch eine Neuerung im genannten Sinne erhöhen wollen. Die Tagespresse, vielfach mit den Interessen der Alkoholindustrie und der Gastwirte verknüpft, wagt es nicht, sie zu vertreten. Wo also nicht etwa einsichtsvolle und gemeinnützig gesinnte Männer für die Wahlvorbereitungen geräumige Lokalitäten außerhalb der Gasthäuser zur Verfügung stellen, werden auch unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechtes die Schankgewerbebetriebe ihren Einfluß zu üben fortfahren, und, so wenig man heute ahnt, welche Parteien oder Volksstämme aus der Wahlreform Nutzen ziehen werden, eines steht fest: der Alkoholindustrie und den Schankgewerben wird damit aufgeholfen.

Der entschwundene Garten.

Von Paul Stefan.

Still blüht in Fernen eines Gartens Pracht.
Ein milder Mai gab Glück und Duft und Schleier
Und Mondenlicht und Elfenglanz die Nacht.

Mein war der Garten und die süße Feier;
Doch brach die Brücke zu des Jünglings Wonnen.
So ist noch jeder Traum in Nichts zerronnen
Und einsam klagt der Schmerz zu müder Leier.

Chronik.

Fachschulwesen.*)

Das industrielle Bildungswesen entwickelt sich, reichlich durch staatliche Mittel unterstützt, fortschreitend in aufsteigender Richtung. Man merkt, daß die Leitung dieses Departements im Unterrichtsministerium bestrebt ist, berechtigten Wünschen, die aus den Kreisen der Lehrerschaft sowie aus jenen der Interessenten laut werden, möglichst Rechnung zu tragen, wobei immer in erster Linie, sowohl bei Neugründungen als auch bei Reorganisationen von Schulen auf eine möglichst enge Verbindung und gegenseitige Ergänzung von Schule und gewerblicher Praxis, sowie die lokalen Bedürfnisse der Standorte dieser Anstalten Rücksicht genommen wird.

Diese zeitgemäße Ausgestaltung der einzelnen Schulen zeitigt aber auch Fragen, deren Erörterung und Lösung seitens des betreffenden Departements an der Zentralstelle neuestens auf dem Wege der Publikation erstrebt wird, zu welchem Zwecke das vortrefflich redigierte „Zentralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen" bereitwilligst seine Spalten öffnet. Zu diesen dermalen in Diskussion stehenden Fragen gehört u. a. auch jene nach der Verwendung solcher Lehrpersonen, die ihrer Haupttätigkeit nach nur in Winterkursen mit Unterricht beschäftigt sind, in den Sommermonaten aber nur wenig oder gar keine Lehrstunden geben. Man hat nun den Ausweg vorgeschlagen, solche Lehrer als Wanderlehrer zu beschäftigen. Es wäre dies um so wünschenswerter, als viele Gewerbetreibende länger andauernde Instruktionen und eingehendere Belehrungen wünschen, als sie bisher geboten werden konnten, wodurch die seit etwa vier Jahren bestehende Institution des Wanderunterrichtes, die den Zweck verfolgt, höhere fachliche Kenntnisse und Fertigkeiten im Gewerbestande zu verbreiten, allen Fortschritt auf technischem und artistischem Gebiete möglichst rasch und wirksam zu propagieren und selbst in entlegene Länder zu tragen, nur gewinnen könnte; sie hat sich jetzt schon als wirksame Hilfsinstitution des gewerblichen Bildungswesens erwiesen. Im Jahre 1905 waren 121 Wanderlehrer auf verschiedenen Fachgebieten tätig; die Kosten beliefen sich auf 57.000 K, für 1906 sind 60.000 K eingestellt.**

Einer weiteren Erwägung wurde das in neuerer Zeit immer weiter um sich greifende Bedürfnis nach tunlichst vollkommen spezialisierter Fachbildung im gewerblichen Unterrichte unterzogen; diesem kann durch allgemeingewerbliche Fortbildungsschulen nicht mehr entsprochen werden, sondern nur durch Schaffung von Spezialschulen, die der stets weitergreifenden Arbeitsteilung und Spezialisierung im Gewerbe entgegenkommen sollen.

Von anderen Maßnahmen der letzten Zeit auf dem Gebiete des industriellen Bildungswesens seien nur die wichtigsten hier kurz angeführt.

Um einem oft geäußerten Wunsche zu willfahren, wurden die Absolventen höherer Gewerbeschulen und verwandter Lehranstalten zur Ablegung der Maturitätsprüfung an Realschulen zugelassen, damit diesen Absolventen der Zutritt zur technischen Hochschule im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen ermöglicht werde; hiebei wurden den Kandidaten bedeutende Erleichterungen bei Ablegung des Examens gewährt. Es wird sich nunmehr zeigen, wie die aus der Gewerbeschule hervorgegangenen Techniker sich bewähren werden; in jedem Falle aber kann man es mit Freude begrüßen, daß die vornehmlich praktische Richtung der Gewerbeschulen als gleichwertig mit der an der Realschule erworbenen, in der Hauptsache theoretischen Ausbildung angesehen wird.

Als neue Schulgattung in der Kategorie der gewerblichen Unterrichtsanstalten tritt als Abart der Werkmeisterschule die Bauhandwerkerschule auf, ein Schultypus, der bestimmt ist, den Angehörigen des Baugewerbes (Maurern, Zimmerleuten, Steinmetzen u. s. w.) jene Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, die geeignet sind, ihnen eine erhöhte Arbeits- und Erwerbsfähigkeit in ihrem Gewerbe zu verschaffen und insbesondere die Angehörigen einzelner bestimmter Gewerbe zur Ablegung der bezüglichen Meisterprüfung zu befähigen; sie soll demnach die Meisterlehre zeitgemäß ergänzen. Die Schule besteht aus Tageskursen, welche, je nach Bedarf, im Winter oder im Sommer abgehalten werden, und zwar aus einem fünfmonatigen Vorbereitungskurse und zwei fünfmonatigen Fachkursen (z. B. für Elektrotechnik, Maschinenwärter u. a.), ferner aus einer gewerblichen Fortbildungsschule für Lehrlinge und einem offenen Zeichen- und Modellierraal für Meister und Gehilfen, sowie für Absolventen gewerblicher Fortbildungsschulen. Die Aufnahmsbewerber müssen mindestens 17 Jahre alt sein, ihre Lehrzeit beendet und während dieser eine gewerbliche Fortbildungsschule besucht haben. Wo es das lokale Bedürfnis erheischt, kann der Bauhandwerkerschule auch eine Abteilung für volksschulpflichtige Kinder von 12—14 Jahren an-

* Vergl. Bd. III, Heft 27 u. 28, der „Österr. Rundschau."

** Vgl. „Ergebnisse des Wanderunterrichtes staatlicher gewerblicher Lehranstalten im Jahre 1905." („Zentralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen"; Band XXIV, 3. Heft.)

gegliedert werden, wodurch der Wirkungskreis der Schulen noch bedeutend erweitert wird. Der Lehrplan ist den jeweiligen Bedürfnissen der an der Anstalt vertretenen Gewerbe und den lokalen Verhältnissen derart anzupassen, daß eine ausreichende theoretische und, soweit tunlich, auch praktische Ausbildung der Schüler gesichert erscheint; die praktische Ausbildung erfolgt in Werkstätten und Ateliers. Sind diesen Bauhandwerkerschulen noch Kunsthandwerkerkurse angegliedert, so heißen sie Bau- und Kunsthandwerkerschulen; sie werden dort am Platze sein, wo die Bau- und Kunstgewerbe angemessen vertreten, die übrigen Gewerbe aber oder Spezialindustrien nicht so entwickelt sind, um die Errichtung eines größeren Schulorganismus zu rechtfertigen.

In einer Art Motivenbericht wurde im „Zentralblatt" von berufener Seite erst kürzlich auf den Wert dieser neuen Schulgattung hingewiesen; als Grund für die Errichtung dieser Anstalten wurde der Umstand angeführt, daß die Baugewerbe, ebenso wie die Kunstgewerbe, sehr wichtig sind, und daß ihre Angehörigen der Weiterbildung in Schulen am meisten bedürfen. Diese neuen Anstalten sind demnach den besonderen Bedürfnissen des Kleingewerbes angepaßt und dürften für dasselbe von nicht zu unterschätzender Bedeutung werden. Der Jahresaufwand für eine Bauhandwerkerschule dürfte sich etwa auf 40.000 K, für eine Bau- und Kunsthandwerkerschule auf etwa 46.000 K stellen; für eine angegliederte Abteilung für volksschulpflichtige Knaben belaufen sich die Kosten entsprechend höher. In jedem Falle aber muß jede Gemeinde, die eine solche Schule anstrebt, sich darüber klar sein, „daß die mit ihrer Gründung und Erhaltung verbundenen Auslagen bedeutend und nur dann gerechtfertigt sind, wenn eine sichere Gewähr für eine ausreichende Frequenz der einzelnen Schulabteilungen gegeben ist".

Es wurden bereits einzelne Fachschulen und Handwerkerschulen in Bauhandwerkerschulen umgewandelt; es haben sich nämlich die bei Gründung der letzteren Schulgattung gehegten Erwartungen bezüglich ihrer Ersprießlichkeit und Verbreitung nicht verwirklicht, da Gemeinden und Korporationen solche Schulen nicht wünschten.

Eine andere Angelegenheit, die das industrielle Bildungswesen betrifft, wurde auf dem im September 1905 in Wien abgehaltenen allgemeinen österreichischen Baumeistertage erörtert; es wurde daselbst beschlossen, an die Regierung mit dem Ersuchen heranzutreten, es sollen für sämtliche Schüler der bautechnischen Abteilungen der höheren Gewerbeschulen die obligatorischen Ferialkurse von 6—8 Wochen eingeführt und im Zeugnisse vorgemerkt werden; es sollen ferner Polierschulen mit einsemestrigem Unterrichte errichtet und an allen Bauabteilungen der höheren Gewerbeschulen sollen Kontorwissenschaften sowie das Wichtigste aus dem Wechselrecht gelehrt werden. Diesem letzteren Wunsche kann die Unterrichtsverwaltung allerdings nur in bescheidenem Maße nachkommen, da es an für diese Disziplinen befähigten Lehrkräften mangelt; es werden zwar Kurse zur Heranbildung von Lehrern der kommerziellen Fächer an gewerblichen Fortbildungsschulen abgehalten, allein die Zahl der Frequentanten genügt nicht für den Bedarf.*

Auf dem im November 1905 abgehaltenen allgemeinen österreichischen Bautechnikerkongreß wurde wieder eine Reorganisation der Staatsgewerbeschulen in dem Sinne verlangt, daß die Werkmeister- und höheren Gewerbeschulen bautechnischer Richtung aufgelassen werden und daß an deren Stelle Baufachschulen treten mögen. Auf diesem Kongresse trat übrigens auch wieder der Zwiespalt zutage, der schon seit langem zwischen Baumeistern und Bautechnikern besteht; die letzteren verwahrten sich dagegen, daß eine Reform der Baumeisterprüfung im Sinne der Beschlüsse des Baumeistertages durchgeführt werde, insbesondere aber dagegen, daß die Absolventen der Werkmeisterschulen von dem Rechte zur Ablegung der Baumeisterprüfung ausgeschlossen sein sollten, solange die Reorganisation der Staatsgewerbeschulen, die eben durch Baufachschulen ersetzt werden sollen, nicht durchgeführt ist.

Nicht unerwähnt bleibe ferner, daß gegenwärtig von der Unterrichtsverwaltung die Frage erwogen wird, ob Mädchen und Frauen generell zum Studium an allen gewerblichen Lehranstalten zugelassen werden sollen, um dem weiblichen Geschlechte mehr Ausbildungs- und Erwerbsmöglichkeiten zu erschließen. Die Wiener Handelskammer, die um ein Gutachten in dieser Frage angegangen wurde, hat sich für eine Zulassung von Mädchen und Frauen zum Studium an den genannten Anstalten ausgesprochen, zumal auch kein gesetzliches Hindernis für die gewerbliche Betätigung der Frauen bestehe. Als für Frauen passende Gewerbe werden angeführt: Textil- und Bekleidungsindustrie, Kunstgewerbe, Zahntechniker- und Friseurgewerbe und das chemische Gewerbe.

Schließlich sei in dieser Chronik auch des Protestes nicht vergessen, der vor kurzem von beteiligter Seite gegen die Bevorzugung der

* Vom Jahre 1889/90—1903/04 wurden diese Kurse von 140 Frequentanten besucht; es waren dies zumeist zweiwöchige Ferialkurse. Auch für die Heranbildung von Zeichenlehrern für gewerbliche Fortbildungsschulen wird auf diese Art gesorgt. Vom Jahre 1879/80—1903/04 wurden 1461 Kandidaten in 4—5monatigen Kursen ausgebildet.

Juristen bei Vergebung von Stellen vorgebracht wurde, die eigentlich den Technikern gebühren. Wir sind es aber schon zu lange gewohnt, im Verwaltungsdienste die Vertreter der technischen Disziplinen häufig beiseite geschoben zu sehen, als daß wir eine baldige Besserung in dieser Hinsicht erwarten dürften; immerhin ist es lebhaft zu begrüßen, daß sich endlich einmal die Fachleute rühren und an den maßgebenden Stellen demonstrieren, zu welchem Zweck und in welcher Absicht sie eigentlich ihre Studien absolviert haben, die doch auch der Staat in so munifizenter Weise fördert. Das Budget für das gewerbliche Bildungswesen allein, also mit Ausschluß der technischen Hochschulen, weist nämlich für das Jahr 1906 die stattliche Summe von 10,248.390 K auf; es ist seit dem Vorjahr um 545.042 K, das ist um 5·62 Prozent gestiegen*. Die Gesamtfrequenz der staatlichen gewerblichen Lehranstalten belief sich im Schuljahr 1905/06 auf 28.411 Personen.

Aus dem Staatsvoranschlage ist also zu ersehen, welche Fürsorge die Unterrichtsverwaltung dem industriellen Bildungswesen in seiner Gesamtheit zuwendet. Schon durch die Zahl der Anstalten ist es imponierend; wir haben gegenwärtig zwei Kunstgewerbeschulen, 21 Gewerbeschulen und 157 Fachschulen für einzelne gewerbliche Zweige neben 11 Handwerkerschulen, von welchen sechs vom Staate erhalten werden; überdies besitzen wir 943 gewerbliche Fortbildungs- und 4 allgemeine Zeichenschulen. Es ist demnach in genügender Weise für den gewerblichen Nachwuchs und sein tatsächlich vorhandenes Bildungsbedürfnis gesorgt, und es wäre nur lebhaft zu wünschen, daß, wie dies auch in den Intentionen der Unterrichtsverwaltung gelegen ist, der große Strom, der sich alljährlich in die Gymnasien und Realschulen ergießt, ein wenig vor den gewerblichen Bildungsanstalten haltmachen würde, weil gerade die fachliche Unterweisung, wie sie an den industriellen Schulen fast aller Kategorien vermittelt wird, mit ihrer Pflege des Anschauungsunterrichtes, auf den das größte Gewicht gelegt wird, ein wichtiges Erziehungsprinzip in die Tat umsetzt, indem sie dem theoretischen Unterricht die praktische Unterweisung in der Werkstatt und im Atelier zugesellt und somit als Erziehung zur Arbeit im wahrsten Sinne des Wortes anzusehen ist. Unter der übergroßen Zahl von Reformvorschlägen,* die unser gymnasiales Bildungswesen in neue Bahnen lenken wollen, nimmt nicht die letzte Stelle jener Vorschlag ein, der eine Annäherung unserer Gymnasien und Realschulen an die Landerziehungsheime wünscht, an jene Institutionen, die Körper und Geist gleichmäßig beschäftigen und die nur in der harmonischen Ausbildung beider das Endziel aller Erziehung erblicken. In diesem Sinne könnten die drei Haupttypen der gewerblichen Lehranstalten, die in einem bestimmten Gewerbe ausbilden, ferner solche, die Gewerbeangehörige fortbilden und schließlich jene, die für den gewerblichen Beruf vorbilden, richtunggebend und vorbildlich für eine zeitgemäße Umgestaltung des Lehr- und Unterrichtsbetriebes an den Mittelschulen wirken.

Auf dem Gebiete des kommerziellen Unterrichtes ist als bemerkenswertestes Ereignis der letzten Zeit ein Erlaß zu bezeichnen, der das Reziprozitätsverhältnis zwischen den einzelnen kommerziellen Lehranstalten regelt, vorläufig allerdings nur zwischen den von privaten Körperschaften und den vom Staate erhaltenen Schulen, indem bestimmt wird, daß Lehrpersonen an staatlichen Handelslehranstalten eine hervorragende kommerzielle Praxis, ferner den an eine staatliche Handelslehranstalt übertretenden Lehrkräften nichtstaatlicher, mit dem Öffentlichkeitsrechte ausgestatteter Handelsschulen, die an diesen in der Eigenschaft als wirkliche Lehrer vollstreckte Dienstzeit unter der Voraussetzung als Staatslehrdienstzeit angerechnet werden könne, daß die betreffenden Lehrkräfte die volle, auch für den staatlichen Schulbereich gültige formelle Qualifikation nachweisen und in ihrer vorbezeichneten früheren Stellung die Bestätigung des Ministeriums erhalten haben. Damit ist wohl der erste Schritt getan, um vielleicht ein Reziprozitätsverhältnis auch zwischen den einzelnen von Korporationen oder Privaten erhaltenen Schulen herzustellen, denn es liegt, wie wir schon in unserem ersten Berichte ausgeführt haben, in dem Mangel dieses Verhältnisses einer der schwerwiegendsten Übelstände, die dem Handelsschulwesen anhaften, dessen Lehrer an die Scholle gebunden sind, wollen sie nicht bei jedem Wechsel des Dienstortes wohlerworbener Rechte verlustig werden.

Die günstigste Lösung dieser Frage bestünde freilich wohl in der schon so lange angestrebten und jüngst erst wieder auf dem Reichenberger Kaufmannstage geforderten Verstaatlichung der Handelsschulen, da eine solche Maßnahme auch eine Anerkennung der früher erworbenen Rechte hinsichtlich der Dienstjahre involvieren

* In dieser Summe ist natürlich der Gewerbeförderungsdienst nicht indegriffen, der zum Handelsministerium ressortiert. Auch diese vielfach vom Auslande nachgeahmte Institution entwickelt sich in erfreulichster Weise. Neuestens ist sie mit einer wertvollen Publikation, den „Annalen des Gewerbeförderungsdienstes des k. k. Handelsministeriums" hervorgetreten, die, nach den vorliegenden zwei Heften zu schließen, dem Gewerbeförderungswesen gute Dienste leisten wird.

* Vgl. u. a. die vortreffliche Broschüre: „Arbeit und Erziehung" von Otto Rühle. (München, G. Birk & Cie.)

würde. Es scheint aber, daß es mit der Verstaatlichung noch seine guten Wege hat. Man hat zwar im vorigen Schuljahre mit der Übernahme der Grazer Handelsakademie in staatliche Verwaltung begonnen, allein ob die andern Akademien und insbesondere die zweiklassigen Schulen nachfolgen werden, ist noch völlig unbestimmt; man will jedoch in der nächsten Zeit die Subventionen erhöhen, um den guten Willen der Unterrichtsverwaltung darzutun. Mehr wird vorläufig nicht geschehen, wiewohl gerade die niederen Anstalten an den Staat mit solchen Ansprüchen herantreten, indem sie betonen, daß sie für die breite Masse der Handelsleute die richtigen Vorbildungsstätten sind und daher einem dringenden Bedürfnisse entsprechen. Einige dieser Anstalten lassen sich deshalb auch ihre Ausgestaltung sehr angelegen sein; so gliedern sie den eigentlichen Tageskursen Buchhaltungskurse für Volks- und Bürgerschullehrer an, ferner Kurse über Eisenbahntarifwesen für Kaufleute, Sprach- und Stenographiekurse u. a. m.

Auf zwei in der letzten Zeit abgehaltenen Wanderversammlungen der Lehrerschaft dieser Schulen wurden deren Anschauungen in dieser Hinsicht zum Ausdruck gebracht. Es wurde hiebei auch der Wunsch ausgesprochen, den Wirkungskreis der zweiklassigen und der höheren Handelsschulen scharf abzugrenzen und ebenso die Aufnahmsbedingungen für beide Schulkategorien zu regeln. Man erstattete überdies Vorschläge zur Hebung des Ansehens der niederen Schulen und ihrer Lehrerschaft, man erörterte die Frage der Schülerversorgung der zwei Kategorien von Handelsschulen, die Wichtigkeit der Unterrichtsziele der einzelnen Anstalten und faßte die vorgebrachten Wünsche und Beschwerden dahin zusammen, daß die Zurücksetzung der niederen Schulen gegenüber den Akademien in keiner Weise gerechtfertigt sei und eine schwere Schädigung der ersteren bedeute, daß sogar der ganze Schultypus verschwinden müßte, wenn nicht in irgend einer Form Abhilfe getroffen wird; man brauche nur auf die Bestrebungen der einzelnen Kuratorien hinzuweisen, die ihre Anstalten in Akademien umwandeln wollen, um denselben eine größere Beachtung und Wertschätzung in der Bevölkerung und den Absolventen bedeutendere Berechtigungen zu verschaffen.

Alle diese Fragen und Klagen gelangten auch auf dem zu Pfingsten dieses Jahres in Wien stattgefundenen Handelsschultage zu eingehender Besprechung und Erörterung. Auf diesem Kongresse wurden besonders die einseitigen Berechtigungen diskutiert, die in den Beziehungen zwischen Einjährig-Freiwilligen-Recht und Handelsschulen zum Ausdruck kommen; man erwartet in dieser Hinsicht von dem neuen Wehrgesetz die Milderung einiger Härten, die namentlich die niederen Handelsschulen betreffen und ihre Frequenz beeinträchtigen. Andere Referate bezogen sich auf Standesfragen der Lehrerschaft, auf die Qualifikation der Bürgerschüler für die höheren Handelsschulen sowie auf die Handelshochschulen. Von den niederen Anstalten war auf diesem Tage im allgemeinen wenig die Rede; und doch muß zugestanden werden, daß die zweiklassigen Handelsschulen mancher Förderung bedürfen, zumal sich ihre Absolventen in der Praxis bewähren. Und das bleibt schließlich bei einer Fachschule die Hauptsache, wie dies mit Recht der gewesene Leiter des Unterrichtsministeriums, Freiherr v. Bienerth, einer im März dieses Jahres bei ihm erschienenen Deputation von Handelsschullehrern gegenüber aussprach, deren berechtigten Wünschen nach Hebung des sozialen Ansehens durch irgend eine äußere Anerkennung, wie Titel oder Rangeinteilung, er sich allerdings nicht verschließen konnte. Die Unterrichtsverwaltung will nun in der Tat der Ausbildung und Wertschätzung des kaufmännischen Nachwuchses mehr Aufmerksamkeit auch in dieser Richtung zuwenden, denn, wie Generalkonsul v. Lindheim erst kürzlich in einem Vortrage ausführte, ist der Kaufmann von heute nicht mehr der Kaufmann von gestern, er bedarf einer gründlicheren fachlichen Ausbildung und es dürfen sich vor allem dem Stande nicht mehr jene Elemente zuwenden, die zu keinem andern Berufe mehr Lust und Talent zeigen. Als im Vorjahre seitens des Zentralvereines der kaufmännischen Angestellten in einer Flugschrift vor dem kaufmännischen Berufe gewarnt wurde, da wurde von anderer Seite mit Recht darauf hingewiesen, daß dieser Beruf nur besserer Elemente bedürfe, dann brauche ihnen um die Zukunft nicht bange zu sein.* Darin liegt unseres Erachtens der springende Punkt der ganzen Handelsschulfrage; wird es erst einmal in dieser Hinsicht besser, dann braucht man niemanden von der kaufmännischen Berufswahl abzuhalten. Es werden dann wohl auch jene Klagen verstummen, die gegenwärtig mit Recht gegen eine zu geringe Berücksichtigung des kaufmännischen Elementes in der Staatsverwaltung erhoben werden; man lasse zu wenig kommerziell geschulte Kräfte zu leitenden Stellen im staatlichen Verwaltungsdienste zu, der deshalb in bureaukratischen Formen erstarre, was sich in sehr abträglicher Weise namentlich in bestimmten Zweigen des öffentlichen Dienstes bemerkbar mache. Wird jedoch das kommerzielle Unterrichtswesen durch die Übernahme in staatliche Verwaltung auf gleiche Stufe mit den anderen Zweigen des fachlichen Unterrichtes gestellt, bei welchen sich, wie Mini-

* Vgl. auch „Die österreichischen Handelsschulen und ihre Schüler." Von Max Wolfrum (Aufsig 1906).

sterialrat v. Fesch jüngst bei der Schlußsteinlegung der Grazer Akademie ausführte, diese Ingerenz so glücklich bewährt hat, werden den Absolventen dieser Schulen gewisse Berechtigungen zuerkannt, wird Vorsorge für eine entsprechende wissenschaftliche Ausbildung der Handelsschullehrer getroffen, wie dies im Wege hochschulmäßiger Einrichtungen seitens der Unterrichtsverwaltung geplant ist, wird eine Revision der Lehrpläne und der Organisation der Schulen vorgenommen und wird schließlich die soziale und materielle Position der an diesen Anstalten unter oft recht schwierigen Verhältnissen wirkenden Lehrer durch eine von der Unterrichtsverwaltung ausgehende, für alle Schulen bindende Aktion geregelt, dann werden die Handelsschulen auch jene Aufgaben erfüllen, die ihren Gründern vorgeschwebt haben, dann werden sie sich aber auch jener Beachtung in der Öffentlichkeit erfreuen, der sie heute leider vielfach noch ermangeln.

Die Frequenzverhältnisse an den österreichischen kommerziellen Schulen wiesen im letzten Schuljahre eine Zunahme gegen das Vorjahr auf. Die höheren Handelsschulen wurden von 5919 Schülern (1904/05: 5811), die niederen von 4212 Schülern (1904/05: 4097) besucht; hiezu muß jedoch bemerkt werden, daß die Zahl der zweiklassigen Schulen um jene in Spalato (38 Schüler) vermehrt wurde, die Zahl der höheren Anstalten betrug 22. Doch sind bezüglich der niederen Schulen Neugründungen (Meran, Saaz, Marburg u. s. w.) in Aussicht genommen. Zu den Akademien trat die im Vorjahre eröffnete, vom Wiener Kaufmännischen Verein errichtete Neue Wiener Handelsakademie und eine heuer von Direktor Glasser eröffnete höhere Handelsschule; sie dürften beide guten Besuch aufweisen, da sich bisher in Niederösterreich nur die Wiener Handelsakademie mit einer sehr großen Schülerzahl (1904/05: 948) befand, während z. B. Böhmen neun und Mähren vier Akademien aufzuweisen hat.*)

Hinsichtlich der Mädchenhandelsschulen ist zu bemerken, daß bei fast allen Erhaltern solcher Anstalten das Bestreben zutage tritt, den berechtigten Wünschen der Unterrichtsverwaltung entgegen zu kommen und die Schulen auf zwei Jahrgänge zu erweitern, weil endlich die richtige Anschauung die Oberhand gewinnt, daß für eine tüchtige fachliche Ausbildung in einem Jahre zu wenig geleistet werden kann. Im Laufe der nächsten Jahre dürfte diese Erweiterung an allen zumeist mit den Handelsschulen für die männliche Jugend in Verbindung stehenden Mädchenhandelsschulen durchgeführt sein.

Für die kaufmännischen Fortbildungsschulen wurde im Schuljahre 1905/06 eine neue Schul- und Disziplinarordnung eingeführt, die sich durch besonders strenge, doch für die in Betracht kommende Schulkategorie recht notwendige Maßnahmen auszeichnet; die Schüler sollen vor allem zu regelmäßigem Besuche der Schule angehalten werden. Aber auch für die Lehrherren sind Strafen vorgesehen, falls sie die Lehrlinge am regelmäßigen Schulbesuch hindern. Als eine wirksame Strafe dürfte namentlich die Androhung der Verlängerung der festgesetzten Lehrzeit angesehen werden. Erweisen sich nämlich die anderen Disziplinarmittel als wirkungslos, oder entzieht sich ein Schüler der über ihn verhängten Strafe, so kann von der Gewerbebehörde die Lehrzeit bis zu einem Jahre verlängert werden. Problematischer scheint uns hingegen die Verhängung der Strafe des Schularrestes, weil durch eine solche der Lehrling seinem Berufe länger als nötig entzogen wird.

Das staatliche Budget weist für das Jahr 1906 für das gesamte kommerzielle Bildungswesen die Summe von 782.200 K auf; es ist gegen das Vorjahr um 124.500 K gestiegen, da inzwischen die Verstaatlichung der Grazer Handelsakademie erfolgt ist und überdies die Subventionen für die Handelsschulen erhöht worden sind. Es liegt in der Absicht der Unterrichtsverwaltung, den Betrag im Staatsvoranschlage alljährlich zu erhöhen und insbesondere Neugründungen zweiklassiger Anstalten nach Tunlichkeit zu unterstützen; höhere Handelsschulen sollen jedoch in absehbarer Zeit mit Unterstützung der Regierung nicht errichtet werden, wiewohl die Umwandlungsgelüste einzelner Städte wie Teplitz, Brüx, Troppau, Klagenfurt u. s. w. nicht verstummen wollen. Man sollte aber diesen Wünschen nicht so schroff entgegentreten, sondern die Kuratorien ruhig gewähren lassen, die ohnedies zu großen Opfern bereit sind; kann man sich auch den von Sektionschef v. Haymerle* angeführten Gründen gegen die Hypertrophie an Handelsakademien nicht ganz verschließen, so muß doch zugestanden werden, daß wir einmal unter dem Zwange der Berechtigungen leben, deren die niederen Handelsschulen bekanntlich vollständig entbehren, während die Handelsakademien vor allem das heiß ersehnte Einjährig-Freiwilligen-Recht besitzen, das ihnen auch innerlich gleichgültige und ursprünglich nicht für den Handel bestimmte Elemente zuführt.

Die Leitung des Handelsschul-Departements im Unterrichtsministerium befindet sich in guten

*) Auf dieses Mißverhältnis der Standorte der einzelnen Schulen hat schon Sektionschef v. Haymerle in seinem vortrefflichen historischen Rückblick „Das kommerzielle Unterrichtswesen in Österreich" („Österr. Rundschau", Band VI, Heft 7/8) aufmerksam gemacht.

*) A. a. O.

Händen und auch die vor mehreren Jahren erfolgte Einführung der fachmännischen Inspektion hat bereits gute Früchte gezeitigt; man ist an der Zentralstelle über alle Vorkommnisse im Handelsschulwesen vollkommen orientiert, man kennt die Lehrer und ihre Leistungen und wäre gewiß gerne geneigt, das gesamte kommerzielle Bildungswesen unter staatlichen Schutz zu nehmen, wenn nicht der Finanzminister, wie in so vielen anderen kulturellen Fragen, so auch hier, seinen Einspruch erheben würde. Was aber die soziale Stellung der an den zweiklassigen Handelsschulen beschäftigten Lehrpersonen anbelangt, so sind es vornehmlich einzelne Kreise der Mittelschullehrer sowie einzelne Lehrkräfte und Lehrkörper der Handelsakademien, die sich gegen jede Rangserhöhung ihrer Kollegen sträuben, von denen manche akademische Studien absolviert haben; andere wieder können auf eine langjährige verdienstvolle lehramtliche Tätigkeit oder auf literarische Betätigung hinweisen, so daß diese Lehrpersonen zum mindesten mit jenen an den verschiedenen gewerblichen Fachschulen, wie für Toninduſtrie, Holzbearbeitung, Korbflechterei u. s. w. gleichgestellt werden können, die sich schon seit langem im Besitze jener Titel und jener Bezüge und Rangklassen befinden, die den Mittelschullehrern zukommen. Eine durchgreifende Besserung dieser Verhältnisse wurde nun in der jüngsten Zeit bereits angebahnt; sie wird gewiß die Hebung des Ansehens der niederen Handelsschulen selbst nach sich ziehen, wenn wir auch weit davon entfernt sind, die Existenz und das Aufblühen dieser Schulen nur von der sozialen Stellung der Lehrer allein abhängig zu machen.

Ludwig Fleischner.

Besprechungen.

„Die Weltwirtschaft." Ein Jahr- und Lesebuch herausgegeben von E. v. Halle. I. Jahrgang. 1906. I. Teil: „Internationale Übersichten". B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1906.

Zu wiederholten Malen schon ist seitens gewiegter Volkswirte der Versuch gemacht worden, aus der verwirrenden Fülle der Erscheinungen, die das moderne, von Tag zu Tag kompliziertere Wirtschaftsleben bietet, in Sammelwerken verschiedener Bezeichnung die markantesten Ereignisse des letztvergangenen Jahres herauszugreifen und die wichtigsten Zusammenhänge dieser Periode zu rekonstruieren, somit wirtschaftlich Selbsterlebtes kritisch zu prüfen und in scheinbar Unzusammenhängendes, Ungeordnetes, Unsystematisches Zusammenhang, Ordnung und System zu bringen. Solche Kompendien waren einst die berühmten Neumann-Spallartschen „Übersichten über Produktion, Welthandel und Verkehrsmittel", sind noch die Calwerschen „Jahrbücher der Weltwirtschaft" (letzteres im ganzen vortreffliche Werke, die aber an dem einen großen Fehler kranken, daß die kaum zu bewältigende Materie des gesamten Wirtschaftslebens — Agrar- und Industrialproduktion, Verkehrs- und Geldwesen, Bevölkerungsstatistik! — von einem einzigen gesammelt, erläutert und kritisiert wird: eine Aufgabe, die mehr noch als die Polyhistorie eines Leibniz voraussetzt). Eine neue Erscheinung dieser Art volkswirtschaftlicher Literatur, die „Weltwirtschaft", sucht den natürlichen Defekt der Calwerschen Publikationen dadurch zu vermeiden, daß die ökonomische Materie in Gruppen geteilt wird, deren jede ein besonders routinierter Fachmann bearbeitet. Aus dieser Spaltung resultieren dreizehn Übersichten, die in dem zunächst erschienenen ersten Teile des auf drei Teile berechneten Werkes zum Abdruck gelangen. Sie verdienen samt und sonders lobende Anerkennung: Essais, wie z. B. Wieses „Erzeugung industrieller Rohstoffe", Biedermanns „Geldwesen und Edelmetallproduktion", Feilers „Bankwesen", Borgius „Welthandel" sind geradezu Kabinettstücke volkswirtschaftlicher Deskription und lösen restlos jene schwere Kunst, in konziser Form zu berichten, zu erläutern und zu deduzieren. Und als besonders erfreulicher Vorzug dieses Werkes sei bemerkt, daß trotz einem mit wahrhaft deutschem Bienenfleiße gesammelten Ziffernmateriale der begleitende Text nicht, wie nur zu oft sonst bei Werken ähnlicher Anlage und Tendenz, bloß eine untergeordnete Rolle spielt, sondern daß gerade die textlichen Darlegungen für sich allein der „Weltwirtschaft" einen dauernden Wert verleihen.

Bedauerlich ist allerdings (auch für jenen, der nicht Lokalpatriot à tout prix ist), daß sich in fast allen, den Verhältnissen der österreichisch-ungarischen Monarchie gewidmeten Abschnitten ein beinahe stereotyper Hinweis darauf findet, die Regelung wichtiger und wichtigster Fragen stehe zurzeit noch aus; dieser Mangel ist wohl in erster Linie eine Folge des ungeordneten Zustandes, der seit Jahren schon in den einzelnen Reichsratsländern und in der Reichskombination selbst herrscht, während in den anderen Kulturstaaten durch arbeitsfähige Parlamente das Erforderliche schon veranlaßt ist. Ob wohl die nächste Ausgabe der „Weltwirtschaft" hierin einen Wandel zum Besseren wird konstatieren können? Caveant consules ...

Dr. Alfred Neumann.

Fritz Mauthner: „Totengespräche." Karl Schnabel. Berlin.

Wenn früher einmal einer, der sich kontraktlich verpflichtet hatte, jede Woche witzig zu sein, wieder einmal vor der eisernen Not-

wendigkeit stand, die Tagesereignisse zu glossieren, seinen Zeitgenossen Unangenehmes zu sagen und ihm gerade nichts Erlösendes einfiel, so stellte sich ihm bereitwilligst eine beliebte und leicht auszufüllende Schablone zur Verfügung. Er ließ berühmte Verstorbene in der ihnen eigentümlich gewesenen Art sprechen und nannte den Scherz: „Im Olymp".

In den Wiener Witzblättern tauchte diese Rubrik immer wieder auf, sie war so bequem, um eine Mode, eine Verlegenheit, den Gemeinderat oder einen verunglückten Dichter „satirisch zu beleuchten" und so wurde sie nach und nach eben so diskreditiert wie der Traum im Volksstück.

Wenn man nun Mauthners Buch flüchtig durchblättert, wahrnimmt, daß er Bismarck, Richard Wagner, Viktor Hugo u. a. bemüht, ihre Ansicht über Tagesfragen abzugeben, wenn man vielleicht zufällig zuerst gerade jene Stellen liest, in welchen Petrus, „der Himmelspförtner", sich brummig beklagt, daß er keine Stunde Ruhe habe, daß er mit seinem alten Kopf nun gar spanisch lernen müsse, so wird man nicht angenehm an diese veraltete Einkleidung erinnert – gerade der brummige Petrus hatte in diesen Wochenscherzen nie gefehlt – und wundert sich ein wenig. Man denkt im ersten Augenblick nicht an die vornehme Abkunft dieser „Totengespräche", man hat nur ihre letzten entarteten Nachkommen in frischer Erinnerung. Und mit einiger Voreingenommenheit geht man an die Lektüre.

Aber bald erkennt man, daß dieser Autor das Recht hatte, sich der veralteten und verbrauchten Form zu bedienen, da er die Kraft hatte, sie neu zu beleben. Er durfte Goethe, Schiller, Spinoza, Kant, Schopenhauer sprechen lassen, da er das Vermögen hatte, sie etwas sagen zu lassen. Feine und kluge Worte. Und das Wort wird hier wieder in seine Rechte eingesetzt. Es wird ihm nicht zugemutet, zu schildern, zu verwirren, nur durch den Klang zu wirken. Es wird nach seinem Sinn, seiner Bedeutung verwendet, es ist für den bestimmten Anlaß gewählt und könnte nicht andern Zwecken dienen. Mit den Worten, welche hier für die Würdigung Anzengrubers oder Kellers verbraucht werden, ist wirklich nichts weiter anzufangen, sie können nicht adaptiert werden. Das ist nicht sehr ökonomisch. Man ist jetzt praktischer. Moderne Essays geben uns sehr oft die Empfindung, daß die nebelhaft zerfließende, abgründliche Charakteristik, die angeblich einem Dichter gilt, ganz ohne Änderung nächstens für eine Leistung der Muse oder eine Würdigung Böcklins verwendet werden könnte. Und hie und da erhält man die vom wirtschaftlichen Standpunkte tröstliche Gewißheit, daß sie auch wirklich dieser neuen Bestimmung zugeführt wurde. Wenn auch nicht immer von demselben Autor.

Auch sonst ist Mauthners Buch erfreulich unmodern. Es kompromittiert sich noch durch gesunden Menschenverstand, durch Wärme, Mäßigung. In der Verehrung, die es Personen zollt, ist nichts von dem aufdringlichen Journalistenenthusiasmus, der auf Kommando Tam-Tam schlägt, wenn der Chefredakteur die Zeit als gekommen erachtet, für den verstorbenen Totgeschwiegenen einzutreten; auch nichts von der widerlichen Cliquebegeisterung, welche keinen Zweifel, keine Einschränkung duldet, nur eine Anbetung gestattet.

Die Virtuosität, welche Mauthner in seinem ersten Buch „Nach berühmten Mustern" bewiesen – fremde Art und Unart zu kopieren, alle Stilmasken zu tragen – hat in den „Totengesprächen" natürlich reichste Gelegenheit sich neu zu erproben; nur ist diese Virtuosität jetzt wohlwollender, respektvoller geworden und nimmt eigentlich nur bei Viktor Hugo parodistische Färbung an.

Ich glaube nicht, daß diese Virtuosität von dem Autor selbst allzu hoch bewertet wird; vielleicht ist auch er geneigt, sie nur als gutes Mittel anzusehen, dem Buch die freundliche Empfehlung zu sichern, die es rasch von Hand zu Hand gehen läßt. Er weiß es ja, daß so viele Leser nur Kurzweil wollen, daß man ihnen irgend etwas Buntes, Greifbares bieten muß, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Diese Leser wird es amüsieren, zu vergleichen, ob Raimund und Anzengruber auch wirklich so gesprochen haben, ob die Imitation immer täuschend ähnlich ist und dabei werden sie die Andacht des Buches mit in Kauf nehmen und „die Worte tiefen Sinnes, die den Tanz begleiten, wie eine Zugabe anhören, mit halbem Ohr und dennoch gefesselt." G. Sch.

„Rußlands Dichter und Schriftsteller." Von G. S. Petrov, Halle a. S., Verlag Waisenhaus.

Über Petrov, den reformfreundlichen Prediger und Professor der Theologie, liest man seit einiger Zeit öfters in den Tagesblättern. Sein Buch kann jedem willkommen sein, auch wenn er mit der Disposition und Tendenz des Autors nicht übereinstimmen wird; Petrov predigt die Umkehr zum Evangelium der Liebe unaufdringlich und in einer wohldurchdachten und warmdurchfühlten Weise. Der Schriftsteller, zumal der russische Schriftsteller, macht sein Lebensdrama durch, er hat sich im Kampfe des Guten und Bösen auf die Seite des Guten zu stellen. Lehre uns Leben! ertönt der Ruf des rechtlosen Volkes an seine Schriftsteller. Petrov stimmt in diesen Ruf ein – merkwürdig, daß

der Theologe durch den Ruf nicht aufgeschreckt wird, denn wird derart nicht die Kirche eigentlich beiseite geschoben? Am eingehendsten wird Gorkij analysiert, auch Gogol; nebenbei wird an rechter Stelle ein liebes und oft sehr gutes Wort über andere und besonders die großen Schriftsteller gesagt. Bei Gorkij wird der Einfluß Nietzsches hervorgehoben, der Aristokratismus akzeptiert, aber modifiziert; Petrov unterscheidet die Aristokratie des Körpers, der Intelligenz und des göttlichen Geistes — wir sind allzumal noch geistige Plebejer und müssen die geistige Aristokratie anstreben.

Petrov wandelt in den Spuren des Philosophen Solovjev, aber der Mystizismus ist bei ihm weniger intensiv; bei Tolstoi wird an den idealen Typen ein gewisser Mangel an Wärme wahrgenommen.

Mit großer Liebe spricht Petrov vom Volke und wendet sich gegen den falschen Aristokratismus der Bildung — darin und auch in der milden Art der Beurteilung trifft der christliche Apologet mit dem positivistischen Anarchisten zusammen; aber der Unterschied ist doch groß! Das mag dem Leser wenigstens an der Stelle einleuchten, wo Petrov in Ivan dem Schrecklichen das Lebensdrama des Kampfes des Guten mit dem Bösen sehen will. Diesen Tyrann als russischen Gottsucher hinzustellen (Petrov ändert den Dostojewskijschen russischen Gottesträger in den bloßen Gottsucher um) und so milde zu beurteilen — das würde Krapotkin bei aller Duldung und Liebe nicht fertig bringen und ich gestehe, darin fühle ich mit Krapotkin. Nur zu lange haben die Vertreter der Kirchen im Namen Christi sich in ihrem Lebensdrama nicht auf die Seite des Guten gestellt.

Th. G. Masaryk.

„Amiels Tagebücher". Deutsch von Dr. Rosa Schapire. München. R. Piper, o. J.

Über dem Namen des Genfer Universitätsprofessors Henri Fréderic Amiel läge das Vergessen, hätte ein Zufall uns seine schwächlichen Gedichte und schüchternen Aufsätze erhalten und uns um das »Journal intime« gebracht, daß dieser krankhaft zögernde, von Vor- und Nachgedanken immer beunruhigte Mann bis kurz vor seinen Tod schrieb und in dem wir nun eine der berühmtesten und eigentümlichsten Monographien einer Seele besitzen. Eine schwache Energie, die sich nichts sonst schaffen konnte, als ein scharfes Werkzeug, das sie vollends vernichtete: die Analyse und ein Ausruhen von der selbstzerstörerischen Arbeit in divagierenden Träumen, in Hingebungen an die Stimmungen aus Landschaften oder im Spiel mit den Konstruktionen der Philosophen. Und immer wachend das schmerzhafte Bewußtsein eigenen Unvermögens und eine unglückliche Kenntnis um die feinsten Dinge, die die Beruhigung eines dilettierenden Kunstschaffens nicht aufkommen läßt. „Von zahllosen Übungen gebildet, ist mein Geist ganz Kultur, aber er hat fast nichts in seinen Maschen zurückbehalten. Er ist ohne Stoff, nichts als Form. Er hat nicht das Wissen, er ist Methode geworden". „Er lebt nur, um von seiner Unfähigkeit zu leben, zu erzählen", sagt Bourget von Amiel. Er sieht keine Zwecke für sich, keine Ziele; Wünsche sind früh gestorben, Hoffnungen haben schnell enttäuscht und jene gütige Dummheit der Beschränkung fehlte, die allein zu Zweck, Ziel, Wunsch und Hoffnung begeistert und so die Tat schafft, in der man sich vergißt. Seine Freunde erwarteten von ihm etwas ganz Großes, wo er schon wußte, daß er alles in sich längst mit unkeuschen Händen zerlegt und unfähig gemacht hat. Nicht nur sein Tagebuch schrieb Amiel mit dem »Journal intime«; er schrieb darin die Seelengeschichte von vielen seiner Zeit und vielleicht auch von jenen unserer Tage, die sich mit der Schönheit um das Leben betrügen, nach dem sie Hunger haben und das sie doch zu halten ohne Kraft sind.

Franz Blei.

„Im Herrgottswinkel." Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. Leipzig, 1906. L. Staackmann.

Wenn wir von unserer Heimatskunst reden, haben wir immer die Vorstellung eines großen Gebietes und denken gar nicht daran, daß dieses Gebiet sehr dünn bevölkert ist. Wir zählen ein paar Namen her, kaum ein halbes Dutzend, und stocken schon. Es ist ja lange nicht alles Heimatskunst, was sich als solche ausgibt. Unter den wenigen echten Heimatskünstlern steht Rudolf Greinz. Er ist ein scharfer Beobachter und liebevoller Schilderer. Gedankenblässe ist ihm fremd, er ist kernig, derb-gesund. Sein Humor hat keine verfeinernden Zutaten, es ist grobe Bauernkost, der nur eine Würze zugesetzt ist; eine leichte Satire, die an Bauernschlauheit erinnert. In der vorliegenden Sammlung von zwölf Geschichten ist jede ein Stück echten Lebens. Eine der besten Satiren, ein kleines Meisterwerk, ist das „Geistliche Gericht", das den Expositurgeistlichen eines weltvergessenen Alpennestes trifft. Weil er sich öffentlich wegen seiner überharten Existenz beklagt, soll er zur Strafe in einem Kloster interniert werden. Die jubelnde Freude des Schneebauernpriesters, der den Strafantritt gar nicht erwarten kann, ist ganz köstlich gezeichnet.

Nur eines hätte ich an dem Buche auszusetzen, einen Fehler, der sich auch bei den besten findet. Man sollte doch für das Volk, die Bauern, nicht eine eigene Sprache konstruieren. Das Gemisch zwischen Dialekt und Schriftsprache, das sich stellenweise auch bei Greinz findet, ist wohl nicht empfehlenswert. Karl Huffnagl.

Feuilleton.

Von Saloniki nach Monastir.

Der Zug fährt hinaus in die sonnige Ebene. Hinter uns bleibt die an den Hügel sich lehnende Stadt Saloniki mit den Minarets und den Kuppeln der Moscheen, der von der Halbinsel Chalkidike in weitem Bogen umfaßte blaue Golf, der Umriß des dunkeln Kortatschgebirges, die Hügel mit den Weinbergen, die grünen Felder. Die Strecke führt durch die Wardarebene. Flach wie eine Tafel breitet das Land sich aus. Anfangs geht's vorüber an etlichen freundlichen Gärten, gut gehaltenen Gemüsebeeten, zwischen denen knorrige Feigenbäume, Pfirsiche, Quitten, Aprikosen, Mandeln stehen, dann kommen rechts und links einige Getreidefelder und dann die Steppe.

Auf ungebahnten Wegen, querfeldein, zieht eine Karawane daher, hochbepackte Maultiere, Esel, von denen zu beiden Seiten viel zu schwere Ballen herniederhängen, von den Grautieren mit Geduld geschleppt. Auf einem Braunen reitet eine Türkin, unter dem roten Sonnenschirme guckt sie herüber nach dem Zuge. Ein paar Reiter, den Kopf halb verhüllt durch bunte Tücher, folgen auf kleinen, schlanken Rossen. Wieder Getreidefelder, zwischen deren Ähren noch Massen glutroten Mohnes stehen, sumpfige Strecken, über die viele Störche feierlich daherstolzieren, dürre Flächen, über denen die heiße Luft zittert. Tamariskenbüsche strecken blütenüberdeckte Zweige wie rosa Fahnen empor. Ein Gerüst aus etlichen Balken zeigt sich, darüber ein Dach aus Schilf. Eine Leiter ist angelehnt, um eine erhöhte Balkenlage zu erreichen. Darauf steht ein türkischer Soldat mit dunkelbraunem Gesichte, der beim Nahen des Zuges militärisch grüßt: eine der vielen Wachen, die der Unruhen wegen längs der ganzen Bahnstrecke aufgestellt sind. Dieser Sohn Syriens und die braunen Soldaten dort, die vor einer Lehmhütte hocken, Kleinasiaten, sind auch aus der fernen Heimat herübergeschickt worden, um, wie einst die Truppen des Perserkönigs Xerxes, gegen die „Barbaren des Nordens" zu kämpfen. Hier, durch diese Ebenen, entlang an diesen Tamariskenbüschen ist einstmals das persische Riesenheer gezogen. Als der Perserkönig Rast befahl in Thermä, Saloniki, da lagerte das Heer von „Thermä an bis an die Flüsse Lydias (Kara Asmak) und den Haliakmon (Wistritza), die sich in einem Strom vereinigen (das Wardar-Delta) und die Grenze bilden zwischen dem böotischen und makedonischen Lande." Und der Fluß Echeidoros, meldet dabei Herodotos, hatte nicht Wasser genug für die Pferde und Lasttiere, sondern er versiegte. Hier haben sie gelagert, hier sind sie durchgezogen, all die Völker, die 481 der Perserkönig zum Zuge gegen das Volk der Hellenen aufgeboten hatte: die Perser, Meder, Inder, Arier mit Schuppenpanzern, Baumwollkleidern, hohen Mützen, die Paktyer und Kaspier in dicken, Pelzen, die Äthioper in Pardelfellen, den schwarzen Leib weiß und rot bemalt, die Thraker mit Fuchsbälgen auf dem Kopfe, die Chalyber mit Ochsenhörnern am Stahlhelme und noch manches Dutzend Völker, Fußvolk und Reiterei; die Reiter allein mit 80.000 Rossen und Tausenden von Kamelen. Diese wurden hier im Lager in der Wardarebene häufig von Löwen angefallen, wie Herodot uns erzählt, der auch berichtet, Löwen habe es selbst in Epirus gegeben.

Nun sind hier zwischen den Tamarisken, den Weiden und dem hohen Röhricht keine Löwen mehr zu befürchten, aber große, graue, schwarzgeringelte Wildkatzen und gelbbraune Luchse kommen noch oft aus den Wäldern herab und rauben Schafe. Die Ebene erstreckt sich stundenweit. Gerade voraus steht das gewaltige Massiv des Olympos, des schneebedeckten Götterberges von Thessalien, im Vordergrunde sind grüne Hügel, mit Weingärten bepflanzt. Im Norden der großen Wardarebene zieht sich ein Höhenzug hin, kahl, grau. Am Fuße der Berge, dort, wo die alte Römerstraße, die noch heute benützt wird, entlang führt ins Innere, dort hat einst Pella gelegen, heute eine kleine Ortschaft, Jenidsche geheißen. Der Makedonerkönig Archelaos (413 bis 399) hatte sich, nachdem er seine Herrschaft über das Thrakerland bis zum Strymon (Karasu) erweitert hatte, dort in Pella eine neue prächtige Residenz geschaffen, deren Paläste er durch griechische Künstler, wie Zeuxis und dessen Malschüler ausschmücken ließ, wo er griechische Kampfspiele aufführte, der Dichter Euripides sein Gastfreund war. Hier in Pella und weiter oben in den Bergen von Makedonien, in der älteren Hauptstadt Edessa hat Alexander der Große seine Jugend verlebt. Unter einem halbbarbarischen Volke aufwachsend, von Aristoteles mit der vornehmsten griechischen Bildung ausgerüstet, verbrachte der Jüngling eine unendlich traurige Jugend. Sein Vater, König Philippos II., ein gewalttätiger Wüstling, der mit seinen barbarischen Gefolgsmannen aus den Kriegen gegen die Illyrer und Griechen im Schlosse zu Edessa, in den Gärten von Pella wilde Gelage hielt, die Mutter, die schöne, liebedurstige Olympias,

die den Knaben heute verhätschelte, morgen bis aufs Blut schlug, die Nebenfrauen des Königs grausam ermorden, schließlich Philipp selbst und seine letzte Favoritin Kleopatra, des Attalos Tochter, umbringen ließ. Das ist da drüben am Fuße jener Berge gewesen.

Der Zug hat die Ebene hinter sich gelassen und die Station Karaferia erreicht, auch Werria genannt. Ein reizend gelegener Ort mit vielen malerischen Stellen. Werria ist das Beröa des Altertums. Hieher flüchtete sich der Apostel Paulus, der in Thessalonike verfolgt worden war. „Die Brüder aber — heißt es in der Apostelgeschichte — fertigten alsobald Paulus und Silas ab bei der Nacht gen Beröa. Die dort waren edler als die zu Thessalonike, sie nahmen das Wort ganz völlig auf und forschten täglich in der Schrift, ob es sich also verhielte. So glaubten viele aus ihnen, auch nicht wenig griechische ehrbare Weiber und Männer." Der Bahnzug bewegt sich von hier ab entlang einer niederen Bergkette, über die man da und dort den Schneeglanz des Olympos aufleuchten sieht. Längs der Bahn und in den Stationen stehen allenthalben Militärposten, die in den Stationen die strengste Perronsperre durchführen. Die Strecke ist gut gehalten, es herrscht deutsche Ordnung, denn deutsche Ingenieure haben die Bahn gebaut und Deutsche — meist österreichischer Herkunft — leiten noch jetzt den ganzen Betrieb. Schon an den schmucken, sauberen Stationsgebäuden kann man sehen, daß hier kein „Orient" sich geltend machen darf. Längs der Strecke sind Bäume gepflanzt, die stellenweise schon groß sind und erfreulichen Schatten spenden. Bei einzelnen Stationen haben die Bahnvorsteher sich wahre Schmuckgärten angelegt. Es ist eine helle Freude, das zu sehen, und man begreift nur nicht, daß der griechische oder slawische Nachbar das treffliche Beispiel nicht nachahmt. Es wäre so leicht! Unter diesem Himmel, in einem überaus fruchtbaren Boden, gedeiht alles, Feigenbäume, Granatäpfelbäume wachsen wild an der Strecke. Man braucht nur einen Stecken in die Erde zu stechen und zu begießen, in kurzer Zeit ist's ein Baum. Obstsorten, die bei uns zehn bis fünfzehn Jahre brauchen, ehe sie tragen, sind hier in sechs, sieben Jahren schon stattliche Bäume. Wasser, das Lebenselement, ist an diesen Bergen in Menge vorhanden. Die Wardarebene, in deren Mitte ein breiter Schilfsee liegt, haucht so viel Feuchtigkeit aus, daß hier trotz der Hitze die Berge bis auf die Höhe grün sind. Eine ganz klein wenig geordnete Aufforstung und Waldschutz und das ganze Gebirge wäre in wenigen Jahren mit dem schönsten Walde von Edelkastanien und Eichen bedeckt und Nußbäume würden weite Haine bilden. Die trefflichen österreichischen Männer längs der Bahn haben mit ihrem deutschen Fleiße gezeigt, was mit den geringsten Mitteln geschaffen werden kann und mit Liebe zur Sache — denn sie sind ja tagsüber durch den Betriebsdienst in Anspruch genommen und haben ihre prächtigen Gärten und die Baumanlagen nur in ihren Mußestunden bearbeiten können.

Überall rauschen Bäche von den Bergen hinab zur Ebene — unbenützt verrieselt der Reichtum in der stundenweiten Fläche, die mit Ausnahme der wenigen Sumpfstriche — und diese könnten eingeengt werden — durchweg schweren, weichen Boden hat, auf dem nur einige, wenige Felder stehen. Der Zug hält bei Wertekop. Von hier an steigt die Bahnstrecke überraschend schnell an und überwindet außerordentliche Steigungen: von 38 *m* über dem Meere führt uns der Zug mitten durch die Felsen hindurch, die er in vielen Tunnels durchschneidet, auf 303 *m* hinauf. Prachtvoll ist dieser Weg. Steinige, karstähnliche Einöden wechseln ab mit hochüberbrückten, wasserreichen, grünen Teichen, bald steigen weiße Marmorfelsen schroff empor, bald geht's durch finstere Schluchten. Es ist ein Semmering im kleinen, den wir durchfahren. Mit einem Male, während der Zug über eine hohe Brücke dahindonnert, öffnet sich ein herrliches Tal. In dessen Mitte steht, ähnlich wie der Schloßberg von Graz oder der Burgfelsen von Kufstein, ein breiter Berg, über und über grün. Darauf steht mit schimmernden Minarets und weißen Häusern die Stadt Wodena, an den steilen Abhängen des Berges aber stürzen Hunderte von weißen Wasserfällen nieder, große und kleine Wasseradern öffnen sich mitten in der Bergwand und schütten die schäumenden Fluten in das frischgrüne Tal hernieder. Das ist märchenhaft schön: der Berg mit den Wassern, die Stadt da oben, unten die grüne Ebene, darüber hohe, im Schneeglanze schimmernde Berge. Hier erfreut sich das Auge auch an dem Fleiße der Umwohner, das Land bei Wodena ist gut angebaut. So wie zwischen Wien und Baden oder gar, wie im Gartengelände von Thüringen schaut's hier nicht aus, aber gegen die durchfahrene Strecke ist's gut, Weingärten wechseln mit Gemüsebeeten, Kornfeldern, Obstgärten ab. Über die grünen Wiesen geht starkes Vieh und große schwarze Büffel mit ungeheuren Hörnern. Der Wald längs der Höhen ist stellenweise geschont und manchmal sieht man alte, breitschattende Eichen, Platanen und Nußbäume. In diesem Prachttale lag Edessa, die ältere Residenz der Makedonerkönige aus dem Geschlechte des Temenos. Hier oben bei Wodena mag der junge Alexander manchesmal hinausgeschaut haben über das weite Land, hinüber

zum weißen Olympos, zur fernen Halbinsel Chalkidike. Hier oben, wo die Nissia ihre schneeweißen Wasserfälle durch grüne Schluchten hinabstürzt, hier mag Alexander mit seinem Freunde Hephästion, mit Philotas und Klitos von jenem Zuge gegen die Perser gesprochen haben, wegen dessen die Nachwelt ihn Alexander den Großen genannt hat. Überall bricht Wasser aus den Schluchten hervor, stürzt mitten aus der Bergwand nieder; Nissa muß wohl ein uralter Name für reißendes Wasser sein, denn so wie hier bei Wodena dieser Fluß hundert Wasserfälle bildet, sind die beiden Nissa in Schlesien, die Glatzer und die Lausitzer Neiße wegen der Wildheit ihrer Wasser gefürchtet. Bei dem Nissia-See, einem großen Schilfsee, in einem malerisch düsteren Hochgebirgstale, aus dem der Fluß abwärts strömt, überschreiten wir die Wasserscheide und gelangen, wieder durch eine Reihe von Tunnels ins Gebiet eines anderen Sees. Die Bahn durchbricht hier ein ganzes Eisengebirge. Der Boden ist tiefbraun gefärbt, an den Einschnitten der Strecke sieht man im Gesteine die Eisenknollen des Erzes. Hier liegt Eisen für hundert Hüttenwerke. Die Landschaft wird öde, der Bergwald ist ausgerottet. Dort verraten noch ein paar kümmerliche Sträucher, daß auch hier einst Eichen standen. Weiter hinauf — wir sind auf 550 *m* Höhe — bedeckt niedriges Wacholdergebüsch (Juniperus sabinodes Grieseb.) die Berge.

Dann wieder ist alles kahl und grau. Mit einem Male tritt der Zug aus den Bergen hervor: ein herrlicher azurblauer See breitet sich tief unter uns aus, der See von Ostrowo. Das ist so prachtvoll, als wenn man von der alten Feste Nago bei Arco mit einem Male den Garda-See erblickt, an den dieser Ostrowo-Jesero ungemein erinnert, besonders wo man ihn kurz vor der Station in seiner ganzen Länge von 15 *km* überschaut. Da scheint man wie beim Garda-See, eher am Strande eines Meerbusens zu sein, von dem aus man in die endlose Wogenfläche hinausblickt. Aber dort am Garda liegen längs der tiefblauen Wasser das schmucke Riva, das malerische Torbole, Limone und Gargnano mit ihren Limonengärten, Gardone und Salo mit ihren Villen — hier ist ringsum eine Steinwüste, eine kahle, graue Einöde. Hier lag zur Römerzeit die Stadt Cellae und weit früher noch illyrische, makedonische und griechische Orte. Daß die Einöde nicht zu sein brauchte, zeigen wieder die Anlagen bei der Station und die verkrüppelten Feigenbäume und Mandeln, die als der letzte Rest einstiger Gärten sich noch vielfach finden. Es wird aber in späterer Zeit hier oben an diesem See sicherlich wieder ein anderes Leben sich entfalten. Anstatt häßlicher, grauer Steinhütten in kahlem Gelände werden Villen inmitten blühender Gärten stehen und in modern eingerichteten Gasthäusern werden die Leute aus Saloniki, wenn es drunten am Meere erstickend heiß wird, zur Sommerfrische wohnen.

Über eine halbe Stunde lang bleibt der herrliche, dunkelblaue See zur Linken der Bahnlinie, die hoch am Strande hinführt. Das Glitzern des Sees und der Widerprall der Mittagssonne von den Kalksteinen des Ufers wird nur selten gemildert durch ein paar grüne Büsche des Blasenstrauches (Colutea arborescens). Beim Dorfe Patele, einem wüsten Haufen von grauen Steinhäusern, lenkt die Bahn, den schönen See verlassend, in die Berge ein. Vorüber geht's beim Orte Ekschisu, wo braune Bulgarenknaben den Reisenden in Tonkrügen von altgriechischer Form säuerliches Wasser einer Heilquelle anbieten; die Strecke steigt, mehrere vom Eisenstein dunkelbraun gefärbte Bergreihen durchbrechend, wieder an und erreicht bei Banitza ein prachtvolles grünes Hochtal, von Schneebergen überragt.

Fehlten hier nicht freundliche, schmucke Wohnstätten, man könnte sich in Kärnten oder Steiermark wähnen. Aber ach, hier gibt's nichts Freundliches; in der Aufstandszeit vor zwei Jahren wurde die Stadt und die ganze Gegend schrecklich verwüstet. Am 6. August 1903 wurde die Bahn bei Florina gesprengt, Banitza und die Nachbardörfer angezündet und tagelang sah man in jenen Augusttagen von Monastir aus die Dörfer brennen. Hier hatte ein wohlwollender reicher Türke, Issed Pascha, dem der ganze Landstrich gehört, durch große Geldgeschenke es den Leuten möglich gemacht, städtische Häuser zu bauen und so war Banitza, das etwa 1500 Einwohner zählt, ein schmuckes Städtchen geworden.

Nun ist alles verwüstet. Obwohl Issed Pascha für die bulgarischen Bewohner des Ortes auch Kirche und Schule gebaut und auch Lehrer und Geistliche bezahlt hatte, entging auch dieser wohltätige Mann der Verfolgung nicht — sein großes Tschiftlik — (ummauerter Gutshof) mit dem großen Sommerhause und den Stallungen wurde niedergebrannt, acht Oberaufseher, selbst Bulgaren, wurden von ihren plündernden Landsleuten erschlagen. Gleich schreckliche Erinnerungen an den letzten Aufstand hat auch die Umgebung der Stadt Florina. Beim Dorfe Buck wurde Boris Sarafow mit einer seiner Scharen überrascht, er allein entkam, seine Leute fielen alle. Bei Neweska, das sich gegen den Überfall der Bulgaren drei Tage lang hielt, bis Entsatz kam, wurden alle Dörfer verbrannt. Florina, eine Stadt von 6000 Einwohnern, sieht man links von der Bahn an den Bergen liegen. Die türkischen Bewohner der Stadt und Umgegend sitzen hier im Lande seit den ersten

türkischen Eroberungen und schon vor dem Falle Konstantinopels. Sie sprechen nur türkisch, halten sich von den Griechen, beziehungsweise gräkisierten Wlachen und Bulgaren zurück und sind erbittert gegen alle Christen, da sie, früher vielfach reiche Gutsbesitzer, durch den Aufstand ruiniert worden sind. Der Landstrich ist reich und fruchtbar, selbst die Berge haben feuchte, gute Weiden, in der Ebene wird Tabak und Weizen gebaut, in den Dörfern findet man die echt slawische Bienenzucht sehr verbreitet. Die Dörfer — es gehören zum Bezirke Florina 54 — sind fast durchweg von Christen bewohnt, die zu 60 Prozent jenem südslawischen Stamme angehören, den man seither auch kurzweg den Bulgaren zurechnet, wiewohl die Leute wohl Slawisch aber nicht Bulgarisch reden. Der Rest sind mehr oder weniger gräkisierte Wlachen. Durch Gewalt sind diese „Bulgaren" zum Exarchate hinübergezogen und dadurch bulgarisiert worden, die Kirchen aber sind durch Einspruch der Behörden noch dem Patriarchate verblieben, so daß die dem Bulgaren-Schisma beigetretenen Bulgaren sich neue Kirchen haben bauen müssen — ein Zustand, der natürlich neue Gefahren in sich birgt, denn die Kirchenfrage ist hier alles, und viel größer als der Nationalitätenhaß ist der Kirchenhaß. Die Gegend hier wird auch bei späteren Kämpfen wieder leiden müssen, denn das Gebiet ist der beliebte Übergang der Freischaren vom Kaimaktschalan zum Peristeri-Gebirge, sowie den Gebirgszügen von Ochrida und der Debritza; seit Jahren Schauplatz der Unruhen.

Die Bahn tritt nunmehr ein in eine breite grüne, frische Ebene, eine wunderschöne Hochfläche, überragt von den 2500 *m* hohen Schneebergen der Morichowa und des Peristeri. Grüne Felder rechts und links von der Bahn, weiße Straßen mit Pappelreihen, silberige Salweiden längs der vielen Bäche, die der Tscharna, einem großen Zuflusse des Wardar zueilen. Hier ist die Pflanzendecke des unbebauten Bodens ganz nordisch, aber da und dort steigt über einem Dörflein ein weißes Minaret auf, und erinnert uns, daß wir in der Türkei sind. Zwischen den Schollen des Feldes geht ein slawischer Bauer hinter einem schwarzen, riesigen Büffel, der an Hanfseilen den einfachen Holzpflug des fernen Altertums schleift, einen Eschenast, dessen Knie der Bauer in den braunen Boden drückt. Unter einem strohbedeckten Gerüste haben sich ein paar Weiber zur Jause niedergelassen — auf den roten dicken Schürzen haben sie das Brot und den Knoblauch ausgebreitet, ihre Kost. Ein paar Brücken werden durchfahren, Landstraßen treten näher an die Bahnlinie heran, Festungswälle erscheinen, Pappelreihen, eine Menge schimmernder Minarets — Monastir ist erreicht.

R. A. Koernig.

Rundschau.

7. Oktober: Bernhard Peitl (geb. 1846), Probst in Klosterneuburg, †. — Enthüllung des Franz Josef-Denkmals in Karansebes.

8. Enthüllung des Erzherzog Carl Ludwig-Denkmals in Wien. — Kaiser Wilhelm II. spricht dem Fürsten Philipp zu Hohenlohe-Schillingsfürst in Podiebrad telegraphisch seine Entrüstung über die Veröffentlichung der Memoiren des Fürsten Chlodwig Hohenlohe aus.

9. Kongreß österreichischer Apotheker in Wien.

10. Enthüllung des Arthaber-Brunnens in Wien. — Wiederzusammentritt des ungarischen Reichstages.

11. Inauguration des Rektors Prof. Gnyciecki an der Lemberger Universität.

12. 436. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Finanzminister legt den Staatsvoranschlag für 1907 vor, welcher die Einnahmen mit 1.892,501.082 Kronen, die Ausgaben mit 1.890,871.362 Kronen präliminiert; der Gebarungsüberschuß für 1906 beträgt über 52 Millionen Kronen.

14. Österreichischer Postbeamtentag. In Wien und 33 anderen Städten halten die Postbeamten große Versammlungen ab und fordern in diesen eine Verbesserung ihrer materiellen Lage. — Der verfassungstreue Großgrundbesitz in Böhmen wählt den Fürsten Max Egon Fürstenberg zu seinem Obmann.

15. Die serbische Regierung läßt dem Grafen Goluchowski eine Note in Angelegenheit der Handelsvertragsverhandlungen überreichen, in welcher sie erklärt, in der Frage der Bestellung von Kanonen und Munition auf ihrem bisherigen Standpunkt zu verharren.

16. Inauguration des Rektors Prof. Wilh. Meyer-Lübke an der Wiener Universität. — Elfter österreichischer Ärztekammertag in Krakau. — 437. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Spezialdebatte über das Apothekengesetz. Der Entwurf wird in dritter Lesung angenommen.

17. In Krakau wird Gymnasialdirektor Dr. Thomas Soltysik mit 1640 von 1697 Stimmen in den Reichsrat gewählt. — Gardekapitän Josef Prinz zu Windisch-Graetz (geb. 1831) in Wien †.

18. Der Eisenbahnausschuß des Abgeordnetenhauses nimmt den Gesetzentwurf, betreffend die Verstaatlichung der Nordbahn an.

*

Gedanken zur Zeitgeschichte. Ein europäischer Skandal ist die Veröffentlichung der Hohenloheschen Denkwürdigkeiten genannt worden. Auchbei vorsichtiger Abwägung des Wortes wird man diese Kennzeichnung nicht allzu scharf finden. Um den Fall richtig zu beurteilen, muß man ihn des politischen Momentes entkleiden und auf seinen menschlichen Inhalt reduzieren. Was ist geschehen? Monarchen, Fürstlichkeiten, Staatsmänner haben im intimen Gespräch, oft unter vier Augen und im selbstverständlichen Vertrauen auf die Verschwiegenheit des Hörers, Äußerungen fallen lassen, die nunmehr schonungslos preisgegeben werden. Da muß sich jeder, auch der schlichteste Bürger

sagen: Tua res agitur. Es ist hier schwer gefehlt worden gegen ein sittliches Interesse der Gesellschaft ohne Unterschied von Hoch und Nieder. Wohin soll es kommen mit Treu und Glauben im Verkehr von Mann zu Mann, wenn das vertraulich gesprochene Wort nicht beim Empfänger wohl verwahrt bleibt, zum mindesten so lange, als sich wichtige Interessen an die Geheimhaltung knüpfen? Welche Sicherheit, welches Zutrauen soll in der geselligen Unterhaltung, in der intimen Aussprache noch möglich sein, wenn der Sprecher jedes Wort auf die Goldwage legen und dessen Effekt für den Fall der Veröffentlichung abschätzen muß? Es ist sehr erfreulich, daß der Presse diese sittliche und menschliche Seite des Falles nicht entgangen ist. Blätter ohne Unterschied der Parteirichtung, auch solche, die dem heutigen Regime im Deutschen Reich gar nicht grün sind, haben die Veröffentlichung der Memoiren rückhaltlos verurteilt. Am schönsten ist das Verhalten der englischen Zeitungen. Die Mißstimmung gegen Deutschland ist dort noch nicht geschwunden und begreiflich wäre es, wenn die britische Presse ein Ereignis, das den Regierenden in Deutschland Verlegenheit bereitet, mit hämischer Schadenfreude begleiten würde. Aber nichts von alledem. Die englische Presse ist sich dessen bewußt, daß hier etwas auf dem Spiele steht, das weit hinausreicht über die räumlichen und zeitlichen Grenzen aktueller Politik, und darum schließt sie sich rückhaltlos dem Chor der Verurteilenden an. Sie fühlt, um was es sich handelt.

Vorfälle wie dieser könnten, wenn sie unglücklicherweise Nachahmung fänden, unheilvolle Wirkungen allgemeinster Art nach sich ziehen. Da reden die Leute, und zumal in Deutschland reden sie davon, wie wünschenswert es sei, daß der Monarch nicht einsam auf der Menschheit Höhen wandle, sondern im freien, zwanglosen Gespräche Meinungen äußere und Meinungen auf sich wirken lasse. Nun, die Probe auf das Exempel wurde hier einmal gemacht und wir sehen, wie sie ausgefallen ist. Jedes Wort des Monarchen wird notiert, mitunter ungenau, oft aus dem Zusammenhange gerissen, nackt und bloß hingestellt, ohne die erläuternde Folie dessen, was vorangegangen und was gefolgt ist, und diese Olla potrida wird dann brühwarm, noch rauchend von Aktualität, ohne daß auch nur eine Anstandspause eingehalten würde, dem Publikum vorgesetzt. Fürwahr eine schöne Ermunterung für Staatshäupter, sich in zwangloser Zwiesprache gehen zu lassen, als Menschen mit Menschen zu plaudern und wenigstens zeitweise die schwere Rüstung des monarchischen Amtes abzulegen!

Wir wissen nichts Näheres über den Prinzen Alexander Hohenlohe, wir kennen nicht seine menschliche Art. Aber wir glauben annehmen zu dürfen, daß es ihm ferne lag, eine Inkorrektheit begehen zu wollen, daß er gar nicht das Bewußtsein dessen hatte, was er mit der Publikation der Memoiren seines Vaters tat, und wir meinen, seine Handlungsweise ist mit strenger persönlicher Ehrenhaftigkeit durchaus vereinbar. Das kommt daher, weil wir eine Moral mit doppeltem Boden haben, weil sich die unglückselige und verhängnisvolle Irrmeinung festgesetzt hat, daß in öffentlichen Dingen vieles getan werden dürfe, was im Privatleben unerlaubt und verpönt wäre. Man hat ganz vergessen, daß es nur eine Sittlichkeit, nur einen Anstand, nur eine Ehre gibt, man hat sich für das politische und für das private Leben zweierlei Maße zurechtgelegt, es gibt zwei Schubfächer des Gewissens, die man mit sehr verschiedenartigem Inhalte füllt. Man greife doch nur hinein in das warme politische Leben, und überall wird man die Belege dafür finden. Da schleudert einer von der Rednertribüne vernichtende Anklagen gegen irgend eine Persönlichkeit und nachdem er geendet, schreitet er gemütlich auf sie zu: „Sie sind ja nicht böse, was? Sie wissen ja, mein Lieber, es ist nicht persönlich gemeint ...“ Vormittags wettert einer als öffentlicher Redner gegen irgend eine Gesamtheit, einen Stand, eine Nation, eine Rasse, und beim Schwarzen säuselt er dem Tarokpartner zu: „Selbstverständlich hab' ich nicht Sie gemeint, das wissen Sie ja! Wenn alle so wären, wie Sie ...“

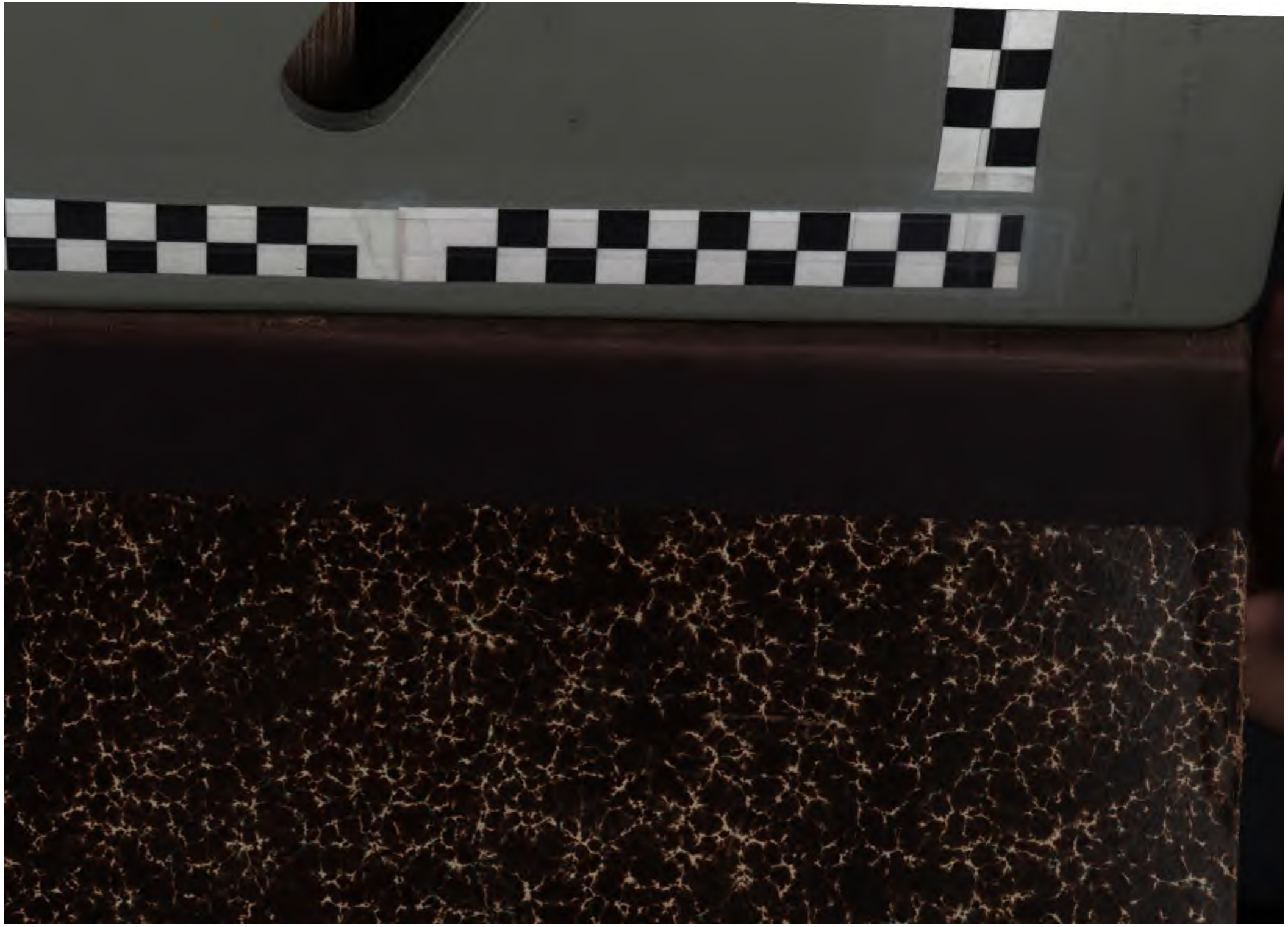
Überall die Moral mit doppeltem Boden, überall die stillschweigende und als selbstverständlich betrachtete Annahme, daß man in der Politik tun darf, was man als Privatmann meiden müßte. So auch hier. Prinz Alexander würde sich gewiß eher die Zunge abbeißen, als eine vertrauliche Äußerung preisgeben, die ein Freund über diesen oder jenen zu ihm getan oder die er sonst erfahren hat. Aber wo es sich um einen Monarchen und um Dinge der hohen Politik handelt — ja Bauer, das ist was anderes. Hier darf man und hier tut man's, ohne einen Augenblick lang das Menschliche des Falles zu empfinden.

Und schließlich noch einer: der wissenschaftliche Herausgeber, der Herr Dr. Curtius, öffentlicher Würdenträger, wenn ich nicht irre, auch Professor. Jedenfalls eine jener Stützen der Gesellschaft, die für den Durchschnittsdeutschen der Inbegriff von Einsicht, Takt und Erkenntnis sind. Schade, daß der Herr Geheime Archivrat Bailleu seine famose Anrempelung der Presse schon auf dem Geschichtsforschertag in Wien vollzogen hat. Er hätte ein paar Wochen warten sollen, heute würde sich die Sache viel hübscher ausnehmen. Hier die gewissenlose Presse, die

rücksichtslose Neuigkeitskrämerin, nur auf Sensationen bedacht, dort der abgeklärte Gelehrte, der nur nach hohen Einsichten seines erhabenen Amtes waltet.... Ganz ernst gesprochen: Der letzte kleine Provinzjournalist hätte einen so unfaßbaren Verstoß nicht begangen wie Herr Curtius, nicht zu reden von den Publizisten großen Stils, die oft schwer beladen mit wirklichen Staatsgeheimnissen herumgehen und zu schweigen wissen wie das Grab. Jeder Vertreter eines großen Blattes, der in den Ministerien und bei den Botschaften aus- und eingeht, hört tagtäglich Dinge, bezüglich deren das Stillschweigen ihm gar nicht erst auferlegt, sondern als etwas so Selbstverständliches vorausgesetzt wird, daß man ihn nicht ausdrücklich zur Diskretion verpflichtet. Es ist auch nicht nötig. Diese Männer schweigen schon aus beruflichem Interesse, weil sie wissen, daß sie nur durch Diskretion jenes Vertrauen erwerben, das ihnen einen wirklichen Einblick in die tieferen Geheimnisse der Politik ermöglicht. Sie schweigen und überlassen die welterschütternde Indiskretion einem Kollegen des Herrn Bailleu. .... Von Blowitz, dem bekannten Korrespondenten der „Times" in Paris, sagte der damalige deutsche Botschafter bei der französischen Republik: „Ich sah ihn oft und habe ihn sehr geschätzt, denn er war verschwiegen." Dieser deutsche Botschafter war Fürst Chlodwig Hohenlohe, der nachmalige Reichskanzler. —l.

Das Volksstimmenhaus. Dr. Emil Schwarz macht in einem umfangreichen, in den zwei jüngsten Heften von Hofrat Prof. Doktor Grünhuts „Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart" veröffentlichten Aufsatz einen ebenso originellen, wie, meiner Ansicht nach, wegen seiner praktischen Undurchführbarkeit verfehlten Vorschlag zur Parlamentsreform. Jeder Kandidat, der im ganzen Land ein bestimmtes Minimum von Stimmen erreicht hat, soll als gewählt erscheinen und zählt im Parlament so viele Stimmen als er Wähler hat. Diese Volksvertreter funktionieren als Beauftragte und jeder Wähler kann die gegebene Vollmacht jederzeit widerrufen, wenn er mit der Tätigkeit „seines" Abgeordneten nicht einverstanden ist. Erhält ein Kandidat nicht das erforderliche Stimmenminimum oder nimmt er die Wahl nicht an oder verliert ein Vertreter im Laufe seiner Funktionsperiode das nötige Stimmenquantum, stirbt er oder legt er sein Mandat nieder, so werden die auf ihn gefallenen Stimmen „frei" und es findet ein zweiter Wahlgang statt, der, nach dem Vorschlag des Doktor Schwarz, ein Muster von Unbeholfenheit, an Kompliziertheit gar nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

So wenig also dieser Vorschlag zu befriedigen vermag, so durchaus lobenswert ist der Weg, die eingehende überaus klar und logisch disponierte wissenschaftliche Arbeit, die den Verfasser zu seiner Anregung geführt hat. Denn Dr. Schwarz hat sich die Sache nicht leicht gemacht. Seine Schrift ist ungemein interessant; mit wahrem Bienenfleiß und gründlicher Sachkenntnis ist eine Unmasse von Literaturangaben hier zusammengetragen und von einigen Phantastereien — auch die Frauen, ja selbst die Verbrecher sollen wahlberechtigt sein — und einem noch zu erwähnenden Irrtum abgesehen, ist die Arbeit ein kritisch-kompilatorisches Werk von bleibendem Wert.

Von Proudhons Satz ausgehend, jede neue Idee beruhe auf der erwiesenen Unzulänglichkeit der alten, legt Dr. Schwarz ausführlich die bestehende Form der Volksgesetzgebung, sowie die bisherigen Reformvorschläge dar. Er zeigt, daß heute keineswegs die bekannte Mirabeausche Forderung, die Volksvertretung solle ein genaues Spiegelbild des Volkes selbst sein, verwirklicht sei, daß das Majoritätsprinzip bei den Parlamentswahlen eine Ungerechtigkeit bilde, gegen die eine immer heftiger werdende Bewegung auftrete. Hiezu käme noch die Wahlkreisgeometrie und daraus sei zu erklären, daß häufig ein im Parlament angenommenes Gesetz bei der Majorität der Wähler Widerspruch fände. Er bespricht sodann die Reformvorschläge, die er treffend in drei Gruppen: für, gegen und ohne Parlament, einteilt. Die erste umfaßt die Vorschläge, die eine gerechte Vertretung aller in dem heutigen Parlament bezwecken (die verschiedenen Systeme der Minoritätenvertretung und der Proportionalwahl), die zweite jene, die ein Korrektiv gegen das Parlament suchen (Veto, Referendum, Initiative), die dritte endlich die Idee der direkten Gesetzgebung durch das Volk, wie sie von Rousseau verlangt, von Fourier geträumt und von dem Schweizer Sozialdemokraten Rittinghausen eingehend dargestellt wurde.

Alle diese Vorschläge beleuchtet Dr. Schwarz mit vielem Verständnis und sucht sie möglichst objektiv zu würdigen, aber doch so, daß seine eigene Reformidee „das einzige Novum seiner Auseinandersetzung" schließlich — wie er schreibt — sich als etwas ganz selbstverständliches darstellt. Freilich theoretisch mag ja seine Idee manches für sich haben, wenn sie auch in dieser Hinsicht von sehr vielen arg bekämpft werden dürfte und mit besonderer Berechtigung wegen des imperativen Mandats, durch das die Abgeordneten nicht Volksvertreter, sondern Bediente wären. Dr. Schwarz irrt aber, wenn er glaubt, daß selbst bei Durchführung seines Vorschlages verhindert werden könnte, daß der Wille des Parlaments in einem besonderen Fall nicht identisch sei mit dem der Wähler. Selbst